

50. Jahrgang Heft 1

ok

ordens
korrespondenz

2009/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Der Ort der Orden
in der Kirche

Weltkirchliche
Dialog und
Lernprozesse

Franziskanisches
Missionsverständnis

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V., (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressstelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand (in Deutschland) 40,00 Euro. Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf,
Telefon 09624/9201-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Im Jahr 1959 beschlossen die damaligen drei Ordensobnvereinigungen, ein gemeinsames Organ herauszugeben. So konnte im März 1960 das erste Heft der Ordenskorrespondenz vorgelegt werden. Mit der vorliegenden Ausgabe beginnt nun der 50. Jahrgang. Zum Jubiläum erscheint die Ordenskorrespondenz in einem neuen Layout. Es ist in engem Zusammenwirken des DOK-Vorstandes als Herausgeber und des OK-Beirates verwirklicht worden. Wir hoffen, dass das neue Erscheinungsbild Ihr Gefallen findet. Ein besonderer Dank gilt Frau Hildegard Mathies und Pater Christoph Heinemann OMI, die wertvolle Hinweise für die Neugestaltung der Zeitschrift gegeben haben. Das Äußere wurde verändert, die Aufgabe der Ordenskorrespondenz aber bleibt: Sie soll, wie es Bischof Lehmann 1998 einmal ausdrückte, „wichtiges Bindeglied der Gemeinschaften untereinander“ sein.

Eine der Aufgaben, die das Geleitwort des ersten Heftes der OK formulierte, ist die Bemühung „um eine vertrauensvolle Verbindung zum hochwürdigsten Episkopat, vor allem zum Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz“. Diese Bemühung war und ist bis heute Anliegen der Zeitschrift. So veröffentlichte sie vor genau 30 Jahren in ihrem 20. Jahrgang die „Leitlinien für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche“ (mutuae relationes). Der Verortung der Ordensgemeinschaften in der Kirche widmen sich im vorliegenden Heft die Artikel von Christian Hennecke und Wolfgang W. Müller OP unter theologischen Gesichtspunkten. Während Hennecke eine ekklesiologische Skizze vornimmt, weitet Müller den Blick über die katholische Kirche hinaus auch auf christliche Kommunitäten im evangelischen Bereich.

Die Zusammenarbeit von Orden und Bistümern kam auch im Rahmen des Studientages der DKMR-Vollversammlung 2008 immer wieder zur Sprache. Erörtert wurden Chancen und Schwierigkeiten im Einsatz von Ordensleuten und Priestern aus der Weltkirche in Deutschland. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die Statements von Ordensleuten und Vertretern der Bistümer. Auf das enge Zusammenwirken mit den jeweiligen Ordensgemeinschaften wies in diesem Zusammenhang etwa Prälat Werner Rössel (Bistum Trier) hin. Über die innerkirchliche Zusammenarbeit in Deutschland hinaus stellen sich hier aber auch ganz andere Fragen der Interkulturalität im Kontext der Kirche.

Arnulf Salmen

Inhalt



Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

● Ordensleben

Christian Hennecke Zum ekklesiologischen Ort der Ordensgemeinschaften	5
Wolfgang W. Müller OP Fragend und lebend den Glauben weit machen	19
Ulrich Engel OP Religion im öffentlichen Raum	30
Hermann Schalück OFM Von der Expansion zur Relation	33

● Dokumentation

Deutscher Katholischer Missionsrat Mitgliederversammlung 2008: „Ordensleute und Priester aus der Welt- kirche im Einsatz in Deutschland – Notlösung oder Lernprozess?“	
Statements	44
Helene Büchel Interkulturalität – Kontext der Kirche	69
Jahrestagung DKMR-Verteilerausschuss	
Michael Hippler Zusammenarbeit mit Afrika	76

● Nachrichten

Aus dem Vatikan	80
Aus der Weltkirche	83
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	88
Tagungsbericht: Arbeitskreis Ordensgeschichte	101

● Neue Bücher

Buchbesprechungen	105
Kirchengeschichte	105
Ethik	111
Pastoral	116
Spiritualität	121

» Die Ordenskorrespondenz
wurde zu einem wichtigen
Bindeglied der Gemeinschaften
untereinander.«

Bischof Karl Lehmann (1998)

Christian Hennecke

Dr. Christian Hennecke, geboren 1961 in Göttingen, wurde 1986 zum Priester geweiht. Von 1995 bis 2006 war er Pfarrer und wurde im Jahr 2001 Ansprechpartner für Orden und Geistliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim. Seit 2006 ist er Regens im Priesterseminar Hildesheim und seit 2008 Leiter des Fachbereichs Missionarischen Seelsorge in der Hauptabteilung Pastoral.



Christian Hennecke

Überlegungen zum ekklesiologischen Ort der Ordensgemeinschaften

„Es gibt nur wenige Ekklesiologien, in denen das Ordensleben einen ausgewogenen Platz hat“. Diese Einschätzung Karl Lehmanns rät zur Bescheidenheit. Wenn hier nun einige Beobachtungen beigesteuert werden, dann geht es darum, den ekklesiologischen Ort der Ordensgemeinschaften¹ grob zu skizzieren. Die Beobachtungen müssen an anderer Stelle noch weiter reflektiert und vertieft werden.

Kasuale Beobachtungen als thematische Hinführung

Der Heilige Franziskus steht mit seiner charismatischen Inspiration in einer Zeit des Umbruchs. Auch seine Zeit und die gesellschaftlichen Entwicklungen bedeuteten einen gewaltigen Umbruch: die Entdeckung des Individuums, die größer gewordene Mobilität und eine

Art paneuropäische Globalisierung im wirtschaftlichen Bereich führen zu neuen Herausforderungen. Die Antwort des Franziskus ist nicht nur eine persönliche Lebenshingabe – es entsteht auch eine neue Lebensform und Lebensgestalt des Christlichen, eine neue gemeinschaftliche Lebensform, die offensichtlich sehr anziehend ist. Wie zu allen Zeiten antworten also charismatische Aufbrüche nicht nur mit einer spezifischen Lebensform des Christlichen, vielmehr ist diese Lebensform auch immer verbunden mit einer existenziellen kirchlichen Erfahrung: genau das, was im Wandel der Zeiten eher dazu führte, dass die gewachsenen Strukturen des Kircheseins nicht mehr dem Lebensverhältnissen entsprachen, wird in den charismatischen Aufbrüchen mit einer existenziellen Lebensform des Kircheseins beantwortet. Mit solchen Innova-

tionen der christlichen Lebensform tat sich die verfasste Kirche nicht immer leicht. Man denke an die Mühen und Wirrungen, die charismatische Persönlichkeiten wie Angela Merici oder Mary Ward aushalten mussten. Dennoch: gerade in den gesellschaftlichen Umbruchsituationen bieten die jeweiligen charismatischen Aufbrüche nicht nur eine innovative Lebensform des Christlichen, sondern zugleich auch so etwas wie eine prophetische Ekklesiologie, die existenziell Berufung, Sammlung und Sendung neu durchdekliniert.

Zu diesen ersten und eher zufälligen Beobachtungen kommen einige weitere: auffällig ist, dass in der Begegnung zwischen Bischof oder Papst und charismatischen Aufbruch einerseits so etwas spürbar wird wie ein „charismatisches Feeling“ und eine „administrative Spannung“ andererseits. Denn die Ordensgemeinschaften sind in ihrer prophetisch-existenziellen kirchlichen Lebensform oft „quer“ zu den Strukturen der Ortskirche entstanden. Sie sind kein Produkt pastoraler Planung und gehören auch nicht zur gegebenen sakramentalen Grundstruktur des Kircheseins. Eher ist es so, dass diese Grundstruktur die neue prophetische Lebensform ermöglicht hat, sie gewissermaßen hervorbringt – aber eben nicht die bestehende Sozialgestalt des Kircheseins bestätigt, sondern sie gewissermaßen durch ihre strikt spirituelle Gestaltwerdung provoziert.

Es wäre also fatal, wenn Ordensgemeinschaften – und hier sind vor allem männliche Priesterorden in Gefahr – nur im Blick auf die Grundversorgung und Systembewahrung der Kirchengestalt wahrgenommen werden: „Gestellungsverträge gegen priesterlich-sakramentale Versorgung. Das würde überdies zu

Lasten der Wahrnehmung der Frauenorden gehen. Es gilt vielmehr umgekehrt: je mehr in den Blick gerät, dass Ordensgemeinschaften einen weisheitlichen Fundus und einen charismatischen Raum gelebter Ekklesialität in sich bergen, der für eine Kirche im Übergang bedeutsam ist, desto eher werden die Ordensgemeinschaften – männliche wie weibliche – wahrgenommen werden als Orte, an denen Christwerden als Lernen am gelebten Modell möglich wird, an denen auch gelernt werden kann, wie Christsein in Gemeinschaft gelingt. Nicht ohne Grund gelten daher viele Ordensgemeinschaften, wenn denn ihr Charisma lebendig ist, als Sehnsuchtsorte für Pilger, als spirituelle Zentren und mögliche „Jüngerschulen“. Nicht immer allerdings gerät dies in den Blick eines Bistums: die Beziehungen zu den Orden müßten eigentlich nicht strukturell betrachtet werden, sondern pastoral: gerade eine missionarisch sich ausrichtende Kirche braucht ja Orte, an denen sowohl Jüngerschaft wie Kirchlichkeit spirituell-existenziell eingeübt und gelebt werden kann. Dass hier aber Spannungen entstehen können, sei hier nur angemerkt. Dass diese Spannungen konstitutiv sein muss, um fruchtbar zu sein, soll später noch theologisch vertieft werden.

Als erste Beobachtung soll hier aber gelten: Ordensgemeinschaften – vor allem auch weibliche – geraten erst dann stärker in ihrem Eigenen in den Blick, wenn Bistümer die missionarische Perspektive der Erneuerung priorisieren. Erst dann wird auch eine volle Gleichberechtigung der männlichen und weiblichen Ordensgemeinschaften realisiert, weil dann die strukturelle Sichtbrille zugunsten einer gehaltsorientierten

Perspektive zurücktritt. Hinzuweisen ist darauf, dass für den deutschen Sprachraum weithin unsere strukturell durchorganisierte und weithin bislang ganz auf die Bestandwahrung gemeindlicher Kirchengestalt ausgerichtete Pastoral immer massive Schwierigkeiten mit den charismatischen Ausdrucksformen des Kircheseins hatte, sowohl im Blick auf Ordensgemeinschaften wie auch im Blick auf neue geistliche Gemeinschaften und Bewegungen. Hat sich das im Rahmen der deutlichen spirituellen Suchbewegungen ab Beginn der 90er Jahre durchaus verändert, insofern die charismatischen Gründer wie die mit ihnen verknüpften Orden als Quelle spiritueller Schätze der Kirche neu geschätzt werden, so ist doch nicht in gleicher Weise erkannt, dass in den Ordensgemeinschaften existenzielle alternative, vielleicht sogar prophetische Gestalten des Kircheseins der Kirche als ganzer geschenkt sind, die angesichts des epochalen Endes einer milieuhaft geprägten Kirchengestalt fruchtbare Impulse im Blick auf eine „neue Art des Kircheseins“ verheißen – ja genau dafür auch der Kirche geschenkt worden sind. Eine weitere Beobachtung sei hinzugefügt. Sie entstammt meinem unmittelbaren Umfeld. Wenn ich als Regens des Priesterseminars in meinem unmittelbaren Lebensraum schaue, entdecke ich im Umfeld eines Quadratkilometers ein Kapuzinerkloster, ein Dominikanerkloster, ein Kloster Franziskaner und Karthäuser. Sie sind heute alle unbewohnt, aber sie verweisen mich auf eine ekklesiologisch nicht unbedeutende Wahrnehmung: auch wenn es in der Innenstadt von Hildesheim gewiß eine ordentliche Pfarrseelsorge gegeben hat, gab es diese eigenen Gestalten der

Kirchlichkeit, und auch dort wurde Eucharistie gefeiert, die Einheit der Kirche dargestellt: gerade dann, wenn viele charismatische Gestaltwerdungen des Kircheseins existierten, war Kirchen- erfahrung in einer außerordentlichen Weise plural: die Verschiedenheit der Sozialgestalten, die sich als Herausforderung aus den Charismen ergab, gab der Kirche eine Vielfalt von Zugangsprofilen und Lebensformen, die in der Feier der Eucharistie ihre tiefe Einheit fanden.

Diese ersten Beobachtungen sind zweifellos casual. Dennoch wird ihre Relevanz deutlich: in Ordensgemeinschaften zeigt sich je neu und je anders eine existenzielle und geistgewirkte Antwort auf die Frage, wie Kirchesein in einer Zeit zu gestalten und zu leben ist. Diese prophetische und charismatische Ekklesiopraxis schafft Herausforderungen und Probleme einerseits, ist aber aufgrund ihrer Geistgewirktheit „konnatural“ mit der Natur der Kirche. Vor allem aber wird in dieser Ekklesiopraxis eine Pluralität des Kircheseins erfahrbar, die aus der Einheit des eucharistischen Leibes hervorgeht und auf sie zielt. Eine solche charismatische Ekklesiopraxis ist dann auch ekklesiologisch bedeutsam und verweist auf den Ort der Orden inmitten einer umbrechenden Kirche – zu jeder Epoche.

Kirche im Übergang – Zur Wahrnehmung und Deutung des Übergangs aus der Perspektive einer ekklesiologischen Verortung der Orden

Dass wir an einem epochalen Umbruch stehen, der auch ekklesiologische Soll-

bruchstellen betrifft, soll hier nur in Kürze angedeutet werden. Wir erleben mit dem Ende katholisch-gesellschaftlicher Milieubildung auch am Ende eines Gemeindemodells. Dessen Agonie ist deutlich wahrnehmbar, vor allem auch daran, dass klassisch geprägte Gemeinden auf den Voraussetzungen eines ererbten Glaubens aufrufen. Da christlicher Glaube aber nur noch als Berufung angenommen werden kann, befindet sich der größte Teil der getauften Christen, freigesetzt aus der milieukirchlichen Systemlogik, im Status des Katechumenen, wie Josef Ratzinger vor einiger Zeit formulierte – sie sind im besten Fall Getaufte auf dem Weg zum Christwerden.

Das schafft eine neue Situation, die bislang vor allem klagend mit dem verklärten Blick auf eine vermeintlich golden-normative Vergangenheit wahrgenommen wird. Es ist fatal, so sei nebenbei bemerkt, wenn die Zukunftsdiskussion der Kirche so krass an den Pfarrgemeinden vorbeigeht und bislang sich nur wenige trauen, die Herausforderungen hoffnungsvoll und nicht nur klagend zu benennen. Die Konflikte, die sich im Zusammenhang mit den Fragen von Zusammenführungen der Pfarrgemeinden ergeben, und die sich in immer neuen Sparrunden an der nun notwendigen Aufgabe von Kirchen zuspitzen und so seit Jahren die Zukunftsdiskussion als bloße Strukturdiskussion im Rahmen eines großangelegten volkskirchlichen „Downsizings“ erscheinen lassen, machen dies deutlich. Umgekehrt läßt sich ja auch deutlich erkennen, dass trotz aller Appelle ein missionarischer Aufbruch der geprägten Gemeinden nicht möglich scheint. Das ist auch deswegen so, weil – so weiß der

neueste Religionsmonitor – inzwischen die 18-60 jährigen Christinnen und Christen in den meisten Fällen zunächst einmal selbst der Erstverkündigung und Evangelisierung bedürfen, während die „Kerngemeinden“ zumeist irritiert sind, wenn sie mit der Frage nach Glaubenskommunikation und einem Christsein aus Berufung konfrontiert werden: ist das nicht Aufgabe der Priester?

So läßt sich also leicht zeigen, dass ererbtes Christsein außerhalb der inzwischen nur noch rudimentär-formalen Milieus keine initiatorische und evangelisierende Kompetenz hat – und dies nicht als Mangel spürt. Entsprechend geht es im Zusammenhang mit der ekklesialen Lebensform auch nicht um einen existenziell-spirituellen Zugang, sondern um die Assimilation eines vorgegebenen Gefüges kirchlicher Formen, die im Rahmen einer Milieukirchlichkeit als Lebensform galten: Rituelle und normative Korrespondenz belegten Kirchlichkeit.

Die großen Zukunftsfragen der Kirche sind hier immer schon beantwortet mit dem Blick auf die glorreiche Vergangenheit. Die Vision ist die einer Perpetuierung der Kirchengestalt der eigenen Kindheit: es geht – sehr verständlich – um den Erhalt. Entsprechend arbeitet sich landläufig die Pastoral an der Alltäglichkeit volkskirchlicher Bedürfnisse ab – und auch wenn die Ehrenamtlichen ‚dieser Kirchengestalt und ihre Priester immer weniger werden, gilt: the same procedure as every year!

Auch wenn – wie diese herrliche Slapstickkomödie ja zeigt – sich die Umstände vollständig verändert haben, soll es weiter so gehen. Dass es so nicht gehen kann, wird nicht nur in der Tragikomik des Sylvesterdiners, sondern

auch in unserer alltäglichen Kirchensituation deutlich.

Kirche im Übergang – vom Paschadrama der Pastoral

Ein biblisches Bild für diese Situation des epochalen Übergangs ist hilfreich: erinnert sei an das Volk Gottes auf seinem Weg durch die Wüste. Im Buch Numeri wird von den Kundschaftern berichtet, die das Land erkunden sollen: Ist dies wirklich das von Gott verheißene Land, wo Milch und Honig fließt? Die Kundschafter können dies zwar durch die Riesentrauben belegen, die sie mitbringen, berichten aber auch von den Herausforderungen: im Land siedeln schon andere Völker, die allerdings mit der Kraft Gottes besiegt werden könnten. Die Reaktion des Volkes auf diese Ankündigung ist aber regressiv. Wie schon auf dem gesamten von Gott geführten Weg kommt es zu einem murrenden Aufstand: die Sehnsucht nach der Vergangenheit verstellt jede Verheißung. Gott greift an dieser Stelle barmherzig ein: das Volk Gottes ist offensichtlich nicht im Stande, den Weg der Verheißung zu gehen – und deswegen braucht es noch weitere 40 Jahre, bis der Einzug gelingen kann. Diese nun folgende barmherzige Ehrenrunde in der Wüste löst das Problem der revisionären Grundgestimmtheit auf biologisch-demographische Weise: Während in dieser zusätzlichen Wanderzeit wird die ägyptengeprägte Generation (einschließlich der meisten ihrer Führer wie Mose) aussterben, braucht aber ihre Prägung nicht verändern. Umgekehrt wächst unter ihrem Schutz jene neue Generation heran, die dann „über den Jordan“ ins Land der Verheißung einziehen kann.

Dieses Bild spricht in unsere pastorale Situation, und macht auf eine theologische Leerstelle aufmerksam. Gerade in der Pastoraltheologie ist seit dem II. Vatikanum die Idee verfolgt worden, dass man das Volk Gottes „von der versorgten zur mitsorgenden Gemeinde“ umformatieren könnte. Dies ist nicht gelungen – und dies kann und braucht auch nicht zu gelingen. Wie schon das biblische Volk Gottes wird auch das Volk Gottes, das aus einer bestimmten Prägung herkommt, seinen Weg in die Zukunft durch das langsame Sterben und den Tod einer Grundprägung des Christseins und der entsprechenden Kirchengestalt gehen können. Das aufklärerische Pathos der Pastoraltheologie übersieht die wesentliche Paschadimension aller christlichen Existenz.

Umgekehrt heißt das ja keineswegs, dass die überkommene Form und Gestalt von Christsein und Kirche schlechter seien als das, was in ihrem Schutz wachsen darf. Diese Moralisierung geschichtlicher Paschaereignisse ist nicht angebracht – ganz im Gegenteil: gerade auf dem Mut zum Aufbruch gründet sich die Möglichkeit einer neuen Gestalt des Kircheseins, nur dass die Erkenntnis der Notwendigkeit des Neuen eben nicht einhergeht mit der Möglichkeit, gewachsene Prägungen zu verändern. Während also die Vision des Volkes Gottes, das aus seinen Prägungen lebt, regelmäßig zur Revision einer diffusen Sehnsucht nach einer vergangenen Kirchengestalt und ihren Initiationsprozessen führt, die wir alltäglich heute noch als Normativität erfahren, gilt es zugleich Ausschau zu halten nach einer tragfähigen Zukunftsvision, die nicht an der Vergangenheit der eigenen und durchaus gelungenen Erfahrungen,

Maß nimmt sondern am Reich Gottes und Seiner Gegenwart, die auf uns zukommt.

Auch hier darf es nicht bei visionären Theorien bleiben, es braucht den freien Blick auf die „Trauben der Zukunft“, die aus dem verheißenen Land stammen. Offensichtlich aber fehlt es uns in unserem Land oft an einem solchen Blick, zumal die Perspektive häufig nicht katholisch genug ist: es fehlt unserer Kirche häufig sowohl die charismatische wie die weltkirchliche Perspektive – wir sind merkwürdig provinziell auf uns selbst fixiert.

Dennoch lassen sich die Fragen leicht formulieren, denn sie sind sehr fundamental:

- Da Glauben nicht mehr Erbgut ist, heißt zunächst die Frage, wie Glauben als lebendige Berührung und Beziehung mit dem lebendigen Gott möglich ist.
- Da Kirchenerfahrung über das formale hinausgehen sollen, stellt sich immer mehr die Frage, wie wir konkret – in der gegenseitigen Bezeugung unseres Glaubens – Christsein in Gemeinschaft leben können.
- Da Glauben heute nicht mehr eine gesellschaftlich gestützte Wirklichkeit ist, gerät die Frage nach seiner Genese – ganz biblisch – in den Zusammenhang von Berufung und Umkehr: Doch wie geschieht Berufung und Umkehr konkret?
- Und schließlich ist zu fragen, wie Frömmigkeitspraxis nicht nur über das formale Erlernen gewonnen werden kann, sondern welche praxis pietatis tatsächlich einen Zugang zum Geheimnis Gottes ermöglicht: welche Spiritualität kann wie eingeübt werden?

Diese Fragen entsprechen genau jenen Zeichen der Zeit, die oft sehr oberflächlich und ambivalent unter dem Stichwort „Megatrend Spiritualität“ gefaßt werden. Die „Pilger“, aber auch die „Konvertiten“ von heute haben eine ungeheure Wachsamkeit für die Authentizität der Zeugen. Gesucht und gewünscht sind jene Personen, die in ihrer Persönlichkeit eine authentische Praxis leben und für sie einstehen.

Zugleich gibt es eine Sehnsucht nach einer Gestalt des Weges zum Geheimnis Gottes: Erfahrungen wie die Vigil beim Weltjugendtag machen deutlich, dass es eine Sehnsucht nach liturgischer Mystagogie und Katechese gibt.

Diese Sehnsucht ist aber auch eine Sehnsucht nach Kirche. Es ist einfach mehr als oberflächlich, den Zeitgenossen von heute zu unterstellen, sie wären individualistisch. Und es ist einfach nicht wahr, dass die suchenden Menschen von heute freiwillig und bewußt unverbindlich sind.

Pilger und Konvertiten haben im gewissen Sinne ein gemeinsames Problem: während die einen noch auf der Suche nach einem Weg in ihrem Leben ihrer Natur nach unterwegs sind, und sich erst binden würden, wenn sie auch wirklich – existenziell – etwas gefunden haben, gilt für die Konvertiten, dass sie sich in den gewachsenen Milieus der Kirche häufig nicht finden: für sie ist das alles zu formal, während für die Insider Konvertiten fast die Gestalt christlicher Fundamentalisten haben – sie sind einfach zu fromm für die ererbte Kirchengestalt. Schließlich gilt dies auch für die ambivalente Gestalt des „treuen Kirchenfernen“: es ist nicht sicher, ob nicht diese Figur letztlich eine binnenekklesiale Sicht der Dinge

entspricht: es ist einfach zu simpel, unseren kritischen Zeitgenossen zu unterstellen, sie würden nicht kirchlich sein wollen – sie sind gemeindefern, und das aus gutem Grund: es ist eben zuwenig überzeugend, was dort zu finden ist. So erleben wir zur Zeit, dass gerade die Suchenden und die Konvertiten, aber auch viele andere gewissermaßen als ekklesiale Elementarteilchen auf dem Weg sind. Sie sind es aber nicht freiwillig, sondern aus gutem Grund: der Anspruch an das Kircheseins hat sich ins existenzielle gewendet: glaubwürdige Zeugenschaft, auch ekklesiale Zeugenschaft ist gefragt.

Die ekklesiologische Rolle der Orden in diesem Übergang

Zunächst ist natürlich mit aller Nüchternheit zu vermerken, dass viele Ordensgemeinschaften in sich selbst dieselben Phänomene erleben: sie sind „en miniature“ von denselben Prozessen betroffen: das langsame Sterben der Ordensgemeinschaften macht dabei exemplarisch das Sterben einer Kirchengestalt ansichtig.

In den Ordensgemeinschaften wird dieser komplexe Übergang in einer doppelten Weise frühzeitig erkennbar. Sie verfügen aus ihrer charismatischen Natur heraus über eine weniger abgesicherte Struktur und sind damit weitaus mehr als die Gesamtkirche existenzieller angelegt. Damit ähneln sie den evangelischen Freikirchen. Für beide gilt: wenn nicht mehr das Urcharisma gelebt wird, zerbricht die Gestalt in einer Generation. Orden wie geistliche Gemeinschaften sind also weitaus mehr an Existenzvollzüge sowohl des Individuums wie der Gemeinschaft geknüpft.

Krisen einer Kirchengestalt kommen also früher an, und werden auch eher – im Sinne ekklesialer Prophetie gelebt. Auf dem Hintergrund unserer Überlegungen heißt dies nun zunächst, dass die Ordensgemeinschaften eine wichtige prophetische Rolle spielen können, wenn Sie im Übergang stehen. Möglicherweise könnten sie auch deutlich machen, wie eine christliche Kunst des Sterbens und Auferstehens einer Gemeinschaft aussehen könnte. Auch dies wäre ein Dienst an der Kirche. Die Freiheit, an der eigenen gewachsenen Gestalt zu sterben, damit in einer neuen Generation eine neue im selben Charisma gegründeten Gestalt wachsen kann, würde den Orden eine wichtige Pionierrolle im gegenwärtigen Übergang der Kirche schenken. Es ginge also gerade nicht darum, einfach nach neuen Charismen Ausschau zu halten, sondern den Prozess des Sterbens und Auferstehens der Gemeinschaft aus dem Charisma heraus zu gestalten. Zugegeben: wie für die ganze Kirche ist dies auch für die Ordensgemeinschaften ein Lernprozess und eine ziemlich neue Perspektive. Auf der anderen Seite können Orden in einer Kirche im Übergang aber auch wichtige Orte sein, an denen mitten in der Sterilität der zum Sterben und Auferstehen bestimmten überkommenen Kirchengestalt so etwas wie ein überlokaler Ort zu sein, die eine existenzielle Erfahrung des Christseins und Kircheseins konstant gewähren für all jene, die auf der Suche sind. Sofern und inwieweit eine Ordensgemeinschaft in ihrem Charisma verwurzelt ist, kann sie nämlich ein Ort sein, an dem Zeuginnen und Zeugen antreffbar und anfragbar sind: Menschen, die andere – im Licht eines bestimmten Charismas und mit

dem Reichtum ihrer geistlichen Erfahrung einführen und hinführen können in das Geheimnis Gottes.

Aber nicht nur einzelne Zeuginnen und Zeugen sind gesuchte Begleiter im Glauben, sondern auch das gemeinschaftliche Gefüge und ihre gemeinschaftliche Praxis pietatis und Liturgie sind bedeutsam: ein Orden ist im gelungenen Fall ein Ort der mystagogischen Liturgie, einer Spiritualität in Gemeinschaft, die aus der Tradition der Kirche schöpfen kann. So werden solche Ordensgemeinschaften zu Schulen des Glaubens, für Anfänger und Suchende, wie für Konvertiten.

Systematische Vertiefung: Ordensgemeinschaften als Lernort einer Ekklesiologie der Zukunft

Die hier vorgelegten Thesen sollen im folgenden noch einmal in den theologischen Diskurs eingebracht und verifiziert werden. Dabei sollen drei Schneisen gelegt werden. Zunächst zeigt sich, dass die hier angedeutete Existenzlogik sich einordnet in die noch ausstehende Rezeptionsgeschichte des II. Vatikanums. Dies gilt dann nicht nur generell, wie im Anschluss an Überlegungen von H. J. Pottmeyer gezeigt werden soll, sondern noch einmal spezieller in dem Kontext der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium*, die – wie M. Eckholt deutlich machen kann – exakt die Fragen des geweihten Lebens betrifft. Schließlich soll im Anschluss an Überlegungen von J. Ratzinger noch einmal auf die konstitutive Spannungsverhältnisse der Ordensgemeinschaften zur Grundform der Ortskirche hingewiesen werden.

Auf dem Weg zu einer existenziellen Ekklesiologie – die ausstehende Perspektive der Konzilsrezeption

„Jene überkommene Weise der Kirchlichkeit, die sich aus dem Herkommen und Tradition des sozialen Umfeldes ergab, geht mit der älteren Generation fast überall zu Ende“, so der Ausgangspunkt der Überlegungen Pottmeyers, mit denen er seine Überlegungen zu einer „anderen Art des Kircheseins“, zu der das II. Vatikanum herausfordert².

Angesichts der anstehenden Umstrukturierungen weist Pottmeyer mit Recht darauf hin, dass dieser Umbau ohne eine inspirierende Vision zu einem bloßen Rückzugsgefecht zu werden droht. Pottmeyer aber ist überzeugt, dass die derzeitigen Veränderungen so etwas wie einen Anruf Gottes sind, in der die Christen gerufen werden „zu einer anderen, bewussteren Weise des Christ- und Kircheseins“³. Dieser Anruf der Zeit ist im Ereignis des II. Vatikanums aufgegriffen worden:

„Unmittelbar richtete sich die Reformabsicht ja vor allem auf drei Anliegen: 1. Abbau der einseitigen Priesterzentriertheit und Aufwertung der Stellung des Laien und ihrer Mitverantwortung für die Sendung der Kirche; 2. Abbau des römischen Zentralismus und Aufwertung des ekklesialen Ranges der Ortskirche und des Bischofsamtes; 3. Abbau des antimodernen und konfessionalistischen Festungsdenkens und Aufnahme des Dialogs mit den anderen Christen und mit der modernen Gesellschaft“⁴.

Dabei ging es im Grunde um die Aufnahme einer neuen Perspektive der Ekklesiologie, die Guardini mit dem Stichwort „Die Kirche erwacht in den

Seelen“ schon zu Beginn der 20er Jahres des 20. Jahrhunderts schon gegeben hatte: Kirchesein neu zu verstehen als eine geschwisterliche Gemeinschaft des Volkes Gottes – Kirche als eine Gemeinschaft der Kirchen vor Ort. Die damit angesprochene existenzielle Wende der Ekklesiologie ist allerdings bislang nicht hinreichend rezipiert worden. Der Gedanke einer geistlich- existenziellen Partizipation am Geheimnis der Kirche und damit einer bewußteren und geistlich vertieften Weise des Kircheseins konnte sich nicht durchsetzen:

„Tatsache ist, dass sich die erste Rezeption des Konzils bei uns noch weitgehend im Rahmen der noch wirksamen volkskirchlichen Mentalität vollzog. Dem volkskirchlichen Bewußtsein galt die Zugehörigkeit zur Kirche ja noch als selbstverständlich. Nicht diese erschien ihm als ein Problem, vielmehr war ihm ein vordringliches Anliegen die größere verantwortliche Partizipation der Laien, für die die entsprechenden Strukturen zu schaffen waren. Das erklärt, warum uns die Reform der Kirche zu einer Gemeinschaft des Volkes Gottes vor allem eine Strukturreform bedeutete.“⁵

Zusammen mit den Herausforderungen der 68er Jahre und ihrem Anliegen demokratischer Mitbestimmung führte dies dazu, dass das Anliegen einer existenziellen Wende der Ekklesiologie, die im Konzil vorgedacht worden war, nicht in den Vordergrund trat.

Erst angesichts der Herausforderungen, die das Ende milieuhafter Volkskirchlichkeit deutlich macht, gerät diese Perspektive neu in den Blick und erweist sich als „Bauplan für die Kirche von heute“. In der Tat hat Papst Johannes Paul II immer wieder den Versuch unternommen, die vom Konzil gewagte

Perspektive einer existenziellen Ekklesiologie neu in den Blick zu nehmen. Einen ersten wichtigen Meilenstein stellt die Bischofssynode 20 Jahre nach dem Konzil dar: die Neuentdeckung des Communioverständnis, wie sie dort vorgeschlagen wurde, fand sich in den 80er Jahren allerdings sofort unter Ideologieverdacht. Mit Recht wurde wahrgenommen, dass im Begriff der Communio nicht zuerst eine strukturelle Erneuerung der Ekklesiologie angestrebt war, sondern eine spirituelle Erneuerung. Angesichts der damaligen Auseinandersetzungen wurde der Communio-Ekklesiologie vorgeworfen, mit diesem spirituellen Akzent die Strukturfragen wegbügeln zu wollen. Die Communio-Ekklesiologie konnte sich in ihrer tiefen mystischen Dimension auf diesem Hintergrund nicht durchsetzen. Johannes Paul II hat noch ein zweites Mal versucht, dieses konziliare Anliegen in den Blick zu rücken. In seinem Schreiben „Novo Millennio Ineunte“ aus dem Jahr 2001, das als sein pastorales Vermächtnis gelten darf, sieht er prophetisch, dass eine zukünftige Kirchengestalt sich wesentlich von einer existenziellen Ekklesiologie her bestimmt: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Communio zu machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen“ (NMI 43). Die „prophetische Intuition“ (Pottmeyer) des Papstes besteht in der Erkenntnis, dass eine Neugestaltung der Kirche als Communio voraussetzt, sich in eine Spiritualität der Communio einzuleben. In NMI wird diese Spiritualität auch deutlich beschrieben, und zwar so, dass

auch die strukturellen Konsequenzen dieses Ansatzes deutlich werden.

Diese Überlegungen Pottmeyers zur ausstehenden Rezeption der Konzils-ekklesiologie – er deutet auch die entsprechenden Akzente in Dei Verbum an – machen mehr als deutlich, dass es hier um einen existenziell-spirituellen Zugang zur Ekklesiologie geht, der sich offensichtlich nicht ohne weiteres aus den Strukturreformen der Ortskirchen ergibt, sondern charismatisches Geschenk an die Kirche sein muss.

Im Anschluss an diese Überlegungen kann für unseren Zusammenhang noch einmal deutlicher werden, welchen ekklesiologischen Ort die Orden, ja alle charismatischen Aufbrüche, in dieser Übergangs- und Umbruchszeit der Kirche haben. Sie sind ja vor allem existenzielle Aufbrüche zu einem geliebten Christsein, die eben nicht nur die Umkehr und die Berufung des Einzelnen in den Blick nehmen, sondern auch – unter einem besonderen charismatisch bestimmten Gesichtspunkt – eine Sammlung zum Kirchesein beinhalten, und mithin für die Kirche insgesamt ein Ort sein können, an dem charismatisch-weisheitliche Erfahrungen des Kircheseins abgerufen und eingeübt werden können.

Überlegungen zu einer weisheitlichen Ekklesiologie

Es ist M. Eckholt, die dieses Anliegen im Blick auf die Rezeption der Kirchenkonstitution Lumen Gentium weiter vertieft⁶. Auch Eckholt verweist auf die existenzielle Wende der Ekklesiologie des II. Vatikanums. Kirche zu sein, das ist in der Theologie von Lumen Gentium nicht vor allem Struktur, sondern

Ort und Erfahrung der lebendigen Gegenwart des Herrn, der sein Volk sammelt. Die hier sich abzeichnende Ekklesiologie orientiert sich dabei – wie schon in der Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium deutlich wird – sehr deutlich am Paschamysterium.

Die Kirchenkonstitution Lumen Gentium, die in ihrem ersten Teil die sakramentale Gestalt der Kirche in ihrem Geheimnis beschreibt, und dabei vor allem die Beziehungsgestalt der Kirche ans Licht kommen lässt, bekommt in ihrem zweiten Teil eine existenziell-spirituelle Konnotation. Eckholt verweist im Kontext des Übergangs von einer institutionenzentrierten hin zu einer personal-existenziellen Form des Christseins und des christlichen Glaubens auf die Ordensgemeinschaften, denen hier eine wichtige „Scharnierfunktion“ zukommt:

„Es ruft den Kirchen in Erinnerung, dass Glauben ein persönlicher und die Freiheit nicht überspringender Bildungsprozess ist, der sich ausprägt in Lebensformen, deren Attraktivität den Charme des Glaubens, die „gratia“ Gottes zum Ausdruck bringt. Die Sichtbarkeit einer Radikalität christlicher Nachfolge, der Zeichencharakter und die besondere Zeugenschaft des Ordenslebens, die in ihren geborgenen spirituellen Ressourcen haben für viele – sich auch von den Kirchen abwendenden – Zeitgenossen immer noch besondere Autorität und Anziehungskraft“⁷.

Es geht Eckholt in ihren Überlegungen besonders darum, Ordensgemeinschaften einzuzeichnen in eine „Ekklesiologie der Freundschaft“. Deswegen ist hier die Lebensform der Gemeinschaft zu profilieren, wie sie sich biblisch bei Paulus im Galaterbrief zum Ausdruck

bringt (Gal 3, 26-28: „Ihr alle seid einer in Christus Jesus“): Kirche ist in dieser Perspektive eine „Gemeinschaft der Freunde“, die erwächst aus der Gottesfreundschaft und die sich in diese Welt hinein ausweitet.

Das Ordensleben ist nun, so lautet ihre These, eine besondere Ausprägung einer Lebensform aus und in der Freundschaft Gottes in Jesus Christus, an der in besonderer Weise sichtbar wird, was Kirche überhaupt ausmacht, sowohl in der Dimension der Berufung (Weihe), der Communion und der Sendung.

Betrachtet man in diesem Licht die Konzilskonstitution *Lumen Gentium*, dann läßt sich ihre innere Logik schlüssig entwickeln: gerade der II. Teil von LG beschreibt nämlich jene Existenzvollzüge, ohne die die trinitarische und paschachristologische Gründung und Grundgestalt der Kirche gar nicht ins Leben kommt. Kirche, die ja von Gott dem Menschen geschenkt und vorgegeben ist, bedarf einer Weise des Lebens, eine ekklesial gelebte Taufgnade, wie sie auch Johannes Paul II in seinen Überlegungen zu einer Spiritualität in Gemeinschaft andeutet (NMI 43):

„Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden, als Volk Gottes, das in der Liebe und Freundschaft des lebendigen Gottes gründet, ist nur dann wirklich und glaubwürdig Kirche, wenn sie aus dieser Freundschaft lebt und diese Freundschaft sichtbar macht. Dazu ist jeder Getaufte berufen und herausgerufen. Die Konzilsväter haben in beeindruckender Weise auf die Verantwortung hingewiesen, die im Taufsakrament und in der Taufgnade gründen... Dies darf jedoch nicht eine abstrakte theologische Bestimmung bleiben, die theologische Aussage bewahrheitet sich, wenn sich

auf dem Weg des Hineinwachsens in die Taufgnade Lebensformen ausbilden, an denen die Freundschaft Gottes mit dem Menschen sichtbar wird – und zu einer Freundschaft untereinander – in und außerhalb der Kirche – wird“⁸.

Von daher kann Eckholt dann das Ordensleben profilieren und seinen Ort in diesem ekklesiologischen Grundgefüge. Das Ordensleben gibt dann nämlich exakt Zeugnis für ein Leben in der Christusnähe. Das Taufsakrament verdichtet sich in einer Ordensweihe, insofern hier in besonderer Weise rein „öffentliches Sinnbild der gelebten Freundschaft mit Christus“ ansichtig wird. Ordensgemeinschaften sind aber immer wieder auch Orte der Ekklesiogenese, da sich ja immer wieder solche neuen Sinnbilder in der Geschichte ausgeprägt haben und ausprägen werden. Sie sind Zeichen des Geistes für eine uns eschatologisch erreichende christlich-kirchliche Lebensgestalt, durch die suchende Menschen immer wieder neu eingeführt werden können in das Geheimnis des Christseins und seiner ekklesialen Lebensform.

Zum theologischen Ort der kirchlichen Bewegungen

Benedikt XVI. hat noch in seiner Zeit als Präfekt der Glaubenskongregation wichtige Überlegungen zum theologischen Ort der kirchlichen Bewegungen beige-steuert, die aber unschwer auch den Ordensgemeinschaften gelten⁹.

Ratzingers Überlegungen sind eine theologische Reflexion in kirchengeschichtlicher Perspektive. Er verweist auf das periodisch wiederkehrende Phänomen, dass es neben der bleibenden Grundform des kirchlichen Lebens, in

der sich die Kontinuität ihrer geschichtlichen Ordnungen ausdrückt, immer wieder neu Einbrüche des Heiligen Geistes, die dieses Gefüge je wieder lebendig machen und erneuern. Frage ist nun, wie diese Gestalten zueinander stehen. Zum einen läßt sich unschwer der sakramentale Charakter apostolischer Nachfolge in der Ortskirche erkennen, zum anderen entstanden und entstehen immer wieder „apostolische Bewegungen“: im Blick auf Antonius, den Einsiedler, besonders aber auch im Blick auf Basilius, dem Vater des abendländischen Mönchtums wird deutlich, dass von diesen Gründergestalten ein neuer Aufbruch zur Radikalität des Evangeliums gelingt, der ursprünglich nicht darauf zielte, eine neue Gemeinschaft zu gründen, sondern eigentlich beabsichtigte, entschieden gelebtes Christsein zu ermöglichen:

„Man sucht nicht eine Sondergemeinschaft, man sucht das ganze Christentum, die dem Evangelium gehorsame und von ihm her lebendige Kirche“¹⁰.

Eine kleine Gruppe, die sich so bildet, steht so im Dienst an der Belebung des Ganzen. Die gesamte Kirchengeschichte, so macht Ratzinger deutlich, bestimmt sich aus diesem Zueinander der vom bischöflichen Amt bestimmten ortskirchlichen Grundgestalt als tragendem Gerüst der Kirche einerseits und andererseits Wellen von Bewegungen, die den universalistischen Aspekt der apostolischen Sendung und Radikalität zur Geltung bringen.

Die Überlegungen Ratzingers, die ja eigentlich auf den theologischen Ort der Geistlichen und Kirchlichen Bewegungen zielen, stellen sich faktisch als eine Reflexion auf den apostolischen Charakter der Ordensgemeinschaften in der

Kirche dar. Ekklesiologisch ordnet der Papst die Orden ein im apostolischen Wesenszug der Kirche. Damit wird von ihm zugleich eine Grundspannung zur Ortskirche benannt, die dennoch eine gegenseitige Befruchtung bewirken soll. Während einerseits die Eingebundenheit in die Ortskirche die Katholizität garantiert, schenkt die Apostolizität durch die Radikalität der *vita apostolica* ein lebendiges Zeichen und Modell des Kircheseins. Darüber hinaus meint Apostolizität immer auch evangelisierende Dynamik – die Verkündigung des Evangeliums wie auch den Dienst an den Armen.

Der ekklesiologische Ort der Ordensgemeinschaften – eine kurze Zusammenfassung

Die systematischen Überlegungen von H.J. Pottmeyer, M. Eckholt und Benedikt XVI. haben noch tiefer verstehen lassen, welches der Ort der Ordensgemeinschaften in der Ekklesiologie im Übergang ist. So soll im folgenden noch einmal in vier Thesen dieser Ort beschrieben werden.

Der Ort der Ordensgemeinschaften in einer Kirche im Übergang ist die Prophetie

Ordensgemeinschaften – wie auch andere charismatische Aufbrüche in der Kirche – stellen so etwas wie „Laboratorien zukünftiger Kirchlichkeit“ dar. Sie sind dies in doppelter Hinsicht: zum einen sind Orden so etwas wie ein „ekklesiologisches Frühwarnsystem“. Am Beispiel der Überalterung der Orden wird eben nicht nur eine ordensinterne Problematik sichtbar, sondern wird das Schicksal einer ererbten Kirchengestalt

erkennbar. Eine Ortskirche täte gut daran, sich warnen und belehren zu lassen. Denn auch da, wo in unserer heutigen Zeit, Ordensgemeinschaften ein Wachstum verzeichnen können, lassen sich von den Umständen und Kriterien dieses Wachstums Rückschlüsse auf anstehende kirchliche und außerkirchliche Entwicklungen ziehen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ordensgemeinschaften sind aber auch in einer zweiten Hinsicht prophetisch: ihr Entstehen macht auch deutlich, dass die Kirche als ganze immer wieder neuer Gestaltwerdungen bedarf. Die Priorität einer existenziellen kirchlichen Lebensform vor ekklesialen Strukturen ist hier bedeutsam: Ekklesiogenese ist ein existenzielles Geschehen, das gewiß auch Strukturen freisetzt – umgekehrt ist dies schwieriger denkbar: Strukturveränderungen bewirken aus sich selbst heraus noch keine Ekklesiogenese.

Ordensgemeinschaften bezeugen die Priorität einer existenziellen Ekklesiologie

Ein wesentliches Ergebnis unserer Überlegungen war die Einordnung der Ordensgemeinschaften in die Tendenzen, die auf einen existenziellen Wandel der Ekklesiologie hinzielen. Die Beobachtungen zum Wandel der Kirche

verwiesen schon darauf, dass in einer Kirche im Übergang eine Vielfalt gelebter Gestalten kirchlichen Christseins eher im Bereich von Orden und Geistlichen Gemeinschaften zu finden sind. Hier zeigen sich für Pilger wie für Konvertiten Orte, an denen Christwerden und Christbleiben gelingen kann.

Aber auch die systematischen Überlegungen machten deutlich, dass damit die Ordensgemeinschaften ein wichtiges und zumeist noch nicht eingelöstes Desiderat der Ekklesiologie des II. Vatikanums einlösen – eben nämlich jenen „existencial turn“ der Ekklesiologie zu bezeugen, der sich als wegweisend für jede Ekklesiologie der Zukunft erweist. Dass dies nicht nur im Kairòs der Jetztzeit gilt, sondern den Ordensgemeinschaften durch die Kirchengeschichte hindurch konstitutiv ist, machte Benedikt XVI. deutlich.

Ordensgemeinschaften stellen eine Topologie bezeugten Glaubens dar

Die Charakteristika der Orden, die ihr Charisma authentisch darleben, verweisen auf ihre evangelisierende wie ekklesiogenetische Kraft. In ihrer Existenzform ist sowohl die am Evangelium inspirierte Identität und Radikalität („vita apostolica“) eingezeichnet, wie auch ein jeweiliger konkreter Weg, wie Glauben und kirchliche Existenz gelernt und eingeübt werden kann. Auf diese Weise werden Ordensgemeinschaften zu bevorzugten Orten der Initiation und der Mystagogie. Dabei stehen sie nicht für sich, sondern dienen gerade so dem Ganzen. So ist das Ziel einer an einem Orden angebundenen Jüngerschule nicht zuerst die Weckung von Ordensberufung, sondern die Herausbildung neuer Lebensgestalten des Kircheseins.

Ordensgemeinschaften bezeugen eine Ekklesiologie im Werden

Ordensgemeinschaften bezeugen – in einem Laborstatus – auch eine ekklesiologische Vision. Zum einen weist die Vielfalt der Ordensgemeinschaften darauf hin, dass ekklesiale Lebensformen innerhalb der katholischen Kirche in größerer Vielfalt denkbar sind. Die Fixierung auf die pfarrgemeindliche Form erweist sich als obsolet, auch wenn immer klar bleibt, dass die ortskirchlich legitimierte Eucharistie die Einheit der Kirche in jeder Feier der Eucharistie darstellt.

Es ist im doppelten Sinne eine plurale Ekklesiologie im Werden: sie bezeugt sich immer nur dann als glaubwürdig, wenn sie existenziell vollzogen wird und wenn die zugehörigen Strukturen diesen Existenzvollzug ermöglichen, aber nicht endgültig in Formen gerinnen lassen. Zum anderen bleibt eine solche Ekklesiologie im Werden ein Zukunftsprojekt: sie fordert Ordensgemeinschaften wie Ortskirche auf, eine Spiritualität in Gemeinschaft zu vollziehen, deren Verwirklichung noch vor uns liegt.

.....

¹ Ordensgemeinschaften sind die geronnene Gestalt von Geistlichen Gemeinschaften. Alle Ordensgemeinschaften sind zunächst aus einem Charisma geboren worden und sind dann – im Dialog mit der ganzen Kirche – in Ordensgemeinschaften verfasst worden. Deswegen gelten die hier angebotenen Überlegungen mutatis mutandis auch für Geistliche Gemeinschaften und Bewegungen

² H. J. Pottmeyer, Neue Sammlung und Sendung – die Chance eines Endes, Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen, 2007, 7.

³ Ebd. 18.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd. 20.

⁶ Vgl. zum folgenden M. Eckholt, Freundschaft und Weisheit, Zur ekklesiologischen Verortung des Ordenslebens, in M. Gruber/S. Kiechle (Hg), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007, 143-166.

⁷ Ebd 146.

⁸ Ebd. 154f

⁹ Vgl. im folgenden Benedikt XVI./Joseph Kardinal Ratzinger, Die Kirchlichen Bewegungen und ihr theologischer Ort, in Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften, München 2007, 15-58 (Eröffnungsreferat beim Kongress der neuen Geistlichen Gemeinschaften in Rom am 27. Mai 1998).

¹⁰ Ebd 37.

Wolfgang W. Müller OP

Prof. P. Dr. Wolfgang W. Müller OP ist Regens der süd-deutsch-österreichischen Dominikanerprovinz. Er hat den Lehrstuhl für Dogmatische Theologie an der Universität Luzern/Schweiz inne und ist Leiter des Oekumenischen Instituts Luzern.



Wolfgang W. Müller OP

Fragend und lebend den Glauben weit machen

Welchen Platz haben die christlichen Kommunitäten in den Kirchen?

Gemeinschaft ist ein Zeichen der Christusbefolgung. Keiner lebt seinen Glauben allein. Die Gemeinschaft geht über das Individuum hinaus, ist mehr als die Summe der ihr zugehörigen Personen. In dem bunt zusammengewürfelten Charakter des Gemeinschaftslebens zeigt sich eine Grundkonstante menschlicher Sozialität. Drei Personen bilden bereits eine Gemeinschaft; drei ist der kleinste gemeinsame Nenner gemeinschaftlichen Lebens: Drei Personen bilden eine gemeinschaftliche Kernzelle, sie übersteigen die Figur der Singles wie die der Paarbildung. Drei Personen, gemeinschaftlich verbunden, spiegeln bereits Grundkonstellationen unseres Miteinanders: Integration wie Ausschluss, Gruppenbildung wie Isolation, Mehrheit wie Minderheit, innen und außen können in einem Dreiergefüge durchlebt werden.

Das Gemeinschaftsleben weiß um all diese Bezüge. Alle, die in Gemeinschaft

leben, kennen aus eigener Erfahrung Notwendigkeit wie Nöte dieser Konstellationen. Die vitalen Bezüge unseres Miteinanders können aber auch ruhen, versperrt sein, in einer Sackgasse stecken. Wie findet eine Gemeinschaft aus solchen Situationen heraus? Welche Hilfe gibt die Bibel zur Hand, wenn es um die Frage des Gemeinschaftslebens geht?

Biblischer Einstieg

Im lukanischen Gleichnis des barmherzigen Samariters (Lk 10, 29-37) können biblische Leitlinien für die zu besprechende Fragestellung entdeckt werden! Eine solche Relektüre bietet sich auch an, da bereits die Kirchenväter in diesem Gleichnis ein Bild für die Kirche sahen.

Ein Mann, auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho von Räubern überfallen, braucht dringend Hilfe vom ersten Passanten, der ihn entdeckt wird. Das

Gebot der Nächstenliebe sollte dies ermöglichen, doch weit gefehlt! Weder der Levit noch der Priester, die als erste des Weges daher kommen, geben die nötige Hilfeleistung zum Überleben. Räumt man ein, beide, der priesterlichen Schicht angehörend, würden sich durch die Berührung eines Halbtoten für den Tempeldienst unrein machen (vgl. Lev 21, 1-3; 11), bleibt doch das ungute Gefühl der unterlassenen Hilfeleistung. Nimmt man für die vorgeschlagene Relektüre den Zusammengeschlagenen als eine Person, Levit und Priester als Vertreter einer Personengruppe, so lässt sich formal feststellen, dass zwischen beiden Gruppen keine Kommunikation besteht. Selbst auf die Gefahr hin, Leben nicht zu retten, findet eine Blockierung statt (sei sie rituell, religiös, gesetzlich oder sonst wie legitimiert). Der Bruch hat lebensbedrohliche Konsequenzen. Im Erzählfluss stockt nun alles, der Verletzte müsste bald sterben, wenn nicht eine dritte Person, der Samariter, auf den Plan tritt. Die Samariter haben in Jerusalem keinen guten Ruf. Er jedoch, ergriffen von Mitleid, tut das Notwendige: Der Samariter behandelt die Wunden mit Öl und Wein, verbindet sie und führt den Halbtoten zur nächsten Herberge, kommt für die allernotwendigsten finanziellen Ausgaben auf. Dem Wirt wird versprochen, dass er bei der Rückkehr die eventuell entstandenen weiteren Kosten für Pflege und Behandlung zurückerstattet bekommen soll. Dieser Samariter, in unserer Relektüre die (notwendige!) dritte Person, bricht die Blockierung auf, bringt das lebensfähige wie lebensermöglichende Miteinander wieder in Fluss. Als Fremder kommt ihm Wichtiges zu; als der notwendige Dritte einer menschlichen

Gemeinschaft leistet er für die anderen Gruppen der Erzählung nötige Hilfe: Wein, Öl und Verband dem Überfallenen als Erste Hilfe geboten, können in einer geistlichen Sicht als Sakrament verstanden werden. Die Barmherzigkeit des Samariters äußert sich für den Überfallenen aber auch in materieller Hilfe. Im Sakrament gehen Wort und Zeichen in eins. Aber auch Levit und Priester erhalten von dem Dritten eine Hilfe; ihnen gilt die Aufforderung, die in einem ‚offenen Schluss‘ ebenso den Hörerinnen und Hörer des Gleichnisses zugesprochen wird: „Dann geh und mach es ebenso“ (v. 37b).

Der Samariter, als Figur des Dritten, kann uns Symbol für unser Gemeinschaftsleben sein. Er hat durch seine Einstellung und sein Handeln, Raum zum Leben geschaffen oder wieder ermöglicht und dabei andere gelehrt, wie christliche Existenz im Konkreten zu verstehen sei!

Klassische Erwartungshaltungen und Rollenverständnisse wurden vom Samariter in unserem Gleichnis hinterfragt, durch seinen Lebenseinsatz, Aufmerksamkeit und seine Empathie wird der Glaube real und weitet sich. Glaube versteht sich dabei primär nicht als ein Traditionssystem, sondern als ein persönliches Engagement, ein existenzielles und spirituelles Abenteuer. Es ist ein Zeichen der (Post)Moderne, dass es für die Menschen heute nicht mehr selbstverständlich ist, in ihrem Umfeld einerseits eine praktizierte Gestalt ihrer Religion zu finden oder gar sich mit einer solchen abzufinden. Der religiös praktizierende Mensch ist heute in aller Regel ein Suchender, der nach seinem Gewissen das Geheimnis des Glaubens zu ergründen versucht und so auf die

reinste Form seiner Religion zugeht.¹ Der Mensch als Glaubender ist unterwegs, wie alle in unserem Gleichnis und zugleich ist dieses Unterwegssein eine allen religiösen und glaubenden Praktiken grundlegende Voraussetzung.

Apostel und Jünergemeinde sahen in Jesus als dem Christus die Radikalisierung der Hoffnung Israels. Männer und Frauen, die sich der Jesusbewegung angeschlossen haben, waren Menschen mit wachem und offenem Herzen. Die jungen Christengemeinden aus der paganen Umwelt schlossen sich der Jesusbewegung an, weil sie Gottesfürchtige waren, die den Rahmen und die Tradition ihrer Herkunftsreligion überschritten. Die Frage nach dem Glauben muss, ganz allgemein gesprochen, nicht nur an der Frage der Religion ausgemacht werden, sondern viel grundsätzlicher, an der menschlichen Existenz. Handelt der christliche Glaube nicht von der menschlichen Existenz, die angerührt wird von dem Geheimnis des Handelns Gottes in unserem Leben?

Um den Gedankengang in den Bildern des Gleichnisses zu illustrieren: Rührt nicht der Samariter an der Geheimhaftigkeit des Lebens, in dem er sich über alle Traditionen und Konventionen hinweg setzt und hilft? Hierin liegt der wesentliche Unterschied zum Leviten und Priester, die sich nicht um das Heil des Zusammengeschlagenen kümmern, ihm somit keine Hilfe verschaffen und kein Heil erfahrbar machen?

Dem Verletzten wurde in der höchsten Lebensnot Rettung und Heil geschenkt, jene biblische Grunderfahrung des glaubenden Menschen, wie der Psalmist in Ps 4, 2-3 schreibt: „Erhöre, wenn ich rufe, Gott meine Gerechtigkeit. In

der Bedrängnis hast du mir Raum geschaffen. Sei mir gnädig und höre mein Gebet.“ Als Paraphrase dieses Psalmenwortes kann mit dem Titel des Beitrags gesagt werden, es gehe darum: ‚Fragend und lebend den Glauben weit zu machen‘. Dieser biblische wie existenzielle Grundansatz soll mir im Folgenden als Referenzpunkt dienen, wenn nach dem Platz christlicher Kommunitäten in den Kirchen gefragt wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Phänomenologische Beschreibung des Gemeinschaftslebens

Eine phänomenologische Beschreibung der christlichen Kommunitäten setzt die geschichtlich realen Existenzformen solcher Kommunitäten voraus. Hier kennen die einzelnen christlichen Konfessionen eine große Tradition, die sich nicht einfach systematisieren lässt. Weder in der orthodoxen wie der römisch-katholischen Tradition lassen sich alle Kommunitätsformen einfach über einen Kamm scheren. Darüber hinaus kennt die lutherisch reformierte Tradition die Vorbehalte gegenüber einer solchen ekklesialen Nachfolgeform, hier sei nur an die theologische Bewertung des Ordensstandes zur Zeit Martin Luthers in dessen Römerbriefkommentar oder Artikel 27 des Augsburger Bekenntnisses, das die damaligen Missbräuche der

Mönchsgelübde thematisiert, erinnert. Die lutherisch reformierten Kirchen kennen aber seit dem 20. Jh. auch Neuaufbrüche gemeinschaftlichen Lebens in der Kirche, es sei, pars pro toto, an Taizé, Diakonissinnen von Versailles erinnert. Der systematische Theologe Dietrich Bonhoeffer weist sich in seinen ekklesialen und geistlichen Schriften als ein Kenner gemeinschaftlichen Lebens aus. Für die katholische Tradition wurde die Neubesinnung des Ordenslebens des II. Vatikanischen Konzils in den letzten Jahrzehnten in allen Gemeinschaften umgesetzt.

Das christliche Gemeinschaftsleben, dies lässt sich trotz aller Unterschiede herauskristallisieren, versteht sich keineswegs als eine Sonderform, wie es die klassische Rätetheologie der vorkonziliaren Theologie verstand, sondern als Ausdruck eines christlichen Grundprinzips, dass der christliche Glaube in seinem Verkündigungsauftrag im Besonderen auch gemeinschaftlich zu leben und zu gestalten ist. Die kommunitäre Lebensform konkretisiert sich stets in einem kirchlichen Rahmen und in einer kirchlichen Tradition. Jede Kommunität entspricht dem Kirchenverständnis, aus dem sie selbst entstanden ist. Jedem Gemeinschaftsleben kommt deswegen ein Zeichencharakter zu, wobei jedoch zugleich die Mehrdeutigkeit dieses Zeichencharakters zu betonen ist. Dieser besondere Charakter kann im moralischen Vorbild, in der Funktion als Stellvertretung, eschatologisch oder sakramental verstanden werden. Bereits diese Mehrdeutigkeit gibt zu denken! Fragt man nach dem Platz der Kommunitäten in den Kirchen, stellt sich nochmals eine Problematik, die nicht verschwiegen werden darf. Es kann gefragt werden,

ob eine adäquate Funktionsbeschreibung dieser Lebensform als Zeichen der Kirche oder als Zeichen in der Kirche zu verstehen sei. War in der klassischen Rätetheologie das Motiv der ‚Trennung von der Welt‘ konstitutiv, so kommt zu diesem Moment heute auch die Bedeutung der Teilhabe und Mitwirkung an der Sendung Christi in der Kirche für die Welt zum Ausdruck. Die Zeichenhaftigkeit des kommunitären Lebens manifestiert sich in neuen Akzenten wie der Brüderlichkeit resp. Geschwisterlichkeit, dem Dienst der Liebe und dem gesellschaftlichem Engagement der einzelnen Gemeinschaften. Neue Gemeinschaftsformen in allen Kirchen entdecken ihre spezifischen Charismen und leben das Gemeinschaftsleben in gemischten Gruppen von Frauen und Männern, von Ordinierten und Nichtordinierten, von Laien und Zölibatären. Der Blick auf die neutestamentliche Charismenlehre, wie sie beispielsweise in den paulinischen Schriften grundgelegt ist, hat den Weg freigemacht, das Gemeinschaftsleben als Ausdruck einer allgemeinen christlichen Berufung zu verstehen.

Jede Gemeinschaftsform, sei sie jüngeren oder älteren Ursprungs, lebt eine produktive Spannung, jene Spannung, die zwischen dem Gründungscharisma und der je heutigen Aktualisierung anzusiedeln ist. Jede Gemeinschaft steht in einer ‚dynamischen Treue‘, die Ursprungsgeschichte und Jetztzeit verbindet und in einer grundsätzlich neutestamentlich bestimmten Nachfolge, in dem Sinne, dass es eine besondere Nachfolge Christi geben kann.

Diese besondere Nachfolgeform lebt einerseits von dem existenziellen Bezug, der in der Verheißung des Wortes Gottes

grundgelegt ist („Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens.“ Joh 6,68), andererseits vom Wesen, dass jede Nachfolge und Verkündigung neutestamentlich als ministerium zu verstehen ist.

Mit diesen Überlegungen soll die kleine Phänomenologie des Ordenslebens beenden werden. Es ist einsichtig geworden, dass es in den einzelnen Konfessionen keine gelungene Synthese einer Theologie des Gemeinschaftslebens gibt, darüber hinaus steht eine ökumenische Verständigung dieser ekklesialen Existenzform noch aus.

Im Folgenden sollen einige Überlegungen angestellt werden, die die Relevanz christlicher Gemeinschaften in der Kirche für die Welt und für die Kirche andeuten. Die Situation der christlichen Kirchen in unseren Breitengraden ist komplex und vielschichtig. Einerseits kann über ein großes Desinteresse und Nichtwissen christlichen Glaubens gesprochen werden, andererseits stellt sich, wie es die kürzlich erschienene Studie der evangelischen Kirche feststellt, ein Wiederaufleben der Religion in den häufig entkirchlichten Städten ein.² Welche Aufgaben haben christliche Kommunitäten in den Städten und Megametropolen, die das heutige urbane Leben prägen?

Der evangelische Theologe Paul Tillich spricht von der seelischen Bedeutung einer Großstadt. Das Leben in einer solchen Stadt ist von einer eigenen Dynamik gezeichnet, demgegenüber alles andere als schlafend erscheint. Der Verkehr der Großstadt ist eine Form, die die innere Unendlichkeit realisiert und rhythmisiert. Das Leben der Großstadt, so Tillich, ist dynamisch und dadurch ist es auch dem Dasein der Grosstäd-

derinnen und Großstädter verwandt: dynamisch, nie im Gleichgewicht, anstößend, erschöpft, ruhelos in unendlicher Gespanntheit. „mit der Stadt verbinden sich Verheißungen und Gefährdungen, Bedrohungen und Verlockungen, Freiheit und Abhängigkeit, Reichtum und Armut, Hoffnung und Elend.“³ Der wandernde und heimatlose Mensch der Moderne hat in der Großstadt seine Bleibe, denn dieser Raum ist selbst ein ruheloses Wandern (Man denke nur an das Treiben und Gedränge an den Bahnhöfen zur Rushhour). Dieses Wandern kann reine Mechanik werden, die nur noch läuft. In dieser Dynamik unterliegen Menschen in der urbanen Welt einem großen Sinn- und Substanzverlust. Das urbane Lebensgefühl lebt von einem impressionistischen Geist, der sich im Café, im Kino, in Shoppingcentern, im Flanieren und Erlebniseinkauf auslebt. Der Kirchgang am Sonntag wird durch einen Museumsbesuch abgelöst. Der gemeinschaftsstiftende Charakter von Abendmahl und Eucharistie findet im sonntäglichen Brunch mit Freunden oder der Familie sein postmodernes Pendant.

Verkündigungsauftrag

Die Verkündigung des Evangeliums ist ein wesentlicher Grundzug gemeinschaftlichen Lebens. Der Verkündigungsauftrag des Evangeliums in einer Großstadt lebt nicht von einer pessimistischen Kultur- oder Gesellschaftskritik, sondern nimmt die Dynamik des modernen Lebens in seiner Eigenheit in einer schöpfungstheologischen Perspektive auf. Die Großstadt in ihrer Dynamik muss sich nicht aus dem Verlust einer Mitte definieren, sondern unsere geistigen, politischen, wirtschaftlichen, kultu-

rellen und religiösen Aktivitäten können uns, im Licht des Evangeliums, zu Gott und unseren Nächsten führen. Der Verkündigungsauftrag des Evangeliums lebt heute in den Koordinaten einer postmodernen Gesellschaft und soll vom Hoffnungspotenzial christlichen Glaubens künden. Die vielfältigen Verkündigungsarten sollen das Gespür für das schöne und lockende Geheimnis wecken, dass der christliche Glaube die menschliche Existenz in ihrem Bezug zum Geheimnis des Handelns Gottes in unserem Leben berührt. Vielleicht besteht ein Auftrag christlicher Gemeinschaften gerade darin, dass es sie, die scheinbar überflüssig sind, überhaupt gibt.

Der Verkündigungsauftrag verweist auf die Verwurzelung der Kirche im dreieinen Gott. Die Kirche Jesu Christi lädt in ihrem Heildienst Menschen aller Schichten, Rassen, Geschlechter, Nationen ein, ihre Mitte zu finden.

Die Kirche identifiziert sich nicht mit ihrem gesellschaftlichen Umfeld, sie ist nicht eins mit dieser oder jener kulturellen Wirklichkeit, sondern ist sich bewusst, dass das Evangelium Jesu Christi Frauen und Männer aller Rassen, Nationen, Sprachen und Kulturen zu verkündigen ist.

Der Verkündigungsauftrag stellt nicht den Anspruch, an die Stelle irgendeiner politischen oder gesellschaftlichen Institution zu treten oder für eine solche Institution zu sprechen. Die kirchliche Gemeinschaft ist Gabe Gottes und macht dies, bei aller berechtigten Autonomie des Kulturellen, Politischen und Gesellschaftlichen, durch die Verkündigung klar: Gott allein gebührt Anbetung. Wir sind allein durch den Glauben und die Gnade Christi von allen Verstrickungen befreit. Das Wort

des Evangelium hilft, sich von Idolen, Projektionen, Manipulationen zu befreien oder ihnen gar nicht zu folgen. Vor Gott sind alle Menschen gleich. So legitim jede geschichtliche und gesellschaftliche Institution auch sein mag, ihre Macht ist begrenzt und hat als Daseinsberechtigung nur das Gemeinwohl aller. Dieser zweifachen Botschaft ist der Verkündigungsauftrag verpflichtet. In Wort und Tat, in gottesdienstlichen Handlungen und Predigt soll sich der Verkündigungsauftrag dem widersetzen, was die Wahrheit Gottes und die Menschenwürde in Frage stellt. So versteht sich der Verkündigungsauftrag nicht als Appendix einer Ideologie, meint keine plumpe Vertröstung des unmündigen Volkes. Der Verkündigungsdienst muss in gewissen Fragen heute prophetische Dimensionen annehmen. Die Verkündigung der Kirche präzisiert sich in den drei fundamentalen Grunddiensten der Kirche, die allen konfessionellen Traditionen gemeinsam ist: a) Die Feier der Liturgie und der Sakramente, b) der Dienst am Mitmenschen, die diakonalen Bezüge des christlichen Lebens, c) das Zeugnis des Glaubens in Gemeinschaft und als Einzelne.

Liturgie, Diakonie und Martyrium/ persönliches Zeugnis leben vom Grundwissen christlichen Glaubens. Im christlichen Glauben bekennen wir, dass wir Geschöpfe Gottes sind, als Mann und Frau sind wir Ebenbild Gottes und wir glauben, dass wir durch Jesus Christus erlöst sind und unser Heil finden. Diese Grundaussagen christlichen Glaubens begleiten die Gemeinden während des ganzen Kirchenjahres. Verkündigung und Liturgie feiern den Glauben 'jährlich', d.h. die Gemeinschaften und Gemeinden erinnern sich an Weihnachten,

an den Kar- und Ostertagen, und an den anderen Herrenfesten der Heilsbedeutung Jesu von Nazaret. Der Glaube in der heutigen Zeit versteht sich nicht mehr von selbst. Er bedarf des persönlichen Zeugnisses. Der einzelne Christ und die einzelne Christin wollen heute wissen, warum sie glauben und was sie glauben. Die Verkündigung hat den Auftrag, den Glauben fragend und lebend weit zu machen. „Die Kirche will möglichst allen Menschen die Frohe Botschaft verkünden. Sie ist offen für die Suchenden und Fragenden, für die Interessierten und Neugierigen. Sie will Gottesberührung mitten im Alltag des heutigen Lebens ermöglichen.“⁴

Die Kirche in ihrem Verkündigungsauftrag zeigt, dass sie nicht für sich selbst da ist, sondern dass durch sie auf den lebendigen und dreieinen Gott hingewiesen werden soll. Die Überlegungen der Deutschen Bischofskonferenz zum Kirche-Sein in der Postmoderne sprechen von einer Notwendigkeit, als Kirche missionarisch zu sein und nennen folgende Wege missionarischer Verkündigung:⁵ a) Zeugnis des Lebens, b) Zeugnis des Wortes, c) Zustimmung des Herzens, d) Eintritt in eine Gemeinschaft von Gläubigen, e) Beteiligung am Apostolat – selbst in die Sendung der Kirche einzutreten

Der Vorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, beschreibt in seinem Buch ‚Kirche in der Zeitenwende‘ (Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche. Gütersloh: Bertelsmann, 1998) u.a. folgende Vorschläge, die aus Wege aus der Krise kirchlichen Lebens darstellen:⁶ a) neue Wege der Kirchenmitgliedschaft, b) neue Aufgaben beruflicher Mitarbeit in der Kirche, c) Vereinigung Deutsch-

lands und Europas als Herausforderung, d) vorausschauende Planung, e) Orientierung am Ursprung des Glaubens.

Grundorientierung

Die Frage nach dem Platz christlicher Gemeinschaften zu stellen, heißt nach der Orientierung und Ausrichtung einer Gemeinschaft zu fragen. Der Kern des gemeinschaftlichen Lebens bezieht sich Leben, Geschick, Tod und Auferstehung Jesus Christi. Die Gemeinschaft erinnert sich dieser Ausrichtung u.a. im Gebet. Das persönliche wie gemeinschaftliche Beten in all seinen Formen zeigt eine doppelte Aufmerksamkeit: einerseits meint es eine heilvolle Erinnerung an das Christusereignis in seiner universalen Heilsbedeutung wie es andererseits eine Aufmerksamkeit meint, die um die Sorgen, Hoffnungen, Ängste und Nöte der Zeit weiß. Im Gebet überschreitet sich die Gemeinschaft auf den anderen hin. Das Gebet einer Kommunität ist Auf-Gabe. Es ist das Wissen, dass das Gebet als Gabe frei und geschenkt ist, wie es zugleich aber auch Aufgabe der Gemeinschaft ist. Es stellt sich die Frage, wie in unser gemeinschaftliches Beten die Suchenden, Fragenden, Zweifelnden mit in das Ereignis des Betens auf zu nehmen sind. In die Dynamik und Hektik einer Großstadt ist das Beten Zeichen des Wartens und Hörens. Warten und Hören auf die Stimme eines anderen. Im Gebet schenken wir Gott von unserer Zeit, die als Auszeit eine andere Qualität besitzt als unsere alltägliche Zeit. Simone Weil schreibt in ihren Aufzeichnungen den bemerkenswerten Satz: „Die Zeit ist das Warten Gottes, der um unsere Liebe bettelt.“⁷

Das gemeinschaftliche Gebet als Aktion

und Kontemplation ist ein Zeichen der Hoffnung auf die Liebe Gottes in unseren Tagen. Die Präsenz des Evangeliums in unserer Zeit lebt auch davon, dass das Gottes Wort gemeinsam gehört wird und der Heilige Geist in uns Menschen und durch uns wirken kann. Das gemeinsame Beten der Gemeinschaften beinhaltet gleichfalls eine ökumenische Verpflichtung. Die christlichen Kommunen können in besonderer Weise in ihren eigenen Kirchen füreinander und für die christliche Einheit beten und Schritte auf die Einheit hin unternehmen. Die Institution der Ansgar Woche hier in der Hansestadt Hamburg ist dafür ein schönes Beispiel. Die Gemeinschaften können durch ihre Gottesdienste, Liturgie und Glaubenspraxis die Schätze der eigenen Tradition den anderen Kirchen sichtbar machen.

Klassische und moderne Aufgabenfelder

Christliche Gemeinschaften leben nicht für sich allein, sondern beziehen ihre Legitimität von ihrem apostolischen Auftrag, den sie sich gegeben haben. Das Aufgabengebiet ist vielfältig und kann ebenso wenig systematisiert werden wie eine Theologie der Gemeinschaften. Die Aufgaben können klassische Bereiche der Caritas und Diakonie oder der Verkündigung sein. Ich denke an Krankenhaus, Altenpflege, Obdachlosenhilfe, Kunst und Medien, theologische Reflexion und vieles andere mehr. Es können neuere Aufgaben sein, die sich aus den Anforderungen der modernen und postmodernen Gesellschaft, in der wir leben, ergeben. Asylanten-, Flüchtlings- und Migrantenseelsorge, Drogensüchtige, Tourismus, Wieder-

eintritt in die Kirche, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, neue ethische Themenkomplexe und vieles andere mehr sind Beispiele für neue Aufgabengebiete, die sich christlichen Kommunen stellen. Gleich welches Apostolat eine Gemeinschaft kennt und lebt, sie steht stets in der Dialektik von dynamischer Treue zum Ursprung und der Verlebendigung in dem Heute. Der Verkündigungsauftrag und das Apostolat einer Gemeinschaft verweisen auf den eingangs genannten Sachverhalt, dass christliche Kommunen sowohl Zeichen in der Kirche als auch Zeichen für die Welt sind. Neben den traditionellen und klassischen Wegen können Gemeinschaften in einer besonderen Weise neue Wege gehen, die der Verlebendigung der kirchlichen Grundaufträge dienen. Viele Gemeinschaften müssen sich wegen ihrer demographischen Zusammensetzung fragen, wie sie ihren Auftrag in Zukunft weiter gestalten wollen. Während neue Gruppierungen entstehen können, die mit typischen Geburtswehen zu kämpfen haben, stehen ältere Gemeinschaften vor der Frage, wie sie ihr Ende in Würde und in einem evangelischen Geist gestalten wollen. Andere Gemeinschaften können von ihren Verzweigungen in anderen Ortskirchen der Weltkirche neue Impulse und Kräfte erhalten und diese in die Kirche vor Ort einbringen. Jede Gemeinschaft ist eine Kirche im Kleinen. Christliche Gemeinschaften leben ‚en miniature‘ das, was auch die Großkirchen bewegt und treibt. In einem weiteren Schritt kann unser Gleichnis aus dem Lukasevangelium eine mögliche neutestamentliche Illustration für das Kirche/Weltverhältnis abgeben. Der irdischen Kirche, im

Gleichnis durch Levit und Priester und Herberge repräsentiert, ist der Heilsauftrag anvertraut (dargestellt durch den Überfallenen). Das Kirche/Weltverhältnis ist dialektisch. Die Kirche als Zeichen des Heils für die Welt kennt in ihrer Geschichte jedoch auch den Fall, dass sie in ihrem Dienst versagen kann (im Gleichnis dargestellt durch das Phänomen des Legalismus), so kann sie durch die Welt (im Gleichnis dargestellt durch den Samariter, der von ‚außen‘ kommt), eine Korrektur erfahren, die ihr wieder verhilft ihren eigentlichen Auftrag zu leben.

Wir leben gegenwärtig in einer typischen Übergangsphase von der Kirche des zweiten zu der Kirche des dritten Jahrtausend. Das schafft Spannungen und Verunsicherungen. Die Gemeinschaften kennen in ihren eigenen Reihen die Problematik des oben angesprochenen Dritten. Die Gemeinschaften leben von verschiedenen Begabungen, von verschiedenen Altersgruppen. Wie in jeder menschlichen Gemeinschaft gibt es Vorhut, Mittelfeld und Nachhut. Diese drei Gruppen haben sich in ihren Gemeinschaften zu respektieren und zu finden. In der Perspektive des sozialen Modells des Dritten üben sie eine gegenseitige Kontrollfunktion aus. Es kann aber auch in den Gemeinschaften zu gegenseitigen Lähmungen kommen, die es im Sinn der Relektüre des lukianischen Gleichnisses zu lösen gilt.

Die Kommunitäten sind oft selbst in eine internationale und universalkirchliche Vernetzung eingebunden und können daher für die Kirche vor Ort eine gute Schanierfunktion zwischen den einheimischen Kirchen und den vielen Christen und Christinnen abgeben, die

in dieser Grosstadt leben und ihren Glauben feiern und bezeugen wollen. Christliche Kommunitäten können und sollen Träger der kirchlichen Erneuerung sein.

Als eine neue Aufgabe, die sich den kirchlichen Gemeinschaften stellt, ist der Dialog der Religionen untereinander zu nennen. Auch andere Religionen kennen das Phänomen einer besonderen Vergesellschaftung ihrer Mitglieder. Gemeinsames Leben und Beten als Ausdruck geistlichen und religiösen Lebens treffen wir in allen Religionen an. Diese Phänomene können, bei aller Differenz in der Lehre, einen Ansatzpunkt bilden, wie sich christliche Gemeinschaften in diesen Dialog der Religionen einschreiben können. Gemeinschaften können auf Praktiken des Umgangs mit Andersgläubigen zurückblicken, sie können helfen, massive Vorbehalte und Vorurteile, die es auf beiden Seiten gibt, abzubauen und den Dialog intensivieren.

Die Pluralität religiöser und weltanschaulicher Überzeugungen und Praktiken sind ein Merkmal der europäischen Gesellschaften geworden. Östliche Religionen und neue religiöse Gruppierungen breiten sich aus und finden das Interesse von vielen Christinnen und Christen. Viele Menschen lehnen den christlichen Glauben ab oder verhalten sich ihm gleichgültig gegenüber oder folgen anderen Weltanschauungen. Alle diese Anfragen sind von unseren Gemeinschaften ernst zu nehmen. Sie sind herausgefordert, sich um eine faire Auseinandersetzung zu bemühen. Es ist eine aktuelle Aufgabe für die christlichen Gemeinschaften, sich zu fragen, mit welchen Gemeinschaften Dialoge und Begegnungen zu suchen sind und

vor welchen aus christlicher Sicht zu warnen sei.⁸

Der postulierte Dialog mit Religionen und Weltanschauungen lebt vom Respekt der Religions- und Gewissensfreiheit der einzelnen Menschen und Gemeinschaften. Die christlichen Gemeinschaften können in diesem Umfeld den christlichen Glauben auf eine besondere Weise bezeugen und von der Versöhnung und dem Frieden Christi künden.

Persönliches Glaubenszeugnis

Christliche Gemeinschaften stehen heute in großen Spannungen, seitens der Gesellschaft wird ihnen zugleich eine große Erwartung entgegengebracht. Jede und jeder, der sich für kirchliches Leben interessiert, wird einen Katalog von Hoffnungen und Erwartungen in sich tragen, den sie an unsere Gemeinschaften herantragen. Die Gemeinschaften werden von Kirchentreuen wie Kirchendistanzierten, an Kirche Enttäuschten und Verzweifelten, Heimatlosen und Gestrandeten aufgesucht.

Der „Publikumsverkehr“ der Gemeinschaften ist vielfältig und bunt, spiegelt Höhen und Tiefen des gesellschaftlichen Lebens. Die einzelne Gemeinschaft lebt von dem persönlichen Glaubenszeugnis und Engagement ihrer Mitglieder. Zukunftsfähigkeit der Gemeinschaft hängt vom Dasein der einzelnen ab. Das pastorale und apostolische Wirken der Kommunitäten basiert einerseits auf dem Zeugnis und Engagement seiner Mitglieder, andererseits sollten alle Aktivitäten von der Relevanz der menschlichen Existenz aus betrachtet werden, wie sie – von sich aus – an das größte Mysterium unseres menschlichen Le-

bens stößt: Gott, der liebende und unfassbare, der sich uns erschließt.

Relevanz und Bedeutung kirchlicher Gemeinschaften in unseren Kirchen leben von dem persönlichen, geradezu intimen „Ja“ zur Christusnachfolge im Geist der einzelnen. Der einzelne und die einzelne hat sich immer wieder in ihrem eigenen Leben radikal auf die Christusnachfolge einzulassen. Dies kann neben den freudigen Momenten auch Leid und Unverständnis mit sich bringen. Auch davon sprechen die neutestamentlichen Berichte der Nachfolge. Mitglieder einer christlichen Kommunität stehen in der spannungsreichen Dialektik von Freiheit und Bindung und bezeugen somit die Lebensfähigkeit christlicher Existenz in der postmodernen Gesellschaft. Das Engagement der einzelnen muss und soll von dem Feuer der Liebe und Leidenschaft der Christusnachfolge beseelt sein.

Mitglieder der Kommunitäten haben sich in ihrem eigenen Leben immer wieder dem Dritten, dem Wirken des Geistes, zu öffnen. In der Kirche und in der Welt legen die einzelnen Gemeinschaften in dem Mix von individuellem und kollektivem Leben ein Zeugnis für die Präsenz Christi ab.

„Christliche Gemeinschaft“, so schreibt Dietrich Bonhoeffer in seinem Buch ‚*Gemeinsames Leben*‘, „heißt Gemeinschaft durch Christus und in Jesus Christus. Es gibt keine christliche Gemeinschaft, die mehr, und keine, die weniger wäre als dieses. Von den kurzen einmaligen Begegnungen bis zur langjährigen täglichen Gemeinschaft ist christliche Gemeinschaft nur dieses. Wir gehören einander allein durch und in Jesus Christus.“⁹ Diese Aussage bedeutet für

den prophetischen und missionarischen Theologen dreierlei: a) Christinnen und Christen brauchen einander für ihr Christsein, b) Christinnen und Christen kommen nur durch Christen zu Jesus Christus, c) Christsein bedeutet in Ewigkeit von Gott angenommen zu sein.

In der Perspektive unseres neutestamentlichen Gleichnisses lässt sich auch sagen, der einzelne Mensch braucht für seine Individualität und Kommunität den Dritten.

In der Christusnachfolge bekennen die Ordensleute die Menschenfreundlichkeit unseres Gottes, der sich unser erbarmt. In diesem Geheimnis der Menschwerdung und der Präsenz seines Geistes liegt der tiefste Grund der Verkündigung. Kardinal König aus Wien gebrauchte eine schöne Metapher aus der Johannesoffenbarung, wenn er von dem unsagbaren Geheimnis unserer Existenz, aus dem wir kommen und auf das wir zugehen, wie folgt spricht: „Er, Gott, steht an deiner Tür und klopft, er wartet, bis du ihm öffnest.“¹⁰ Diesen Verkündigungsauftrag haben die christlichen Gemeinschaften im Hier und Heute.

Christliche Gemeinschaften leben aus dem Aufruf unseres lukanischen Gleichnisses, den sie sich selbst und in der Welt sagen: „Geh und mach es ebenso!“

.....

¹ Vgl. zum folgenden: Papst Benedikt XVI. / Joseph Kardinal Ratzinger: Glaube, Wahrheit, Toleranz. Das Christentum und die Weltreligionen. Freiburg i. Br.: Herder, 2003, S. 38-45. Zum systematischen Gedanken der Relevanz der Person im Kontext des christlichen Glaubens formuliert Fritz Buri treffend: „Unser

Denken und Erkennen mögen noch so abstrakt sein – stets ist es doch ein Denken von etwas und ein Erkennen als etwas, und deshalb erscheint das Ich stets in einer solchen konkreten Anschaulichkeit, die zu ihm gehört, und in der es doch nicht aufgeht. Das Ganze eines solchen auf eine unanschauliche Mitte ausgerichtet, im Bewusstsein der Freiheit und Verantwortung sich vollziehenden Bedeutungszusammenhangs aber nennen wir Persönlichkeit“ (Fritz Buri: Dogmatik als Selbstverständnis des christlichen Glaubens. Bern / Berlin: Haupt, Bd. 1, 1956, S.121f).

- ² Kirchenamt der EKD: Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt. EKD Text 93, 2007 (www.ekd.de/download/ekd_texte-93.pdf).
- ³ Ebd. S. 11f.
- ⁴ Die deutschen Bischöfe, Nr. 72: Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte. 28. April 2003 (www.dbk.de/imperia/schriften/dbk1a.bischoefe/dbk72.pdf; Zitat S. 9).
- ⁵ Die deutschen Bischöfe, Nr. 72: Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein, aaO.
- ⁶ Wolfgang Huber: Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche. Gütersloh: Bertelsmann, 1998.
- ⁷ Simone Weil: Zeugnis für das Gute. Olten: Walter Verlag, 1979, S. 242.
- ⁸ Siehe dazu die entsprechenden Artikel der Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, 2001: Art. 10: Gemeinschaft mit dem Judentum vertiefen, 11: Beziehungen zum Islam pflegen, Art. 12: Begegnung mit anderen Religionen und Weltanschauungen.
- ⁹ Dietrich Bonhoeffer: Gemeinsames Leben. In: D. Bonhoeffer Werke. Bd. 5, München: Kaiser Verlag, 1987, S. 18.
- ¹⁰ Carlo M. Martini / Umberto Eco (Hg.): Woran glaubt, wer nicht glaubt? Mit einem Vorwort von Kard. König, Wien: Zsolnay Verlag, 1998, S. 18.

Ulrich Engel OP

PD P. Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP, geboren 1961 in Düsseldorf, trat 1984 in den Dominikanerorden ein. Seit 2001 ist er Direktor des Philosophisch-Theologischen Forschungszentrums der Dominikaner „Institut M.-Dominique Chenu - Espaces Berlin“. Arbeitsschwerpunkte im Rahmen der Fundamentaltheologie sind u.a. Kirche und Theologie in Postmoderne und der säkularer Gesellschaft, Kirche/Theologie und Europa sowie Ordenstheologie und -spiritualität.



Ulrich Engel OP

Religion im öffentlichen Raum

Der IV. Theologische Kongress für Dominikaner/-innen in Europa

Nach 2002 in den Niederlanden, 2004 in Spanien und 2006 in Italien fand 2008 der inzwischen IV. Theologische Kongress für Dominikanerinnen und Dominikaner in Europa statt. Kooperationspartner des ausrichtenden „Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin“ (IMDC) war dieses Mal die Theologische Fakultät der „Université catholique de Louvain“ (UCL), Belgien. Unterstützt wurde die Tagung durch den belgischen „Fonds de la Recherche Scientifique“ (FNRS), die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken „Renovabis“, die niederländischen und wallonischen Dominikaner sowie den Förderverein für Philosophie und Theologie e.V., Walberberg.

Vom 25. bis zum 28. September 2008 versammelten sich ca. 50 Teilnehmer/-innen aus 13 europäischen Ländern sowie aus Afrika und Lateinamerika

im wallonischen Louvain-la-Neuve. Untergebracht im Konvent Rixensart und kulinarisch exzellent versorgt durch das Team von *Philippe Cochiaux OP*, Vicaire général der belgischen Dominikaner und zugleich Chefkoch im dominikanischen Pub „Blackfriars“ in Louvain-la-Neuve, tagte man in den Räumlichkeiten der Universität. Der Titel des (von *Horst Wieshuber*, IMDC, und *Pierre-Yves Materne OP*, UCL/IMDC professionell koordinierten und vom fünfköpfigen Übersetzerteam – *Julia Mundl*, *Frank Ewerszumrode OP*, *Marcel Oswald OP*, *Oliver Riaudel OP* und *Raphaël Weickmans* – hervorragend begleiteten!) zweisprachigen Symposiums lautete „Theologische Vernunft – Politische Vernunft. Religion im öffentlichen Raum“.

Aktualität und Virulenz der gewählten Thematik müssen kaum unterstrichen

werden: Die einschlägigen Beiträge von Kardinal Josef Ratzinger resp. Papst Benedikt XVI. zur Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft 2004 in München, 2006 in Regensburg und 2008 in Paris sind breit und z.T. kontrovers diskutiert worden. Und von „säkularer“ Seite hat vor allem der deutsche Philosoph Jürgen Habermas das Gespräch angeregt und weitergeführt; er ist mit diesen Beiträgen weit über den deutschen Sprachraum hinaus rezipiert worden. Folglich nimmt es auch nicht Wunder, dass der Habermas'sche Ansatz einer Vermittlung der beiden Diskursrationalitäten im Modus der Übersetzung auch auf der Tagung in Louvain-la-Neuve eingehend thematisiert wurde (u.a. aus sozioethischer Perspektive *Walter Lesch*, UCL). Eigentlich müsste das politische und kulturelle Europa in seiner „Einverschiedenheit“ (*university*) eine Übersetzungsgemeinschaft *par excellence* darstellen. Der unvoreingenommene Blick auf die zivilgesellschaftlichen Realitäten zeigt jedoch, dass dies längst (noch) nicht der Fall ist: Partikularinteressen rangieren allzu oft vor Gemeinwohlaspekten. In diesem Zusammenhang mahnte *Ignace Bertin OP* (Espaces Brüssel) vor allem eine neue Lern- und Diskussionsbereitschaft der Kirchen an. Sie dürften sich nicht in eine Fundamentalopposition zurückziehen; vielmehr müssten sie vor dem Hintergrund der in Europa ganz unterschiedlich geregelten Trennung bzw. Kooperation von Staat und Kirche zeigen und vermitteln können, dass und wie reflektierte religiöse Argumente der politischen Entscheidungsfindung hilfreich sein können. Folgerichtig widmete sich der zweite Teil der Tagung schwerpunktmäßig

dem Thema „Theologie als öffentlicher Diskurs“. Leitend dabei war die Einsicht, dass das Christentum, wie beinahe jede Religion, des öffentlichen Raums bedarf, da es von seinem ureigenen Auftrag her die Aufgabe hat, in Kontakt mit den Menschen und ihren je eigenen, auf jeden Fall immer disparaten Lebenswelten zu treten. Theologie darf daher nicht bloß innerhalb des kirchlichen Binnenraumes und für diesen betrieben werden (*Charles Morenod OP*, PUST Angelicum; *Jan Mičkovic OP*, Bratislava/Wien; *Burkhard Conrad*, Erzbischof Hamburg). Gerade die dominikanisch-theologische Tradition mit ihrer besonderen Betonung des intelligiblen Moments des christlichen Glaubens – allen voran Thomas von Aquin – darf in diesem Zusammenhang als adäquater und hoffentlich inspirierender Referenzrahmen für heutiges Nachdenken über das „Ganze“ der Wirklichkeit aufgerufen werden. Wider alle aktuell virulenten Versuchungen durch politische und/oder religiöse Fundamentalismen (auch innerkirchliche!), die im letzten einer tief sitzenden Furcht vor dem Denken entspringen, gilt es an der Vernünftigkeit des Glaubens fest zuhalten und die immer neuen Mühen seiner rationalen Durchdringung auf sich zu nehmen. Angesichts einer zunehmenden Privatisierung und Kommerzialisierung des öffentlichen Raumes stellt sich jedoch die Frage, wo die theologische Auseinandersetzung überhaupt noch ihren Platz hat. Wie eine verfallende Öffentlichkeit (vgl. R. Sennett) der Theologie ihre Aufgabe schwer macht, partiell gar verunmöglicht, zeigte in ausnehmend kritischer Weise der Beitrag von *Christophe Boureux OP* (Université Catholique de Lyon) für das Beispiel Frankreich auf.

Im Kontext des Ersten/Alten Testaments waren die Propheten eine bedeutende gesellschaftliche Institution. Kritisch bekehrten sie gegen soziale und politische Missstände auf und mahnten Gerechtigkeit an. In dieser Perspektive diskutierten die Beiträge des dritten Panels die Relation zwischen „Prophetie und Politischer Theologie“ (*Jean-Pierre Delville*, UCL; *Pierre-Yves Materne* OP, UCL/IMDC). Deutlich wurde, dass gerade theologische Politiken, die sich selbst als prophetisch qualifizieren, zweifach in Gefahr stehen: einerseits einem Dualismus zwischen wahrer (eigener) und falscher (anderer) Kirche das Wort zu reden, andererseits aus Furcht vor der Zivilgesellschaft Ressentiments gegen die plurale Gesellschaft bzw. den demokratischen Staat zu befördern.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Historisch gesehen war es für die Kirche ein langwieriger Prozess, sich mit den Konzepten von Demokratie und Menschenrechten im Rahmen des eigenen Selbstverständnisses einer göttlich verfassten Hierarchie auseinanderzusetzen. Erst durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) fand eine ausdrücklich Anerkennung und Aussöhnung mit den gesellschaftspolitischen Errungenschaften der Moderne statt. Inwieweit die Prinzipien einerseits außerkirchlich und andererseits im eigenen Bereich anerkannt und realisiert werden, thematisierten im vierten Teil der Tagung

(„Demokratie und Menschenrechte in Kirche und Gesellschaft“) *Ceslas Bernard Bourdin* OP (Universität de Metz) aus eher philosophischer und *Joseph Famerée* SCJ (UCL) aus ekklesiologischer Sicht.

Will man jedoch nicht blauäugig einem (zu Recht verdächtigten) aufklärerischen Freiheitspathos verfallen, dann kommt der Frage nach Möglichkeiten und Grenzen von Toleranz und Religionsfreiheit in einer zunehmend multikulturell geprägten pluralistischen Gesellschaft gesteigerte Relevanz zu. Entsprechend regte *Thomas Eggensperger* OP (IMDC) im fünften und letzten Teil des Kongresses („Toleranz, Religionsfreiheit und Multikulturalismus“) an, den Begriff der Toleranz neuerlich zu debattieren, markiert diese doch den „normative[n] Gehalt des Pluralismus als Grundstruktur der Gesellschaft“ (K. Hilpert). Aber wo hört Toleranz auf? Wer legt die Grenzen fest? Ob die Formel, nach der die Grenze der eigenen Freiheit in der Anerkennung der Freiheit des Anderen liegt, dauerhaft trägt, lässt sich zumindest angesichts der Gewaltproblematik bezweifeln. Von hier aus suchten zwei weitere Workshops die rational vermittelbaren Geltungsansprüche religiöser Überzeugungen im politischen Raum – *Clementina Ferrandi* und *Carsten Barwasser* OP (beide PUST Angelicum, Rom) – näher zu beleuchten.

Dass sich aus der Frage nach dem Ort von Religion im Raum des Politischen am Ende die Forderung nach einer Theologie der Inkarnation ergab, verwundert nicht. Aber über die handelte schon der III. Theologische Kongress für Dominikaner/-innen in Europa 2006.

Hermann Schalück OFM

P. Dr. Hermann Schalück OFM wurde 1939 bei Rheda-Wiedenbrück/Ostwestfalen geboren und trat 1959 in den Franziskanerorden ein. Er war von 1991 bis 1997 Generaloberer der Ordensgemeinschaft; in dieser Zeit führte er Visitationen in mehr als 80 Ländern auf allen Kontinenten durch. Als Ordentliches Mitglied nahm er an den Bischofssynoden über Afrika sowie über das Ordensleben teil. Von 1998 bis 2008 war er Präsident von missio Aachen.



Hermann Schalück OFM

Von der Expansion zur Relation

Zum Grundparadigma des franziskanischen Missionsverständnisses

Der Bielefelder Religionssoziologe F. X. Kaufmann hat vor einigen Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass die Zukunft der Kirche im allgemeinen und der Gemeinden im besonderen entscheidend davon abhängen wird, inwieweit es gelingt, Glauben und Glaubensweitergabe als kommunikatives Geschehen in zwischenmenschlicher Beziehung und Erfahrung zu ermöglichen, z. T. auch unterhalb, nicht aber unbedingt außerhalb der offiziellen organisierten Strukturen und Ebenen, die heute bei uns „Kirche“ ausmachen¹. Kaufmann plädiert dabei für einen bewussten Rückgriff auf ureigenste spirituelle Ressourcen, die aufgegriffen und gelebt werden im Erfahrungskontext kleiner Gruppen und sozialer Netzwerke. Solche „Mikrowelten“ bilden sich, so Kaufmann, nicht unbedingt von selber. Für sie könne in den Kirchen jedoch ein

fruchtbarer Boden geschaffen werden, so z. B. durch die Bildung von überschaubaren „faith communities“, Basisgemeinden, und den heute in Afrika und Asien weit verbreiteten Small Christian Communities. Diese „Lebenswelten aus dem Glauben“ dürften sich jedoch nicht abkapseln, sondern müssten Solidarität ermöglichen und im Blick auf eine gerechte Weltordnung von innen heraus transformatorisch wirken.

Dokumentation

Vortrag während eines Internationalen Symposions ‚Christus in den Armen und Leidenden suchend‘ - 800 Jahre franziskanische Mission“. Akademie des Bistums Mainz, 21. September 2007.

Mein Beitrag zu diesem Symposium versucht, in einer Reflexion aus persönlicher Erfahrung im Kontext der Lebens- und Glaubenswelt der eigenen Ordensfamilie einen Kernpunkt franziskanischen Missionsverständnisses in den Blick zu nehmen, der nicht nur für die klassische „Missio ad Gentes“, sondern auch für eine sensible Glaubensweitergabe in der modernen und postmodernen Gesellschaft bedeutsam sein könnte. Ich habe mich oft gefragt, ob die auch kirchenamtlich festgeschriebene Unterscheidung von „Verkündigung“ und „Dialog“ nicht längst obsolet geworden ist. Denn wenn alles Leben Begegnung ist (M. Buber), dann kann es jedenfalls nach christlichem Verständnis „Glaubenswelten“, Mission, Gotteserfahrung, Glaubensweitergabe, theologisch sinnvollen Diskurs und auch Kirche nur in einem Erfahrungskontext von dialogischen Beziehungen in Lebenswelten geben, in der Dialektik von Geben und Nehmen, Hören und Sprechen, Wort und Antwort, von Kontemplation und Aktion. Ein Mensch kann nur dann Selbststand, Artikulationsfähigkeit, Würde, Urteilsfähigkeit und Kreativität entfalten, wenn er sich als Teil eines Netzes von Beziehungen erfährt. Er kann nur dann im Vollsinn Mensch sein, wenn er lieben, hören, antworten, beten kann. Mit anderen Worten: Wenn er gelernt hat, „in Relation“ zu leben zum Du, zum Anderen, zur Umwelt, zu Gott, in allem in einer „dialogischen Existenz“ (Martin Buber). „Wir sind ein Gespräch“ (Hölderlin). Ein Mensch, der es nicht gelernt hat, dialogisch zu leben, kann seine Würde und Gottesebenbildlichkeit nicht im Vollsinn entfalten. Der Monolog ist

eine Einbahnstrasse. Der Dialog, wie ich ihn verstehe, ist dagegen eine Lebenshaltung, die den Anderen und die Wirklichkeit um uns wahrnimmt und mit ihr in Beziehung tritt. Der Mensch, der den Dialog sucht und selber Dialog „ist“, bestimmt sich und sein Tun von Anfang an von der Wahrnehmung her, dass er nicht nur Gebender ist, sondern immer auch Empfangender und dass er um so besser und nachhaltiger „zu Wort kommt“, je mehr er ein Hörender ist: „Jede Rede ruht auf der Wechselrede“ (Wilhelm von Humboldt). Diese Wechselrede bedarf der Zeit, sie ist in die menschliche Geschichte eingebettet, sie gestaltet die menschliche Geschichte, das lebenslange Wachstum des Menschen, seine Ausbildung, seinen Beruf, seine schöpferischen Aktivitäten, seine soziale Kompetenz, seine Fähigkeit zu lieben und solidarisch zu sein. In dieser existentiellen Wechselrede liegt ein je neues „Der-Eine-für-den-Anderen“ (Levinas). Das Wahre, Gute und Schöne sowie auch alle menschlichen Werte und Tugenden lassen sich niemals durch „Leistungen“ eines einzelnen Subjektes erreichen: Sie sind vielmehr die „Früchte“ des Austausches, Ziele eines gemeinsamen Weges, Endpunkte auf dem Weg gemeinsamer Verantwortung für das Leben und für die Schöpfung. Die dialogische Struktur des Menschseins kommt nicht zuletzt in der Komplementarität von Mann und Frau zum Ausdruck: Beide sind mit gleicher Würde ausgestattet, d. h. sowohl nach der jüdisch-christlichen Tradition wie auch im modernen säkularen Verständnis der Menschenrechte fundamental gleich, mit den nämlichen Rechten ausgestattet. Das eine „Menschsein“ wird nur dann im vollen Sinne erreicht und

gelebt, wenn Mann und Frau ihre Differenzen als „komplementär“ zum einen Ziel hinführend ansehen und leben.

Im Zululand habe ich einmal von einer franziskanischen Ordensfrau erfahren, dass „Umntu ngumuntu ngabantu“ in jener Kultur ein ganz wichtiges Wort sei, und was es bedeutet. Es heißt nämlich sinngemäss: „Zum Menschen wird man nur durch andere“. Offensichtlich gibt es eine transkulturelle existentielle Grunderfahrung und -aussage, dass niemand eine Insel ist, dass Individuen nur in der Beziehung und im Austausch ihren Selbststand und ihre personale Würde erlangen und so in ihrer Lebensgeschichte und ihrem Lebensprojekt dann vielleicht auch etwas vom verheibenen und doch verborgenen „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) erlangen können, das im Zentrum der christlichen Glaubensstradition steht und als das Ziel jeder Mission gelten muss.

Theologische Aspekte einer dialogischen Spiritualität

Christinnen und Christen gestalten ihr Leben als „dialogische Existenz“ in der „communio“ der Kirche Jesu Christi, wenn sie sich an der „Relation“ inspirieren, die in Gott und seiner „Trinität“ selber gegeben ist. Diese „Einheit in der Differenz“ ist keine Frucht der individuellen Spekulation. Sie ist ein Datum der Heilsgeschichte, von der Franziskus tief ergriffen war: Gott selber tritt in Beziehung zur Welt, zu einzelnen Menschen, zum Volke Israel und zum „neuen“ Israel, zu seiner gesamten Schöpfung. Nicht so sehr in einem „Schrecken erregenden Dialog“ (Mircea Eliade), wie er in der Tat im AT an vielen Stellen anzuklingen scheint, sondern in Taten

der Befreiung, des „Aufbauens“ (Jer 1,10; 31,4), der Heilung. Der christliche Gott „offenbart“ sich in der Geschichte als Vater, Sohn und Heiliger Geist. Jesus spricht von Gott, indem er von seiner eigenen „Relation“ zum Vater spricht (cf. Johannes passim). Insbesondere das johanneische „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8) lässt sich deuten als: „In Gott ist Beziehung und selber Dialog“. Franziskus wollte, dass seine Brüder jene „heilige“ Liebe bezeugen, selber leben und weiter schenken, die in Gott ist. Franziskus wollte, dass seine Schwestern und Brüder „auf göttliche Eingebung hin“ (BReg) ² auf den „Anderen“ zugehen. In der Teilhabe an der Liebe des dreifaltigen Gottes und der vorurteilsfreien Wiedergabe dieser Erfahrung liegt ein Grunddatum franziskanisch-missionarischer Existenz. Alle sind berufen, von der „Fülle des Lebens“ zu erfahren, ihre „Identität“ – Würde, Gotesebenbildlichkeit, Freiheit, Charismen, Existenz als Schwester und Bruder – anzunehmen und zu entwickeln. Dies ist aber nur möglich in „Relation“ zum und im „Dialog“ mit dem „Anderen“, in Bruderschaft bzw. Geschwisterlichkeit, im Willen und in der Fähigkeit, die „Andersheit des Anderen“ in ihrer Wertigkeit anzuerkennen, weiter in der Anerkennung der Freiheit jeder Person und schließlich in der gemeinsamen solidarischen Verantwortung füreinander, für die Armen und für die gesamte Schöpfung. Die „Spiritualität des Dialogs“ besteht darin, sich niemals absolut zu setzen und in der Gesinnung der Kenosis Jesus (Phil 2) sich auf Augenhöhe mit dem „Anderen“ zu wissen, und mit dem anderen/der anderen auf dem Weg zu bleiben. Franziskanisch-missionarische Spiritualität, so wie ich sie verstehe, hat

weiter sehr viel mit dem Bewusstsein von Komplementarität zu tun, einem Verständnis von Komplementarität in gegenseitiger Verantwortung, welche nicht das Unverständliche, Negative und gar potenziell Zerstörerische bloßer Unterschiedlichkeit, Andersheit und Differenz zwischen Kulturen, Geschlechtern, Religionen und Denominationen in den Mittelpunkt der Erfahrung und des Handelns stellt, sondern welche nach Anknüpfungspunkten und Begegnungsmöglichkeiten sucht. Paulus spricht davon, dass es in Christus nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie gibt. Denn alle sind eins in Christus Jesus (Gal 3,28). Mir ist die „komplementäre“ Dimension und Spiritualität von christlicher Mission und Ökumene sehr deutlich geworden bei einem Besuch, den ich als Ordensoberer am Palmsonntag 1997 mit einigen Brüdern aus der Franziskanischen Familie dem Serbisch-Orthodoxen Patriarchat in Belgrad abstattete. Wir waren eingeladen, an der Göttlichen Liturgie teilzunehmen, die Patriarch Pavle leitete. Um den anwesenden Gläubigen seiner Kirche unsere Anwesenheit und den Sinn eines solchen Freundschaftsbesuches mitten in den sich anbahnenden Gefahren des sich damals auf Serbien ausweitenden Balkankonfliktes zu erklären, gebrauchte er das folgende, in der Ökumenischen Theologie gern gebrauchte Bild: Gleich welcher Kirche oder Konfession wir angehören – wir alle stehen in Bezug auf das eine Zentrum, das der eine Herr selber ist, mehr oder weniger an der Peripherie. Wenn wir uns aber von der Peripherie weg auf das Zentrum hin bewegen, dann kommt nicht nur jeder für sich Christus näher, sondern wir kommen auch einander nä-

her, den Brüdern und Schwestern in den anderen Kirchen und Konfessionen, in den anderen Kulturen und Religionen.

Der entscheidende Anknüpfungspunkt für eine christliche und franziskanisch gefärbte Spiritualität des Dialogs liegt aber in ihrem spezifischen Gottesverständnis: Der christliche Gott ist in sich selber Gemeinschaft und dynamische Beziehung. Nach außen („Offenbarung“) ist er für Franziskus in der „Armut“ der Inkarnation des Sohnes sogar der „demütige“ Gott. Aber der christliche Gott schafft nicht nur Räume der Begegnung und Liebe. Er ist Liebe (1 Joh 7,16). Durch die Selbstmitteilung Gottes in Jesus Christus und durch die Zusage der bleibenden Gegenwart des Geistes, in welcher, solange es menschliche Geschichte gibt, immer Erinnerung, Aktualisierung und Vorgriff auf das Neue („Prophetie“) ihren Platz haben werden, kommt kein elitärer und exklusiver Herrschaftsanspruch in die Welt, vielmehr ein Angebot von „Leben in Fülle“ (1 Joh 4,8f) für alle, von Heil und Heilung in einer gebrochenen und gefährdeten Welt. Es werden neue Beziehungen unter den Menschen möglich, die auf der Grundlage der gleichen Würde vor Gott beruhen (vgl. Gal 3,28) und in denen, wenn auch vielleicht verschlüsselt und nicht immer eindeutig zu entziffern, eine neue Schöpfung für alle (vgl. Röm 8) beginnt. Am 19. Juni dieses Jahres hatte ich den Auftrag, vor den in Assisi versammelten Kardinälen und Bischöfen, die meinem Orden angehören, einen Vortrag zum Thema „Mission der Kirche und bischöflicher Dienst in franziskanischer Perspektive“ zu halten. Dabei sagte ich unter anderem: „Alle Männer und Frauen, die der

geistlichen Familie des Franziskus angehören, – und sicher nicht nur die Bischöfe in ihr – hören seine mahnenden Worte im Kämmerlein des eigenen Gewissens, aber auch im heutigen Kontext von universaler Kirche und globaler Weltgesellschaft: Er ruft uns nämlich zu: ‚Dies ist eure Berufung: Verwundete zu heilen, Gebrochene zu verbinden und Verirrte zurückzurufen‘ (3 GefLeg 58). Ich bin überzeugt, dass diese Definition des Franziskus, die ganz in der Linie der Predigt Jesu in der Synagoge von Nazareth liegt (vgl. Lk 4), für uns alle ein Schlüssel zum Verständnis dafür sein kann, welche fundamentale Berufung franziskanische Männer und Frauen gerade heute haben, sei es in ihrer jeweiligen Dienstfunktion innerhalb der Kirche, in der Zivilgesellschaft oder im weiteren Kontext der Einen Welt.“

Was also ist „Mission“?

Mir ist im Laufe von fast vier Jahrzehnten, in der Verantwortung bzw. Mitverantwortung für eine Ordensprovinz und ihre „Missionen“, für den Gesamtorden³ und seine zahlreichen alten und neuen „missionarischen Präsenzen“, für die „Missionszentrale der Franziskaner“ und nunmehr seit zehn Jahren für Missio Aachen und sein Missionswissenschaftliches Institut, dann aber immer auch vor Ort – etwa in China, Brasilien und Vietnam – und nicht zuletzt in den Dikasterien des Vatikans – eine Lektion, vielmehr eine Erfahrung zuteil geworden, die ich nicht mehr missen möchte: Es galt und gilt immer noch einen für manche durchaus schmerzhaften Abschied zu nehmen von einem (auch für einen Orden wie den meinigen) verführerischen besitzergreifenden, kurialen

und expansiven Verständnis von Mission im territorialen, ja Abhängigkeit schaffenden Sinn, und dafür Mission neu buchstabieren zu lernen im Sinne eines dialogischen Lernprozesses im Glauben, und das sowohl auf der Ebene unmittelbarer interpersonaler Beziehung wie in Freundschaft, Ehe, Familie oder Ordensgemeinschaft wie auch im Sinne einer interkulturellen globalen Lerngemeinschaft in der Weltkirche und in der Weltgesellschaft. „Mission“ bleibt zwar bis heute für manche ein schwieriges Wort, nicht zuletzt wegen seiner monologischen und kolonialen Konnotationen. „Mission“ bleibt aber als Teilhabe an der „Missio Dei“ immer auch ein Grundwort des Evangeliums, und damit – gerade in der johanneischen Perspektive⁴ – eben nicht eine Bedrohung eigener Identität, Entfremdung oder gar Eroberung, sondern Zusage von Leben und von Freundschaft und Ermöglichung ganzheitlicher personaler Entwicklung. Es kann vielleicht gerade in seiner franziskanischen Färbung helfen, die Kirche Jesu Christi zu erneuern und zur Gestaltung der Welt in Gerechtigkeit beizutragen.

Beim Versuch einer positiven Neudefinition von Mission haben sich viele in den letzten zwei Jahrzehnten vom angelsächsischen Verständnis einer „mission“ inspirieren lassen. Ein Mensch mit einer „mission“ hat ein klares Profil. Die „corporate mission“ im Sinne eines klaren Auftrages gehört in das Basisvokabular moderner Unternehmen. Normalerweise meinen wir mit „Mission“, dass wir im Besitz einer Botschaft oder Überzeugung sind, die wir für so gut und wichtig halten, dass wir sie anderen weitergeben wollen. Dass andere zu Anhängern unserer Sa-

che werden. Es geht darum, eine klare Botschaft zu vermitteln. Manches, nicht alles, lässt sich davon sicher auf die Kirche anwenden. Wir haben als Christen und als franziskanische Menschen eine gute Botschaft, und wir können und sollten sie anderen mit bescheidenem Stolz auch vorleben und vorlegen. Die Bekanntmachung unserer „corporate mission“ ist jedoch anders als in säkularen Unternehmen ein kommunikativer Vorgang eigener Art: In einem Interview mit der Herderkorrespondenz zum Thema „Mission“ habe ich im vergangenen Jahr auf die Frage „*Was macht eine missionarische Kirche aus?*“ geantwortet: „Zeugniskraft, Vorbild sein, die ansteckende innere Ausstrahlung, der einladende Charakter – sei es eines Einzelnen, einer Gruppe oder einer Gemeinde. Einfache christliche Grundhaltungen werden dann sichtbar. Es sind die ‚Früchte des Geistes‘, von denen Paulus spricht. Wir müssen vor allem wieder lernen, miteinander über den Glauben zu sprechen und uns gegenseitig darin zu stärken. Ich glaube nicht, dass das Deutschen und Westeuropäern unmöglich ist. Wir werden auch anders mit der Bibel umgehen, in einem wirklich lebensgestaltenden Sinn; so wie es viele Basisgemeinden, kleine christliche Gemeinschaften in Afrika oder Asien überzeugend praktizieren. Eine missionarische Kirche zeichnet sich darüber hinaus durch eine andere Art der Kommunikation aus als die säkulare Gesellschaft, personal gesehen wie institutionell. Partnerschaftlichkeit, Partizipation, Synodalität, Abbau von Klerikalismus, gendergerechter Umgang miteinander sind nicht irgendwelche „Zugeständnisse“,

sondern missionarisches Zeugnis von einem Gott, der selber in seinem Wesen Kommunikation und Liebe ist.“⁵ Es folgte eine Frage nach Kommunikation und der Leitungsstil, und ob unsere Kirche im Lande von den Kirchen in Afrika oder Asien lernen könne. Das habe ich sehr bejaht: Die Mitverantwortung aller für die Gemeinde und für die Glaubensweitergabe sind entscheidend. Geprägt durch unsere geschichtliche Erfahrung hängen wir bis heute in Europa und Deutschland einem ‚Top-Down-Modell‘ in der Verkündigung an, klerikal und nicht geschlechtergerecht. Dabei geht es keinesfalls nur um organisatorische, strukturelle Fragen, sondern um die Sichtbarmachung dessen, was die Kirche Jesu im Innersten ist: Sakrament der ‚caritas Dei‘, sichtbares Zeichen jener Liebe, welche alle Menschen in Würde als gleich erschaffen hat, welche Menschen gerecht macht und in der Weltgesellschaft und Schöpfung der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhilft. Dafür tragen alle Getauften Verantwortung. Dieser Perspektivenwechsel ist bisher nur teilweise gelungen“⁶. Die Einübung des Dialogs und der Relation ist auch immer ein Schritt der Selbstentäußerung, ein Akt der Selbsttranszendenz, der Ungewißheiten mit sich bringen und Schmerzen bereiten muss.

Es ist eine tiefe Erfahrung von Mission, wenn es gelingt, einander davon zu erzählen, worin für jede und jeden von uns diese gute Botschaft besteht. Wo er/sie diese im eigenen Leben am deutlichsten erfahren hat. Was es für mich selber bedeutet, an den Gott Jesu Christi glauben zu dürfen, der sich vom Vater gesandt wusste, zu heilen, was

verwundet ist und den Armen eine gute Nachricht zu bringen. Eine Botschaft der Gerechtigkeit und der Befreiung. Eine Erfahrung von Familiarität und Geschwisterlichkeit, die Franziskus so wichtig war und trotz aller Klerikalisierungstendenzen von innen und von außen bis heute zum „genetischen Code“ der Franziskanischen Familie gehört.

Von der „Spiritualität der Begegnung“

Es gibt m. E. keine Mission ohne Begegnung und Dialog, vor allem mit dem gänzlich „Fremden“. Nie habe ich das so sehr am eigenen Leib gespürt wie im Verlauf eines langen Gespräches (1994) mit dem kritisch, aber sehr freundlich und auch lernbereit blickenden damaligen muslimischen Hauptgelehrten der El-Ahsar-Universität in Kairo. Er hatte zu meinem Erstaunen noch nie etwas von der Begegnung des Franziskus mit dem Sultan Al-Kamil während des sogenannten „fünften Kreuzzuges“ im September 1219 in Damietta in Ägypten gehört. Ich erzählte ihm davon und überreichte ihm das damals gerade fertig gestellte Buch eines französischen Mithruders und Islamkenners Gwénolet Jéusset, der diese Begegnung beschreibt und im Lichte des franziskanischen Charismas deutet. Das Buch trägt den bezeichnenden Titel „Rencontre sur l'autre Rive. François d'Assise et les Musulmans“⁷. In einer Zeit gewaltsamer Auseinandersetzungen zwischen Christentum und Islam setzte er, ungeschützt und ohne Waffen, auf die verwandelnde Kraft der persönlichen Begegnung mit dem Sultan, auf den Dialog. Er gewann mitten in der Schlacht, die militärisch

verloren ging, die Freundschaft des islamischen Führers. Er war überzeugt, dass das Evangelium nur dann „ankommen“ kann, wenn seine Botinnen und Boten in der eigenen Schwachheit die Kraft des Herrn und seines Evangeliums durchscheinen lassen und die Armut, Demut und Gewaltfreiheit des irdischen Jesus am eigenen Leib tragen. Das bleibt eine fundamentale Herausforderung für christliche Mission auch in der heutigen Welt. Franziskus inspiriert zu einer Mission, die nicht in erster Linie aus einer vermeintlich sicheren Position heraus die „Bekehrung anderer“ betreibt, sondern zunächst als „aktiv hörbereite“, kontemplative, dialogische Begegnung mit dem anderen in einem Prozess gegenseitiger Bereicherung, Verständigung und Bekehrung führt. In der Begegnung mit dem Anderen und „beim“ Anderen – sur l'autre rive – werden Christen ihre eigene Berufung authentischer erfahren und darin selber nachhaltiger zum Evangelium bekehrt.

Franziskus wollte aller Kreatur „untertan“ (NbReg 16) sein. Er legte seinen Brüdern nahe, schweigend, kontemplativ und ohne Bekehrungsstrategien unter den Muslimen zu leben. Explizite Verkündigung und Taufe sind in diesem Verständnis dem Lebenszeugnis und dem „Untertan-Sein“ nachgeordnet. Denn die Brüder sind zuallererst dazu berufen, mit den anderen und mit der Schöpfung auf eine neue Weise umzugehen: Für sie gelten nicht hierarchische Strukturen, die auf Autorität, Macht oder Ausbeutung beruhen. Sie entscheiden sich für gegenseitige Achtung und Geschwisterlichkeit, auch mit den Fremden. Eine solche Entscheidung

für das Untertan-Sein ist alles andere als Servilität. Sie ist Ausdruck innerer Freiheit und der Achtung der Freiheit des anderen, vor allem aber Ausdruck grenzenlosen Vertrauens in die Kraft des Geistes, den er ja bekanntlich auch gern als Generaloberen seines Ordens bezeichnete. Ein solches Missionsverständnis – nicht territorial, sondern personal – ist im Horizont des neuzeitlichen Freiheitsverständnisses unverzichtbar und mehr als überfällig⁸: Es ermöglicht, durchaus im Sinne der von Johannes Paul II. im Jahre 1987 inaugurierten Praxis des „Spirito di Assisi“⁹, Sinn- und Gotteserfahrung im Ausschöpfen der je ureigensten spirituellen Quellen, immer aber auch in Komplementarität zu und im Dialog mit dem „Anderen“. Die christliche Grunderfahrung, die dabei „ins Gespräch“ gebracht wird, ist die eines Gottes in demütiger Gestalt, erfahrbar in der Person Jesu. In einer solchen Spiritualität können Christen sich dem Wirken des Geistes im Anderen öffnen. Diese Offenheit und Toleranz den Anderen gegenüber führt nicht zur Preisgabe der christlichen Identität. Diese Haltung wird getragen von der Überzeugung, dass der einzige und wahre Gott alle Grenzen von Theologie, Spiritualität und Kult übersteigt und dass die Suche nach ihm und seinem Reich alle Menschen auf eine gemeinsame Suche nach Wahrheit und gemeinsamer Verantwortung für die Schöpfung schickt.¹⁰

Eine solche Spiritualität der Mission – zudem noch beglaubigt durch das Lebenszeugnis von Gewaltfreiheit und Martyrium – zeigt sich eindrucksvoll auch bei den sieben im Jahre 1996 in Algerien von Fundamentalisten ent-

fürten und ermordeten Trappistenmönchen von Tibhirine und bei dem Dominikanerbischof von Oran, Pierre de Claverie. Er wurde am 1. August 1996 von einer algerischen Terrorgruppe erschossen, zusammen mit seinem muslimischen Fahrer. Claverie war überzeugt, dass der Platz der Kirche und der Ordensleute an den Bruchstellen zwischen den menschlichen Blöcken sei, überall dort, wo Menschen verletzt, ausgegrenzt und an den Rand gedrängt werden. Er fühlte sich in Algerien als Ordensmann, Priester und Bischof am richtigen Platz. Die dialogische Existenz an Bruchstellen war für ihn der Inbegriff der Nachfolge und die beste christliche Antwort auf die wirkliche oder angebliche und von Fundamentalisten aller Provenienz provozierte Konfrontation zwischen Religionen und Kulturen. Claverie und die Trappisten von Tibhirine erinnern daran, dass „dialogische Präsenz“ heute vielleicht das wichtigste Zeugnis für das Evangelium ist, aber auch daran, dass die Hoffnung auf Versöhnung an den zahlreichen Bruchstellen in der heutigen Weltgesellschaft wie auch im Inneren des Menschen selber ein Weg des Kreuzes und des Martyriums sein kann.¹¹

Eine „franziskanische Hermeneutik“

Mission ist ein Austausch von Gaben. Ein Austausch von Leben im lebendigen Miteinander, Austausch von Sinn- und Lebenserfahrungen, Lebensmöglichkeiten, von Glaubenserfahrungen. Es ist an der Zeit, dass wir in unserem Verständnis von Mission dem im innersten Kern von Glaube, Kirche und Mission

angelegten Grundanliegen von „Reziprozität“ (Wechselwirkung) und Dialog deutlicheren Ausdruck geben. Wir sind und bleiben selber zuallererst selber Empfangende, „Hörer des Wortes“ (K. Rahner), ständig neu Adressaten des Wortes Gottes aus der Schrift und aus dem Mund der Anderen, wir werden ständig selber zur Bekehrung eingeladen. Unter dieser Voraussetzung sind wir dann allerdings auch befähigt und be-„glaubigt“ zur expliziten Weitergabe der christlichen Botschaft, „wenn es dem Herrn gefällt“.

Mission als gewaltfreie Begegnung mit dem „Anderen“, im Verzicht auf überflüssige „Mittel“ jedweder Art, welche die Freiheit des anderen einschränken könnten, als Gotteserfahrung und Glaubensweitergabe im Spiegel des Anderen ist meines Erachtens in ganz neuer Weise der Kirche und insbesondere der Franziskanischen Familie aufgegeben. In einer kulturanthropologischen Forschungsarbeit fand ich kürzlich einen Hinweis auf die Pionierarbeit der ersten Franziskaner unter den Azteken¹² und die Notwendigkeit einer auch heutigen „franziskanischen Hermeneutik“ in der Anthropologie. Der Autor kennzeichnet das missionarische Konzept der Franziskaner als „Verstehen-Wollen“. Es speise sich aus der Annahme einer „verstehenden Brüderlichkeit“, sei eine „Lebensreise“ im Anerkennen und Erkennen des Anderen, ja sei geboren aus einer „Lust“ zum Fremd-Verstehen.¹³

Genau hier zeigt sich für mich das bleibende Verständnis von „Mission“. Als Christen sind wir Missionare nicht nur, weil wir Gott schon gefunden haben, sondern weil wir ihn noch suchen. Wir sind Missionare nicht nur, weil wir

die Botschaft vom Gott Jesu Christi zu anderen Menschen tragen möchten, sondern weil wir Gott dort entdecken möchten, wo er anders wahrgenommen wird und wo er eine Sprache spricht, die es noch gemeinsam zu entziffern gilt. Die franziskanische Hermeneutik,

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

die ich mir wünsche, wird nicht nur Abschied nehmen müssen von primär räumlich-territorialen und quantitativ geprägten Missionstheorien und -praktiken, sondern auch von bestimmten plakativen „Genitiv-Theologien“ als solchen. Entscheidend für die Zukunftsfähigkeit und die missionarische Kraft des franziskanischen Charismas halte ich dagegen, dass sie die spirituelle Ur-Intention des Franziskus in die heutige Weltkirche und Weltgesellschaft zu übersetzen versteht: Gott selber hebt in seinem inkarnatorisch - demütigen Kommen in Jesus Christus alle scheinbar absoluten „Differenzen“ auf: Weil er selber arm wurde (Phil 2) bleibt er nicht der völlig Ferne und Fremde. Unter dem einen Herrn sind die Menschen zu neuen Beziehungen berufen und fähig zu Respekt, Geschwisterlichkeit, Gerechtigkeit. Der Raum der Kirche ist nicht in erster Linie ein Gebäude oder ein hierarchisches Gefüge, sondern ein Raum evangelischer Freiheit, ein Ort

der Anbetung und der Solidarität nach innen und außen. Die Armut, auf die sich die Brüder und Schwestern des Franziskus verpflichten, ist die Öffnung für den prophetischen Geist Jesu und die Ermöglichung von Freiheit für eine vorurteilslose Begegnung mit dem Anderen. Mission in franziskanischer Hermeneutik wird mehr nach den echten biblischen „Früchten des Geistes“ wie Liebe, Friede, Versöhnung statt nach „Effizienz“ im Sinne entwicklungspolitischer „Nachhaltigkeit“ Ausschau halten.¹⁴ Eine zukunftsfähige und nachhaltige Mission der Kirche, die zugleich ein Motor ganzheitlicher Entwicklung¹⁵ sein kann, wird am überzeugendsten durch einen missionarischen Stil der einfachen, kontemplativen, dialogfähigen „Präsenz“ in allen Kulturen ermöglicht. Eine franziskanische Hermeneutik beruht auf der Grundhaltung einer „Empathie“, die jeder Theologie, Spiritualität und Option in der Evangelisierung vorausgeht. Empathie, befähigt zur vorurteilslosen Begegnung mit dem Ungewohnten und Anderen. Sie grenzt niemanden aus. Sie sieht in der Begegnung mit dem Fremden nicht zunächst die Gefahr, sondern die potenzielle Bereicherung. Sie ist von einer tiefen Sensibilität für das Kleine und Unscheinbare getragen. Auch Pluralität ist in dieser Perspektive keine Gefahr, sondern ein Ausdruck kreatürlicher, von Gott gewollter Schönheit, und Differenzen werden nicht unbedingt als feindlich und abgrenzend sondern als Einladung zur Begegnung und zur Komplementarität erfahren. Ein solches Potenzial missionarischer Spiritualität ist durchaus bis heute in der franziskanischen Tradition sichtbar und aktiv. Es könnte aber verstärkt und vertieft werden. Das

würde es ermöglichen, sich gemeinsam einem Verständnis von Mission anzunähern, das zeitbedingte Konnotationen zurücklässt und den Geschmack von Leben und Lebensfreude, gemeinsamer Verantwortung über Religions- und Konfessionsgrenzen hinweg und darin eine gemeinsame Zukunft schenkt: Es wäre eine Mission, deren Bewegung und Dynamik mehr auf das Innen denn auf das Außen zielt.¹⁶ Eine Reise, die nicht mehr unbedingt geographische, fern liegende Regionen im Blick hat. Es wäre eine kühne Entdeckungsreise mit Kopf und Herz – in die Reichtümer und Tiefen der „Andersheit des Anderen“, eine Mission, die aus der Freude an der Begegnung und Beziehung lebt und die Freude hat an der „Gratuität“ (Ungeschuldetheit) der Begegnung. Diese Mission wäre mehr Kunst als Strategie und Handwerk. Sie wäre die Kunst, gemeinsam Erwartungen offen zu halten für das „Mehr“ an Leben und Hoffnung, das Suchenden immer vorschwebt. Es wäre auch die Kunst, Transzenderfahrungen zu machen und anderen zu schenken, nicht abstrakt, sondern im komplexen Kontext heutiger Welterfahrung, als Erfahrungen von geschenktem Verstehen und überraschendem Verstandenwerden, über Grenzen und Differenzen hinweg, als Erfahrungen von Frieden und Schönheit und innerer Ruhe, die über sich selber hinausweisen und die Franziskus von Assisi in Gott selber verkörpert sieht, wenn er ihn als „Gerechtigkeit, Demut, Schönheit, Ruhe, Freude und Hoffnung“ (Lob Gottes) anredet. Eine solche Mission der Kirche unterläge keinem ständigen Rechtfertigungsdruck von innen und außen. Sie wäre der beste Beitrag der Kirche zum Dialog der Kulturen und Religionen

und damit auch für die Entwicklung unserer Einen Welt in Gerechtigkeit und Frieden.

.....

- 1 Franz X. Kaufmann, *Wie überlebt das Christentum?* Freiburg 2000.
- 2 Zur Abkürzung der franziskanischen Quellenschriften vgl. hier und im Folgenden Lothar Hardick-Engelbert. *Grau, Die Schriften des hl. Franziskus von Assisi* (6. Auflage), Werl 1980.
- 3 Hermann Schalück ofm, „Llenar la Tierra con el Evangelio de Cristo“. *El Ministro General a los Hermanos Menores sobre la Evangelización. De la Tradición a la Profecía*. Roma 1996; dt.: *Zwischen Erinnerung und Prophetie. Überlegungen des Generalministers der Franziskaner zur Evangelisierung*. Werl 1996. Vgl. auch Hermann Schalück, *Übergang und Neubeginn. Zum Auftrag missionarischer Gemeinschaften heute*, in: *ZMR* 87 (2003) 83-92; ders.: *Our Identity is Mission: A Missionary Vision for the Franciscan Family in the New Millennium*, in: *The Cord. A Franciscan Spirituality Review* (St. Bonaventure NY) 51 (2001) 2–14.
- 4 Eloi Leclerc ofm, *Le Maître du Désir. Une lecture de l'Évangile de Jean*. Paris 1997.
- 5 „Lernbereitschaft in Bescheidenheit“. Ein Gespräch mit missio-Präsident Hermann Schalück, in: *Herderkorrespondenz* 60 (2006) 123-127, hier 124.
- 6 Ebd. 124
- 7 Gwénolet Jeusset OFM, *Rencontre sur l'autre Rive. Francois d'Assise et les Musulmans*. Preface Fr. Hermann Schalück OFM, *Ministre Général des Franciscains*. Postface de Mgr. Pièrre Claverie OP, *Èveque d'Oran/Algérie*. Paris 1996.
- 8 Vgl. dazu Theo Sundermeier, *Mission – Geschenk der Freiheit. Bausteine für eine Theologie der Mission*. Frankfurt 2005.
- 9 AA.VV.: *Lo Spirito di Assisi*. Presentazione di Fr. Joaquim Giermek, *Ministro Generale dei Frati Minori Conventuali*. Roma 2003.
- 10 Vgl. Sebastian Painadath SJ, *Der Geist reißt Mauern nieder. Die Erneuerung unseres Glaubens durch interreligiösen Dialog*. München 2002.
- 11 Vgl. Pierre Claverie, *Lettres et Messages d'Algérie*, Paris 1996; Marie-Christine Rey, *Le témoignage de Tibherine. Un chemin de rencontre entre chrétiens et musulmans*, in: *Chemins de Dialogue* 13 (ed. Christian Salenson), Marseille 1999, 17-30.
- 12 Karl Braun, *Sahagún Rodriguez oder: Das Bestellen des „Feldes“ aus franziskanischer Hermeneutik*, in: G. Welz/R. Lenz (Hg.), *Von Alltagswelt bis Zwischenraum. Eine kleine kulturhistorische Enzyklopädie*. Münster 2005, 118-120.
- 13 Ebd. 119.
- 14 Vgl. Hubert Lepargneur, *Pauvreté-Efficacité. Un dilemme pour l'Église*, in: *Concilium* n. 124, 1977, 113-123.
- 15 Vgl. die auf den muslimischen Kontext des heutigen Pakistan bezogene Arbeit von Pascal Robert OFM, *Dialogue for Peace. Social Concerns of Religions* (National Commission for Interreligious Dialogue and Ecumenism Pakistan), Lahore 2003.
- 16 Vgl. Jean-Yves Baziou, *Mission: De la expansion à la relation*, in: www.sedos.org (avril 2004)

... Dokumentation

Ans Maria Thenammackel

Sr. Ans Maria Thenammackel gehört der Ordensgemeinschaft der Sisters of the Adoration of the Blessed Sacrament, Provinz Kanjirappally, Kerala, Indien an. Sie ist in Neustadt (Wied) in einem Seniorenheim der Marienhaus GmbH tätig.



Sr. Ans Maria Thenammackel

Ordensleute und Priester aus der Weltkirche im Einsatz in Deutschland

Notlösung oder Lernprozess?

Sehr geehrte Mitglieder des Missionsrates, sehr geehrte Damen und Herren, mein Name ist Schwester Ans Maria und ich gehöre der Ordensgemeinschaft der Sisters of the Adoration of the Blessed Sacrament, Provinz Kanjirappally, Kerala, Indien an. Ich bin gerne Ihrer Einladung gefolgt und hierher gekommen. Es ist für mich eine Ehre an dieser Stelle ein Referat zu halten über ein Thema, welches die deutsche Kirche zurzeit sehr beschäftigt. Ordensleute und Priester aus der Weltkirche im Einsatz in Deutschland Notlösung oder Lernprozess? Die Repräsentanz der Weltkirche sehe ich hier und heute bereits verwirklicht.

Ich berichte über die Erfahrungen, die meine indischen Mitschwester und ich

aufgrund unserer Dienste über mehrere Jahrzehnte in Deutschland gesammelt haben. In meinem Referat habe ich die an uns gestellten Fragen als Anhaltspunkte genommen.

Es gibt unterschiedliche Gründe, warum unsere Einreise und unser Einsatz in Deutschland erfolgten. Soweit ich informiert bin, herrschte in den sechziger Jahren ein Pflegenotstand hierzulande, die Einheimischen waren nicht an Pflegeberufen interessiert. Nach meinem Wissen kam die Anfrage überwiegend von kirchlichen Einrichtungen – vor allem Einrichtungen aus dem Bereich der Kranken- und Altenpflege – in denen deutsche Ordenschwestern tätig waren. In den meisten Fällen waren die Schwestern nicht mehr in der La-

ge, aktiv ihren Dienst zu verrichten. In einer solchen Situation kamen wir mit fünf Schwestern in das Alten- und Pflegeheim St. Josef – heute eine Einrichtung der Marienhaus GmbH – in Neustadt/Wied. Heutzutage besteht ein beidseitiges Interesse, dass die Schwesterngemeinschaft in den Einrichtungen arbeitet, und die Schwestern wirtschaftlich unabhängig sind.

Natürlich war es nicht einfach, sich in einem fremden Land einzuleben: das Wetter, die Flora, die Kultur mit ihrem Essen, der Kleidung, der Sprache – das alles war fremd. Die Sprache stellte eine besondere Schwierigkeit dar. Die mangelnde Sprachkenntnis führte zu vielen Missverständnissen und verhinderte, die deutsche Mentalität zu verstehen.

Der Zusammenhalt in unserem fünfköpfigen Konvent und der Austausch über die anfänglichen Schwierigkeiten gab uns jedoch Halt.

Die freundliche Annahme von Seiten der Einrichtungsleitung, der Kirchen- und Ortsgemeinde gab uns den Mut, in Neustadt Wurzeln zu schlagen. Genauso fanden wir Akzeptanz bei den Mitarbeitern des Hauses und vor allem bei den uns anvertrauten Menschen. Auch in unseren weiteren Einsatzorten fanden wir immer wieder Menschen, die uns mit Wort und Tat zur Seite standen und unser Einleben erleichterten. Um unser religiöses Leben waren oft die örtlichen Priester sehr bedacht. Soweit es möglich war, bezogen sie und die Gemeinde uns in das Gemeindeleben mit ein.

Aber es gab auch Situationen, wo die Ordensschwestern bei den Mitarbeitern und der Bevölkerung keine Akzeptanz fanden. Manchmal war es insbesondere für die noch tätigen deutschen Ordensschwestern schwer, ihre bisherigen

Aufgaben an die unerfahrenen ausländischen Ordensschwestern zu übergeben und Abschied von einer vertrauten Umgebung zu nehmen.

Wo die Unterstützung von Seiten der Einrichtungsleitung oder Gemeinde fehlte, da gestaltete sich das Einleben als besonders schwierig. Dort fühlten sich die Schwestern alleingelassen.

Das kirchliche Leben betreffend wäre eine „Integrationshilfe“ für Ordensmitglieder, die bisher nicht den lateinischen Ritus praktizierten, hilfreich gewesen, um sich in der Liturgie einzufinden.

Missionarin zu sein in Deutschland, wo die Menschen überhäuft sind mit irdischen Gütern, ist nicht leicht, da gleichzeitig eine große Armut an Glaube, Hoffnung und Liebe herrscht. Bittere materielle Not macht einen nicht arm wenn man Liebe, Geborgenheit, Gewolltsein und eine Aufgabe, zumindest im Familienkreis findet. Ist das nicht der Fall, ist auch ein Reicher arm.

Man kann sagen, eine Neuevangelisierung ist dringend notwendig. Viele, die ein aktives christliches Leben führen,

Die Mitgliederversammlung 2008 des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) hatte den Studienschwerpunkt *Ordensleute und Priester aus der Weltkirche im Einsatz in Deutschland. Notlösung oder Lernprozess?* Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in dieser Ausgabe die Statements von Ordensleuten und Priestern aus der Weltkirche, die in Deutschland tätig sind, sowie von Verantwortlichen aus der Weltkirche in Deutschland.

haben dennoch oft ein falsches Gottesbild. Zum Beispiel hätte man gerne einen Gott, der alle Wünsche erfüllt und in allen Lebenslagen eine uneingeschränkte Freiheit zulässt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Da wir und viele unserer indischen Mitschwestern überwiegend in Pflegeberufen tätig sind, fehlt uns leider oft die Zeit, in den Gemeinden seelsorglich mitzuwirken. In den Einrichtungen umfasst in der Regel unser seelsorglicher Dienst:

- Gebet mit den Schwerkranken und deren Angehörigen
- Gesprächsführung in Krisensituationen
- Mitarbeitergespräche
- Krankenkommunion
- Sterbebegleitung
- Begleitung der Angehörigen nach dem Ableben

Unsere Anwesenheit in den Einrich-

tungen wird daher oft als ein Segen empfunden.

Von unserer Kultur möchte ich gerne die Freude am Leben mitgeben, in dieser teilweise sehr unzufriedenen Konsumgesellschaft. Der hl. Paulus schreibt im 2 Kor.6: „Uns wird Leid zugefügt und doch sind wir jederzeit fröhlich, wir haben nichts und haben doch alles.“

Vor dem Hintergrund unseres Kulturkreises erachten wir es für die Zukunft der Gesellschaft und Kirche in Deutschland für wichtig und notwendig, den Zusammenhalt in den Familien zu fördern. Feste Bestandteile in unseren Familien sind:

- das gemeinsame Gebet
- der gemeinsame Gottesdienstbesuch
- das Leben in und die Weitergabe des Glaubens

Aufgrund der gemeinsamen Glaubenserziehung durch Priester, Ordensleute und Eltern verzeichnen wir eine hohe Effektivität, ohne die individuelle Freiheit einzuschränken. Als Folge eines praktizierten intensiven Gebetes in der Familie und der Begleitung ins Glaubensleben erreichen wir eine Fülle von Berufungen im Priester- und Ordenstand. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

» Man kann sagen,
eine Neuevangelisierung ist
dringend notwendig! «

Sr. Ans Maria Thenammackel

Devis Don Wadin SVD

P. Devis Don Wadin SVD stammt von der indonesischen Insel Sumba. Er ist seit 1996 in Deutschland und studierte zunächst an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Augustin. Heute ist er Schulseelsorger in Aulendorf (Oberschwaben) und Leiter der dortigen Kommunität der Steyler Missionare.



Devis Don Wadin SVD

Missionar sein

zwischen Heimat und Sehnsucht nach der Ferne; zwischen Bindung und Loslassen; zwischen Glaube und Zweifel

Einleitung

Eine lateinische Redewendung besagt: *Quid recipitur, modo recipientis recipitur*. Alles, was aufgenommen wird, wird der Art des Aufnehmenden entsprechend aufgenommen. Alles, was ich mit Ihnen heute zu teilen habe, ist meine Erfahrung als Fremder, Priester und Missionar. Dieser reflektierten Erfahrung gebe ich den Titel „Missionar sein: zwischen Heimat und Sehnsucht nach der Ferne; zwischen Bindung und Loslassen; zwischen Glaube und Zweifel.“ Ich erlaube mir, diesen Vortrag mit einer kleinen Reflexion über die innere Zerrissenheit meines Missionarsdaseins zu beginnen.

In der Berufungsgeschichte des Propheten Elischa steht geschrieben: „Als der Prophet Elija vorüberging, warf er seinen Mantel über Elischa, der gerade

auf dem Feld arbeitete.“ (1 Kög 19, 19) Das war für ihn der Beginn seiner Berufungsgeschichte. Dieser bat Elija: „Lass mich noch meinem Vater und meiner Mutter den Abschiedskuss geben, dann werde ich dir folgen.“ (1 Kön 19, 20b) Missionarsein bedeutet für mich Abschied, Abschied im Sinne von Bereitschaft, sich an Gott zu binden. Die Bindung an Gott bedeutet nicht die Entbindung von Familie und Heimat, sondern die Vertiefung der Bindung an sie und zugleich die Entbindung vom krankhaften Festhalten an ihnen. Je mehr ich mich an Gott binde, desto tiefer ist meine Bindung an sie. Je mehr ich mich an meine Familie und meine Heimat binde, desto schmerzlicher wird der Abschied sein von ihnen. Die Bindung an Gott lässt mich dennoch immer

wieder fragen, was Heimat für mich bedeutet. In meinem Tagebuch habe ich folgende Worte geschrieben:

„Ich will nach Hause gehen. Der Wind hat mich gerufen. Der Regen hat mich gerufen. Die Heuschrecken haben mich gerufen, das Rauschen der Bambus-, Palm- und Avocadoblätter hat mich gerufen. Der Duft der Heckenpflanzen und der Rosen meiner Mutter hat mich gerufen. Ich höre sie mich fragen, wann ich wieder nach Hause komme. Ich sehne mich, im Regen auf dem Fußballplatz mit anderen Freunden Fußball zu spielen, Heuschrecken, die im Regen nicht zu schnell fliegen können, zu fangen. Ich denke an unsere eingegangenen Tiere, unsere Ziegen, Kühe, Hunde. Sie würden sich auf mein Kommen freuen. Ich weiß, ich werde sie nicht mehr sehen, aber wenn ich zu Hause bin, spüre ich, als wären sie noch immer am Leben. Ich sehne mich nach der Umarmung meiner Familie, nach ihrem Kuss. Ich würde mich freuen, wieder im Fluss zu baden. Ich sehne mich nach Kokoswasser, nach Bananen, nach Papaya aus unserem Garten, nach frischen Fischen aus unserem Meer.

Ich frage mich: „Wo ist das Paradies?“ In diesem Moment, als ich diese Worte schreibe, weiß ich, dass das Paradies in meiner Vergangenheit liegt. Ich lebe jetzt in der Vergangenheit, in meiner Erinnerung, in meiner Kindheit. Bin ich vielleicht zu schnell „erwachsen“ geworden? Ich habe vielleicht meine Erinnerung zu früh beiseite geschoben, und gesagt: „Willkommen Augenblick!“, ohne den Mut gehabt zu haben, in

die Vergangenheit zurückzublicken. Ach, das Kind in mir! Warum bin ich „erwachsen geworden?“ Ich habe dich noch nicht richtig genossen. Ich würde gerne Du werden. Lebst Du vielleicht nur in meiner Phantasie? Oder existierst du wirklich?

Ich möchte nach Hause gehen. Ich möchte den Mahagonibäumen Grüß Gott sagen. Ich möchte mit Freunden Murmeln spielen. Ich möchte mit dem Schiff einigen Inseln einen Besuch abstatten. Es sollte mich an den Ort bringen, wo ich mal war, und wo ich wieder gerne hinfahre. Der Vergangenheit wohnt ein Zauber inne, Zauber der Kindheit, deren Spuren in meinem Erwachsensein nicht ganz verwischt sind.“

Ich beziehe mein Heimweh auf meine Familie, auf meine Heimat. Die Frage, wo ist meine Heimat, muss ich mir immer wieder stellen. Ist Heimat identisch mit Personen, die ich lieb habe oder Orten, an denen ich mich wohl fühle? Gibt es auch personen- und ortunbezogene Heimat, die ich überall finden kann? Heimat kann auch ein Garten sein, kann auch das Alleinsein sein. Heimat kann auch Arbeit bedeuten, die ich nicht gerne aufgebe.

Und die Tatsache bereitet mir ein Leben voller Schmerz. Wie gerne ich auch an meiner Heimat und an meiner Familie festhalten möchte, kann ich nicht verleugnen, dass sie vergehen, weil sie vergänglich sind. Ihre Vergänglichkeit ist dazu da, nicht damit ich an ihnen festhalte, sondern dass ich darin die Unvergänglichkeit entdecke. Die Vergänglichkeit bahnt mir durch die Tragik hindurch einen Weg, der mich zur Heimatfindung in Gott führt.

Der Mensch ist nicht für das Vergangene geschaffen worden, sondern für das Unvergangene, sonst hätte er keine Sehnsucht mehr, sonst würde er seine Sehnsüchte nur in dieser Welt verwirklicht sehen.

Heimat bedeutet also Abstand, Rückkehr, Selbstbegegnung, Sichwiederfinden, aber auch Gott, der mich berufen hat, mich an ihn zu binden, damit ich geheilt werde von meiner Angst, ins tiefe Loch zu fallen, wenn meine Eltern eines Tages nicht mehr da sind, damit ich geheilt werde von meinem krankhaften Festhalten an meiner Familie, ja an meiner Heimat.

Gott möge sozusagen seinen Mantel über mich werfen, damit ich wie Elischa den Mut habe, meinen Eltern, meinen Familienangehörigen, ja meiner Heimat den Abschiedskuss zu geben, damit ich Gott mit ganzem Herzen nachfolge. Es scheint wie ein illusorischer Gedanke zu sein, ein sehr beschwerlicher Weg, den ich nicht überwinden könnte. Aber wenn ich tief in Gott verwurzelt bin, wenn ich in Gott, in seiner bergenden Hand mein ewiges Zuhause finde, wenn ich mich in ihm beheimatet weiß, darf ich hoffen, dass ich es kann, nämlich, Missionar sein.

Was hat mich nach Deutschland geführt? Welche Beweggründe? Welche Erlebnisse und Erfahrungen? Ist Deutschland das Land meiner kindlichen Träume gewesen? Ist mir das Fernweh in die Wiege gelegt worden? Ist das die Berufung Gottes? Etwa wie Abrahams Berufung? Habe ich eine nächtliche Vision gehabt wie Paulus, wo ich die Stimme eines Mannes vernahm: „Komm herüber nach Deutschland und hilf uns!“? Ist mein Missionarsdasein ein Ist-Zustand? Oder

ist er ein ewiges Werden? Ein ständiges Wachsen? Ein Gehen? Mein Missionarsdasein ist vielleicht zu vergleichen mit dem Dasein einer Kokosnuss, die wie vom Himmel in den Ozean fällt. Sie wird von Wellen und Wind getrieben. Jede Welle treibt sie in die Weite, fern der Heimat. Ihre harte Schale sorgt dafür, dass das Leben in sich bewahrt bleibt. Sie wird irgendwann an einem neuen Strand gespült. Der Preis für den Abschied von der Heimat ist, dass das in sich verborgene Leben sich entfaltet. Sie schlägt Wurzel. Aus einer anscheinend kleinen und schwachen Kokosnuss ist ein Riesenkokosnussbaum geworden. Sie passt sich an die Lebensbedingung hervorragend an. Sie wächst und ihre Blätter tanzen im Wind. Wenn es soweit ist, trägt sie Früchte, die in sich die Sehnsucht der alten Kokosnuss bewahren, nämlich in den Ozean zu fallen, um in die Fremde zu gehen. Da, wo sie Wurzel schlägt, ist ihre Heimat.

Als ich 1995 gefragt wurde, ob ich mein Theologiestudium in Deutschland fortsetzen möchte, habe ich gleich „Ja“ gesagt. Die Grundüberlegung für mein „Ja“ war folgende: als Mitglied einer internationalen Ordensgemeinschaft verspürte ich die Sehnsucht, einmal in einer internationalen Kommunität mit Mitbrüdern aus anderen Ländern zusammenzuleben.

An einen missionarischen Einsatz in Deutschland habe ich nie gedacht. Deutschland war für mich eine Zwischenstation. Nach der Priesterweihe wollte ich gerne nach Lateinamerika gehen, wo der Glaube noch gelebt wird und im alltäglichen Leben der Menschen zu spüren ist.

Auf meinen Einsatz in der deutschen Kirche war ich deshalb nicht ausrei-

chend vorbereitet. Drei Monate Intensivkurs in Deutsch. Sonst nichts. Niemand brachte mir die deutsche Kultur und Gepflogenheiten nahe. Ich habe nur von der Pünktlichkeit und der Disziplin der Deutschen gehört, von den leeren Kirchen und davon, dass junge Menschen in Deutschland der Kirche schon längst den Rücken gekehrt haben.

Die ersten Jahre in Deutschland

Meine Gedanken führen mich in die Zeit, als meine Füße vor elf Jahren zum ersten Mal den deutschen Boden betreten haben. Am 28. März 1996 kam ich in Frankfurt an. Schon im Flugzeug, als ich zwischen zwei korpulenten Europäern saß, fühlte ich mich fremd. Das Gefühl der Unbehaglichkeit schlich in mich ein. Nach über 16 Stunden Flug betrat ich den deutschen Boden. Alles war mir sehr fremd: die Menschen, die Sprache, die Luft. Dieses Fremdsein verunsicherte mich und beängstigte mich zugleich.

Zwei Fratres von St. Augustin haben mich vom Flughafen abgeholt. Ein Pole und ein Indonesier. Die Anwesenheit des indonesischen Mitbruders gab mir ein Stück Zuhause. In der Fremde mit einem Landsmann in der Muttersprache zu reden, war köstlich und nahm mir meine innere und äußere Unsicherheit. Was mich in der Fremde auch fremd machte, war die fast leere Klosterkirche am ersten Sonntagsgottesdienst, den ich besuchte, und die Tatsache, dass die Mitbrüder im Gottesdienst keine Soutane anhatten. Dazu haben mir meine miserablen Deutschkenntnisse zu schaffen gemacht. Ich hätte mich lieber in meinem Zimmer verschlossen gehalten, als mit den Leuten zu tun zu haben, deren Sprache ich nicht mächtig war.

Trotz allem war St. Augustin für mich ein Stück Heimat. In meiner Zeit bildeten die Fratres aus Indonesien eine starke Gruppe. Außerdem waren da auch deutsche Mitbrüder, die in Indonesien als Missionar tätig waren. Sie gaben mir in der Fremde ein Stück Zuhause. Was mir noch das Gefühl des Zuhause-seins gab, war die Tatsache, dass mir einige Melodien der deutschen Kirchenlieder wie „Ich will dich lieben“ im Gotteslob auf der Seite 558 oder „Maria, dich lieben“ auf der Seite 594 bekannt waren. Außerdem gibt es in Deutschland Äpfel, Bananen, und Mangos, wie in Indonesien, auch wenn sie nicht die Äpfel und die Bananen meiner Erinnerung sind.

Im März 2007 durfte ich eine Art Praktikum im Krankenhaus in Wickede-Wimbern machen, wo ich nach zwei guten Wochen von einer Patientin als Taschendieb verdächtigt wurde. Vor allem ihre Feststellung: „Ich habe es gesehen, er hat meine Handtaschen mitgenommen, als er das Zimmer verlassen hat“ hat mich sehr verletzt. Es wurde mir klar, dass ich in den Augen der Patientin unerwünscht bin. Ich bin hier, um beschuldigt zu werden. Mich kann man zum Sündenbock machen. Das hat mich zu einer massiven Identitätskrise geführt. Ich bin hier in Deutschland unerwünscht, und ein Fremder wird nie ein Freund. Ich dachte mir damals: „Das Ende meiner kurzen Reise neigt sich dem Ende zu. Ich habe die Sackgasse erreicht, und es ist so weit, dass ich zurückkehre.“ Diese Erfahrung hat in mir die Bereitschaft zur Integration in die Umwelt erheblich gehemmt. Das verstärkte meinen Wunsch, nach der Priesterweihe Deutschland für immer zu verlassen. Aber dann ging mein Weg auf überraschende Weise weiter. Meine

zwölfjährigen Erfahrungen als Missionar werden das bestätigen.

Die Begegnung mit der Einsamkeit

Nach dem Studium machte ich mein Diakonatspraktikum in der Pfarrei „St. Peter und Paul“ in Bad Driburg bei Paderborn. Während des Praktikums spürte ich mein Fremdsein sehr massiv. Dieses Gefühl hatte ich während des Studiums in St. Augustin nicht so sehr. In dieser neuen Umgebung wurde ich gefordert, meine deutsche Sprache zu verbessern. Die neue Umgebung verlangte von mir, mich auf die neuen Herausforderungen einzustellen. Eine Erfahrung, die mich in dieser Zeit geprägt hat, war die Erfahrung mit der Einsamkeit. Ich wurde bei einer alten Dame untergebracht. Auch wenn sie ab und zu für mich kochte, und wir beide oft „Mensch-ärgere-Dich“ in ihrer Küche spielten, fühlte ich mich trotzdem einsam. In einer großen Kommunität wie in St. Augustin war die Einsamkeit für mich kein Thema, weil ich durch ständige Begegnung mit anderen Mitbrüdern und durch viele Angebote immer die Möglichkeit hatte, der Einsamkeit zu entkommen. In der neuen Umgebung dagegen war alles noch ganz neu und fremd. Das brachte die Erfahrung der Einsamkeit mit sich. Am Anfang sah ich sie als etwas Schreckliches an, das ich bewältigen musste. Ich hatte Angst vor ihr. Ich versuchte deshalb, sie mit vielen Aktivitäten unter dem Deckmantel „pastoral Arbeit“ zu verdrängen. Und Ich meinte, ich könnte ihr durch Flucht vor mir selber entkommen. Aber dann hatte ich keine Zeit mehr, zur Ruhe zu kommen, inne zu halten. Dadurch verließ ich meine Seele. Ich ließ sie nicht

mehr atmen. Zum Atmen braucht sie einen Raum: Schweigen, Ruhe, Stille. Der Weg, der mich dorthin führt, ist die Annahme der Einsamkeit.

Im Laufe des Praktikums bin ich immer wieder in die Einsamkeit geraten. Diese ständig wiederkehrende Erfahrung ließ mich erkennen, dass sie eine Realität ist, mit der ich leben muss. Ich versuchte deshalb, mich mit ihr auseinander zu setzen. Dann kam ich mit ihr ins Gespräch. Von diesem Gespräch lernte ich andere Dimensionen der Einsamkeit kennen. Sie wurde und ist für mich eine Schule der Gottesbegegnung. Sie ermöglicht mir, zu mir selber zurückzukehren. Sie tut weh, ist aber notwendig. Wenn es die Einsamkeit nicht gäbe, fehlte mir ein wichtiger Impuls, Gott als den zu suchen, der meine Sehnsucht stillt. Diese Einsamkeit kann ich vergleichen mit den Zwischenräumen eines Rades, mit dem Hohlraum zwischen den Wänden und mit der Höhlung zwischen dem Ton: Zwischenräume eines Rades machen das Rad; der Hohlraum zwischen den Wänden macht das Haus; die Höhlung zwischen dem Ton bildet den Krug: Da, wo ich mich in der Einsamkeit befinde, wird mich Gott füllen mit seiner tröstenden und tragenden Liebe.

Meine Missionsbestimmung

Vor der ewigen Profess machte ich mir Gedanken über meine Zukunft. Ich fragte mich: „Wo will ich denn als Missionar arbeiten? In Deutschland? Auf keinen Fall. Die Erfahrung im Krankenhaus hat mich davon abgehalten, nach dem Motto: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Ein Gespräch mit unserem damaligen Generalsuperior, P. Heinrich Barlage, hat mich dazu bewegt, meine

Überlegung zu hinterfragen. Er hat mir die Notwendigkeit der missionarischen Präsenz der ausländischen Missionare in der deutschen Kirche erklärt.

Ich habe mich überzeugen lassen. Ich fragte mich aber: Was will ich also hier in Deutschland? Was kann ich hier in Deutschland tun? Welche Gründe unterstützen die gemachte Feststellung, Deutschland sei ein Missionsland? Welche Hindernisse, Probleme und Grenzen bestehen bei meiner Teilnahme an den missionarischen Tätigkeiten in Deutschland? In welchem Bereich und auf welchem Gebiet besteht die Möglichkeit für einen Einsatz eines ausländischen Missionars? Ich fragte mich noch weiter: Kann Inkulturation in einem alten christlich geprägten Land stattfinden? Oder ist Inkulturation nur eine Sache der sogenannten Dritten Welt? Eine Sache der Länder, deren Menschen das Evangelium noch nicht kennen? Sollte ich dann noch in den Schoß meiner Mutter zurückkehren und ein zweites Mal als ein Deutscher geboren werden, um die Deutschen und deren Kultur, Probleme, Nöte, Freude, Lebens- und Denkweise anders sind wie meine, zu verstehen? Das sind die Fragen, mit denen ich gerungen habe und ringen werde.

Erfahrung in den Pfarreien

Nach meiner Priesterweihe am 20. Juli 2000 kam ich in Oktober nach Deutschland zurück. Ich erhielt meine Arbeitsbestimmung für drei Jahre für die Seelsorgeeinheit-Eberhardzell. Als ich wusste, dass es im Oberschwaben fast nur Katholiken gibt, kam in mir großer Zweifel hoch. Ich fragte mich: Bin ich doch hier vielleicht am falschen Ort? Hätte ich die Norddeutsche Provinz

der Steyler Missionare gewählt, wäre ich heute irgendwo zwischen Berlin und Dresden als Missionar tätig. Da leben ja die meisten Heiden. Bin ich vielleicht hier das fünfte Rad am Wagen? Werde ich hier gebraucht? Ich sollte eigentlich dort hingehen, wo das Evangelium nicht oder nur ungenügend verkündet ist. Aber ich bin in Oberschwaben gelandet, in einer katholisch geprägten Gegend. Ich bin nicht im Missionsland. Diese Situation hat mich sehr nachdenklich gemacht. Neben meiner Arbeit als Schulseelsorger arbeite ich als Pfarrvikar in zwei kleinen Gemeinden, wo die Volksfrömmigkeit wie Maianachten, Wallfahrten, Ösch- und Fronleichnamprozession, Blutritt usw. ein wichtiger Teil des gelebten Glaubens der Gemeindemitglieder ist. Außerdem ist die Pastoral in den ländlichen Gemeinden wie in meinen allzu sehr priesterzentriert. Meine Erfahrung zeigt, dass die Laien selbst die Laienarbeit, z.B. in der Liturgie, nicht zu schätzen wissen. Aufgrund des Priestermangels gibt es in vielen Gemeinden Wortgottesfeiern, die von Laien vorbereitet und durchgeführt werden. Statt sie zu unterstützen gehen die Gemeindemitglieder lieber in andere Pfarrkirchen, wo eine Heilige Messe gehalten wird.

Ich fragte mich manchmal, ob mein missionarischer Einsatz in Deutschland die Geburt einer neuen Kirche, welche ihre Hoffnung in die Laien setzt, verhindert; zugespitzt formuliert, ob ich durch meinen Einsatz einen Beitrag zur Abtreibung des geistigen Kindes namens Laienkirche leiste.

Bei näherer Beobachtung entdeckte ich aber missionarische Situationen, die mich überzeugen, dass die Kirche in Deutschland meine Mitarbeit braucht:

- Die Kirche erreicht ihre Jugend nicht mehr. Ihre Angebote werden in den Wind geschlagen. Die Jugend findet in ihrem Glauben keinen Halt.
- Immer mehr junge Familien verlieren den Kontakt zu ihrer Kirche.
- Ich erlebe eine starke Abkapselung des Glaubens vom alltäglichen Leben. Ich erlebe den Schwund Gottes aus dem alltäglichen Leben der Menschen. Tischgebete, das Beten vor dem Schlafen sind für viele Getauften Schnee von gestern.
- In meiner Arbeit in der Schule begegne ich Kindern und Jugendlichen, die die Kirche meiden. Sie kommen aus zerbrochenen Familien. Manche sind sogar konfessionslos. Manche Kinder, die übrigens getauft sind, machen sich über andere Kinder, die ihren Glauben zu leben suchen, lustig.

Diese Situation fordert mich, hier zu bleiben. Sie fordert mich, als Missionar tätig zu sein. Als Missionar lerne ich das Gute, das heilige, das Göttliche in ihnen kennen. Ich lerne ihnen zuzuhören und ihren inneren Schrei zu hören. Ich bestrebe nicht, Pfarrer zu werden, der durch die Zusammenlegung der Pfarreien nur noch seinen Verwaltungsaufgaben nachgehen kann. Ich bleibe lieber Seelsorger und Schulseelsorger, wo ich immer genug Zeit habe, Menschen zu begleiten und an ihrem Leben teilzunehmen.

Als Missionar bringe ich einige Elemente mit, die mir typisch sind, nämlich die Freude an meinem Glauben, die Nähe zu den Menschen. Mein Motto lautet: Ich bin nicht als Priester geboren, sondern als Mensch. Ich soll deshalb unter den Menschen Mensch bleiben. Ich soll an ihrem Leben teilnehmen und Kon-

takt zu ihnen suchen. Ich hoffe, dass ich dadurch zur religiösen Entkrampfung bei den Deutschen beitragen kann.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ich bin der Meinung, meine Aufgabe als Missionar hier besteht zuallererst nicht darin, Menschen Gott näher zu bringen, sondern ihnen zuzuhören. Im Zuhören bin ich zugleich ein Suchender. Ich suche Gott, der schon lange vor meiner Ankunft bei den Menschen angekommen ist. Ich suche den vernachlässigten, den verlassenen und vergessenen Gott in ihren mir anvertrauten Lebensgeschichten zu entdecken. Ich suche ihn in ihrer Kultur, in ihrer Religiosität. Ein Kirchelied heißt ja: „Wo die Güte und die Liebe wohnen, da wohnt der Herr.“ Und wenn ich die Güte und die Liebe der Menschen erfahre, dann weiß ich, dass Gott schon immer da ist, bevor ich ankam. Dieses Bewusstsein hilft mir über manche Verzweiflung und Enttäuschung hinweg.

Ich gewinne von Tag zu Tag ein neues Verständnis über meine missionarische Tätigkeit in diesem Land. Ich weiß, ich bin kein Lückenbüßer-Missionar. Ich nehme den Laien die Arbeit nicht. Im Gegenteil. Ich fordere die Laien in meinen Gemeinden, aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen und ihrem Glauben durch ihr Engagement ein Gesicht zu geben. Ich schärfe den Menschen in meinen Gemeinden ein: Pfarrer kommen, Pfarrer gehen. Die Gemeinde aber bleibt. Und wenn die Gemeinde keinen

neuen Pfarrer mehr bekommt, muss die Arbeit weiterhin von den Laien getragen werden. Sie sind ja schließlich die Träger der Pastoral.

Weil die Arbeit eines Missionars in einer fremden Kultur mit dem Erlernen einer neuen Sprache, mit der Anpassung an die Kultur, an das Klima, an das landestypische Essen zu tun hat, und vor allem mit der Bereitschaft, sich zu öffnen und von anderen zu lernen, lebt der Missionar oft in Sorge, ob er es schafft. Wenn er es nicht schafft, wird er enttäuscht. Solche Enttäuschung kann ihn an den Rand der Verzweiflung führen. Dann fängt er an mit Gott zu hadern, ihm vorzuwerfen, er sei nicht da gewesen, als er ihn am meisten brauchte. Dann zweifelt er an sich selbst, an seiner Berufung, ja an Gott.

Wer diese Erfahrung gemacht hat, der weiß, dass Gott ihm gerade in solcher Situation seine Größe zeigt. Durch den Zweifel hindurch macht er ihn reifer. Der Zweifel ist für mich die Kehreseite des Glaubens. Der Zweifel mündet in Glauben und Hingabe. Wer zweifelt, der verzweifelt nicht. Viele Heiligen vor uns, viele Propheten vor uns, angefangen von Moses, der seine Gotteserfahrung vor einem brennenden Dornbusch gemacht hat, bis Elia, der in seinem Zweifel Gott im sanften, leisen Säuseln begegnete, und Jeremia, der daran zweifelte, ob er ein richtiger Mann ist für die Sache Gottes, sie alle haben in ihrem Zweifel ihre Gotteserfahrung gemacht. Jesus hat in seinem zweifelnden Schreien: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, einen tiefen Glauben gespürt, wo er dann sagt: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“

Kurz gesagt, „Glaube bedeutet Zweifel.

Glaube ist nicht die Unterdrückung des Zweifels. Er ist das Überwinden des Zweifels, und den Zweifel überwindet man, indem man durch ihn hindurchgeht,“ so hat Thomas Merton einmal gesagt.

Schlusswort

Das sind meine Erfahrungen, die ich in einer Kirche gemacht habe, die an Einfluss in Staat und Gesellschaft immer mehr verliert, die sich in eine Minderheit verwandelt und immer mehr zur Diaspora wird, biblisch gesagt, auf dem Weg ins Exil ist. Und welche Aufgabe habe ich als Missionar in so einer Kirche? Meine erste Aufgabe ist nicht das Reden von Gott, sondern das Reden mit ihm, nicht das Sprechen von Gott, sondern das Sprechen mit ihm, im Gebet also. Ich stimme Karl Rahner zu, der schreibt: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein“. Mystik in diesem Sinne versteht der Pastoraltheologe, Gotthard Fuchs

„nicht als elitären Sonderweg für irgendwelchen religiösen Hochleistungssport, nicht als Imbiss in einem geistlichen Delikatessenladen, nicht als religiöse Single-Existenz, wo man Sondererfahrungen macht und zelebriert, sondern Mystik als Wagnis, in dieser Welt mit ihrer Lust und ihrem Schrecken ein Glaubender zu werden, hoffend und liebend und deshalb bereit, die dann auftretenden Spannungen auszuarbeiten“.

Stille, Gebet, um auf die Stimme Gottes zu hören, ist in Wirklichkeit der Anfang jeder Tätigkeit eines Missionars. Wenn mein Wagnis dieser Quelle entspringt, dann habe ich eine Chance, eine nach-

haltige und zukunftsfähige Missionsarbeit hier in Deutschland leisten zu können.

Wenn all mein missionarisches Tun keine Früchte trägt, möge Gott mir die Gelassenheit geben. Ich schließe diesen Vortrag mit einem Lied über Gelassenheit:

Gott, gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, die ich ändern kann; und die Weisheit, das eine vom anderen, zu unterscheiden. Gelassenheit. Gelassenheit, Gott, gebe mir die Gelassenheit.

» Der Wind hat mich gerufen.
Das Rauschen der Palmblätter hat mich gerufen.
Der Duft der Heckenpflanzen und der Rosen
meiner Mutter hat mich gerufen.
Ich höre sie mich fragen
wann ich wieder nach Hause komme.«

Devis Don Wadin

Andrzej Kardas

Andrzej Kardas wurde am 10. November 1964 in Tarnow/Polen geboren. Dort absolvierte er die Grundschule, das Gymnasium und später das Priesterseminar. Mit 25 Jahren wurde er zum Priester geweiht. Zunächst arbeitete er fünf Jahre in Polen, anschließend führte ihn sein Weg als Seelsorger in die Ukraine. Dort verbrachte er ebenfalls fünf Jahre, zunächst in Kiew, später in Zhytomyr. Im September 1999 kam er auf Einladung von Bischof Leo Schwarz nach Deutschland.



Andrzej Kardas

Der Einsatz in Deutschland – ein Abenteuer

Der Einsatz in Deutschland sollte für mich ein Abenteuer sein – ich war noch jung und suchte für mich eine Herausforderung. So war es auch. Ich kam nach Deutschland fast ohne Sprachkenntnisse, ohne Vorahnung, was auf mich wartet und vor allem ohne offizielle Einladung und feste Einstellung, sodass meine Ankunft für Viele eine echte Überraschung war. Plötzlich war ich da, und ... keiner wartete auf mich. Für mich war aber kein Weg zurück möglich. Dank den Menschen, die ich aus der Ukraine aus dem Austauschprojekt kannte, konnte ich schnell und intensiv den Sprachkurs absolvieren. Erst dann konnte ich mich um eine Einstellung im Bistum Trier bemühen. Da übernahm ich für sechs Monate eine Vertretung in der Seelsorgeeinheit Burgbrohl-Wassenach-Kell. Allein in vier Pfarreien, ohne die Menschen und Kultur zu kennen. Gott sei Dank habe ich in den Pfarreien Menschen gefunden, die mir geholfen und mich langsam in die Arbeit eingeführt haben; Menschen, die mir zur Seite standen.

Danach wurde ich zum Vikar der Seelsorgeeinheit Aschbach-Steinbach/Dörsdorf und Thalexweiler im Saarland ernannt. Wieder neue Menschen und neue Herausforderung. Ich konnte zwar schon ein bisschen besser Deutsch sprechen, aber saarländischen Dialekt, den viele dort sprachen, verstand ich genauso gut wie chinesisch. Wieder musste ich lernen. Gott sei Dank traf ich auf Verständnis, sodass sich alle bemüht haben mit mir Hochdeutsch zu sprechen. Das nächste Problem war der Führerschein – ich brauche weder in Polen noch in der Ukraine einen – dort arbeitete man nur in einer Pfarrei oder wurde zu den umliegenden Dörfern gefahren. Jetzt musste ich von meinem Wohnort zu den anderen drei Pfarreien kommen. Und wieder fanden sich Menschen, die bereit waren mich Tag und Nacht zu

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

fahren. Sie haben mich auch motiviert den Führerschein zu machen.

Nach dreijähriger Tätigkeit dort wurde ich nach Mendig-Kottenheim-Thür versetzt. Ich hatte noch nicht entschieden in Deutschland zu bleiben, deswegen übernahm ich noch einmal für 3 Jahre eine Vikarstelle. Gleichzeitig habe ich die vom Bistum angebotenen Fortbildungen absolviert, was mir sehr geholfen hat die Situation in der deutschen Kirche zu verstehen.

Natürlich habe ich am Anfang die polnische und ukrainische Kirche mit der deutschen verglichen: volle Kirchen, Schlangen vor dem Beichtstuhl, viele engagierten Laien, Hunger nach Wissen und Streben nach Leben nach Evangelium, Ehrfurcht und Anerkennung. Ich kannte ja nichts anderes. Schnell aber habe ich bemerkt – oder eher ist mir zu merken gegeben worden – dass das nicht funktioniert. Zwar haben wir das gleiche Glaubensbekenntnis und dieselben Kirchengebote – aber die Gläubigen setzen diese ganz unterschiedlich um. Da für mich schon immer der einzelne Mensch wichtig war und nicht die Masse, konnte ich mich ziemlich schnell umstellen und mich auf die Arbeit ganz anders einstellen.

Das funktionierte und funktioniert bis heute. Immer wieder treffe ich Menschen, die nach mehr streben, die mehr wollen. Mit ihnen suchen wir neue Ideen und Wege, die die anderen näher zu Gott und Kirche bringen können. Diese Menschen gaben mir auch zu spüren, dass sie eine geistliche Führung und Leitung brauchen, dass sie eben einen Priester brauchen, der für sie mehr machen kann als nur sie zum Grabe begleiten. Heute bin ich schon 9 Jahre in Deutschland. Mein Abenteuer dauert

schon viel länger als ich geplant habe. Und das ist gut so. Ich spüre, dass ich gebraucht werde; ich fühle, dass sich etwas bewegt. Ich versuche nicht, die Menschen zur polnischen Frömmigkeit „umzuerziehen“, aber ich weiß, es geht auch anders. Und das will ich ihnen vermitteln.

Inzwischen habe ich gelernt, Rückschläge zu akzeptieren und mich auf kleine Erfolge zu freuen. Und das immer mit Menschen, die mit mir auf dem Weg sind, die mittlerweile für mich nicht nur Mitchristen, sondern auch Freunde sind. Ich glaube, sie sehen in mir nicht mehr einen „polnischen“ Priester, sondern einfach den Priester, den sie – trotz allem, was da behauptet wird – brauchen. Was braucht der Priester mehr? Phil Bosmans hat es so ausgedrückt:

„Der Priester ist nicht allein von und für Gott, er ist auch wesentlich von den Menschen und für die Menschen. Er ist nicht da, um zu urteilen und zu verurteilen. Er ist bei den Menschen, die sichtbar gewordene Milde, die spürbar gewordene Güte Gottes. Er geht mit den Menschen mit, mit denen es bergab geht, und soll versuchen, sein Herz auf der Höhe zu halten. Im Bewusstsein, dass er doch immer hinter dem Anspruch zurückbleiben wird, möchte er ein Wegweiser sein und Wege zu Gott zeigen. Für Menschen, die einen Weg suchen, will er ein Weg sein.“

So wurde ich zum 1. August 2006 von Bischof Reinhard Marx im Bistum Trier inkardiniert und zum Pfarrer der Pfarreingemeinschaft Freudenburg-Trassem - Kastel Staadt ernannt. Mein „Abenteuer Deutschland“ geht weiter.

Werner Rössel

Prälat Werner Rössel, geboren 1946, wurde 1973 zum Priester geweiht. Er ist Bischofsvikar für weltkirchliche Aufgaben und Diözesandirektor der Päpstlichen Missionswerke im Bistum Trier. Er war bis vor Kurzem Generalvikar des Bistums. In dieser Eigenschaft war er auch in die Personalplanungen des Bistums involviert.



Werner Rössel

Priester aus dem Ausland im Einsatz in deutschen Diözesen

Entsprechend dem derzeitigen Stand im Bistum Trier arbeiten etwa 50 ausländische Priester in der Seelsorge oder auch in einer kategorialen Aufgabe. Um es genauer zu sagen kommen derzeit 26 Priester als Bistumpriester in unseren Dienst und 23 als Ordenspriester. Acht von den Bistumpriestern und drei von den Ordenspriestern sind Pfarrer. Die Herkunftsländer sind Indien, Nigeria, Polen u.a.

Bisher waren die Anfragen bezüglich eines Einsatzes in unserem Bistum eher sporadisch und individuell. Es handelte sich hierbei vor allem auch um Studierende, Promovenden an unserer Fakultät, die ihren Kontakt in das Bistum über ihren „Doktorvater“ erhielten. Wieder andere kamen auf Grund eines Kontaktes durch ihren Bischof oder Ordensoberen in unser Bistum. Diese individualisierte Vorgehensweise wurde dann durch eine eher systematische ersetzt. Grundsätzlich können nur Priester

in unser Bistum kommen, die von ihrem Bischof bzw. Ordensoberen an den Bischof von Trier vermittelt werden. Mit ihnen wird zuerst ein Zwei-Jahres-Vertrag abgeschlossen, mit der Option diesen auf acht Jahre zu verlängern.

Ganz wichtig war und bleibt eine systematische Einführung in den Seelsorgeeinsatz. Hierzu gehört vor allem der Erwerb der sprachlichen Kompetenz. Vor nahezu drei Jahren haben wir mit dieser systematischen Einführung mit acht indischen Priestern aus verschiedenen Ordensgemeinschaften begonnen.

Nach dem Einführungskurs wurden die Mitbrüder als Kooperatoren in den Pfarrdienst eingesetzt. In der zweijährigen anschließenden Periode hat es regelmäßige monatliche Treffen an den einzelnen Einsatzorten mit mir gegeben. Im Zentrum dieser Treffen stand die Reflexion pastoraler Erfahrungen der vergangenen vier Wochen, die Feier der Eucharistie, die der am Ort einge-

setzte Kooperator geleitet hat. Es war von ihm verlangt, eine kurze Einführung in die Eucharistie zu geben, sowie eine Kurzpredigt zu den Lesungen des jeweiligen Wochentages.

Zum Sprachstudium wäre eigens anzumerken: In den ersten drei Monaten haben die Patres an einem Institut für Fremdsprachen in Trier ihre ersten sprachlichen Studien gemacht. Dabei haben wir darauf geachtet, dass sie als „Unterrichtsmaterial“ die liturgischen Bücher zu Grunde legen konnten. Nach einem halben/ dreiviertel Jahr ihres Einsatzes in der Pfarrei haben sie einen zweiten Sprachkurs (vier Wochen) an einem Goethe-Institut ihrer Wahl absolviert. Durch diese Grundlegung und alltägliche Praxis konnte sich die sprachliche Kompetenz ausbilden. Es muss allerdings an dieser Stelle hinzugefügt werden, dass eine Vertragsverlängerung, nach zwei Jahren für drei Mitbrüder wegen mangelnder Sprachkompetenz nicht erfolgen konnte.

Seit einem Jahr sind nach mehrjährigen Diskussionen und Gesprächen zwei bolivianische Priester im Seelsorgeeinsatz in unserem Bistum. Voraus geht die bereits annähernd 50 Jahre bestehende Partnerschaft zwischen Trier und Bolivien, an deren Beginn (damals noch Patenschaft genannt) die Entsendung Trierer Priester steht, deren Zahl in Absprache zwischen dem Erzbischof von Sucre und dem Bischof von Trier damals auf sechs festgelegt wurde. Dieser historische Impetus –auch angesichts der immer kleiner werdenden Zahl von Priestern die aus Trier nach Bolivien geschickt werden konnten – führte zur grundsätzlichen Frage des personalen Austausches über die Gruppe der Priester auf andere Seelsorgeberufe

ausgedehnt und gleichzeitig zur Frage der Entsendung bolivianischer Priester nach Trier. Dies ist nunmehr mit zwei Priestern aus der Erzdiözese Sucre erfolgt. Als Verantwortlicher für die weltkirchlichen Aufgaben im Bistum

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Trier werde ich mich auch künftig um den Einsatz dieser beiden bolivianischen Mitbrüder kümmern und für eine entsprechende pastorale Reflexion bzw. auch Einführung in bestimmte pastorale Felder Sorge tragen.

Fazit: Der langjährige recht individualisiert geordnete Einsatz ausländischer Priester in unserem Bistum wurde, wie nun vorgetragen, systematisiert und man darf vielleicht auch sagen geordnet. Die ersten Erfahrungen mit dieser vorgehensweise ermutigen, in der gleichen Richtung zu verbleiben.

Etuosoluchukwu Ezenwafor

Die Ordensgemeinschaft der Töchter der göttlichen Liebe (daughters of devine love) stammt aus Nigeria und ist seit 1983 in Deutschland tätig. Sr. Etuosoluchukwu war von 2002 bis Juni 2008 deren Regionaloberin für Deutschland und die Schweiz.



Etuosoluchukwu Ezenwafor

Die Ordensgemeinschaft der Töchter der göttlichen Liebe in Deutschland

Wir, die Ordensgemeinschaft der Töchter der göttlichen Liebe, sind seit 1983 in Deutschland im Erzbistum Köln.

Wie kommen die Ordensleute zu Ihrem Einsatz in Deutschland ?

Die erste Gruppe war 1983 durch persönliche Kontakte zwischen der Familie Herweg und dem nigerianischen Priester Obiorah Ike, der damals zum Studium in Deutschland war und heute Prälat ist, nach Deutschland gekommen. Alfons Herweg ist ein Freund von Prälat Ike und sein Bruder war der Geschäftsführer des Caritasverbandes Leverkusen. Er lud uns nach Deutschland ein, um uns zu helfen. Da wir damals noch nicht päpstlichen Rechts waren, musste der damalige Bischof Michael Eneja zusammen mit unserer Generaloberin Mutter Angela Uwalaka die Entscheidung treffen, ob wir nach Deutschland durften. Sie gaben uns die Erlaubnis, sodass sechs Mitschwestern am 30. Oktober 1983 nach Deutschland kamen. Der Cari-

tasverband Leverkusen half uns von Anfang an und übernahm die gesamten Kosten.

Mittlerweile sind wir selbständiger geworden. Die Caritas ist jedoch noch immer unsere Kontaktstelle zum Ausländeramt in Leverkusen. Sie helfen uns, wenn neue Mitschwestern kommen oder die Aufenthaltserlaubnis verlängert werden muss.

Wie leben sich die Schwestern in Deutschland ein?

Wir haben viele Mitschwestern, die schon in Deutschland waren und wieder zurück in Nigeria sind. Schon dort helfen sie den neuen Schwestern, die nach Deutschland gehen sollen, indem sie ihnen Deutschunterricht geben. In Deutschland angekommen besuchen die Schwestern dann vier Monate lang einen Intensivkurs – entweder im Klausenhof in Rhede oder auf dem Kreuzberg in Bonn. Je nach Alter brauchen sie mehr oder weniger Zeit zum Lernen.

Danach machen sie ungefähr ein Jahr lang ein Praktikum in einem Krankenhaus oder im Altersheim, worauf dann die Ausbildung zur Krankenschwester folgt. Je nachdem, wie die Schwestern mit Hilfe ihrer Dokumente und Zeugnisse eingestuft werden, dauert die Ausbildung erst ein oder sofort drei Jahre. Nur wenige Schwestern tun dies nicht und arbeiten in der Küche.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Welche Reaktionen gibt es auf die Anwesenheit der Gemeinschaft?

Generell gibt es gute Reaktionen. Allein die blaue Ordenstracht macht viel aus. Meistens werden wir „Blaue Schwestern“ genannt und einige Kinder sagen „Blaue Pinguine“ zu uns. Nur die deutsche Eigenschaft, Fremde nicht anzusprechen, macht die Deutschen unsicher. Sie stellen uns ihre Fragen nicht direkt, sondern fragen lieber andere Leute „Wer sind die?“, „Woher kommen die?“, „Was machen die hier?“ und „Sprechen die Deutsch?“. Wir merken natürlich, dass sie Interesse haben und uns viele Fragen stellen möchten. Das Problem ist nur, wer traut sich und fängt in welcher Sprache an? Wenn sie sich aber erst einmal trauen, fragen sie uns Löcher in den Bauch und manchmal dauert der Kontakt länger. Unser Lächeln hilft uns dabei auf jeden Fall und ist manchmal ansteckend.

Natürlich gibt es auch mal Missverständnisse. Ein Problem ist vor allem die Sprache. Trotz Sprachkurs kann man sich oftmals nicht ausreichend ausdrücken. Da bräuchte es von beiden Seiten viel Geduld, wofür aber häufig leider die Zeit fehlt.

Verstehen Sie Ihr Tun als missionarischen Dienst an der Kirche in Deutschland?

Ja, jede Mitschwester unserer Ordensgemeinschaft ist an jedem Ort, an dem sie sich befindet, eine Missionarin – egal ob in Deutschland, Afrika oder auf Kuba. Der Unterschied ist nur das Missionswerk.

Was für Bereicherungen haben Sie hier erfahren und was geben sie den anderen von ihrer Kultur mit?

bereichernd für uns ist in Deutschland:

- die Arbeit ernst nehmen
- Pünktlichkeit
- Planung/Organisation/Termine
- Sauberkeit
- die eigene Zukunft sichern
- Selbstständigkeit
- Heilige Messe halten

Von unserer eigenen Kultur versuchen wir mitzugeben:

- Fröhlichkeit
- Vermeidung von Stress/ Zeitnehmen
- Gastfreundlichkeit
- Geduld/ Ausdauer in Schwierigkeiten
- positive Erfahrung von großen Familien und enger Verwandtschaft
- Hoffnung auf Gott
- Gestaltung der Messe als Feier

Miram Altenhofen SSps

Sr. Miriam Altenhofen ist Oberin der Deutschen Provinz der Steyler Missionarinnen. Die Gemeinschaft ist heute in über 40 Ländern tätig. Der personelle Schwerpunkt der Anfang des 20. Jahrhunderts in Steyl an der deutsch-niederländischen Grenze gegründeten Gemeinschaft liegt heute in Asien.



Miriam Altenhofen SSps

Zum Selbstverständnis der Steyler Missionarinnen

Selbstverständnis

Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts: in Steyl werden Schwestern, Patres und Brüder ausgebildet, um in die auswärtigen Missionen gesandt zu werden. Es sind zum Großteil Deutsche, die aufbrechen, um in ferne Länder zu gehen, dort die „armen Heidenkinder“ zu taufen und der Kirche zuzuführen. Das Profil von Mission ist klar: Mission ist vornehmlich geographisch verstanden und es geht um die „Rettung der Seelen“. Europa ist dabei der sendende Kontinent.

Am Anfang und Ursprung unserer Kongregation stehen der Auftrag und Anruf, zu allen Völkern zu gehen, die Liebe Gottes allen Menschen zu verkünden, ohne auf Rasse, Nationalität oder Hautfarbe zu achten, Kirche in den

verschiedenen Kulturen aufzubauen. Gelebte Internationalität gehört somit zu einem Wesensmerkmal unserer Gemeinschaft.

Mittlerweile sind die früheren „Missionskirchen“ zu selbständigen Einheiten geworden. Unsere Gemeinschaft hat sich zu einem weltweiten Netzwerk mit Schwestern aus über 40 Ländern entwickelt. Der personelle Schwerpunkt, der Nachwuchs, ist in Asien. Es ist ein Kommen und Gehen. Alle Länder und alle Provinzen sind heute sendende und empfangende. Wir sprechen nicht mehr von missionarischen Gebieten, sondern von missionarischen Situationen und Aufgaben – und die sind auch bei uns in Deutschland.

„Das wachsende globale Bewußtsein der heutigen Menschen, das durch den

Fortschritt in den Kommunikationsmitteln und durch die weltweite Verschiebung der Völker durch Aus- und Einwanderungen gefördert wird, wird uns als internationale Kongregation immer mehr herausfordern. Gemeinschaften, in denen Schwestern aus verschiedenen Nationen und Kontinenten miteinander leben, werden ein wichtiges Zeugnis von Gottes Gegenwart in der Welt sein.“¹

Internationalität meint mehr als einfaches nur Beisammenwohnen von Menschen verschiedener Nationen bzw. Kulturen. Es ist Eintreten in den Geist der Geschwisterlichkeit, der keine Grenzen ethnischer, religiöser oder sexistischer Art kennt und es heißt, das eigene Fühlen, Denken und Handeln davon prägen zu lassen. Es ist ein Geben und Nehmen unter Gleichen, ein Wertschätzen der Unterschiedlichkeit als Bereicherung.

Internationalität steht *im Dienste unserer Sendung*, die zurückgeht auf die „missio Dei“ und sie ist eingebunden in den Heilsauftrag der universalen Kirche. Zu dieser universalen Kirche gehören Menschen verschiedener Nationen und Kulturen.

Wir bringen unsere Internationalität in Zusammenhang mit unserer trinitarischen Spiritualität. Gott ist Beziehung und Gemeinschaft: Ein Gott in drei Personen, die Einheit in der Verschiedenheit. Dies kann uns Inspiration für eine versöhnte Verschiedenheit sein.

Gelebte Internationalität braucht eine ständige Umkehr zum Geist des Evangeliums. Der Geist Jesu Christi wird uns antreiben, Stereotypen, Verletzungen und Vorurteile zu überwinden und für Versöhnung in den eigenen Reihen sowie zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen zu arbeiten.

Umsetzung

In den 70er und 80er Jahren gab es innerhalb unserer Gemeinschaft eine Tendenz, Schwestern aus Osteuropa bzw. aus Übersee nach Deutschland oder Europa zu holen, um hier unseren mangelnden Nachwuchs auszugleichen. Meist waren sie in unseren eigenen Häusern eingesetzt. Von daher waren wir unabhängiger von Arbeitsgenehmigungen und der Anerkennung von Abschlüssen. Oder sie kamen, um zu studieren und dann wieder in ihr Land zurück zu gehen. In der Regel kamen sie als Einzelne in bereits vorgefasste Strukturen und Kommunitäten und mussten sich anpassen. Sie waren die Minderheit, die deutschen Schwestern waren die Mehrheit.

Heute kommen Schwestern, weil wir sie für ein ganz bestimmtes missionarisches Projekt anfragen, weil sie hier ihre Ausbildung machen und wir dann hoffen, dass sie eine Arbeitsstelle finden und gemeinsam mit uns missionarisch tätig sind. Wir wollen ganz bewusst keine Parallelwelten aufbauen, sondern verstehen uns als Schwestern in und mit einer gemeinsamen Sendung. Hier begegnen wir den Problemen, die eine jede Ausländerin bei ihrer Ankunft in Deutschland hat: Aufenthaltsgenehmigung, die deutsche Sprache, die Nicht-Anerkennung vieler Diplome und Abschlüsse, Arbeitsgenehmigungen, u.U. Erfahrungen der Fremdenfeindlichkeit, Kulturschock. Vieles ist so anders und erst unverständlich: Menschen, Essen, Kleidung, Gewohnheiten, Empfindungen, selbst die Kirche – sie ist so leer und so alt – im Vergleich zu den Ländern, aus denen unsere Schwestern kommen. Missverständnisse, Vorurteile, Verletzungen treten auf in unseren

eigenen Gemeinschaften und auch mit Menschen, denen die Schwestern bei der Arbeit und im weiteren Umfeld begegnen. Das Ankommen und sich Zurechtfinden, den eigenen Platz finden, stellen hohe Anforderungen an die Schwester, die kommt, und an die Gemeinschaft, die sie aufnimmt. Beide Seiten brauchen viel Geduld und eine intensive Begleitung. Jede Schwester hat nach Möglichkeit eine Mentorin, die ihr beim Einleben hilft und wir versuchen die Kommunitäten zu begleiten. Neben den üblichen Sprachkursen gibt es Einführungskurse in die deutsche Kultur und Gesellschaft, es gibt regelmäßige Treffen und Austausch für alle Neuangekommenen und sich Einlebenden auf nationaler und europäischer Ebene.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Es gibt zum Teil schmerzliche Erfahrungen: manche schaffen das Erlernen der Sprache nicht, manche müssen eine Ausbildung oder ein Studium abbrechen, manche gehen nach einigen Jahren wieder zurück. Wir sehen immer deutlicher, wie wichtig eine klare Zielvorstellung hier bei uns, eine gute Vorbereitung und Begleitung und letztlich auch die Auswahl der Schwestern ist. Nicht jede passt an jeden Ort. Andere finden mit der Zeit ihren Platz und können sich auch hier als Missionarinnen erfahren, sei dies in der Pastoral, in der Krankenhauseelsorge, bei Kursen in eigenen Häusern, bei der Begleitung von Menschen anderer Kul-

turen usw. Es ist kein einfacher Weg, aber er lohnt sich. Denn unsere Internationalität bringt immer wieder auch den weltkirchlichen Horizont und damit ein Stück der Universalität von Kirche in den Blick. Sie hindert uns, uns auf den eigenen Kirchturm zu beschränken. Es kann auch anders gehen.

In den Leitlinien unseres letzten Generalkapitels 2008 werden die Herausforderungen wie folgt benannt: wir sollen uns bewegen von einer Haltung der Dominanz hin zu echter Gegenseitigkeit und der Haltung des Lernens. Dann können unsere interkulturellen Gemeinschaften Zeichen der Hoffnung, der Liebe, der Versöhnung und der Einheit in einer von Vorurteilen, Spaltungen und Machtausübung zerrissenen Welt werden. Sie können etwas von der Schönheit, Buntheit und Kreativität Gottes widerspiegeln. Ein hoher Anspruch, den wir uns selbst gesetzt haben, bzw. zu dem wir uns gerufen fühlen. Wir sind auf dem Wege – ringend und suchend – und stellen dabei fest: trotz so mancher Schwierigkeiten ist dieses Leben zutiefst sinnvoll und bereichernd. Tiefe Begegnung zwischen Menschen verschiedener Kulturen ist möglich. Sie verändert beide Seiten. Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

.....
¹ Bericht der Generaloberin zum XI. Generalkapitel 1996, S. 51

Heike Bühler-Schwingel

Heike Bühler-Schwingel, Jahrgang 1964, Dipl.-Kauffrau, hat seit 1995 die kaufmännische Leitung des Bildungswerks Katholischer Orden e.V. – nachfolgend Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V. (VKO) inne. Seit 2007 ist sie Geschäftsführerin der VKO.



Heike Bühler-Schwingel

Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität

Entwicklungen und Erfahrungen

Im Jahr 1995 wurde das Bildungswerk Katholischer Orden e.V. (BKO) mit Sitz in Neuwied gegründet. Den Gründungsmitgliedern gehörten Ordensmitglieder der folgenden Ordensgemeinschaften an:

- Barmherzige Brüder von Mariahilf
- Arme Dienstmägde Jesu Christi
- Franziskanerinnen von Salzkotten
- Armen-Schwestern vom heiligen Franziskus (Schervierschwestern)
- Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung/Olpe
- Franziskanerinnen von der Heiligen Jungfrau Maria von den Engeln.

Im Mittelpunkt des Vereins standen damals die durch die – in Trägerschaft des BKO stehende – Edith-Stein-Akademie inhaltlich entwickelten, organisierten und durchgeführten Bildungsmaßnahmen für Mitarbeiter in sozial-caritativen Einrichtungen.

Nachdem die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands e.V. (VOD) von öffentlicher Seite mit der „Tätigkeit von Ordensmitgliedern ausländischer

Ordensgemeinschaften in Deutschland“ und einer damit einhergehenden steuerlichen Problematik konfrontiert worden war, entschlossen sich die Vertreter des BKO – insbesondere auf Initiative der damalige Vorstandsvorsitzenden Schwester M. Basina Kloos, in Personalunion auch Generalsekretärin der VOD –, diese Thematik aufzugreifen. So wurden im Jahr 1998 Name und Satzung des BKO verändert. Der Verein führte nun den Namen „Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V.“ – kurz: VKO.

Ziel war, dass dieser Verein zukünftig als Rechtsträger für verschiedene ausländische Ordensgemeinschaften in Deutschland fungieren sollte. Die Anerkennung der Gemeinnützigkeit lag aufgrund der bisherigen Satzung und Tätigkeit vor und auch die neue Satzung war diesbezüglich mit den zuständigen Behörden besprochen und abgefasst worden. Es galt nun, mit den Mitgliedern der ausländischen, vor allem der in sehr starkem

Maße vertretenen indischen Ordensgemeinschaften in Kontakt zu treten. Bereits im Jahr 1997 hatten die damalige Vorsitzende der VOD, Schwester Medatrix Altefrohne und Schwester M. Basina Kloos und im Jahr 1998 Schwester M. Basina Kloos, Schwester Cäcilia Höffmann, Dr. Rüdiger Fuchs – Mitglied der Geschäftsführung der Solidaris Steuerberatungs- und Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Köln sowie Dr. Thomas Jendges – ehemals Kaufmännischer Direktor des St. Elisabeth-Krankenhauses Neuwied – Reisen nach Indien unternommen. Die dortigen General- und Provinzleitungen sollten über die steuerliche Gesetzgebung in Deutschland und die Voraussetzungen für die Anerkennung und Nutzung der Gemeinnützigkeit informiert werden.

Bei der Suche nach Anschriften und Ansprechpartnern der ausländischen Ordensgemeinschaften in Deutschland erhoffte man sich von den Diözesen, dem Deutschen Caritasverband sowie von den Trägern sozial-caritativer kirchlicher Einrichtungen Hilfe. 1998 wurden deren Vertreter zu Informationsveranstaltungen nach Köln und Würzburg eingeladen. Zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte die Einladung an die bis dahin bekannten Mitglieder ausländischer Ordensgemeinschaften zu einer zweitägigen Veranstaltung in das Mutterhaus der Franziskanerinnen von Waldbreitbach. Schwester Cäcilia Höffmann – die spätere Vorsitzende der VKO – übernahm die Aufgabe, Ordensgemeinschaften, die Kontakt mit der VKO aufgenommen hatten oder der VKO von anderer Seite benannt worden waren, vor Ort zu besuchen und zu informieren. Im Januar 1999 nahm die VKO schließlich die Verwaltung der Gestellungs-, Konvents- und Projektgelder der ausländischen

Ordensgemeinschaften auf, deren in Deutschland lebende und tätige Ordensmitglieder als natürliche Personen Mitglieder in der VKO geworden waren.

Das Aufgabengebiet der VKO wurde schnell um die Auseinandersetzung mit sozialversicherungs- und ausländerrechtlichen Fragestellungen erweitert.

Im November 2004 verfügte die VKO über 1.000 Mitglieder aus über 60 verschiedenen ausländischen Ordensgemeinschaften. Die Generalate bzw. Provinzialate dieser Ordensgemeinschaften befanden sich in Indien, Korea, Nigeria, Polen, Bosnien, Kroatien und Italien. Im Zuge einer Weiterentwicklung unterzog sich die VKO innerhalb der Jahre 2005 bis Ende 2006 einer grundlegenden Umstrukturierung. Ordensgemeinschaften, die mit 7 oder mehr Ordensmitgliedern in Deutschland vertreten waren, sollten eigene Rechträger gründen. Ordensgemeinschaften mit weniger als 7 Ordensmitgliedern sollte ein Sammelverein – eine „verkleinerte“ Ausgabe der bisherigen VKO – zur Verfügung stehen. In dieser neuen Struktur war die zukünftige Aufgabe der VKO – wenn von den Ordensgemeinschaften gewünscht – die Übernahme der Verwaltung und die einheitliche Interessenvertretung der neugegründeten Vereine im Sinne einer Dachorganisation.

Die Ordensgemeinschaften, denen von Seiten der jeweiligen General- oder Provinzleitung im Ausland die Erlaubnis zur Gründung eines eingetragenen Vereins in Deutschland erteilt worden war, begleitete die VKO bei der Organisation und Durchführung der notwendigen Schritte und stellte eine Musterstatzung zur Verfügung.

Auf Seiten der VKO initiiert das DKMR-Thema „Ordensleute und Priester aus der

Weltkirche im Einsatz in Deutschland – Notlösung oder Lernprozess“ die Frage: Welche Motivation lag der Einreise nach und dem Einsatz in Deutschland zugrunde? Unter Berücksichtigung der in der VKO vertretenen Gruppierungen können hierzu folgende, z.T. provokative Aussagen getroffen werden:

1. Gruppierung: Ordenspriester

- a) Die Kontaktaufnahme und nachfolgende Einladung an die Ordensgemeinschaft erfolgte durch eine Diözese im Hinblick auf einen akuten oder zukünftig erwarteten Priestermangel
- b) Die Kontaktaufnahme erfolgte von Seiten eines ausländischen Ordensordens, da
 - es für die Ordensgemeinschaft eine Selbstverständlichkeit ist, in einer Weltkirche als „Global-Player“ zu agieren
 - die Ordensgemeinschaft sich als Missionsorden versteht
 - die Ordensgemeinschaft mit Ihrem Dienst in Deutschland ihrer Dankbarkeit Ausdruck verleihen wollte für die missionarischen Dienste deutscher Priester und Ordensleute im eigenen Heimatland
 - die Gestellungsgelder zur Unterstützung der Projekte und für den Unterhalt der Ordensgemeinschaft im Ausland benötigt werden
 - die pastorale Betreuung eigener Landsleute in Deutschland gewährleistet werden sollte.

2. Gruppierung: Ordensschwwestern mit Einsatz in Krankenhäusern, Alten- und Pflegeheimen in kirchlicher Trägerschaft

- a) Die Kontaktaufnahme und Einladung erfolgte durch Trägervertreter oder

- Hausleitungen, da
- eine über die sonst mögliche Pflege hinausgehende Betreuung der Patienten/Bewohner erwartet wurde (u.a. seelsorgliche Betreuung, Sterbebegleitung, Keine-Minuten-Mentalität)
 - die Ordensschwwestern eine sichtbare Präsenz von „Kirchlichkeit“ in den Einrichtungen darstellen
 - aufgrund des Einsatzes im Rahmen eines Gestellungsvertrages geringere Personalkosten verursacht werden.
- b) Die Kontaktaufnahme und Einladung erfolgte von Seiten einer Diözese da
 - die Ordensschwwestern eine sichtbare Präsenz von „Kirchlichkeit“ in den Einrichtungen darstellen
 - u.a. die Präsenz und Mitarbeit von Ordensmitgliedern in Kirchengemeinden bei rückläufigen Zahlen von Ordensmitgliedern deutscher Ordensgemeinschaften gewährleistet werden soll.
 - c) Die Kontaktaufnahme erfolgte von Seiten einer ausländischen Ordensgemeinschaft, da
 - die Gestellungsgelder zur Unterstützung der Projekte und für den Unterhalt der Ordensgemeinschaft im Ausland benötigt werden
 - die seelsorgliche Betreuung eigener Landsleute in Deutschland gewährleistet werden sollte
 - die Ordensgemeinschaft sich als Missionsorden versteht.
- Die vorgebrachten Wahrnehmungen und „Unterstellungen“ – die durch keine wissenschaftlich erhobenen und ausgewerteten Daten gestützt werden können und somit auch keine induktiven Schlussfolgerungen zulassen – können vermuten lassen, dass zumindest der Beginn des jeweiligen Einsatzes oft aus einer Notsituation heraus erfolgte.

Der z.T. langjährige Kontakt mit einzelnen Ordensgemeinschaften und Ordensmitgliedern, Kontakte mit Vertretern von Diözesen, Trägern und Leitungen verschiedener Einrichtungen lassen aber auch, oft in Gang gesetzt aufgrund von Fehlern zu Beginn des Einsatzes von ausländischen Ordensmitgliedern oder Priestern, Lernprozesse erkennen. Beispielhaft wären hier zu nennen:

- Überlegungen von Seiten der Ordensgemeinschaften und/oder Träger zur Intensivierung der Planung des Einsatzes von neu-einreisenden Ordensschwwestern in Krankenhäusern, Alten- und Pflegeheimen: vor der Aufnahme der eigentlichen Tätigkeit im Rahmen der Gestellung sollte ein Zeitraum von ca. 5 Jahren für Sprachausbildung, Praktikum und Ausbildung berücksichtigt werden

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- die Eigen-Verpflichtung eines Vereins einer ausländischen Ordensgemeinschaft zur Teilnahme an einem Inkulturationskurs für neu-einreisende Ordensschwwestern
- Überlegungen, ob – bei einer Einladung von deutscher Seite – ein Konventsleben für die Mitglieder der jeweiligen Ordensgemeinschaft vor Ort gewährleistet werden kann
- Überlegungen, wie Ordensschwwestern in den Ablauf eines Krankenhauses oder Alten- und Pflegeheimes integriert werden können unter Berücksichtigung

des Ordenslebens (tägliche Teilnahme an einer Heiligen Messe, gemeinsames Begehen kirchlicher oder ordenseigener Festtage im Konvent, Berücksichtigung des Konventslebens bei der Erstellung der Dienstpläne).

Letztendlich kann wohl die Meinung vertreten werden, dass der Einsatz von Ordensleuten und Priestern aus der Weltkirche in Deutschland aus Antworten auf Notsituationen im In- und Ausland aber auch als ein Ergebnis aus örtlich begrenzten oder weltweiten Lernprozessen resultiert.

Wenn man nun die Erfahrungen der deutschen Vorstandsmitglieder und Mitarbeiter der Geschäftsstelle der VKO – die in den letzten Jahren aufgrund eines gewachsenen Vertrauens und der enger gewordenen Zusammenarbeit die Möglichkeit erhielten, Ordensgemeinschaften verschiedener Herkunftsländer, ihre verschiedenen Lebensarten und die verschiedenen Ausdrucksformen des Glaubens kennenzulernen – als Lernprozess interpretiert, so könnte das derzeitige Ergebnis lauten: vielleicht ist es im Laufe der Zeit nicht mehr wichtig, warum jemand nach Deutschland kam. Wichtig dürfte jedoch im Sinne der Katholischen Kirche wie auch aus Sicht der Betroffenen sein, dass diese ausländischen Ordensmitglieder und Priester als Teil der Kirche in Deutschland angenommen werden, sich selbst als ein Teil dieser Kirche verstehen und mit ihrem jeweiligen Hintergrund zu einer Bereicherung der Kirche in Deutschland beitragen.

Helene Büchel

Die freiberufliche promovierte Philosophin Dr. Helene Büchel aus Lichtenstein ist im Nord-Süd-Dialog tätig. Sie hat das Buch „Ordensleben interkulturell“ von Sr. Diana de Vallescar Palanca übersetzt.



Helene Büchel

Interkulturalität – Kontext der Kirche

Einleitende Worte

Was bedeutet die Vielfalt der Kulturen für uns? Ist sie Zeichen der Zeit? Anfrage nach unserem Selbstverständnis? Anstoß, dieses im Licht der gegenwärtigen Weltentwicklung zu überprüfen und neu zu bestimmen?

Diesen Fragen widmet sich Diana de Vallescar Palanca stj in ihrem jüngsten Buch, dessen deutsche Ausgabe den Titel „Ordensleben interkulturell. Eine neue Vision“ im Herder Verlag erscheint. Die Philosophin, die sich gegenwärtig mit der Erforschung interkultureller Erfahrung und deren philosophischen, theologischen und erziehungswissenschaftlichen Folgen auseinandersetzt, lotet darin Wege eines humanisierenden Umgangs mit kultureller Diversität aus, um diese für eine grundlegende Erneuerung des Ordenslebens fruchtbar zu machen. Die Impulse, die von dieser Lektüre ausgehen,

weisen über den unmittelbaren Kontext hinaus auf eine notwendige Erneuerung des weltkirchlichen Miteinanders im Dialog mit den verschiedenen Kulturen. Daher möchte ich Sie zur Lektüre dieses wegweisenden Buches einladen.

Vorbemerkungen

Das Wort „Interkulturalität“ steht hoch im Kurs. Da erstaunt es kaum, dass wir ihm auf Schritt und Tritt begegnen: in den Medien, in öffentlichen Veranstaltungen zu politischen oder gesell-

Info

Diana de Vallescar Palanca:
Ordensleben interkulturell. Eine neue Vision, Herder 2008 (Theologie der Dritten Welt, Band 37), ISBN 978-3-451-29655-0, 168 Seiten.

schaftlichen Themen, in Dokumenten internationaler Organisationen oder in wissenschaftlichen Werken. „Interkulturelle Kompetenz“ ist gefragt, sie zu erwerben ein „muss“, denn im Zuge der sich konstituierenden Kommunikationsgesellschaft wird sie zum entscheidenden Faktor für die Gestaltung des Zusammenlebens in einer von kultureller Vielfalt geprägten Gesellschaft.

Doch wie steht es um die Interkulturalität in der Praxis? Wie zeigt sich die positive Wertschätzung kultureller Vielfalt in den verschiedenen Lebensbereichen? Und insbesondere, im (welt-)kirchlichen Miteinander?

Persönliche Erfahrungsberichte haben uns heute Vormittag das Ringen um ein interkulturelles Miteinander in der deutschen Kirche / in unserer Kirche vor Augen geführt, wie es sich in verschiedenen Phasen oder Stufen der Anpassung – Erregung und Euphorie, Desintegration, Reintegration, Autonomie und Unabhängigkeit – ausdrückt. Dabei wurde deutlich, dass personale Beziehungen in den unterschiedlichen kontextuellen Bedingungen die Gestaltungsmöglichkeiten einer gelingenden, bereichernden Konvivenz entscheidend beeinflussen.

Der Studientag richtet die Aufmerksamkeit auf konfliktreiche Erfahrungen kultureller Diversität, um sie auf dem Hintergrund zunehmender Pluralität in deutschen Bistümern und Ordensgemeinschaften zu analysieren. Gleichzeitig soll der tiefgreifende Wandel als Herausforderung aufgegriffen werden, Theorie und Praxis des Umgangs mit kultureller Diversität kritisch zu analysieren und an einer Alternativen der Gestaltung weltkirchlichen Miteinanders zu arbeiten. Denn Denken heißt

hier, Verantwortung übernehmen; genauer gesagt, Mitverantwortung. Denn wir sind von diesem Wandel mit betroffen und herausgefordert unseren Ort als kirchliche Einrichtungen und Organisationen in der sich neu konfigurierenden Kartographie der Weltkirche zu finden.

Interkulturalität – Kontext der Kirche und Kontext der Welt

Interkulturalität ist nicht nur ein Kontext der Kirche, sondern auch ein Kontext der Welt. Die wechselseitige Abhängigkeit und Vernetzung, der wir auf allen Ebenen des Zusammenlebens begegnen, verweisen uns auf die enge Verbindung unter den Lebenssystemen, den verschiedenen Gesellschaften, Kulturen und Geschichten. Alles hat mit allem zu tun. Wir leben in einer unendlichen Vielfalt von untereinander verbundenen Welten, in einem Pluriversum. Wäre da nicht die wechselseitige Interaktion die beste Weise zu handeln, wie Diarmuid O’Murchu, ein irischer Theologe, suggeriert, um sogleich hinzuzufügen: „Es ist sehr selten, dass diese Interaktion sich vollumfänglich in Gerechtigkeit und Gleichheit und mit der geschuldeten Anerkennung der Diversität von Talenten, die wir als menschliche Gattung haben, die auf dem Planeten Erde lebt und kosmisch ist, verwirklicht.“¹

Ich möchte an diese Analyse von O’Murchu anknüpfen und die folgende These aufstellen: In einer von kultureller Pluralität geprägten Welt kommt der ganzen Kirche die prophetische Aufgabe zu, der pluralen Welt exemplarische Neuentwürfe dieses gemeinsamen Lebens zu bieten. Mit anderen Worten: sie muss sichtbare und zielführende

Wege sowie tragfähige Brücken zur Kommunikation und zur wechselseitigen Beziehung anlegen. Dazu scheint es notwendig, den Wert der Diversität als menschliches, kulturelles und theologisches Element zu entdecken. Denn ein interkulturelles Miteinander in der Weltkirche setzt ein neues Verständnis von Universalität voraus; die Vision einer Universalität, die die kulturelle Diversität nicht ausgrenzt, sondern gerade in ihr zum Leuchten bringt. Ich möchte Sie mit meinem Beitrag ermutigen, interkulturelle Wege zu beschreiten und auf diese Weise die Diversität und die Differenzen als konstitutiven Teil unseres Lebens in der Kirche und als Kirche zu sehen.

Von der pluralen Wirklichkeit zu ihrer Vernetzung: fünf Modelle

Wie ist die faktische kulturelle Diversität in der Kirche aufzunehmen? Wie kommen wir von einer vielfältigen und pluralen Wahrnehmung der Wirklichkeit zu ihrer angestrebten Vernetzung? Es gibt zahlreiche interdisziplinäre Modelle, an denen wir uns orientieren können. Fünf davon werde ich kurz skizzieren, die uns zu einer kritischen Analyse unseres Umgangs mit kultureller Diversität in den personalen Beziehungen, aber vor allem auch auf struktureller Ebene anleiten. Gleichzeitig dienen sie mir als Kontrastfolie für den Entwurf des interkulturellen Modells, das ich Ihnen vorlegen möchte.

Das *Modell der Trennung* oder „Ghettoisierung“ spiegelt die Beziehung zwischen einer Mehrheits- und einer Minderheitskultur. Dabei betont die Mehrheitskultur die Achtung der Ver-

schiedenheit kultureller Identitäten, bleibt jedoch sorgfältig auf eine klare Trennung der Kulturen bedacht und stützt diese auch durch politische Maßnahmen ab. Kulturelle Grenzen und die Exklusivität der eigenen Identität haben in diesem Modell einen hohen Stellenwert und prägen Vorstellungen, Verhaltensweisen und den Horizont der Wahrnehmung. Äußere ethnisch-kulturelle Unterscheidungsmerkmale dienen dazu, diese Trennung sichtbar und kontrollierbar zu machen. Sie wird notfalls auch mit Gewalt durchgesetzt, um jeden Versuch einer Infragestellung der Grenzziehung zwischen den Kulturen oder der Identität der Mehrheitskultur durch die Minderheitskultur abzuwehren.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eng mit dem vorigen Modell verbunden ist das *monokulturell-assimilatorische Modell*: Vertreter dieses ethnozentrischen Modells betonen die Notwendigkeit einer vorherrschenden Leitkultur und verfolgen die Akkulturation aller Minderheitskulturen. Sie schließen nämlich die Möglichkeit eines Zusammenlebens verschiedener Kulturen aus und deuten Differenzen als Defizit und Bedrohung für den Zusammenhalt der Gruppe. Ihr Ideal ist die Homogenität, innerhalb der eigenen Gruppe, aber auch in umfassenderen Kontexten. Auch in diesem Modell werden etwaige Impulse vonseiten anderer Kulturen zur

selbstkritischen Überprüfung der Leitkultur ausgeblendet.

Zwei entgegengesetzte Weisen des Umgangs mit kultureller Diversität stellen das *plurale Modell* und das *monolithische Modell* dar. Das plurale Modell betont die Anerkennung kultureller Pluralität und individueller Differenzen und bemüht sich um die Sicherstellung von Chancengleichheit und Machtteilung. Als liberale Konzeption, verteidigt dieses Modell ein individuelles Recht auf Differenz. Zudem fördert es die wechselseitigen Beziehungen der Subjekte und das Erleben der eigenen Identität. Jede Hierarchisierung der Werte weist es hingegen prinzipiell zurück und verlagert die Bewältigung interkultureller Konflikte auf die zwischenmenschliche Ebene.

Im Unterschied dazu geht das monolithische Modell von einer im Voraus zugewiesenen, statischen Idee von Universalität aus, die im Allgemeinen ein Widerschein des Bildes, der Position und der Leitlinien der vorherrschenden (nicht notwendig der Mehrheit dieser) Gruppe oder Kultur darstellt. Die beschriebene Universalität ist infolgedessen kein Feld, auf dem sich alle Kulturen versammelt sehen können. Es steht nur bestimmten Kulturen offen, während es andere ausgrenzt. Infolge der Dominanz der Vision und Praxis einer einzigen Kultur bleibt die Anerkennung kultureller Diversität aus. Gleichzeitig zeigt sich das Fehlen von Dialog in einer Reihe von offenen und verdeckten Konflikten.

Als Gegenmodell zum liberalen System versteht sich das *komunitaristisch-kollektivistische Modell*. Es ist charakterisiert durch eine starke Betonung gemeinschaftlicher Identität und der

eigenen Tradition, selbst um den Preis der Isolierung von der sozialen und politischen Welt. Die grundlegende Problematik dieses Modells besteht in der Dichotomie zwischen dem Bedürfnis jedes Individuums nach konkreter Gemeinschaft und dem Imperativ, den Interessen einer solchen Gemeinschaft bedingungslos zu dienen. Daher rührt die Gefahr, Identitäten und Kulturen zu leugnen, die Kreativität des Einzelnen zu ersticken und charismatische Führerschaften oder die Herrschaft der Mehrheit zu fördern.

Die skizzierten Modelle enthalten verschiedene Brennpunkte und Strategien für den Umgang mit kultureller Diversität, die uns bei einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit unserer Art und Weise, mit kultureller Differenz umzugehen, leiten können. Der Konflikt zwischen Individuum und Gemeinschaft macht die unaufhebbare Spannung deutlich, die zwischen den beiden Prinzipien – Gerechtigkeit und Gleichheit – besteht, an denen sich unser Handeln orientiert.

Einen Weg der Vermittlung zwischen verschiedenen Kulturen eröffnet das *Modell der Interkulturalität*. Ausgehend von der Anerkennung des kulturellen Pluralismus und einer Haltung des Respekts gegenüber den Mitgliedern anderer Kulturen und deren Identität sind Vertreter dieses Modells bereit und gewillt, die Strukturen und Inhalte zu modifizieren, die Ausdruck einer ideologischen Vorherrschaft oder der Ungleichheit sind. Sie bemühen sich, die Mitglieder anderer Kulturen von ihren kulturellen Modellen her zu entdecken und mit ihnen signifikante, respektvolle und solidarische Beziehungen zu knüpfen.

In diesem Modell soll jede Kultur sich einbringen können. Die relationale Perspektive einer Haltung der Gastfreundschaft bestimmt die Begegnung mit dem Anderen, die offen ist für eine Transformation der Identitäten in der Erfahrung geteilter Konvivenz.

Kulturelle Diversität – strategische Herausforderung oder Chance zur Erneuerung?

Gelingt es uns, interkulturelle Räume – Orte der Begegnung zwischen den Kulturen – zu schaffen? Dies hängt wesentlich davon ab, ob wir uns einfach *von der Diversität tragen lassen*, sie *steuern* oder *führen* wollen.

„Surfen“ bzw. „sich von der Diversität tragen lassen“ ist eine kurzsichtige Strategie, die darin besteht, Symptome interkultureller Konflikte einfach zu übersehen oder zu überhören. Aufbrechende Konflikte werden für die Konvivenz nicht fruchtbar gemacht.

„Diversität steuern“ ist, im Unterschied dazu, eine pragmatische Strategie. Aus der Einsicht in die kulturelle Diversität und die spezifischen Problematik der einzelnen Minderheitsgruppen entwickelt sie vielfältige Aktivitäten, um Minderheiten in das Zusammenleben einzubeziehen und die Konvivenz zu verbessern. Dies geschieht jedoch, ohne grundlegende Fragen wie die Machtbeziehungen und die Unvereinbarkeit von Werten und Verhaltensweisen zu berühren. Daher besteht die Gefahr, die Exotik kultureller Gruppen zu sehr zu betonen und sie dadurch indirekt in größere Isolation zu treiben.

„Diversität führen“ kennzeichnet eine reflexive und kritischere Haltung. Sie macht auf die Notwendigkeit aufmerk-

sam, kulturelle Konflikte sowie die Gefahren des Ethnozentrismus und des Relativismus nicht zu unterschätzen. Vertreter dieser Haltung suchen den Dialog und bemühen sich um ein systematisches Verständnis widerstreitender Positionen in verschiedenen soziokulturellen Kontexten (diatopische Hermeneutik). Gerade kontroverse Aspekte sind ihnen Anlass, Räume der Orientierung zu entwickeln, die zu einem tieferen Verständnis der kulturellen Welten und der Begegnung mit ihnen führen. Kulturelle Diversität kann unsere Sicht der Welt bereichern. Dies geschieht jedoch nur, wenn wir sie als Chance zu lernen begreifen und in diesen Lernprozess eintreten. Dann wird sie sich zu einem Faktor der Erneuerung und der Kraft entfalten, um kreativ zu arbeiten und neue Erfahrungen zu erahnen und unerhörte theologische Orte.

5. Wege der Annäherung – Wege der Transformation

Bevor wir diesen Lernprozess darstellen, ist es notwendig, uns der kontextuellen Bedingungen zu vergewissern, in denen unser Dialog stattfindet. Ungleiche Machtverhältnisse bestimmen die Beziehung der Kulturen. Denn die weltweite Ausbreitung der europäischen Moderne geht mit einem Prozess zunehmender Marginalisierung von Millionen von Menschen, ja ganzen Völkern und Kulturen von Fortschritt und Entwicklung einher, die von einem Leben in selbstbestimmter Freiheit und unter menschenwürdigen Lebensbedingungen ausgeschlossen werden. Uns für einen Dialog der Kulturen – in der Kirche / in den kirchlichen Instituten und Einrichtungen – einzusetzen, impliziert eine klare

Stellungnahme angesichts der wachsenden Dehumanisierung der Weltentwicklung, aber ebenso einen entschiedenen Einsatz für eine humanisierende Bewältigung der gegenwärtigen Krise in der Begegnung der Kulturen. Die Kernfrage lautet: Wie kann die Erfahrung des Anderen in seiner Andersheit in einen authentischen Weg des Zusammenlebens verwandelt werden?

Interkulturalität ist vor allem eine Erfahrung, aber auch kritische Reflexion über unseren Umgang mit kultureller Diversität und Weg zu einem friedvollen und gerechten Zusammenleben der verschiedenen Kulturen. Sie lässt sich als ein Lernprozess charakterisieren, der drei einander wechselseitig ergänzende Schritte umfasst:

Ein erster Schritt besteht darin, unsere Wahrnehmung für die kulturelle Diversität zu schärfen. Dabei geht es nicht um eine Annäherung von außen, gleichsam aus der Perspektive eines neutralen Beobachters, sondern darum, uns selbst in der kulturellen Diversität zu entdecken. Zu diesem Zweck möchte ich eine Anregung von Amin Maalouf² an Sie weitergeben. Er schlägt vor, unsere eigene Identität zu überprüfen, indem wir nach den vielfältigen kulturellen Zugehörigkeiten fragen, aus denen sie sich im Laufe des Lebens organisch entwickelt und als einzigartige Identität herausgebildet hat.

Die Erinnerung an diese Zugehörigkeiten gewährt uns nämlich Einblick in das spannungsreiche Verhältnis kultureller Zugehörigkeiten und sensibilisiert uns dadurch für den Umgang mit kultureller Diversität. Wir werden offener für einen Dialog mit der Vielfalt an eigenen Zugehörigkeiten, aber auch mit denjenigen der anderen. Gleichzeitig wird

uns die Ambivalenz kultureller Identität stärker bewusst: Sie ist unser „Tor zur Welt“, aber sie versperrt uns auch die Begegnung mit dem Anderen, wenn wir unsere perspektivische und immer nur unvollständige Wahrnehmung des Anderen mit der Identität des Anderen gleichsetzen.

Ein zweiter Schritt zielt darauf ab, unseren Blick, mit dem wir die Anderen sehen zu überprüfen. Dies setzt zweierlei voraus: zum einen die Bereitschaft, die eigene Betrachtungsweise der Wirklichkeit als partiellen Zugang zur Wirklichkeit zu sehen, die wesentlich der Ergänzung durch andere Perspektiven bedarf; und zum anderen den Willen, unseren kulturell geprägten Blick – das heißt, unsere kulturellen Voraussetzungen, Werte und Weltanschauungen – sowie deren Folgen für unsere Beziehungen zu den Anderen kritisch zu analysieren. Das ist nötig, um die eigenen Vorurteile und diskriminierende Verhaltensweisen, die immer Ausdruck von Machtbeziehungen sind, zu dekonstruieren. Denn erst so werden wir fähig, die Wirklichkeit und die Anderen neu zu sehen und eine Welt mit der Vision des Anderen und seiner Symbole zu denken.

Diese Dynamik der interkulturellen Begegnung, die im Ineinandergreifen der beiden eben skizzierten Schritte des Lernprozesses entsteht, übt uns ein in eine neue Wahrnehmung der Wirklichkeit. Nach Freire „können wir das erkennen, was wir erkennen, wenn wir hinter unsere Erfahrungen und Schlüsselerlebnisse zurückgehen“. Und er fügt sogleich hinzu: „Je fähiger wir sind, zu entdecken, warum wir das sind, was wir sind, desto eher wird es uns möglich sein zu verstehen, warum die Wirklichkeit so ist, wie sie ist.“³

Der *dritte Schritt* bezeichnet einen entscheidenden Perspektivenwechsel: wir sind bereit, uns in der Wahrnehmung der Anderen zu sehen. Besonders hilfreich ist es, wenn jemand aus einer anderen Kultur diesen Dienst übernimmt und uns mit seinem „Bild“ von uns konfrontiert. Lassen wir dieses „Bild“ an uns heran, so hat ein heilsamer und befreiender Transformationsprozess bereits begonnen. Denn im Blick des Anderen entdecken wir weitere Dimensionen unserer Existenz, lernen wir, kulturell geprägte Verhaltensweisen und Haltungen zu relativieren und erfahren wir vor allem, dass wir auf die Ergänzung durch die Anderen angewiesen sind. Und wenn wir uns an das Verständnis eines Paradigmenwechsels halten, das behauptet, dass „niemand sich ändert, der nicht sieht“, werden wir beginnen, an einer bedeutsamen Wende zu arbeiten.

.....
1 Diarmuid O'Murchu, *Rehacer la vida religiosa*, Madrid: Publicaciones Claretianas, 2001, p. 28.

2 cf dazu Amin Maalouf, *Mörderische Identitäten*. [Aus dem Französischen von Christian Hansen], Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2000 (Edition Suhrkamp 2159), besonders p. 24.

3 Paulo Freire, *Pedagogía del oprimido*, Madrid: Siglo XXI, 1974, p. 44. [Übersetzung aus dem Spanischen Originaltext].

» In einer von kultureller Pluralität
geprägten Welt kommt der Kirche
die prophetische Aufgabe zu,
der pluralen Welt
exemplarische Neuentwürfe dieses
gemeinsamen Lebens zu bieten.«

Michael Hippler

Zusammenarbeit mit Afrika

aus der Sicht des Bischöflichen Hilfswerks Misereor

Einleitung

Ich möchte meinen Vortrag damit beginnen, meinen großen Respekt vor der pastoralen Leistung und entwicklungspolitischen Erfolgen der Ordensgemeinschaften in Afrika zu bezeugen. Viele Institutionen aus der Gründungsphase der Mission gehören heute noch zu Partnern von Misereor, so z.B. INADES Formation, die panafrikanische Bildungsinstitution die von Jesuiten gegründet wurde, Krankenstationen der Benediktinerinnen in Namibia, berufliche Ausbildungsstätten der Salesianer oder Pallottiner, usw. Es ist ebenfalls ein Erfolg der Mission, dass es aus heutiger Sicht in vielen Ländern gelungen ist, eine autochthone Kirche mit über 500 eigenständigen Diözesen zu gründen. Auch die Kongregationen haben einen intensiven Prozess der eigenständigen Provinzbildung eingeleitet.

Info

Michael Hippler ist Leiter der Abteilung Afrika und Naher Osten des Bischöflichen Hilfswerks Misereor. Der hier dokumentierte Vortrag wurde im Rahmen der Sitzung des DKMR-Vergabeausschusses 2008 gehalten.

Meine Aufgabe heute ist fast unmöglich, da die Situation Afrikas weder in der kurzen Zeit darstellbar ist, noch dies überhaupt pauschal sinnvoll ist. 850 Millionen Menschen in 54 Ländern leben in einer Vielzahl von Völkern, Sprachen, Öko- und Klimazonen sowie

in einer unübersehbaren Zahl von Sozial- und politischen Systemen. Deswegen ist die Analyse durch Länder- oder regionale Beschreibungen zu ergänzen. Falls ich deswegen zu abstrakt bleibe, bitte ich das zu entschuldigen.

Ich stelle thesenartig nur einige Entwicklungen dar, die zu Herausforderungen für eine Großzahl der afrikanischen Gesellschaften und damit auch für die kirchliche Entwicklungsarbeit werden und voraussehbar die Situation der Ärmsten zementieren:

Herausforderungen

In fast allen Ländern wird die Kluft zwischen den Armen und einer kleinen Schicht einer immer reicher werdenden Bevölkerungsgruppe größer. Die Konsequenz sind sich verschärfende Verteilungskonflikte. Beispiel Kenia: Die Konflikte nach den letzten Wahlen lassen sich sehr gut als Reaktion der Slumbewohner und anderer benachteiligter Gruppen gegen das Establishment interpretieren. Die Erfolge des neuen Ministerpräsidenten Odinga sind auch deswegen zustande gekommen, weil er nicht zu den „alten Familien“ wie Moi, Kenyatta und Kibaki gehört.

Die Mehrheit der Bevölkerung Afrikas ist jung und sucht nach Perspektiven. Zwischen 50 und 60% der Menschen sind jünger als 25 Jahre. Beispiel Südafrika: Jedes Jahr kommen ca. 500.000 Jugendliche aus den Schulen. Nur 50% finden eine Beschäftigung oder weiterführende Ausbildungen. Trotz positiver

Zahlen im Hinblick auf die Schaffung von Arbeitsplätzen bleibt ein großer Teil der Jugendlichen an der Peripherie der Gesellschaft.

Fortgesetzte Armut, politische Konflikte und Bürgerkriege sowie zunehmende ökologische Bedrohungen (auch im Zuge des Klimawandels) treiben Menschen zur Suche nach anderen Verbleibsorten mit der Folge von Urbanisierung, Überbeanspruchung von Ressourcen und Problemen zunehmender Xenophobie. Unsicherheit in sich wandelnden Gesellschaften, ökonomische Krisen, Kampf der Traditionen mit modernen Einflüssen führen bei einer verunsicherten Bevölkerung ohne Zugang zu moderierenden Medien zu einer Suche nach Identität in ethnischer oder religiöser Herkunft. Diese Suche wird in Konflikten leicht instrumentalisiert und führt zur Verschärfung oder sogar Internationalisierung dieser Konflikte.

Beispiele: Somalia und Islamisierung, Äthiopien und der Ogadenkonflikt, Konflikte innerhalb des Südsudans zwischen Sande und Dinka, u.v.m.

Die neuen Rohstoffbooms führen zu einer Zementierung der Rolle als Rohstoffexporteur und schafft abhängige eindimensionale Ökonomien, Beispiele sind Angola und Nigeria. Horrende Gewinnaussichten führen zu Korruption und Machtgelüsten. Sie verschärfen gesellschaftliche Konflikte, etwa im Tschad, Angola, Nigeria u.a. Rohstoffarme Länder verarmen dagegen durch teurere Energieimporte.

Die Gestaltung von Demokratien ist äußerst mühsam und die Eliten sind nur selten bereit, ihre Macht zu teilen. Neue Gruppen sind eher an der Nachfolge in der Ressourcenkontrolle interessiert, denn an Kontrolle ihrer Macht. Korrup-

tion und schlechte Regierungsführung sind daher von unseren Partnern die häufigst genannten Gründe für schlechte Entwicklung. Die Einforderung von Transparenz und Rechenschaftslegung kommt in manchen Ländern noch immer einer Gefährdung von Leib und Leben sehr nahe. Deswegen sind internationale Initiativen wie EITI (Extractives Industries Transparency Initiative) zur Förderung der Transparenz sehr wichtig.

Dies sind nur einige der strukturellen Herausforderungen. Nicht zu verharmlosen sind die bereits bekannten Probleme wie die nach wie vor bestehende Aidspandemie und der für Arme häufig fehlenden Zugang zu wichtigen Grundbedürfnissen wie Wasser, Bildung und Gesundheit.

Akteure

Hinzu kommt eine veränderte Landschaft der Akteure und Handlungsstränge, die ihre Auswirkungen bis auf Dorfebene entwickeln: Viele Länder haben eine Dezentralisierung ihrer Verwaltungen durchgeführt, so etwa Tschad, Mali, Südafrika und Mosambik. Leider verfügen diese basisnäheren Strukturen weder über das genügend ausgebildete Personal, noch über ausreichende Finanzen, bieten aber eine Chance für lokal basierte Demokratie und das Einbringen von kirchlichen und zivilgesellschaftlichen Interessen etwa zur Gestaltung lokaler Entwicklungspläne.

Internationale Hilfe wird mehr und mehr auch nichtstaatlichen Akteuren zugänglich z.B. der Global Fund for the Combat against AIDS, Malaria and Tuberculosis. Dieser Fond ist an der Zusammenarbeit mit kirchlichen Insti-

tutionen interessiert. Andere Fonds betreffen Mittel der Weltbank, der African Development Bank etc. Der Zugang zu diesen Mitteln erfolgt in der Regel über nationale Netzwerke und benötigt Mindeststandards an Administration und Berichterstattung. Ebenfalls neu sind die gewaltigen Fonds von Bill Gates und anderen, deren weltanschauliche Richtung jedoch geprüft werden muss. Für die Staaten selbst sind China, Indien, Malaysia und Brasilien neue Akteure, die interessante Wirtschaftskooperationen und auch Kredite anbieten. Es wird dadurch insgesamt leichter, den kodexgebundenen Dialog mit OECD-Ländern zu umgehen. Umso wichtiger wird die Rolle der Zivilgesellschaft in der Gestaltung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Rahmenbedingungen.

Kirchliche Entwicklungszusammenarbeit

Wie erleben wir als Misereor die kirchliche Entwicklungszusammenarbeit in Afrika zur Zeit? Sind unsere Partner auf die oben genannten Herausforderungen eingestellt? Erfreulicherweise hat ein Teil der zweiten und dritten Generation der afrikanischen Bischöfe erkannt, dass eine professionelle Entwicklungsarbeit für die Kirchen zentraler Auftrag ist und dafür entsprechende Sozialstrukturen eingerichtet (Entwicklungsbüros, Caritas, Erziehungs-, Gesundheits- und J+P Kommissionen). Viele Missionare haben diese Strukturen mit aufgebaut. Hier sollte die Koordination der lokalen Projekte stattfinden. Viele dieser Büros beschwerten sich über mangelnde Kooperationsbereitschaft von Pfarreien und Orden. In Äthiopien erledigen diese Büros z.Zt. die gesamte Berichtspflicht

aller Projekte gegenüber den Behörden, inkl. der Kongregationen.

Politisch gesehen versucht die Ortskirche ihre Anliegen entweder selbst durch die Konferenz der Bischöfe (z.B. Hirtenbriefe), ihre parlamentarischen Verbindungsbüros (Simbabwe, Malawi, Südafrika) bzw. über die J+P Strukturen zu vermitteln. Allerdings beschränkt sich dies häufig auf direkt die Kirche betreffende Gesetze und Bestimmungen. Nicht immer sind auch gesellschaftlich relevante Fragestellungen im Blick. So hat es die kenianische Kirche versäumt, sich an der Reform des Gesundheitssektors zu beteiligen und hat deswegen heute Schwierigkeiten bei der Finanzierung für die kirchlichen Einrichtungen. In Kamerun dagegen beteiligt sich die Kirche direkt mit Vorschlägen an der Gesetzgebung etwa zum Thema Wahlrecht. Die katholische Kirche ist Sitz des Netzwerkes für die Umwandlung von ehemaligen Entschuldungsgeldern in Bildungsinitiativen (PRSP Programm). Bischof Bemile aus Ghana ist bisher der einzige Bischof in Afrika, der sich in dem NEPAD Programm der Regierungen engagiert. Auf internationaler Ebene ist die Kirche trotz ihrer regionalen Bischofskonferenzen und der panafrikanischen SECAM noch wenig vernetzt. Eine erste Initiative beginnt jetzt im Bereich der Erstellung von Mindestwarenkörben für die Grundbedürfniserfüllung (Basic Needs Basket), um auf die Armutssituation hinzuweisen – eine Initiative der Jesuiten in Sambia. In Themen der Handelsfragen, wie zu EPA's, Migration, Klimawandel, internationale Architektur der Entwicklungszusammenarbeit sind unsere Partner bisher nicht mit eigenen Stellungnahmen aufgetreten. Häufig ist Misereor im Rahmen von Se-

minaren und Begegnungen in der Rolle, die Partner auf die Bedeutung und die Auswirkungen dieser Themen für ihre Länder aufmerksam zu machen.

Politische Marginalisierung wie aber auch die Gefahr der Instrumentalisierung durch Staatspräsidenten sowie innere Spaltungen und eine stärkere Konzentration auf die Pastoralarbeit sind hierfür einige Gründe. Das führt auch dazu, dass man die Möglichkeit einer Finanzierung durch staatliche Fonds nicht genügend wahrnimmt. Im Sinne des Subsidiaritätsprinzips ist das nicht sinnvoll und nachhaltig.

Eine Einforderung von guter Regierungsführung und Rechenschaftslegung ist natürlich für die Kirchen sehr wichtig. Eine Vielzahl von regionalen Konferenzen hat deswegen das Thema zu einem Schwerpunkt gemacht und sich dabei auch selbst kritisch unter die Lupe genommen, da nur bei eigener Rechtschaffenheit die Forderung an die Regierung auch authentisch wirkt.

Empfehlungen für die Zukunft

Empfehlungen für die Zukunft einer gemeinsam gestalteten kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit: Es gilt der alte Slogan: „Global Denken und lokal Handeln!“ D.h. für die Missionare vor Ort ist die Schaffung von Zugängen zu sozialen Diensten, die Förderung von Gruppierungen, die später die ethisch und fachlich orientierte Zivilgesellschaft bilden, genau so wichtig wie die Arbeit in und mit Netzwerken, Lobbygruppen und Interessensvertretungen, die sich um die Gestaltung der nationalen Rahmenbedingungen kümmern. Nach Möglichkeit sollte die Finanzierung durch örtliche Quellen

bevorzugt werden, um eine nachhaltige Finanzierung von Diensten sicher zu stellen. Die Einrichtung von sogenannten Basket Funds durch die EU für viele afrikanische Länder sollte dafür bessere Bedingungen liefern.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wie Kardinal Frings in der Gründungsrede von Misereor sagte, ist es effektiver, die Rentenreform mitzugestalten als viele einzelne Altenheime zu bauen. Dies sollte nicht als Absage an wichtige Altenheime sein, aber es geht darum, dass wir unsere von Gott gegebenen Talente besser nutzen können, wenn es gelingt die Systeme nachhaltig zugunsten der Ärmsten zu verändern. An dieser Nahtstelle von Entwicklung arbeitet Misereor mit vielen Ortskirchen zusammen, ohne den Bezug zu einzelnen Basisinitiativen zu verlieren. Neben der Arbeit vor Ort ist es für die Kongregationen aber genau so wichtig, die Erfahrungen aus der Arbeit bei uns in Deutschland zu spiegeln und das Verständnis für internationale Zusammenhänge zu verbessern. Das Eintreten für die Verbesserung der internationalen Kooperation ist ein unverzichtbares Element der kirchlichen Entwicklungsarbeit. In diesem Sinne verstehen und unterstützen wir bei Misereor auch die Initiative des von den Kongregationen getragenen Netzwerkes Afrika Deutschland (NAD).

Aus dem Vatikan

Papst beruft 14 neue Berater in die Kleruskongregation

Papst Benedikt XVI. hat zur Jahreswende 14 neue Konsultoren in die Päpstliche Kongregation für den Klerus berufen – unter ihnen fünf Ordensmänner. Alle arbeiten als Dozenten für Kirchenrecht an verschiedenen Päpstlichen Hochschulen in Rom: die Franziskanerpatres, Prof. David Maria Jaeger O.F.M. und P. Moacyr Malaquias Junior O.F.M. unterrichten an der Päpstlichen Hochschule „Antonianum“, der Jesuit P. James Conn S.J. an der Gregoriana, der Salesianerpater P. Enrico dal Covolo SDB am Salesianum und der Dominikanerpater Jan Sliwa OP am Angelicum. Aus dem deutschsprachigen Raum wurden die Diözesanpriester Dr. Christoph Ohly (Köln) und Martin Grichting (Chur) berufen. Insgesamt umfasst nach der Neuberufung der Beraterstab der Kleruskongregation 45 Personen.

(kna/zenit)

Einhundert Jahre Religiosenkongregation

Im Zuge ihrer Vollversammlung hat die Religiosenkongregation am 20. November 2008 ihr einhundertjähriges Bestehen begangen. Papst Pius X. (1903-1914) hatte die Kurienbehörde am 29. Juni 1908 ins Leben gerufen. Nach Worten von Papst Benedikt XVI. sollen

Klöster „spirituelle Oasen“ der gegenwärtigen Zeit sein. Mit ihrer Suche nach Gott erfüllten die monastischen Mönche und Nonnen eine Aufgabe für das Wohl der ganzen Kirche, sagte er im Rahmen einer Audienz für die Mitglieder der Kongregation im Vatikan. Mit seiner radikalen Ausrichtung am Evangelium werde das Mönchtum für alle Formen religiösen Lebens zur „Erinnerung an das, was wesentlich ist und Vorrang in jedem Leben eines Getauften hat: Christus suchen und nichts seiner Liebe vorziehen“, so der Papst.

Papst gibt Weg zur Seligsprechung des Barmherzigen Bruders Eustachius Kugler frei

Papst Benedikt XVI. hat am 17. Januar 2009 die Anerkennung eines Wunders ratifiziert, das auf die Fürsprache des Barmherzigen Bruders Eustachius Kugler (1867-1946) zurückgeführt wird. Damit kann der Orden in Zusammenarbeit mit der Diözese Regensburg offiziell beginnen, die Seligsprechungsfeier vorzubereiten. Die Seligsprechung wird voraussichtlich im Laufe des Jahres 2009 in Regensburg stattfinden. Eustachius Kugler, geboren 1867 in Neuhaus bei Nittenau (Oberpfalz) trat mit 26 Jahren in die Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder (München) ein. Nach Jahren des Dienstes als Prior in verschiedenen Einrichtungen der Barmherzigen Brü-

der wurde ihm 1925 die Leitung der bayerischen Ordensprovinz anvertraut. Das Amt als Provinzial hatte er bis zu seinem Tod 1946 inne. Er starb im Ruf der Heiligkeit. Seine sterblichen Überreste ruhen in einer Seitenkapelle der von ihm erbauten Krankenhauskirche St. Pius in Regensburg. (pm)

Deutscher Franziskaner wird Bischof in Brasilien

P. Johannes Bahlmann OFM (48), Franziskaner aus dem niedersächsischen Visbek, wird neuer Bischof in Obidos im brasilianischen Bundesstaat Para am Amazonas. Das wurde am 28. Januar 2009 im Vatikan bekanntgegeben. P. Johannes lebt seit 1983 in Brasilien und engagiert sich in verschiedenen Sozialprojekten seines Ordens. Bahlmann wurde 1960 in Visbek in Süddoldenburg geboren. Er machte unter anderem eine Ausbildung zum Landwirt und Agraringenieur. 1997 wurde er in Münster zum Priester geweiht. (kna)

Papst besucht Montecassino und San Giovanni Rotondo

Papst Benedikt XVI. plant für den 24. Mai 2009 eine Reise in die Abtei Montecassino. Das meldete Mitte Dezember 2008 die in Mailand erscheinende Tageszeitung „Avvenire“ unter Berufung auf den Abt des mittelitalienischen Benediktinerklosters, Pietro Vittorelli. Der Papst werde dabei auch den nahe gelegenen polnischen Soldatenfriedhof besuchen und der Gefallenen der Schlacht um Montecassino im Zweiten Weltkrieg gedenken. Bei Kämpfen um das festungsähnliche Kloster zwischen der deutschen Wehrmacht und den auf

Rom vorrückenden Alliierten kamen im Lauf von vier Monaten im Frühjahr 1944 über 70.000 Soldaten ums Leben. Bis zur Zerstörung im Zweiten Weltkrieg war die Gründung Benedikts von Nursia eines der bedeutendsten monastischen Zentren Europas. Wie „Avvenire“ weiter berichtete, unternimmt Benedikt XVI. am 21. Juni eine Wallfahrt zum Grab des Kapuzinerpaters Pio von Pietrelcina (1887-1968). (kna)

Rund 61.000 katholische Ordensleute leben im Kloster

Von knapp einer Million katholischer Ordensleute weltweit leben rund 61.000 in monastischen und kontemplativen Klöstern. 48.500 Ordensfrauen wohnen in über 3.500 Klöstern, zwei Drittel davon in Europa, meldete Radio Vatikan am 19. November 2008 unter Berufung auf die Religiosenkongregation. Die Zahl der in Klausur lebenden Frauen sei leicht rückläufig, auch wenn es in Asien, Afrika und Teilen Lateinamerikas wachsende Gemeinschaften und Neugründungen gebe. An Mönchen zählt die katholische Kirche demnach aktuell 12.800. Die Zahl der katholischen Ordensleute insgesamt gibt der Vatikan mit rund 945.000 an. (rv/kna)

Papst an Ordensleute: Mission für Gott und den Mitmenschen

Papst Benedikt XVI. erinnert die Ordensleute an ihren Dienst und ihre Mission für Gott und für die Mitmenschen. Die Verpflichtung zu den drei Gelübden von Armut, Keuschheit und Gehorsam solle die Ordensleute ganz frei für ihr konkrete Solidarität mit dem Bedürftigen machen, sagte das Kirchenober-

haupt am 2. Februar, Fest Maria Lichtmess und Tag des geweihten Lebens im Petersdom. Gerade der Wert der Keuschheit wirke heute oft wenig zeitgemäß, aber er ermögliche eine größere Freiheit gegenüber dem Mitmenschen. Die Messe für die Ordensleute wurde vom Präfekten der Ordenskongregation, Kardinal Franc Rode gefeiert. Benedikt XVI. kam zum Ende der Messe hinzu und wandte sich mit einer kurzen Ansprache an die versammelten mehreren tausend Teilnehmer. (kna)

Jesuit Haight beugt sich Vatikan-Sanktionen

Der von der vatikanischen Glaubenskongregation gemaßregelte US-Jesuit Roger Haight befolgt die Sanktionen und verzichtet vorerst auf seine Lehr- und Publikationstätigkeit. Das teilte Mitte Januar 2009 der Sprecher des Jesuiten-Generalats in Rom, Giuseppe Bellucci, mit. Der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) sagte Bellucci auf Anfrage, der Orden sehe in dem vatikanischen Lehrverfahren gegen Haight keine Gefahr einer Eskalation. Weder die Jesuiten noch die römische Glaubenskongregation wollten „einen Krieg veranstalten“. Alle Beteiligten seien um eine Klärung der Situation bemüht, so der Sprecher. Haight selbst, bei dem einzelne christologische Aussagen von der Lehrbehörde beanstandet worden waren, zeige sich offen für eine konstruktive Lösung. Die Glaubenskongregation hatte zuletzt das bereits früher verhängte eingeschränkte Lehrverbot für Haight ausgeweitet. Dem 72-Jährigen wurden auch neue Publikationen untersagt. Anlass der theologischen Auseinandersetzung sind

Kernaussagen in Haight's Buch „Jesus: Symbol of God“ aus dem Jahre 2000. Dabei geht es um Ansichten des Theologen zur Göttlichkeit und Auferstehung Jesu, zur Dreifaltigkeit und zur Frage des Heils für Nicht-Christen. Das Werk beinhaltet nach Auffassung der Glaubenskongregation schwere lehrmäßige Irrtümer. Unterdessen untersucht nach Auskunft des Jesuiten-Sprechers eine Theologenkommission des Ordens das beanstandete Werk. Deren drei Mitglieder seien von Jesuitengeneral Adolfo Nicolas ernannt und von der Glaubenskongregation gebilligt. Zur voraussichtlichen Dauer der Prüfung wollte Bellucci keine Angaben machen. Bis ein Gutachten erstellt und von der Kongregation bewertet worden sei, habe Haight mit keinen weiteren Sanktionen zu rechnen. Die jetzige Maßnahme war die zweite offizielle Lehrbeanstandung des Vatikan unter Benedikt XVI., der die Glaubenskongregation vor seiner Papstwahl über zwei Jahrzehnte leitete. (kna)

Neuer Chefredakteur für deutsche Sektion von Radio Vatikan

Die deutsche Sektion von Radio Vatikan bekommt zum 1. Oktober 2009 mit P. Bernd Hagenkord SJ einen neuen Chefredakteur. Hagenkord, geboren 1968, ist seit 1992 Mitglied des Jesuitenordens. Er ist derzeit in Hamburg Jugendseelsorger und Geistlicher Leiter der KSJ. Sein Vorgänger, P. Eberhard von Gemmingen SJ, hat die deutschsprachige Abteilung des Päpstlichen Radiosenders knapp drei Jahrzehnte geleitet. Er wird ab 2010 als Nachfolger von P. Eugen Hillengass SJ die „Spendenzentrale“ der deutschen Jesuiten leiten. (rv)

Aus der Weltkirche

Türkei/Deutschland

Am 4. Februar 2008 hat sich die Deutsche Bischofskonferenz zur Situation des syrisch-orthodoxen Klosters Mor Gabriel und zu Übergriffen und Anfeindungen gegen syrisch-orthodoxe Christen in ihren historischen Siedlungsgebieten im Südosten der Türkei geäußert. Das vor über 1600 Jahren gegründete Kloster Mor Gabriel ist im Zusammenhang mit der 2008 erfolgten Landvermessung in der Region in Bedrängnis geraten. Bei den Vermessungsarbeiten sind – entgegen den gesetzlichen Bestimmungen – die 1938 amtlich festgelegten Grenzen zwischen dem Kloster und drei benachbarten Dörfern zu Ungunsten des Klosters außer Acht gelassen worden. Dies hat zur Folge, dass die widerrechtliche Inbesitznahme von Teilen des klösterlichen Grundbesitzes durch Bauern der benachbarten Dörfer amtlich anerkannt wurde. Weil es für die betroffenen Dörfer noch keine Grundbücher gibt, droht dem Kloster dadurch der Verlust eines beträchtlichen Teils seiner Liegenschaften. Zudem haben die Vorsteher dieser Dörfer gegen Bischof Aktaş, Abt von Mor Gabriel, ein Strafverfahren angestrengt. Die Staatsanwaltschaft wirft dem Bischof vor, das Kloster habe sich Waldgebiete angeeignet. Waldgebiete sind in der Türkei grundsätzlich in Staatsbesitz. Die Staatsanwaltschaft stützt sich dabei auf Luftaufnahmen von 1956, mit deren Hilfe die Grenzen von Forstgebieten bestimmt wurden. Das strittige Gebiet ist seit Jahrhunderten im Besitz des Klosters und wird derzeit als Brachland genutzt. Der Sekretär der Deutschen

Bischofskonferenz, Pater Dr. Hans Langendörfer SJ, erklärt hierzu:

„Das 397 gegründete Kloster Mor Gabriel dient der syrisch-orthodoxen Kirche in der Türkei seit 1995, als sein Abt zum Bischof gewählt wurde, als Bischofssitz. Die Schule dieses Klosters hat in seiner langen Geschichte vier Patriarchen, einen Katholikos und 84 Bischöfe ausgebildet. Allein daran kann man die große Bedeutung ermessen, die das Kloster nicht nur für die syrisch-orthodoxen Christen in der Türkei, sondern auch für die Christen aus der Türkei hat, die in Deutschland und anderen Ländern Europas Zuflucht gefunden haben.

Mit Erleichterung haben wir erfahren, dass die zuständige Staatsanwaltschaft gegen Bischof Aktaş nicht so unglaubliche Anschuldigungen erhoben hat, wonach es Missionsarbeit unter Ausnutzung von Kindern oder illegale Erziehungseinrichtungen gebe. Anlass zu größter Sorge aber geben die faktische Anerkennung illegaler Besitznahme von klösterlichem Grundeigentum und mehr noch der von der Staatsanwaltschaft zur Anklage gebrachte Schuldvorwurf, das Kloster habe sich Waldgebiet angeeignet. Das Kloster hat seinerseits den Rechtsweg beschritten. Es klagt zum einen auf Beachtung der 1938 festgelegten Dorfgrenzen und zum anderen auf die Feststellung, dass es sich bei dem als Wald deklarierten Gebiet nicht um Waldgebiet handelt. Wir können nur hoffen, dass es dem Kloster auf diese Weise gelingt, seine wirtschaftlichen Existenzgrundlagen zu behaupten.

Wir danken den Regierungen der EU-Mitgliedsländer, dass sie mithilfe ihrer diplomatischen Vertretungen in Ankara die komplizierten gerichtlichen Verfahren sorgfältig beobachten und damit

einen Beitrag leisten, dass Willkürakte lokaler Behörden zu Lasten der wenigen in der Region des Tur Abdin verbliebenen türkischen Christen hoffentlich nicht zum Ziel führen werden.

Glücklicherweise haben wir keinen Anlass für die Vermutung, dass die türkische Regierung an einer vollständigen oder teilweisen Enteignung des Klosters Mor Gabriel oder an der Verdrängung auch der letzten Christen aus der Region um den Tur Abdin Interesse haben könnte. Wir appellieren aber an die türkische Regierung, die Bitten des Klosters um verstärkten staatlichen Schutz ernst zu nehmen und vermehrte Anstrengungen zu unternehmen, dass die Religionsfreiheit in der Türkei auch für Christen gewährleistet wird und die Grundlagen ihrer Existenz nicht weiter zerstört werden. Es liegt im wohlverstandenen eigenen Interesse der Türkei, dass sie ihre religiöse Vielfalt und ihr reiches kulturelles Erbe schützt und bewahrt.“ (pm)

Frankreich

Am 19. bis 21. November 2008 haben sich in Lourdes die französische Konferenz der Höheren Ordensoberinnen (CSM), und die Konferenz der Höheren Ordensoberen Frankreichs (CSMF) zu einer gemeinsamen Generalversammlung zusammgefunden und die Geburt einer einzigen Konferenz der Ordensmänner und Ordensfrauen Frankreichs (Conférence des Religieux et des Religieuses de France - CORREF) beschlossen. (ucesm)

Die französische Kulturministerin Christine Albanel hat grünes Licht für Erweiterungsbauten auf dem Gelände der

Wallfahrtskirche Ronchamp gegeben. Die Kirche des Architekten Le Corbusier in Ostfrankreich solle durch ein Empfangsgebäude und ein Kloster ergänzt werden, berichteten französische Medien Mitte Februar 2009. Architekt der Neubauten wird der Italiener Renzo Piano sein. Albanel erklärte, die Neubauten würden nicht den Blick auf die Le-Corbusier-Kirche verstellen. Piano werde einen Teil der neuen Gebäude in den Untergrund verlagern. Ein erstes Projekt war auf Widerstand der Le-Corbusier-Stiftung und der internationalen Denkmalschutz-Vereinigung ICOMOS gestoßen. ICOMOS berät das Weltkulturerbe-Komitee der UNESCO. Piano hatte deswegen seine Pläne überarbeitet und die Höhe der Neubauten verringert sowie ihren Abstand zur Wallfahrtskirche vergrößert. Ronchamp gehört zu den wichtigsten Werken Le Corbusiers. (kna)

Die französische Bischofskonferenz hat daran erinnert, dass der Handel mit Reliquien durch das Kirchenrecht verboten sei. Hintergrund ist, dass auf den Seiten des Internet-Auktionshauses Ebay in Frankreich praktisch täglich Reliquien im Angebot zu finden sind. Der Verantwortliche der Französischen Bischofskonferenz für sakrale Kunst, P. Norbert Hennique, kündigte an, besonders Ordensgemeinschaften stärker für das Problem sensibilisieren zu wollen. Denn offenbar stammt zumindest ein Teil der Objekte von Orden, die eine Niederlassung schließen. (kna)

Eine ehemalige französische Ordensfrau ist mit ihrem Versuch gescheitert, vor Gericht von ihrem früheren Orden Rentennachzahlungen zu erwirken. Der Orden stehe nicht in der Pflicht, der Frau

die geforderten 94.600 Euro zu zahlen, urteilte ein Gericht in Angers laut französischen Medienberichten vom 11. November 2008. Durch ihr Ausscheiden auf eigenen Wunsch habe die Klägerin selbst einseitig das Vertragsverhältnis mit dem Orden gebrochen. Die Frau hatte 41 Jahre in der Ordensgemeinschaft zugebracht. (kna)

Produkte aus französischen Klöstern widerstehen der Wirtschaftskrise. Bislang gebe es statt eines Rückgangs der Verkaufszahlen einen weiteren Anstieg, teilte der Dachverband „Monastic“ im französischen Saint-Sever mit. Unter dem Logo „Monastic“ werden in Deutschland, Frankreich, Belgien, der Schweiz, Luxemburg, Italien und Portugal Produkte aus Klöstern verkauft. Die Marke bezeichnet Produkte aus mehr als 230 Ordensgemeinschaften. Nach Angaben von „Monastic“-Sprecherin Schwester Miriam wuchs der Umsatz besonders im Weihnachtsgeschäft in den sieben Läden für Klosterprodukte in Frankreich an. Auch aus den einzelnen Klöstern seien zumeist positive Zahlen zu vermelden. Möglicherweise suchten die Menschen gerade in Zeiten der Krise eher authentische Produkte statt Massenware, so „Monastic“. Das Logo „Monastic“ wurde vor knapp 20 Jahren gegründet. Die Organisation will ihre Mitglieder nach eigenen Angaben bei ihren wirtschaftlichen Aktivitäten und der Vermarktung ihrer Produkte begleiten und unterstützen. Das Logo können Produkte erhalten, die in Klöstern von oder unter Aufsicht der Mitglieder der Ordensgemeinschaft hergestellt wurden. Auftragsvergaben an Subunternehmer sind dabei nur in engen Grenzen zulässig. (kna)

Österreich

Nachdem die Provinzoberin der Franziskanerinnen von Vöcklabruck, Sr. Dr. Kunigunde Fürst, bereits am 24. Februar 2008 zur Nachfolgerin der bisherigen Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ) gewählt worden war, wurde nun auch eine neue Generalsekretärin vorgestellt. Zum 1. Dezember 2008 übernahm die Don-Bosco-Schwester Anna Farfeleder als neue Generalsekretärin die Aufgaben von der Wiener Hartmannschwester Sr. Theresia Sessing, die das Amt 29 Jahre lang inne hatte. (skö)

Schweiz

Die Benediktinerabtei Einsiedeln plant ein Grossprojekt von überregionaler Bedeutung: Der Klosterplatz Einsiedeln, der teilweise im Besitz des Klosters, teilweise im Besitz des Bezirkes Einsiedeln ist, soll saniert, neu gestaltet und an heutige Anforderungen angepasst werden. In den nächsten fünf bis zehn Jahren sollen für einen zweistelligen Millionenbetrag auf einer Gesamtfläche von 40.000 m² ein Ort der Begegnung und ein würdiges Pendant zum Kloster entstehen. Der Klosterplatz Einsiedeln ist – nach dem Petersplatz in Rom, dem er nachempfunden wurde – der zweitgrösste Kirchenvorplatz Europas. Der Platz wurde im Laufe seiner 270-jährigen Geschichte immer stärker verbaut, sodass seine ursprüngliche beeindruckende Grösse und Bedeutung heute nicht mehr erfassbar sind. Teile des Platzes sind in schlechtem baulichem Zustand und entsprechend nicht behindertengerecht. Der Sanierungsbedarf wächst ständig. Auf Initiative des Klosters Einsiedeln und des Bezirks hin sollen daher Klos-

ter- und Hauptplatz Einsiedeln saniert und neu gestaltet werden. Dies mit dem Ziel, dem Gesamtplatz die Bedeutung zurück zu geben, die zur Klosteranlage und zu Einsiedeln als meistbesuchtem Wallfahrtsort der Schweiz passen. Abt Martin Werlen betonte die Bedeutung des Projektes für die Zukunft der Region: „Der Klosterplatz soll als Ort der Begegnung von Menschen gestärkt werden und das ‚Miteinander‘ von Dorf und Kloster fördern. So wird ein Ort mit noch grösserer Anziehungskraft für Pilger und Besucher entstehen.“ Das Kloster Einsiedeln deckt seinen Teil der Finanzierung des Klosterplatzes zu einem großen Teil aus Spenden ab. Symbolisch können Parzellen des Klosterplatzes „erworben“ werden. Die bereits heute sehr erfolgreiche Fundraisingaktion wird durch den innovativen Internetauftritt <http://www.klosterplatz.com> begleitet. (pm)

Im Gegensatz zu katholischen Bistümern habe bei vielen religiösen Gemeinschaften und Orden beim Thema „Sexuelle Übergriffe in der Seelsorge noch kein Umdenken stattgefunden“. Das kritisierte Adrian von Kaenel, Präsident des zuständigen Fachgremiums der Schweizer Bischofskonferenz im Zusammenhang mit dem mehrfachen Pädophilie-Verdacht bei einem Westschweizer Ordensmann. Die Kirche habe im Umgang mit dem Thema in den vergangenen Jahren große Fortschritte gemacht, urteilte von Kaenel nach Berichten der „Neuen Luzerner Zeitung“ vom 4. November 2008. Er forderte vom Vatikan, verbindliche Regeln für religiöse Gemeinschaften und Orden zu erlassen, die nicht dem Bischof einer Diözese unterstellt sind. (kipa)

Belgien

Am 21. November 2008 fand in Champion die Generalversammlung der Höheren Ordensoberinnen aus dem französischsprachigen Belgien statt. Die Gründung einer gemeinsamen Konferenz ist das Ergebnis eines langjährigen Prozesses in Hinblick auf einen Zusammenschluss der Union der Ordensfrauen Belgiens (URB) und der Union der kontemplativen Ordensfrauen (URC) zu einer gemeinsamen Vereinigung. Die neue Versammlung trägt den Namen „Union des Religieuses Francophones de Belgique“ - Union der französischsprachigen Ordensfrauen Belgiens (URFB). (ucesm)

Kenia

Drei Monate nach ihrer Entführung in Kenia sind bei Redaktionsschluss zwei italienische Ordensfrauen noch immer in der Gewalt ihrer Geiselnnehmer. Verhandlungen über die Freilassung dauerten an: „Viel Geduld“ sei erforderlich, erklärte die im norditalienischen Cuneo ansässige Missionsgesellschaft der Ordensschwwestern laut dem bischöflichen Pressedienst SIR Mitte Februar 2009. Die beiden Frauen waren in der Nacht vom 9. auf den 10. November aus dem nordkenianischen El Wak nach Somalia verschleppt worden. Den Missionarinnen Caterina Giraudo (67) und Maria Teresa Oliviero (61) gehe es den Umständen entsprechend gut, erklärte die Gemeinschaft. Seit Wochen bemühen sich Unterhändler aus Kenia, Somalia und Italien um die Freilassung der Ordensfrauen. Eine Militäraktion lehnte die italienische Regierung ab. (rv)

Philippinen

Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte hat eine in Asien gegründete Missionsgesellschaft das Päpstliche Rechtsstatut erhalten. Am 6. Januar hatte die Missionsgesellschaft der Philippinen das diözesanrechtliche Statut aufgegeben und sich stattdessen unter die direkte Autorität des Heiligen Stuhls gestellt. Das berichtete „Eglise d’Asie“, die Zeitschrift der ausländischen Missionsgesellschaften in Paris. Die 1965 gegründete Missionsgesellschaft der Philippinen umfasst demnach heute 72 Priester und ist in 13 Ländern, vor allem in Asien und Ozeanien, vertreten.

(rv/apic)

Indien

Sr. Nirmala Joshi (75), Ordensoberin der Missionarinnen der Nächstenliebe, ist mit dem zweithöchsten indischen Zivilorden ausgezeichnet worden. Staatspräsident Pratibha Patil verlieh ihr den Orden am 26. Januar 2009 in Bangalore. Am Tag der Republik, der sich zum 60. Mal jährte, werden alljährlich zehn Personen für ihr besonderes Engagement ausgezeichnet. Schwester Nirmala, die 1997 die Nachfolge der verstorbenen Ordensgründerin Mutter Teresa von Kalkutta antrat, war unter der Kategorie „soziales Engagement“ nominiert.

In Indien sind zehn Männer wegen der Vergewaltigung einer Ordensfrau angeklagt. Die Massenvergewaltigung habe sich während der gewaltsamen antichristlichen Übergriffe radikaler Hindus im vergangenen Jahr im Bundesstaat Orissa zugetragen, berichtet die in Singapur erscheinende Tageszeitung „The Straits Times“ am 30. Januar 2009.

Demnach identifizierte die Ordensfrau zwei der Männer bei einer Gegenüberstellung als Täter. Bei den Angriffen fundamentalistischer Hindus waren im vergangenen Jahr nach offiziellen Angaben 32 Menschen ums Leben gekommen. Die Indische Bischofskonferenz geht jedoch von mindestens 40 Todesopfern aus. Nach Angaben des Allindischen Christenrats wurden etwa 200 Christen getötet und 50.000 vertrieben. 4.000 Häuser seien zerstört worden. Auslöser der Gewalt war die Ermordung eines hinduistischen Geistlichen durch maoistische Rebellen. Radikale Hindus machten jedoch Christen für die Tat verantwortlich. Auch warfen sie ihnen Missionierung vor. (kna)

Mit Dominic Emmanuel (57), Steyler Missionspriester und Sprecher der katholischen Erzdiözese Delhi, erhält erstmals ein Christ den indischen „Nationalpreis für Harmonie in der Gemeinschaft“. Das teilte die indische Bundesregierung laut Meldung der asiatischen Nachrichtenagentur Ucanews mit. Der Priester sei „aktiv an der Lösung von Konflikten und Differenzen“ unter verschiedenen Gemeinschaften beteiligt. Auch eine Gruppe von Muslimen, die sich seit mehr als 40 Jahren für Solidarität unter Hindus und Muslimen einsetzt, wird laut Mitteilung ausgezeichnet. Der 1996 gestiftete Preis zur Förderung religiös motivierter Harmonie und nationaler Integration ist mit umgerechnet rund 3.000 Euro für Einzelpersonen und knapp 8.000 Euro für Institutionen dotiert. Der Preis sei bedeutsam zu einer Zeit, in der einige Gruppen versuchten, „die Gesellschaft auf der Grundlage von Religion zu polarisieren“, sagte der Priester nach Bekanntgabe der Preis-

träger. Die Auszeichnung solle zeigen, dass die katholische Kirche nichts mit Bekehrungsaktivitäten zu tun habe, sondern mit der Schaffung von Frieden und Eintracht unter den verschiedenen Gemeinschaften. (kna)

Papua-Neuguinea

Der aus Deutschland stammende Erzbischof Karl Hesse MSC ist mit dem höchsten Orden des Landes ausgezeichnet worden. Der Oberhirte der Diözese Rabaul auf Papua-Neuguinea erhielt den Orden aufgrund seines loyalen Dienstes für die Kirche und seiner Bemühungen um die Bildung von Volk und Gesellschaft. Der Bischof aus Voßwinkel im Sauerland ist Herz-Jesu-Missionar und lebt seit 1966 in dem Inselstaat, wo er zunächst als Pfarrer wirkte. Seit 2002 ist Hesse zudem Träger des „Order of the British Empire“ aufgrund seiner Verdienste in den Bereichen Wohltätigkeit, Kirche und Gemeinschaft. (pm)

Vietnam

Die Lage zwischen Christen und den staatlichen Autoritäten bleibt angespannt: Die Schwestern der Kongregation des Heiligen Paul von Chartres haben Anfang Januar 2009 in einem an verschiedene öffentliche Autoritäten gerichteten Brief gegen den Beschluss zur Enteignung ihres Besitzes protestiert. Wenn eine staatliche Politik zur Ausrottung der Religion und religiöser Orden existiere, die die Vertreibung und Verhaftung der 18 Schwestern rechtfertigen könne, so wolle man den Protest aufgeben, so die Provinzoberin. Bereits Mitte Dezember hatte die Gemeindeverwaltung von Vinh Long den Beschluss

gefasst, das Haus und den Grundbesitz der Gemeinschaft in einen öffentlichen Park zu verwandeln. In Vietnam war es in den vergangenen Monaten immer wieder zu Konflikten im Zusammenhang mit Enteignungen von kirchlichem Besitz gekommen. So fordert die Stadtverwaltung von Hanoi die Ausweisung mehrerer Redemptoristenpatres. In einem Brief an die Bischofskonferenz und an den Provinzial des Ordens schreibt das örtliche „Volkskomitee“, dies sei nötig um die Beziehungen zwischen Kirche und Stadtverwaltung zu verbessern. (asianews)

Nordkorea

Erstmals nach der Machtübernahme der kommunistischen Partei war für Ende November 2008 die offizielle Einreise eines katholischen Priesters nach Nordkorea geplant. Es handelt sich um Franziskanerbruder Paul Kim Kwon-soon. Er soll in Pjöngjang ein Hilfszentrum leiten. Damit möchte die katholische Kirche in dem Land, das an einer schweren Hungerkatastrophe und Armut leidet, ein Zeichen setzen. Der Generalminister der Franziskaner, Bruder José Rodriguez Carballo, betonte gegenüber Radio Vatikan, dass in Nordkorea weitere Hilfsmaßnahmen notwendig seien: „Dennoch glaube ich, dass größere Schritte erst einmal mit solchen kleinen Schritten begangen werden müssen. Die Mission von Bruder Paul ist ein wichtiges Zeichen. Man kann sogar sagen, dass es ein prophetisches Zeichen ist. Denn nach 60 Jahren öffnet Nordkorea wieder seine Türen für die katholische Kirche – wenn auch nur ganz wenig. (...) Bruder Paul wird dort vorerst rund 1.500 Arbeiter betreuen und ihnen vor

allem Nahrung besorgen. Auch wird er für die medizinische Versorgung sorgen. Das passt sehr gut zu unserer Berufung. Denn wir möchten vor allem für die Schwächsten in unserer Gesellschaft eintreten. Deshalb glaube ich auch, dass im Augenblick für die katholische Kirche in Nord Korea vor allem ihre Präsenz dort wichtig ist.” (rv)

Brasilien

Die Polizei hat den mutmasslichen Auftraggeber des Mordes an der Ordensfrau Dorothy Stang neuerlich festgenommen. Es handelt sich um den „fazendeiro“ (Großgrundbesitzer) Regisvaldo Pereira Galvao. Sr. Dorothy Stang, eine US-Staatsbürgerin, war eine enge Mitarbeiterin des austro-brasilianischen Bischofs Dom Erwin Kräutler. Sie wurde am 12. Februar 2005 in Anapu im Bundesstaat Para erschossen.

Wie der Missionspressediens „Misna“ meldet, war das Mordmotiv die Besitzfrage an 3.000 Hektar Land. Dabei handelte es sich um Staatsbesitz, Sr. Dorothy Stang wollte auf diesem Besitz landlose Bauern ansiedeln, Pereira Galvao hatte aber Dokumente gefälscht, denen zufolge die 3.000 Hektar ihm gehören würden. Pereira Galvao war bereits im Jahr 2006 als „vermutlicher Mittäter“ bei der Ermordung von Sr. Dorothy Stang festgenommen worden. Ein Jahr verbrachte er in Untersuchungshaft, bis das Höchstgericht des Staates Para ihm zugestand, in Freiheit auf den Prozess warten zu können. Pereira Galvao soll einen eigenen Fonds gegründet haben, um „Pistoleiros“ zur Ermordung von kirchlichen und staatlichen Mitarbeitern anzuheuern, die sich der illegalen Ausbeutung Amazoniens entgegenstellen.

In den vergangenen Monaten haben etwa 260 Ordensleute und Vertreter von Landarbeitern Todesdrohungen erhalten. Darauf hat eine Kommission der brasilianischen Bischofskonferenz für die Land-Seelsorge aufmerksam gemacht. (rv)

20 katholische Priester und Seelsorger sind laut dem römischen Missions-Pressediens Fides im vergangenen Jahr ermordet worden. Die meisten Toten gab es in Indien, wie das Informationsorgan der vatikanischen Missionskongregation mitteilte. Dort starben bei unterschiedlichen Angriffen vier Priester und eine Laienmitarbeiterin. Einer der Geistlichen kam den Angaben zufolge bei den im August entbrannten Ausschreitungen hinduistischer Extremisten gegen Christen ums Leben. Prominentestes Todesopfer ist der irakische Erzbischof Paul Faraj Rahho. Der chaldäische Kirchenführer aus Mossul war nach zweiwöchiger Geiselhaft im März ermordet worden. Insgesamt starben in Asien acht katholische Seelsorger, in Süd- und Mittelamerika fünf, in Afrika ebenfalls fünf und in Europa zwei. Bei Letzteren handelt es sich um den deutschstämmigen Jesuiten-Oberen Otto Messmer und den Jesuiten und Theologieprofessor Victor Betancourt. Die beiden wurden in Moskau von einem psychisch gestörten Mann getötet. (kna)

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 8. Januar 2009 fand im Dominikanerinnenkloster Zoffingen in Konstanz die Priorinnenwahl statt. Zur neuen *Priorin* der Gemeinschaft wurde *Sr. M. Martina Amrhein O.P.* gewählt. Sie löst Schwester M. Raphaela Schütt O.P. ab, die das Amt 9 Jahre inne hatte.

Zur neuen *Generaloberin* der Barmherzigen Schwestern von der allerseligsten Jungfrau und schmerzhaften Mutter Maria (Clemensschwwestern) in Münster ist am 7. Januar 2009 in Rheine *Sr. Charlotte Schulze Bertelsbeck* gewählt worden. Sie folgt im Amt *Sr. Christel Grundmann* nach; die Amtsperiode beträgt sechs Jahre. Das Generalsachkapitel der Gemeinschaft legte fest, dass es in Zukunft keine Bezirke und somit keine Bezirksoberinnen gibt.

Die Benediktinerinnen der Abtei Maria Frieden, Kirchschletten, haben am 31. Dezember 2008 unter Vorsitz von Erzbischof Dr. Ludwig Schick *Sr. Barbara Ostermeier OSB* zur *Priorin-Administratorin* ihrer Gemeinschaft gewählt.

Die Armen Schulschwwestern von Unserer Lieben Frau, München, haben *Sr. M. Charlotte Oerthel* im Rahmen der Provinzwahlen vom 27. bis 31. Dezember 2008 zur künftigen neuen *Provinzoberin* gewählt. Sie wird das Amt am 1. August 2009 antreten. Schwester Charlotte ist derzeit Leiterin der ordenseigenen Theresia-Gerhardinger-Grundschule am Anger in München. Bis zur Installation am 1. August bleibt

die bisherige Provinzleitung im Amt. Scheidende Provinzoberin ist *Sr. M. Salome Strasser*.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen v. d. Ewigen Anbetung in Koblenz-Pfaffendorf (Kloster Bethlehem) haben am 27. Dezember 2008 *Sr. Maria Martina Mbanjwa OSC (37)* zur neuen *Äbtissin* gewählt.

Die Ordensgemeinschaft der Heilig-Geist-Schwwestern, Apostolische Lebensgemeinschaft im Opus Spiritus Sancti, hat im Rahmen ihrer internationalen Ratssitzung bereits am 18. Juli 2008 an ihrer internationalen Zentrale in Mammolshain-Königstein, *Sr. Eugenia T. Mushi* aus Tansania zur künftigen *Internationalen Leiterin* neu gewählt. Sie tritt ihre neue Aufgabe am 1. Juni 2009 an und löst *Sr. Mary Sosamma Thekkechundevalel* im Amt ab.

Der Provinzial der Maristenbrüder, Bro. Joe Mc Kee, der seinen Sitz für die aus fünf Ländern bestehende Provinz in Nijmegen hat, hat *Fr. Alois Engel FMS* zum *verantwortlichen Vertreter für Deutschland* ernannt. Sitz der Körperschaft der Maristenbrüder bleibt Furth bei Landshut; Fr. Alois ist jedoch im Haus der Gemeinschaft in Recklinghausen tätig. Der letzte Provinzial und spätere erste Vertreter des Provinzials in Deutschland, Fr. Manfred Gschrey, war im September 2007 verstorben.

Zur ihrer neuen *Provinzoberin* haben die Schwestern der Christlichen Liebe

(Paderborn) *Sr. Anna Schwanz SCC* gewählt. Sie löste am 7. November 2008 ihre Vorgängerin *Sr. Agathe Schuppert SCC* im Amt ab.

Die Dominikanerinnen „Zum gekreuzigten Erlöser“ (Rieste) haben am 09. Februar 2009 *Sr. Susanna Mander OP* zur *Priorin* wiedergewählt.

Am 31. Januar 2009 wurde im Karmelitenkloster Himmelspforten (Würzburg) die *Priorin* neu gewählt. Dabei wurde die Konventsleitung für weitere drei Jahre *Sr. M. Petra Peschers OCD* übertragen.

Das Generalkapitel der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel hat *Sr. Aloisia Höing SMMP*, Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK), am 3. Januar 2009 zur *Generaloberin* der Ordensgemeinschaft für die nächsten sechs Jahre wiedergewählt. In ihrer Eigenschaft als *Generaloberin* war *Sr. Aloisia* seit dem Jahr 2003 bereits Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD). Nach dem Zusammenschluss mit den Vereinigungen der Ordensobern der Priester- und Brüderorden (VDO und VOB) im Jahr 2006 wurde sie zur ersten Vorsitzenden der neu gegründeten Deutschen Ordensobernkonzferenz gewählt.

Der Konvent der Ursulinen von Duderstadt hat am 6. Dezember 2008 *Sr. Ingeborg Wirz OSU* für weitere drei Jahre als *Oberin* im Amt wiedergewählt.

Am 5. Dezember 2008 hat das Generalkapitel der Kongregation der Elisabethinerinnen (Neuburg) *Sr. Maria*

Goretti Böck für eine weitere Amtszeit als *Generaloberin* wiedergewählt.

Ihm Rahmen ihres Wahlkapitels haben die Franziskanerinnen von Schönbrunn am 4. Dezember 2008 *Sr. M. Benigna Sirl* zur neuen *Generaloberin* gewählt. Sie löst im Amt *Sr. M. Johanna Süß* ab.

Die Schwestern des Karmel Regina Martyrum in Berlin haben am 18. November 2008 *Sr. Petra Hagenauer OCD* zur neuen *Priorin* gewählt. Sie folgt im Amt *Sr. Marie-Luise Wiesweg* nach, die es drei Jahre lang inne hatte.

Am 28. Oktober 2008 ist *Sr. M. Cordula Hofmann* als *Generaloberin* der Franziskanerinnen (Kreszentia-Schwestern, München) wiedergewählt worden.

Neue DOK-Arbeitsgemeinschaft der Redakteure der Ordens- und Missionspresse

Der Vorstand der DOK hat in seiner letzten Sitzung am 5. November 2008 der Satzung einer neuen Arbeitsgemeinschaft der verantwortlichen Redakteure der Ordens- und Missionspresse (AGOMP) zugestimmt und damit die Anerkennung als Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobernkonzferenz ausgesprochen.

Jubiläum bei Salesianern Don Boscos: Erzbischof Zollitsch würdigt Bedeutung der Orden

Die Salesianer Don Boscos feiern in diesem Jahr ihr 150-jähriges Bestehen. Die Deutsche Ordensprovinz begann das Jubiläum Anfang des Jahres mit einer Festwoche. Am 30. Januar 2009 nahm

der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Freiburgs Erzbischof Robert Zollitsch, an einem Festakt in München teil. Er betonte bei dieser Gelegenheit die Bedeutung des Ordenslebens für die Kirche: „Wir brauchen Frauen und Männer, die alles auf eine Karte setzen.“ Der Erzbischof würdigte die „enorme Breitenwirkung“ der auf Erziehung und Jugendarbeit spezialisierten Gemeinschaft. Obwohl sie nicht mehr als 350 Mitglieder in Deutschland zähle, sei sie mit ihren 35 Einrichtungen und mehr als 1.600 weltlichen Mitarbeitern auf allen Gebieten der Jugendfürsorge kompetent vertreten. Zollitsch sprach sich für Kooperationsprojekte mehrerer Orden aus. Die dabei gemachten Erfahrungen könnten „wegweisend für die Kirche insgesamt sein“. Als Musterbeispiel verwies der Konferenzvorsitzende auf ein Projekt in Berlin-Marzahn, wo die Salesianer mit Schwestern der Hl. Maria Magdalena Postel (SMMP) und einem Zirkus Jugendarbeit machen. Die Einrichtungen der Salesianer seien „Biotope des Glaubens und Gottvertrauens“ in einer jugendgemäßen Umgebung. Heute, wo Glauben nicht mehr „mit der Muttermilch aufgesogen“ werde, brauche die Kirche neue einladende und überzeugende Orte. (pm/kna)

Kontinente hat weitere Herausgeberin

Das Missionsmagazin „kontinente“ hat eine weitere Herausgeberin: Die Deutsche Provinz der Schwestern vom Guten Hirten ist als 27. Mitglied in die Herausbergemeinschaft aufgenommen worden. Die Zeitschrift wird damit von 25 international tätigen Orden sowie vom Internationalen Katholischen

Missionswerk missio Aachen und von Missio Niederlande herausgegeben. (pm)

Legionäre Christi eröffnen „Apostolische Schule“ in Bad Münstereifel

Mit Beginn des Schuljahrs 2008/2009 haben die Legionäre Christi in Bad Münstereifel eine „Apostolische Schule“ eröffnet. Sie wird derzeit von 17 Jungen besucht. Die Einrichtung befindet sich auf dem Gelände des Ordensnoviziats im ehemaligen St.-Angela-Internat. Die „Apostolischen Schulen“ der Legionäre Christi sehen sich in der Tradition der Kleinen Seminare bzw. Knabenseminare. Die Ordensgemeinschaft will mit diesem Angebot Jugendlichen einen Ort bieten, an dem sie sich „ganzheitlich entfalten, zu überzeugten, frohen Christen heranreifen und über ihre Berufung Klarheit gewinnen können“. Der Bildungsplan der „Apostolischen Schule“ in Bad Münstereifel folgt den Lehrplänen für Gymnasien (verkürzter Bildungsweg) in Nordrhein-Westfalen. (lc)

Einweihung des künftigen Klosters und Provinzialats St. Anton der Kapuziner

Nach der Einweihung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp) am neuen Standort im Kapuzinerkloster St. Anton in München im vergangenen September werden am 22. März 2009 die Räumlichkeiten des Klosters sowie das im Klostergarten neu errichtete Gebäude für das Provinzialat der künftigen deutschen Provinz eingeweiht. Dem Gottesdienst zur Einweihung von Kloster und Provinzi-

alat wird Erzbischof Dr. Reinhard Marx vorstehen.

Abtei Münsterschwarzach trennt sich von Würzburger Haus St. Benedikt

Die Benediktinerabtei Münsterschwarzach will in Zukunft ihr Bildungsangebot auf Münsterschwarzach konzentrieren. Deswegen werde im klostereigenen Haus St. Benedikt in Würzburg das Kursangebot mit dem Jahr 2010 auslaufen, berichtete der Würzburger Domkapitular Hans Herderich. Derzeit verhandle die Abtei mit dem Freistaat Bayern und der Stadt Würzburg über das Haus. Dort wäre etwa Platz für ein Musikgymnasium mit Internat. Im Gegenzug wird die Abtei im Jahr 2010 von der Diözese Würzburg das ans Kloster angrenzende Gebäude der Landvolkshochschule „Klaus von Flüe“ übernehmen. (kna)

Trappisten kehren zur außerordentlichen Form des römischen Ritus zurück

Die Trappistenabtei Mariawald in der Eifel (Bistum Aachen) hat von Papst Benedikt XVI. die Erlaubnis erhalten, die Liturgie wieder in der außerordentlichen Form des römischen Ritus zu feiern. Darüber hinaus wollen die Mönche auch zu den früheren Gebräuchen des Ordens zurückkehren. In einem Schreiben von Kardinal Dario Castrillón Hoyos, Präsident der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei, an den Abt von Mariawald, Dom Josef Vollberg OCSO vom 21. November 2008, heißt es: „Es ist mir eine nicht geringe Freude, Ihnen dies mitteilen zu können, da es das erste Mal seit den Reformen, die im Gefolge

des 2. Vatikanischen Konzils in den Orden vorgenommen wurden, ist, dass ein solches Privileg gewährt wurde.“

Dom Josef Vollberg OCSO hatte den Heiligen Vater Ende Oktober 2008 brieflich um die Erlaubnis gebeten, mit seiner Abtei zur Liturgie und zur Observanz des Ordens der Zisterzienser von der strikten Observanz zurückkehren zu dürfen, wie sie bis etwa 1963/64 im Orden üblich war - dem so genannten „Usus von Montecistello“, der 1963/1964 als vorläufige Reformstufe approbiert wurde. Bis zur Hundertjahrfeier am 29. September 2009 soll die Umsetzung der vollständigen Rückkehr der Abtei zur alten Tradition des kontemplativen Lebens und zur klassischen Gregorianischen Liturgie abgeschlossen sein.

Der Aachener Bischof Dr. Heinrich Musshoff hat in einem Gespräch mit Abt Josef betont, er respektiere die Rückkehr der Abtei Mariawald zum alten Ordensritus, jedoch verweise er auf die öffentliche Wirkung dieses Schrittes. Probleme könnten entstehen, wenn die Priesterbruderschaft Pius X. ihr Kloster auf Gut Reichenstein in der Eifel errichtet. (dt/kathnews/iba)

Mayener Franziskanerinnen übertragen Verantwortung für Einrichtungen

Die Mayener Franziskanerinnen haben die Marienhaus GmbH der Waldbreitbacher Franziskanerinnen mit der Geschäftsbesorgung ihrer Einrichtungen betraut. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war die personelle Situation der Ordensgemeinschaft. Die Mayener Franziskanerinnen betreiben über verschiedene GmbHs ein Akut-

krankenhaus, zwei Rehakliniken und elf Seniorenheime in den Bundesländern Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz. In den Einrichtungen sind rund 1.200 Frauen und Männer tätig, die Gruppe erzielt einen Jahresumsatz von 55 Millionen Euro. (pm)

St. Marienthal weiht Ehrenhof ein

Der Ehrenhof des Zisterzienserinnen-Klosters St. Marienthal ist am 26. Oktober 2008 nach weitgehender Rekonstruktion feierlich eingeweiht worden. Damit ist die vor acht Jahren begonnene Restaurierung der barocken Klosterfassaden abgeschlossen, wie die Abtei erklärte. Bei einem Luftangriff am letzten Tag des Zweiten Weltkriegs wurde der Bau so stark beschädigt, dass er vor der Wiederherstellung bis auf das Erdgeschoss abgetragen werden musste. Die Kosten beliefen sich nach Klosterangaben auf mindestens eine halbe Million Euro. Die am Grenzfluss Neiße gelegene Abtei wurde vor 775 Jahren gegründet. (kna)

Franziskaner eröffnen Informations- und Begegnungszentrum auf dem Kreuzberg (Rhön)

Mit einem Festgottesdienst in der Klosterkirche auf dem Kreuzberg in der Rhön haben die Franziskaner am 3. Dezember 2008 die Eröffnung des neuen Bruder-Franz-Hauses gefeiert. In Beisein des Würzburger Bischofs Dr. Friedhelm Hofmann sowie von Generalminister José Rodríguez Carballo und Provinzial P. Dr. Maximilian Wagner OFM wurde das neue Gebäude feierlich eingeweiht. Es soll ab sofort als Infor-

mations- und Begegnungszentrum für die jährlich mehr als eine halbe Million Besucher des Kreuzberges dienen.

Olper Franziskanerinnen schaffen bundesweit erstes Jugendhospiz

Als bundesweit erste Einrichtung seiner Art ist das „Jugendhospiz Balthasar“ in Olpe der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Das Hospiz in Trägerschaft der Gemeinnützigen Gesellschaft der Franziskanerinnen zu Olpe mbH (GFO) hält vier Plätze für Jugendliche und junge Erwachsene mit tödlicher Erkrankung bereit, wie Leiter Rüdiger Barth Ende Januar 2009 bekannt gab. Damit werde in der bisherigen Hospizarbeit für Kinder und Erwachsene eine wichtige Versorgungslücke geschlossen. Die ersten Patienten seien bereits Mitte Januar in der Einrichtung zur Sterbebegleitung eingetroffen. „Die Betreuung der ersten Gäste ist für uns alle eine große Herausforderung“, so Barth, der auch Leiter des angrenzenden Kinderhospizes ist. Betroffene Jugendliche müssten und wollten in der Auseinandersetzung mit ihrem Schicksal von Anfang an begleitet werden. Sie würden im Hospiz so lange unterstützt, wie sie es selbst wünschten. Bei den meisten dauere das bis zum Versterben.

Die Gesamtkosten des Neubaus belaufen sich den Angaben zufolge auf rund 1,9 Millionen Euro. Das Jugendhospiz erstreckt sich auf einer Fläche von 1.200 Quadratmetern und ist mit dem Kinderhospiz durch einen Gang verbunden. Das soll eine gemeinsame Nutzung der Räumlichkeiten ermöglichen. Auch das Personal arbeitet in beiden Einrichtungen. Bei der Planung habe der Wohl-

fühlfaktor im Mittelpunkt gestanden, hieß es. Ein Bewegungsraum lade zum Sport ein, es gebe einen Werkraum und einen großen Aufenthaltsbereich. Anders als im Kinderhospiz seien die Begleitpersonen der Jugendlichen nicht mehr ausschließlich die Eltern, so Barth. Die Obergeschosse stünden deshalb sowohl Eltern als auch Freunden oder Partnern zur Verfügung. „Wir sind gespannt und hoffen, dass sich die schwerkranken Jugendlichen hier wohlfühlen werden“, so Barth. (kna)

Band 50 des Archivs für Liturgiewissenschaft in Abtei Maria Laach vorgestellt

Ende 2008 ist der 50. Band des „Archivs für Liturgiewissenschaft“ erschienen. Er wurde in der Abtei Maria Laach Ende November der Fachöffentlichkeit vorgestellt.

Die Zeitschrift prägt seit Jahrzehnten die Erforschung der christlichen Liturgie. Sie wird von den Mönchen der Abtei Maria Laach herausgegeben. Über mehr als fünf Jahrzehnte hat das Archiv, dessen erster Band 1950 erschien und das heute bei Academic Press Fribourg aufgelegt wird, die Reform der katholischen Liturgie begleitet und dabei auch zur weiteren Profilierung des Faches Liturgiewissenschaft beigetragen.

Dies geschah immer im Gespräch mit der evangelischen Theologie und unter Berücksichtigung der Orthodoxie. Internationalität und Interdisziplinarität waren bereits Charakteristika des „Archivs“, als die Begriffe noch nicht in aller Munde waren.

Band 50 haben die Herausgeber als Festschrift gestaltet: „Liturgie verstehen“ ist das Thema. Autoren aus dem

deutschen Sprachgebiet, Frankreich und den USA diskutieren Methoden der Liturgiewissenschaft. Der kritische Blick auf die eigene Disziplin, aber auch auf Entwicklungen der Liturgie in den christlichen Kirchen fehlt nicht. Und das Grundprogramm der Zeitschrift wird deutlich: Liturgie unter den Bedingungen von Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft der Gegenwart weiterzudenken. Zusammen mit dem Benediktiner Prof. Dr. Angelus Häußling OSB sind seit 12 Bänden Prof. Dr. Martin Klöckener (Fribourg) und Prof. Dr. Benedikt Kranemann (Erfurt) als Herausgeber für die Zeitschrift verantwortlich. (zenit)

Europäisches Treffen der kontemplativen Dominikanerinnen-Klöster

Im September 2008 haben sich 50 Nonnen der kontemplativen Dominikanerinnen aus 8 Ländern in Europa im ‚Haus der Begegnung‘ der Missionsdominikanerinnen von Roding/Strahlfeld getroffen. Die Tagung bildet den Höhepunkt in dem bisherigen Prozess der Annäherung der kontemplativen Dominikanerinnenklöster der Region Europa. Das europäische Treffen stand unter dem Thema: „Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben! (Mt 5,14) - Die Nonnen im Predigerorden: Der Welt verborgen - der Welt verpflichtet.“ Seit Anfang der 90er Jahre bemühen sich die meist kleinen und vereinzelt kontemplativen Klöster um Kontakt und Austausch untereinander. Zum Treffen in Roding/Strahlfeld waren außer den Priorinnen der Klöster auch andere interessierte Schwestern aus den Gemeinschaften eingeladen. So

kamen junge Schwestern, die besonders aus den östlichen Ländern zahlreich vertreten waren, erstmals in persönlichen Kontakt mit Mitschwestern anderer Sprachen und Kulturen. Jede der drei Sprachgruppen bereitete einen Teil der Stundengebete und Eucharistiefiern in der Muttersprache vor. Auf diese Weise erhielten alle Teilnehmerinnen einen lebendigen Eindruck von der liturgischen Kultur und den Frömmigkeitsformen der anderen Gruppen.

Der Generalpromotor der Nonnen des Ordens, P. Brian J. Pierce OP, Rom, führte die versammelten Schwestern durch drei Besinnungstage. Die Zeit des gemeinsamen intensiven Betens wurde durch eine Fahrt nach Dachau abgeschlossen. Das Gespräch mit den Karmelitinnen des Karmel Heilig Blut auf dem Gelände des Lagers bestätigte eindrucksvoll, dass kontemplatives Leben gerade heute eine zwar unsichtbare aber starke Kraft für Versöhnung und Dialog sein kann. Ein Besuch im Dominikanerinnenkloster Heilig Kreuz (gegr. 1233) in Regensburg brachte die Ordensfrauen in Kontakt mit den Anfängen des Ordens und der dominikanischen Kultur.

Der frühere Generalpromotor der dominikanischen Nonnen, P. Manuel Merten OP, Düsseldorf, moderierte anschließend die drei Arbeitstage. In Beiträgen der Schwestern wurde die unterschiedliche Praxis im Umgang mit den allen Klöstern gemeinsamen Konstitutionen der Nonnen des Dominikanerordens deutlich. Gleichzeitig haben alle Klöster mit sehr ähnlichen Problemen und Herausforderungen zu kämpfen. Erörtert wurden schließlich mögliche konkrete Schritte einer engeren Zusammenarbeit der Klöster.

Die Klöster der kontemplativen Dominikanerinnen sind weltweit nach Regionen gegliedert. Die gemeinsame Kultur und Sprache innerhalb einer solchen Region ermöglicht und fördert den Kontakt und die Zusammenarbeit der Klöster untereinander. Die Situation der Klöster in der „Region Europa“ unterscheidet sich in dieser Hinsicht erheblich, denn hier sind die kontemplativen Dominikanerinnen mit Sprachenvielfalt und großen kulturellen, sozialen und politischen Unterschieden konfrontiert. Zur Region Europa gehören die Klöster in Griechenland, Portugal, Irland, Litauen, Polen, Belgien, Österreich, Deutschland, der Schweiz, der Tschechischen Republik und den Niederlanden. (Die Klöster in Spanien, Italien und Frankreich bilden je eine eigene, homogene Region.) Im Dominikanerorden leben weltweit etwa 3200 kontemplative Schwestern in rund 230 Klöstern. Die Chronik des Treffens, Dokumente, Predigten und Bilder sind auf der Webseite www.euromon-op-2008.de zu finden.

(Sr. M. Magdalena OP, Dominikanerinnen Lage)

Insolvenzgeld: Körperschaften des öffentlichen Rechts sind von der Zahlung befreit

Seit dem 1. Januar 2009 wird die Insolvenzgeldumlage (früher: Konkursausfallgeld) nicht mehr von den Berufsgenossenschaften, sondern von den Krankenkassen eingezogen. In diesem Zusammenhang weist die DOK darauf hin, dass Gemeinschaften, die den Status der Körperschaft des öffentlichen Rechts innehaben, (weiterhin) kein Insolvenzgeld zahlen müssen. Nach § 358 Abs. 1 SGB III n. F. (im Internet zu fin-

den unter: www.gesetze-im-internet.de >> Gesetze >> SGB 3) werden die Mittel für die Zahlung des Insolvenzgeldes durch eine monatliche Umlage von den Arbeitgebern aufgebracht. Nicht in die Umlage einbezogen werden allerdings (unter anderem) Körperschaften des öffentlichen Rechts, über deren Vermögen ein Insolvenzverfahren nicht zulässig ist. Das Bundesverfassungsgericht hat generell für Kirchen und ihre Organisationen, soweit sie als Körperschaften des öffentlichen Rechts anerkannt sind, entschieden, dass über deren Vermögen ein Insolvenzverfahren nicht zulässig ist und sie mithin keine Insolvenzgeldumlage zahlen müssen. (BVerfGE 66,1).

Kirchenaustritt kann zur Kündigung berechtigen

Das Landesarbeitsgericht Rheinland-Pfalz hat entschieden, dass nach dem Selbstverständnis eines kirchlichen Arbeitgebers eine schwerwiegende Pflichtverletzung vorliege, wenn der Arbeitnehmer aus der Kirche austrete. Eine solche Pflichtverletzung kann zur Kündigung berechtigen. Der Kirchenaustritt vertrage sich aus Sicht der Kirche weder mit ihrer Glaubwürdigkeit noch mit der von ihr geforderten vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem Arbeitnehmer. Nach dem Selbstverständnis der Kirche gehöre zu einem loyalen Verhalten eines bei ihr beschäftigten Arbeitnehmers, dass sie oder er während des Arbeitsverhältnisses nicht aus der Kirche austrete. Das Benachteiligungsverbot, welches im Allgemeinen Gleichstellungsgesetz (AGG) verankert ist, stehe dem nicht entgegen. Dies stelle § 9 Abs. 2 AGG klar. Zu beachten ist, dass im vorliegenden Fall die

Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse Anwendung gefunden hat. Diese normiert in Art. 5 Abs. 5 ausdrücklich ein Weiterbeschäftigungsverbot bei Kirchenaustritt. Zudem sind ein klärendes Gespräch und eine Interessensabwägung mit den Interessen des Arbeitnehmers erforderlich.

Karlsruhe: Kirchliche Rechtsakte nicht von Gericht überprüfbar

Innerkirchliche Rechtsakte unterliegen nach einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts nicht der Kontrolle staatlicher Gerichte. Die Karlsruher Richter nahmen die Verfassungsbeschwerde eines evangelischen Pfarrers wegen seiner Versetzung in den Ruhestand nicht zur Entscheidung an. Die Beschwerde sei nicht zulässig, teilte das Gericht in Karlsruhe mit. Der Pfarrer hatte gegen seine Versetzung in den Ruhestand durch das Landeskirchenamt in Düsseldorf geklagt. Diese Maßnahme der Landeskirche sei kein Akt der öffentlichen Gewalt und könne daher nicht auf ihre Vereinbarkeit mit dem Grundgesetz geprüft werden, erklärte dazu die 2. Kammer des Zweiten Senats. Jede Religionsgesellschaft verwalte ihre Angelegenheiten laut Grundgesetz selbstständig und verleihe ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde. Die Abberufung eines Pfarrers sei „Ausdruck der kirchlichen Ämterhoheit“, fügten die Richter hinzu. Damit könne die Kirchenleitung auf eine zerstrittene Lage in einer Kirchengemeinde effektiv und rasch reagieren. An der Beseitigung unüberbrückbarer Zerwürfnisse innerhalb einer Gemeinde bestehe für die Kirche

„ein existenzielles Interesse“. „Diese Rechtsakte betreffen vielmehr die Ausgestaltung des Dienst- und Amtsrechts der Evangelischen Kirche und unterliegen damit ihrem Selbstbestimmungsrecht“, betonten die Richter. Kirchliche Maßnahmen, die keine Rechtswirkungen im staatlichen Bereich hätten, dürften nicht auf ihre Vereinbarkeit mit dem Grundgesetz geprüft werden. (kna)

Gericht untersagt Klosterabbriss

Das unter Denkmalschutz stehende ehemalige Kloster Marienberg in Boppard darf nicht abgerissen werden. Das geht aus einem am 24. Oktober 2008 veröffentlichten Urteil des Verwaltungsgerichts Koblenz hervor. Zur Begründung führte das Gericht unter anderem aus, der Gebäudekomplex zähle zu den größten barocken Klosteranlagen Deutschlands. Es bestehe ein gesteigertes Allgemeinwohlinteresse an dessen Erhalt. Das Gericht machte weiter geltend, dass die Klägerin das Anwesen 1996 in Kenntnis des maroden Zustands und einer umfangreichen Sanierungsbedürftigkeit zu einem erheblich unter dem Verkehrswert liegenden Preis erworben habe. Damit habe sie das Risiko, die betreffenden Grundstückspartellen nicht wirtschaftlich rentabel nutzen zu können, bewusst in Kauf genommen. Gegen sein Urteil ließ das Gericht die Berufung beim Oberverwaltungsgericht Rheinland-Pfalz zu. (kna)

Einigung im Kölner Kopftuch-Prozess

Im Prozess um das Tragen eines Kopftuches im Dienst an dem Kölner Heilig-Geist-Krankenhaus der Cellitinnen

zur hl. Maria in der Kupfergasse ist eine Einigung erzielt worden. Wie Geschäftsführer Georg von Mylius der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) Anfang Januar 2009 sagte, einigten sich Krankenschwester und Krankenhaus auf einen Vergleich: Während das Gericht grundsätzlich das Selbstbestimmungsrecht der Kirche bestätigt habe, sei die fristlose Kündigung der muslimischen Angestellten in eine fristgemäße Kündigung umgewandelt worden. Die Krankenschwester hatte laut Gericht seit 19 Jahren in der Klinik gearbeitet. Vor der Rückkehr aus einer dreijährigen Elternzeit habe sie im Mai 2007 ihrem Arbeitgeber mitgeteilt, künftig mit Kopftuch zum Dienst erscheinen zu wollen. Dabei beruft sie sich auf die verfassungsrechtlich gewährleistete Glaubens- und Bekenntnisfreiheit. Dagegen sieht die Klinik einen Verstoß gegen die Grundordnung für katholische Krankenhäuser in Nordrhein-Westfalen. Danach müssten alle Mitarbeiter die katholische Grundausrichtung des Krankenhauses mittragen. (kna/dok)

Gemeinschaft von Jerusalem kommt nach Köln

Mit fünf Brüdern und sieben Schwestern möchte die 1975 in Paris gegründete „Gemeinschaft von Jerusalem“ im April 2009 nach Köln kommen. Die Gemeinschaft plant, in der romanischen Altstadtkirche Groß St. Martin ein geistliches Zentrum zu bilden und an der Kirche, in einer Schwestern- und einer Brüderkommunität ein klösterliches Leben zu führen. Die Initiative zur Ansiedlung dieser neuen Geistlichen Gemeinschaft ging von Kardinal Joachim Meisner aus. Die junge Gemein-

schaft wurde durch den Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger, als Institut diözesanen Rechts approbiert und hat Kommunitäten u.a. in Rom, Florenz, Brüssel und in Montreal. Sie siedelt sich als monastische Gemeinschaft bewusst in Großstädten an.

(kirchenzeitung köln/dok)

Pallottinerhochschule verleiht Erzbischof Marx Ehrendoktorwürde – Ministerpräsident Rüttgers plädiert für christliche Soziallehre

Die Philosophisch-Theologische Hochschule der Pallottiner in Vallendar (bei Koblenz) hat am 22. Januar 2009 dem Münchner Erzbischof Reinhard Marx die Ehrendoktorwürde verliehen. Als einen „Mann des Wortes und der Tat“, des Maßes und der Mitte, als einen „Theologen der Praxis“ bezeichnete der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers (CDU) als Laudator den Münchener Erzbischof. Als ehemaliger Bischof von Trier hatte Marx entscheidend dazu beigetragen, dass die Ordenshochschule um eine nicht-theologische Fakultät, die Pflegewissenschaft, erweitert wurde. Rüttgers machte deutlich, dass die gegenwärtige Wirtschaftskrise nicht allein durch Konjunkturprogramme und staatliche Zuschüsse zu überwinden sei. Vielmehr sei es notwendig, verlorengegangene Orientierung und Verankerung neu in den Blick zu nehmen und darüber zu sprechen wie wir diesen Prozess „um alles in der Welt stoppen können“. Er rief dazu auf, sich wieder an verantwortlichen Grundüberzeugungen auszurichten und sich damit von Spekulationen abzuwenden, auf denen kein Segen

ruhen könne. Die Menschen müssten wieder eine klare Vorstellung von der Gesellschaft bekommen, in der sie leben wollen. Das Potenzial, das die christliche Soziallehre diesbezüglich bietet, sei noch lange nicht ausgeschöpft. Rüttgers schlug zudem vor, sich wieder mehr den geistigen Voraussetzungen der christlich-jüdischen Wertewelt und den Anfängen der Bundesrepublik vor sechzig Jahren zuzuwenden. Schließlich sei „die soziale Marktwirtschaft, die gegründet war in der Ablehnung eines freibeuterischen Kapitalismus und eines menschenverachtenden Sozialismus“ auf den Fundamenten der christlichen Soziallehre aufgebaut worden. „Eine Wirtschaftsordnung muss nicht nur effizient, sondern auch menschenwürdig sein“, ermahnte Rüttgers vor allem die Entscheidungsträger in der Wirtschaft, die sich der öffentlichen Auseinandersetzung bisher entzogen hätten. (sac)

Bundespräsident besucht Zisterzienserinnen von Sankt Marienthal

Bundespräsident Horst Köhler hat das Zisterzienserinnenkloster Sankt Marienthal an der Neiße besucht. Äbtissin Regina Wollmann erläuterte ihm am 11. Februar 2009 die Geschichte der Ordensniederlassung. Das 1234 gegründete Kloster ist eines der traditionsreichsten in Deutschland und seither ununterbrochen von Zisterzienserinnen besiedelt. Auch Köhlers Amtsvorgänger Johannes Rau hatte es 2002 besucht, ein Jahr zuvor zudem der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD). Auf dem Klostergelände befindet sich auch das Internationale Begegnungszentrum Sankt Marienthal, das von

der Deutschen Bundesstiftung Umwelt gefördert wird. Dort traf Köhler mit Bürgern der Region zusammen. Das Zentrum ist der bedeutendste Träger der Umwelt- und Familienbildung im Dreiländereck von Deutschland, Polen und Tschechien. (kna)

Ordensleute im christlich-islamischen Dialog: CIBEDO feiert 30-jähriges Bestehen

Die christlich-islamische Begegnungs- und Dokumentationsstelle CIBEDO hat am 28. und 29. Januar 2009 ihr 30-jähriges Bestehen gefeiert. Um einen verbesserten christlich-islamischen Dialog zu ermöglichen, war die CIBEDO 1978 in Köln von den Afrikamissionaren Weisse Väter gegründet worden. Seit 1997 liegt die Trägerschaft der CIBEDO mit Sitz in Frankfurt bei der Deutschen Bischofskonferenz. Gefeierte wurde das Jubiläum der CIBEDO mit einem Festakt in Frankfurt, an dem unter anderem Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU) und Jean-Louis Kardinal Tauran, Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, teilnahmen. Am 29. Januar fand ein wissenschaftliches Symposium statt, bei dem Referenten aus sieben europäischen Ländern (Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Österreich und Bosnien-Herzegowina) die theologische Dimension des christlich-islamischen Dialogs in ihren Ländern vorstellten.

Die Afrikamissionare engagieren sich gemäß ihrem Gründungsauftrag weiter für einen Austausch zwischen den beiden Religionen. So ist der Gründungsleiter der CIBEDO, P. Hans Vöking, derzeit auf europäischer Ebene für den

christlich-islamischen Dialog tätig. Zwei seiner deutschen Mitbrüder arbeiten in der Jerusalemer St. Anna Kirche, die im muslimischen Teil der Stadt liegt: P. Thomas Maier und P. Thomas Bahmer versuchen dort das Zusammenleben von Christen und Muslimen in ihrem Wirkungsbereich zu verbessern. In Mali hat P. Josef Stamer ein Institut zur Ausbildung in christlich-islamischer Begegnung gegründet.

Virtuelles Kloster im Internet

Ein „virtuelles Kloster“ hat Anfang Dezember 2008 in der Internet-Community funcity.de seine Pforten geöffnet. Dort haben vor allem junge Leute die Möglichkeit, einen Erstkontakt zu Ordensleuten herzustellen. Ein Franziskaner, neun Ordensfrauen aus verschiedenen Gemeinschaften und eine Benediktineroblatin stehen in speziellen „Klosterzellen“ für Fragen und Gespräche zur Verfügung - per Mail und im Chat. In einer Bibliothek kam man sich über die beteiligten Ordensgemeinschaften informieren und in einem Oratorium laden Gebetshilfen, Gebete und Bibelstellen zum Verweilen ein. Zudem besteht die Möglichkeit Fürbitten zu formulieren, die dann von den Ordensleuten ins Gebet genommen werden. Auch Formen gemeinsamen Betens im Internetchat werden erprobt. Das Projekt wurde zusammen mit dem Beauftragten für Internetseelsorge des Bistums Hildesheim realisiert. Die teilnehmenden Ordensleute wurden von einem breiten Interesse und der Vielzahl der Besucher in den ersten Tagen überrascht.

Steyler Missionare gründen neue Niederlassung in Hamburg

Die Steyler Missionare haben die Gründung einer Niederlassung in Hamburg-Neugraben gefeiert. Seit Mitte Januar 2009 leben in dem Pfarrhaus von St. Ansgar Mitbrüder des Ordens. Es wird in den kommenden Monaten insgesamt fünf Steylern Platz bieten. Ihre Hauptaufgaben werden dann das Wirken im Bibelapostolat, der Dialog mit anderen Kulturen und Religionen

sowie das Engagement in sozialen Brennpunkten sein. Konkret bedeutet dies unter anderem die Mitarbeit in der ökumenischen Obdachlosenküche oder der Austausch mit der keine 200 Meter entfernten Moschee. Im Rahmen eines Festgottesdienstes wurde nicht nur die neue Niederlassung gegründet, sondern auch der 100-jährige Todestag des Ordensgründers Arnold Janssen gefeiert. Im Anschluss daran fand ein Begegnungsnachmittag statt, in dessen Rahmen die Steyler Ordensfamilie sich der Gemeinde vorstellte. (pm)



Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

Neunte wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 6. bis. 8. Februar 2009

In Vallendar diskutierten über 40 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen Themen der neueren Ordensgeschichte. Drei Themenblöcke standen im Mittelpunkt: Ordensgemeinschaften im Großstadtmilieu, Ordensbiographien und Orden und Mission.

Den Auftakt bildete ein Vortrag von Archivar Johannes Mertens (Berlin), der in einem Erfahrungsbericht die Erwartungen von Archivbenutzern an das Provinzarchiv der Schwestern der heiligen Elisabeth formulierte. Er unterschied

zwischen externen wissenschaftlichen, heimatkundlichen und genealogischen Anfragen. Im erstgenannten Bereich haben Anfragen aus der neubegründeten Disziplin der Pflegewissenschaften Konjunktur. Ordensinterne Anfragen der Verwaltung dienen meist der Klärung von Rechtsverhältnissen. Viele Benutzer haben wenige Vorstellungen von einem Ordensarchiv und erwarten ausführliche Antworten auf Knopfdruck.

P. Michael Dillmann (Berlin/Koblenz-Arenberg) beschäftigt sich in seinem Dissertationsprojekt mit der schwierigen

gen Gründung des Berliner Konvents der Dominikaner. Am Beispiel eines neuen Quellenfundes – einem Bericht des Dominikaners P. Ceslaus Maria de Robiano von 1876 an den Generalmeister des Ordens in Rom – referierte er die Situation der katholischen Kirche in Berlin kurz nach Ausbruch des Kulturkampfes. Kapelle und Kloster im Arbeiterviertel Moabit wurden nach längeren Vorverhandlungen 1869 eingeweiht und dem heiligen Apostel Paulus geweiht. Die Gründung einer katholischen Keimzelle im protestantischen Berlin war eine Herausforderung, die zu Hetzartikeln und Karikaturen in der Presse führte. Ergebnis war die Erstürmung des Klosters durch eine aufgebrachte Volksmenge (Moabiter Klostersturm). Ein vorläufiges Ende der Niederlassung kam mit dem Kulturkampf. Robiano wollte mit seiner Rechtfertigungsschrift erreichen, dass der Orden in jedem Fall in der Hauptstadt bleiben sollte, was nach dem Kulturkampf auch gelang.

PD. Dr. Florian Mildenerberger (Berlin) stellte ordensähnliche Gründungen im Umkreis der Lebensreformbewegung vor. Um 1900 gab es in Deutschland und der Schweiz verschiedene Gründungen, deren Credo ein „Zurück zur Natur“ war. In der Organisationsstruktur orientierte man sich mit Vorstehern, Versprechen etc. an religiösen Ordensgemeinschaften. Ein gemeinschaftliches Leben fand nicht statt, man traf sich im privaten Bereich. Man kann drei Richtungen unterscheiden: den von Ernst Haeckel gegründeten Deutschen Monistenbund, die dem Germanenkult verbundene Mittgart-Bewegung um Willibald Hentschel und die Theosophie um Helena Blavatsky, von der sich später der Anthroposoph Rudolf Steiner

absetzte. Diese Bewegungen, deren Zenit 1918 bereits überschritten war, artikulierten sich auch in Kunst und Architektur. Als Beispiel steht der Maler Fidus (Hugo Höppener).

Auch die deutsche Provinz der Kamillianer strebte die Gründung einer Niederlassung in der Hauptstadt Berlin an. Dr. Gerhard Kuck (Rom) schreibt die Geschichte der deutschen Kamillianerprovinz. Der Krankenpflegeorden gründete 1901 in Essen-Heidhausen Klinik, Kloster und Kirche. Schwerpunkt war der Kampf gegen den Alkoholismus in einer Fachklinik für Entzug. Die Kamillianer arbeiteten eng mit dem Deutschen Caritasverband zusammen. Die Gemeinschaft verfügte über genügend Nachwuchs und erwog eine Gründung in Berlin-Charlottenburg. Dazu wollte man den Dienst an einem Krankenhaus übernehmen, doch dies war in Berlin nur in Kombination mit der Übernahme einer Pfarrei möglich, was keine genuine Aufgabe des Ordens war und daher zu Diskussionen führte. Seit 1922 waren einzelne Patres in der späteren St. Kamillus-Pfarrei aktiv und 1932 konnte nach einigen Schwierigkeiten ein hochmodernes Zentrum mit Pfarrkirche, Altenwohnheim, Kindertagesstätte und Kloster eingeweiht werden.

Prägung, Werdegang und Funktion im Orden des Jesuiten P. Augustin Bea (1881-1968) untersuchte Dr. Clemens Bordkorf (München). Anhand von Archivalien verfolgte er den Lebenslauf des späteren Kardinals bis zu seiner römischen Zeit. Nach dem Abitur am Gymnasium in Konstanz studierte der Sohn eines Zimmermanns zwei Jahre Theologie in Freiburg, um dann 1902 in den Jesuitenorden einzutreten. Die ordensinternen Studien absolvierte

er überwiegend am Ignatiuskolleg in Valkenburg (Holland). Er kam wegen des Krieges kaum zu weiteren Studien; 1914 wurde er Leiter der Jesuitenresidenz in Aachen und übernahm 1917 eine Professur für Bibelwissenschaften in Valkenburg. 1921 wurde er zum ersten Provinzial der neuen Oberdeutschen Provinz der Jesuiten mit Sitz in München gewählt. Er musste dieses Amt aufgeben, weil der Orden ihn als Leiter seines internationalen Studienhauses in Rom bestellte, wo Bea dann bis zu seinem Lebensende wirken sollte.

Honorine (Elisabeth Henriette) Steimer (1831-1903) war die erste Generaloberin der Kongregation der Töchter des Allerheiligsten Erlösers in Würzburg. Diese Kongregation war 1854 von den Niederbronner Schwestern abgetrennt worden. Bis 1989 wussten die Schwestern kaum etwas über die heute geschätzte Generaloberin, obwohl es entsprechendes Material in den Archiven gab, wie Erik Soder von Guldenshubbe (Würzburg) in seinem Vortrag zu berichten wusste. Honorine Steimer war 1852 in die Krankenpflegekongregation eingetreten. Als Generaloberin bekam sie große Schwierigkeiten mit der Ordens- und Diözesanleitung. Die eigenen Schwestern warfen ihr zu Unrecht die Missachtung der Regeln und Konstitutionen sowie die Verschwendung von Klostereigentum vor und die Bistumsleitung vertraute diesen Angaben. Steimer trat zurück, ging nach Sponheim, kaufte ein Haus, pflegte Kranke und lebte weiterhin nach der Ordensregel. Ein angeheirateter Neffe, der an ihr Bargeld wollte, warf seine Tante in den Keller, erstickte sie mit einer Krawatte und schlug mit einem Hammer auf sie ein. Erst 1989 wurde Honorine Steimer

im Rahmen der Erarbeitung der Kongregationsgeschichte rehabilitiert.

Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Über die katholische Mäzenatin und Klostergründerin Paula Reinhard (1850-1908) referierte Dr. Gisela Fleckenstein (Köln). Paula Reinhard, die sich früh für die Ideale des heiligen Franz von Assisi begeisterte, blieb ein Klostereintritt aus gesundheitlichen und familiären Gründen verwehrt. Sie, die ihren Alltag ein Leben lang klösterlich strukturierte, benutzte – zusammen mit ihrer Schwester Maria – das ererbte väterliche Vermögen schwerpunktmäßig für zwei Klostergründungen. 1892 kamen die Pallottiner nach Koblenz-Ehrenbreitstein und 1904 finanzierten sie größtenteils den Neubau von Kloster Bethlehem in Koblenz-Pfaffendorf, in welches die Kapuzinerklarisens von der Ewigen Anbetung einzogen. Bemerkenswert ist, dass Paula Reinhard keine eigene Kongregation gründete. Unter dem Aspekt Orden in den Medien analysierte Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) die ARD-Fernsehserie „Um Himmels Willen“. Die Auseinandersetzungen zwischen Nonnen und Bürgermeister um den fiktiven Konvent von Kloster Kaltenthal wurden auf ihren Realitäts-



gehalten zum Ordensleben hin abgeklopft. Im Fokus standen die Auffassung von Armut und Gehorsam. Die unterhaltsamen Episoden stellen Ordensleben sehr positiv dar und vermeiden konfessionseigene Zuspitzungen; schließlich ist man mit dem Schleier auf Quotenjagd, wie fast 8 Millionen Fernsehzuschauer beweisen.

P. Reinhold Baumann (Ellwangen) schreibt die nicht einfache Geschichte der Comboni-Missionare im Auftrag seiner Provinz. Heute wird Daniel Comboni (1831-1881) als Gründer der Gemeinschaft angesehen. Baumann schilderte Vorgeschichte, Teilung und Wiedervereinigung der Ordensgemeinschaft, deren Hauptbetätigungsfeld die Mission ist. Comboni gründete 1867 in Verona ein Institut für missionarische Aufgaben in Zentralafrika, welches 1885 in eine Kongregation umgewandelt wurde. Da die Gemeinschaft viel Zulauf aus Deutschland hatte, wurde 1895 eine Niederlassung in Brixen gegründet. Der Erste Weltkrieg verschob die Grenzverhältnisse und 1923 erfolgte die Teilung in eine italienische und eine deutsche Kongregation. Über die unglückliche Teilung wurde in den Gemeinschaften wenig gesprochen. Nach einem Generationenwechsel kam es 1979 zu einer Wiedervereinigung der Kongregationen unter dem einheitlichen Namen der Comboni-Missionare. Über das Wirken deutscher Vinzentiner in Costa Rica arbeitet Susanne Reick (Koblenz/Marburg) in ihrer Dissertationsschrift. Es geht um die Geschichte der Vinzentiner und ihre Bedeutung für das Wirken der katholischen Kirche in dem mittelamerikanischen Staat in der Zeit zwischen 1877-1920. Infolge des deutschen Kulturkampfes übernahmen

die Vinzentiner zunächst die Leitung des Priesterseminars in San José bis der junge, aus Elberfeld stammende Vinzentiner P. Bernhard August Thiel 1880 zum Bischof ernannt wurde. Zwischen 1877-1960 waren insgesamt 143 zumeist deutsche Vinzentiner als Seelsorger und Missionare in Costa Rica im Einsatz. Bis 1969 stellte der Orden auch sechs Bischöfe.

Im Rahmen des bevorstehenden 100-jährigen Jubiläums beschäftigt sich Sabine Heise (Münster) als Auftragsarbeit mit der Geschichte der deutschen Provinz der Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes. Der Franziskanerbischof Amandus Bahlmann konnte 1910 die Gastwirstochter und ausgebildete Lehrerin Elisabeth Tombrock (1887-1938) für die Mission in Brasilien gewinnen. Sie gilt heute zunehmend als die eigentliche Gründerin der Gemeinschaft. Die Klarissen in Münster bereiteten lange Zeit junge Frauen für das Wirken in der Mission vor, bis dafür in Münster 1918 eine eigene Gemeinschaft errichtet wurde. Nach schwierigen internen Entwicklungen aufgrund der Zeitläufte gibt es seit 1929 die „Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes“, die weltweit tätig sind. Die nächste Tagung des Arbeitskreises findet vom 5. bis 7. Februar 2010 in Vallendar statt.

Gisela Fleckenstein

... Neue Bücher

Die Wappen der Hochstifte, Bistümer und Diözesanbischöfe im Heiligen Römischen Reich 1648–1803

Hrsg. von Erwin Gatz. Unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb, Reinhard Heydenreuter und Heribert Staufer.

Regensburg: Schnell & Steiner, 2007. – 680 S.

Der in Rom wirkende Kirchenhistoriker Prof. Dr. Erwin Gatz hat mit dem fünfbändigen „Bischofslexikon“ („Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches“ bzw. „Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder“, Freiburg/Br. 1983–2002) und dem zweibändigen „Bistumslexikon“ („Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation“ bzw. „Die Bistümer der deutschsprachigen Länder von der Säkularisation bis zur Gegenwart“, Freiburg/Br. 2003–2005) zwei inzwischen unverzichtbare Nachschlagewerke zur deutschen Kirchengeschichte herausgegeben. Das nun vorliegende „Wappenlexikon“ möchte an diese Werke anknüpfen. „Es zeigt die Wappen aller Hochstifte bzw. Bistümer und Diözesanbischöfe aus den Jahren 1648–1803, also jener Epoche, in der die Reichskirche sich nach der Krise und den Verlusten im Zeitalter der Reformation stabilisiert hatte und nochmals zu hoher auch kultureller Blüte kam, ehe sie mit der Säkularisation unterging.“ (S. 5) Zum Aufbau des Buches: Auf das Vorwort (S. 5f), das Verzeichnis der Abkürzungen (S. 9) und das Verzeichnis der abgekürzt zitierten Quellen und Literatur (S. 10–13) folgt eine Übersichtskarte mit dem Titel: „Die Bistümer und Hochstifte im Heiligen Römischen Reich und in der Eidgenossenschaft um 1750“ (S. 14f). Die von Reinhard Heydenreuter verfasste Einleitung ist überschrieben mit: „Die Wappen der Hochstifte, Bistümer und Diözesanbischöfe im Heiligen Römischen Reich 1648–1803“ (S. 17–24). Der eigentliche Hauptteil „Wappen nach Bistümern“ (S. 25–662) umfasst den größten Teil des Bandes. Ein heraldisches Glossar (S. 663–665) und zwei Register („Register der persönlichen Wappen“, S. 667–675, und „Register der Orte, Landschaften und Territorien“, S. 676–680) runden den Band ab.



ISBN 978-3-7954-1637-9

EUR 120.00

In der Einleitung finden sich neben allgemein-historischen Informationen zur Entstehung der Hochstiftswappen (und zu ihren militärischen Ursprüngen) einige heraldische Spezialinformationen, etwa zum Wappengebrauch, zu den heraldischen Regeln und zur Blasonierung (Wappenbeschreibung). Hier werden auch Probleme angesprochen, die sich im Zuge der Bearbeitung des vorliegenden Bandes stellten. So wurden von den Bistümern weitgehend die Wappen der zugehörigen Hochstifte benützt: „Die Führung eines Hochstiftswappen [!] durch die einzelnen Bistümer hing auch mit der jeweiligen staatsrechtlichen Stellung des Bistums innerhalb des Hl. Römischen Reichs zusammen. Sobald die Bistümer die Reichsfürstenwürde und eine eigene Reichsstandschafft, d. h. mit einem Sitz auf der Reichsfürstenbank des Reichstags, erwarben, führten die Bischöfe fast immer und zwar spätestens seit dem 15. Jahrhundert ein eigenes Hochstiftswappen mit den Insignien der Fürstenwürde (Schwert), das sie in der Regel mit ihrem Familienwappen kombinierten.“ (S. 17) Nicht alle Bischöfe waren freilich zugleich Landesherren; insbesondere im Bereich der Salzburger Eigenbistümer, in Österreich, in Böhmen, in Mähren und in Schlesien standen die Bistümer unter fremder (häufig habsburgischer) Landesherrschaft. Hier wurde zumeist ein Bistumswappen geführt, das nicht zugleich Hochstiftswappen war. Probleme bereitete in einigen Fällen auch die Ermittlung von Bischofs- oder Bistumswappen: „Bei vielen Bischöfen konnte, besonders wegen der oft nur kurzen Amtszeit, keine Wappen- oder Siegelführung nachgewiesen werden. [...] Bei einigen Bistümern ist das Vorhandensein, Aussehen und die Verwendung eines Bistumswappens nicht genau zu ermitteln, besonders dann, wenn das jeweilige Bistum keine oder eine bestrittene Landeshoheit besaß.“ (S. 24)

Der Hauptteil des Bandes ist alphabetisch nach Bistümern gegliedert, wobei die Binnengliederung der einzelnen Bistumsartikel jeweils gleich ausfällt: Kurzbeschreibung der Bistums- und Hochstiftsgeschichte, Abbildung des Hochstifts- bzw. Bistumswappens mit Blasonierung, Bischofsliste für den Zeitraum von 1648 bis 1803, Abbildung der einzelnen Bischofswappen mit Kurzbiogramm des Bischofs und Blasonierung. Alle Angaben werden jeweils durch detaillierte Literaturangaben belegt. Dort wo keine Bistumswappen geführt wurden, finden sich ‚Leerstellen‘ (z. B. S. 98 bei Budweis und S. 330 bei Leitmeritz). Nicht eruierbare Bischofswappen sind durch Familienwappen der Amtsinhaber ersetzt worden.

Die Durchsicht des fast 700-seitigen Werkes vermittelt einen Eindruck von der großen und sorgfältigen Arbeit, die zur Erstellung nötig war. Der Hauptherausgeber und seine Mitarbeiter haben ein Werk vorgelegt, das sich sehen lassen kann: sowohl im Hinblick auf die äußere Ausstattung als auch im Hinblick auf den Inhalt. Zweifellos wird der vorliegende Band als (hilfswissenschaftliches) Nachschlagewerk gute Dienste leisten, aber auch zu weiteren Forschungen anregen. Einige in der Einleitung angesprochene Forschungslücken können möglicherweise in Zukunft noch geschlossen werden. Außerdem liegt der Gedanke nahe – analog zum „Bischofs-“ und zum „Bistumslexikon“ – Nachfolgebände zu anderen Epochen erscheinen zu lassen. Sicherlich wäre es auch interessant, ein vergleichbares Werk zu den Wappen der Reichsabteien und -äbte erscheinen zu lassen.

Es sei noch die Frage gestellt, welche Bedeutung der vorliegende Band für die Ordensgeschichtsschreibung haben kann. Zum einen ist hier darauf zu verweisen, dass

es im behandelten Zeitraum einige (wenn auch wenige) Ordensmänner als Diözesanbischöfe gab (leicht über das Personenregister S. 667–675 zu eruieren, das auch Ordenskürzel enthält). Zum anderen ereignet sich natürlich Ordensgeschichte – auch im Fall exemter Gemeinschaften – nicht isoliert von der übrigen Kirchengeschichte. Mit Wappen, die auf Schriftstücken, auf Bildern, an Gebäuden oder anderswo angebracht sind und die häufig einer Deutung bedürfen, wird man in der Forschung immer wieder zu tun haben.

Bei aller Akribie in der Darstellung finden sich im besprochenen Band einige kleinere Fehler. In der Beschreibung der Karte „Die Bistümer und Hochstifte im Heiligen Römischen Reich und in der Eidgenossenschaft um 1750“ (S. 15) ist zu lesen, dass diese Karte „bis auf die neuen Bistümer Fulda (1752), Brünn (1777), Budweis (1785) und Corvey (1792) bis zu den Umbrüchen infolge der Französischen Revolution und der Säkularisation unverändert blieb.“ Hier hätten Linz (gegr. 1785), St. Pölten (gegr. 1785) und Wiener Neustadt (aufgeh. 1785) Erwähnung finden sollen. Die Karte, die einige ausländische Ortsnamen enthält, gibt manche, aber nicht alle diakritischen Zeichen korrekt wieder. Richtigzustellen wären: „České Budějovice“ und „Chelmża“. Diese wenigen Beanstandungen sind aber in keiner Weise geeignet, den positiven Gesamteindruck, den das Werk hinterlässt, zu beeinträchtigen.

Norbert Wolff SDB

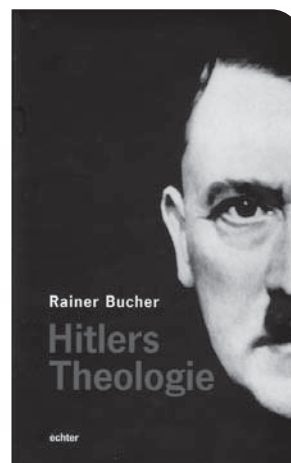
Rainer Bucher

Hitlers Theologie

1. Aufl. – Würzburg: Echter-Verlag, 2008. – 220 S.

Betrachtet man den Buchmarkt der vergangenen Jahre, könnte man fast ein bisschen neidisch werden auf den „Führer“: „Hitlers Frauen“, „Hitlers Kinder“, „Hitlers Enkel“, „Hitlers Berg“, „Hitlers Schloss“, „Hitlers Gold“, „Hitlers Traumschiffe“, „Hitlers Kanarienvogel“ – kaum etwas, was der größte Verbrecher des 20. Jahrhunderts nicht vorweisen könnte. So ist es wohl nur folgerichtig, dass er auch in der Sphäre des Übernatürlichen nicht zurückstecken muss und nach „Hitlers Gott“ (Michael Reißmann, 2001) und „Hitlers Religion“ (Michael Heesemann, 2004) schließlich auch „Hitlers Theologie“ entdeckt wurde.

Rainer Bucher, Leiter des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz, ist sich des Anstoßes durchaus bewusst, der mit der Titelwahl seiner Studie gegeben ist. Folgerichtig verwendet er das erste Kapitel seines Werks auf die Rechtfertigung



ISBN 978-3-429-02985-2.
EUR 16.80

der Charakterisierung Hitlers als eines Theologen: „Heute, nach dem Ende der kirchlichen Sanktionsmacht und der endgültigen Freisetzung zu religiöser Selbstbestimmung, ist das „theologische Feld“ trotz der nach wie vor starken institutionellen Stellung der christlichen Kirchen breit, offen und vielfältig besetzt“ (S. 32) (Die Frage, ob es Aufgabe eines kirchlichen Theologen ist, die Weltanschauung Hitlers mit einem Prädikat zu versehen, das im kirchlichen Kontext seit Jahrhunderten eine Art „Adelstitel“ darstellt, beantwortet diese – durchaus hinterfragbare – Feststellung freilich nicht). Theologie sei darüber hinaus weder auf ein zustimmungsfähiges Reden von Gott, noch auf den wissenschaftlich-akademischen Bereich beschränkt. Unter diesen Voraussetzungen kann eine Definition erfolgen: „Theologie wird im Folgenden verstanden als „Rede von Gott“, allerdings [...] als Rede von Gott mit individueller Relevanzoption, mit persönlichem Konsequenzpotential, auch bis hin zur Rede zu Gott, also dem Gebet. Denn gerade dies kann man Hitler nicht absprechen“ (S. 34). Als sei diese Behauptung nicht zugespitzt genug, fügt Bucher hinzu: „Hitler [...] verkündet sein Politikprojekt im Namen eines Gottes, und das von Beginn seines öffentlichen Redens bis zu seinen letzten dokumentierten Äußerungen. [...] Die Texte Hitlers verkörpern einen genuinen theologischen Diskurs im genannten Sinne“ (ebd.).

Auf drei Feldern des Hitlerschen „Diskurses“ erwartet Bucher die Nachweisbarkeit theologischer Elemente: a) in der Beschäftigung mit den christlichen Kirchen, b) in der Auseinandersetzung mit den religiösen Traditionen der völkischen Bewegung und c) in der positiven Konzeption und Legitimation des eigenen politischen Projektes.

a) Abseits der konkreten tagespolitischen Beschäftigung mit den Kirchen hat Hitler sich auch auf einer grundsätzlichen Ebene mit ihnen auseinandergesetzt. Sein Verhältnis ist dabei von einem hohen Maß an Ambivalenz geprägt. Positiv bewertet er neben ihrer „Organisationsklugheit“ (S. 55) vor allem die vermeintliche Totalität des weltanschaulichen Anspruchs („Die Größe des Christentums lag nicht in versuchten Vergleichsverhandlungen mit etwa ähnlich gearteten philosophischen Meinungen der Antike, sondern in der unerbittlichen fanatischen Verkündigung und Vertretung der eigenen Lehre“, S. 39) und die Fähigkeit zur Strukturierung und Formierung des zunächst diffusen Glaubens durch die Ausbildung eines dogmatischen Lehrgebäudes: „Sollen [...] die religiöse Lehre und der Glaube die breiten Schichten wirklich erfassen, dann ist die unbedingte Autorität des Inhalts des Glaubens das Fundament jeder Wirksamkeit“ (S. 44). Es sei angemerkt, dass Hitlers Verständnis der Dogmatik – Bucher spricht gar von einer „expliziten Theorie des Dogmas“ – eindeutig funktionalen Charakter hat, wenn er ihre wesentliche Leistung in der Herausbildung einer „willensmäßig einheitlichen politischen Glaubens- und Kampfgemeinschaft“ sieht und sie pathetisch mit der Vorstellung des Führers verbindet: dem Einen, der hervortritt, „um mit apodiktischer Kraft aus der schwankenden Vorstellungswelt der breiten Masse granitene Grundsätze zu formen“ (S. 42). Neben diesen positiven Aussagen Hitlers über Christentum und Kirchen finden sich aber auch negative Wertungen, die sich aus dem scheinbaren Widerspruch zwischen der christlichen Weltsicht und den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen speisen.

Es bedarf allerdings einiger Anstrengung des Verfassers, um aus den schlicht primitiven Äußerungen Hitlers („Jeder Gelehrte, der etwas Neues entdeckt, haut ein Stück

von deren Basis weg“, S. 50) eine klare Sicht auf die Kluft zwischen dem universalistischen Anspruch der Kirchen und dessen real immer begrenzter Reichweite (S. 59) herauszulesen.

b) Der Autor von „Mein Kampf“ war kein Freund einer Wiederbelebung alt-germanischer, mythologischer Religiosität und dies änderte sich in späteren Jahren nicht – auch wenn Hitler darauf verzichtete, Adolf Rosenberg, Heinrich Himmler und anderen Obskurantisten innerhalb der NS-Führungsschicht allzu enge Grenzen zu ziehen. Nach seinem eigenen Verständnis war der Nationalsozialismus „eine kühle Wissenschaftslehre schärfster wissenschaftlicher Erkenntnisse und ihrer gedanklichen Ausprägung“ (Parteitag 1938, S. 65).

Diese Einschätzung hat mit Theologie wenig zu tun – dies hindert Bucher aber nicht daran, auf der Grundlage eines einzigen Zitats (in einem Beitrag für den „Völkischen Beobachter“ wirft Hitler den völkischen Schwärmern vor, sie würden vergessen, „daß die Bedürfnisse und Erfordernisse unserer heutigen Zeit andere sein müßten als die der Zeit vor 1 1/2 tausend Jahren“, S. 65) den Schluss zu ziehen: „Daher entwickelte er ein eigenes theologisches Konzept, eine eigenständige „Theologie einer anti-pluralen Moderne“ (S. 64).

c) Drei Elemente sind es, aus denen sich aus der Sicht des Verfassers die „positive Konzeption und Legitimation“ der politischen Anschauungen Hitlers zusammensetzen: die Begriffe „Vorsehung“, „Gott“ und „Glaube“. Unbestreitbar ist ersterer ein Stereotyp der Hitlerschen Rhetorik und eine ihrer Konstanten – dies sowohl im Erfolg als auch in der Niederlage. Neben die legitimatorische Funktion tritt der Gedanke einer prästabilierten Harmonie zwischen menschlichem Bemühen und übernatürlicher Hilfe, wenn Hitler verkündet, „daß die Vorsehung am Ende nur demjenigen hilft, der selbst unverzagt starken und gläubigen Herzens den Kampf mit den Widerwärtigkeiten der Zeit aufnimmt“ (S. 85). Aber ist diese etwas pathetische Reformulierung des Gemeinpruchs „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ bereits eine „Geschichtstheologie“?

Neben der „Vorsehung“ steht die ebenfalls häufige Anrufung des „Allmächtigen“, des „Herrgotts“ oder des „Schöpfers“, nicht selten in der Form und Sprache des christlichen Gebets (so verspricht er am Ende der Sportpalastrede vom 10. Februar 1933 ein Deutsches Reich „der Größe und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit. Amen“). Bucher deutet die Verwendung dieser Begriffe in doppelter Weise funktional – sie dienten sowohl „nach außen“ der Legitimation des Machtanspruchs als auch „nach innen“ einer Manipulation der Selbstwahrnehmung (S. 98).

Ein letzter Begriff aus dem religiösen Fundus bedarf aufgrund seiner regelmäßigen Verwendung einer eingehenderen Betrachtung: „Glaube“ gehört zweifellos zu den Kernbegriffen der Hitlerschen Ideologie, denn er findet sich – im Gegensatz zu „Vorsehung“ und „Gott“ – in den programmatischen Passagen seiner Reden und Texte. Gläubig zu sein macht das Wesen des Nationalsozialisten aus. Ganz richtig stellt der Verfasser fest, dass im Hitlerschen Denken der Einzelne über den Glauben mit dem Ganzen der Bewegung verbunden wird. Zu seinem spezifischen Glaubensbegriff gehört aber eine weitere Bestimmung, die sich in den regelmäßigen Attributierungen „unbedingt“, „blind“, „fanatisch“ anzeigt. Glaube im nationalsozialistischen Sinne

ist eben nicht inhaltlich gefüllt (hier ist ein auffallender Widerspruch zur vermeintlichen Hochschätzung der Bedeutung einer Dogmatik, s.o.), sondern Chiffre für eine sehr emotionale Form der Bereitschaft zu und des Wunsches nach heroischer Ganzhingabe: „Glauben, darunter verstehe ich das Einsetzen der ganzen Person“ zitiert Bucher eine (ganz typisch „faschistische“) Aussage Hitlers (S. 104). Meist braucht man im Umfeld solcher Passagen nach dem Wort „Opfer“ nicht lange zu suchen. Der Finalbegriff des so verstandenen Glaubens ist allerdings keineswegs „Gott“, sondern durchgängig „das deutsche Volk“ (S. 107).

Das eigentliche Thema der Studie ist an dieser Stelle abgeschlossen. Der Verf. fügt ein Kapitel über den Zusammenhang zwischen „Hitlers Theologie“ und der Vernichtung der europäischen Juden hinzu und untersucht in einem lesenswerten Exkurs die Annäherungsversuche der katholischen Theologie an die NS-Ideologie am Beispiel der in diesem Kontext „klassischen“ Autoren Karl Adam, Joseph Lortz und Michael Schmaus. Im Schlussabschnitt werden unter dem Titel „Hitler, die Religion, die Politik: Hitler und die Moderne“ zunächst aus falschen Annahmen („Schon recht früh legte Hitler ein in sich kohärentes Programm einer konsequenten Modernisierung Deutschlands vor“, S. 147) richtige Schlüsse („Totalitäre Regime erweisen sich damit als Risikovarianten einer säkularisierten Politik“, S. 150) gezogen, um abschließend eine „praktisch-theologische Gewissenerforschung“ in ernste Warnungen vor dem „theologischen Totalitarismus“ münden zu lassen – einer in der Gegenwart etwas phantomhaft wirkenden theologischen Spielart, die sich dadurch auszeichnen soll, dass in ihr „Gottes Güte und Liebe [...] seiner Allmacht geopfert“ wird (S. 169).

Was ist von der Kernthese des Buches zu halten, die zweifellos darin besteht, in Hitlers Texten lasse sich ein „genuin theologischer Diskurs“ nachweisen, eine „Rede von Gott“, in dessen Namen Hitler durchgängig sein Politikprojekt verkündet habe (s.o.)?

1. Zunächst ist festzuhalten, dass sich die gesamte Argumentation auf eine schwache Quellenbasis stützt. Von Redeauszügen der „mittleren Jahre“ abgesehen, zitiert Bucher ganz überwiegend aus „Mein Kampf“ und den wenig zuverlässigen „Monologen“ und „Tischgesprächen“. Sind Letztere sekundäre Mitschriften eines seine Mitmenschen bei Tag und bei Nacht mit endlosem Redeschwall langweilenden Schwadroniers, muss bei der programmatischen Frühschrift sehr ernsthaft die Frage nach der Originalität gestellt werden. Nicht erst seit Bruno Hiplers mehr als lesenswerter Studie *Hitlers Lehrmeister. Karl Haushofer als Vater der NS-Ideologie* sollte bekannt sein, dass Rudolf Hess und sein geistiger Mentor Karl Haushofer einen kaum zu unterschätzenden Anteil an der Entstehung des in „Mein Kampf“ niedergelegten Hitlerschen Weltbildes hatten.

2. Auch jenseits des Formalen hält die Konstruktion einer „Theologie Hitlers“ einer ernsthaften Überprüfung nicht stand: Hitlers Wertschätzung des kirchlichen Dogmas blendet den hierfür zentralen Rationalitätsanspruch aus und seine Kritik ihrer angeblichen Hilflosigkeit angesichts des Fortschritts naturwissenschaftlicher Erkenntnis unterschreitet jedes wissenschaftliche Niveau. Die Rede von der Vorsehung ist offensichtlich funktional und der Appell an den „Allmächtigen“ kein Gebet, sondern peinliches Schmierentheater. „Glaube“ ist zwar unbestreitbar ein Kernbegriff des nationalsozialistischen Selbstverständnisses, steht aber in keiner realen Beziehung zur „Rede von Gott“.

3. Es bleibt die Frage, ob Hitler sein politisches Programm „im Namen eines Gottes“ verkündet hat. Die zentralen Axiome dieses Programms, die Vernichtung der europäischen Juden und die Gewinnung von Lebensraum für die deutsche Volksgemeinschaft, bedurften einer solchen Letztbegründung nicht, und es gibt wenige Anhaltspunkte dafür, dass der Gottesbezug für Verkünder und Hörer mehr war als eine rhetorische Figur im Rahmen einer pathetischen Inszenierung. Und wenig spricht auch für die „individuelle Relevanzoption“ oder das „Konsequenzpotential“ bei Hitler selbst. In dem kurz vor seinem Selbstmord im Bunker diktierten politischen Testament ist von mancherlei die Rede, nicht aber von Gott.

Bucher scheint dieses alles eigentlich zu wissen. Der erste Satz des Buches lautet: „Hitlers Theologie ist intellektuell krude, ihr Rassismus ist erbärmlich und ihr Gott ein numinoses Monster“ (S. 11) – mit anderen Worten: sie ist etwas, was den Namen „Theologie“ nicht verdient.

So bestätigt die vorliegende Studie auf ihre Weise eine fatale, gestern und heute gültige, in Deutschland vielleicht unausrottbare Wahrheit über Adolf Hitler: Der Mann wird überschätzt!

Michael Schäfer

Adrienne Weigl

Der preisgegebene Mensch

Überlegungen zum biotechnischen Umgang mit menschlichen Embryonen.

Mit einem Vorwort von Robert Spaemann.

1. Aufl. – Gräfelfing: Verlag Resch, 2007. – 315 S.

Wir leben in einer Zeit, in der der Philosophie grundlegende Kompetenzen zur Deutung von Mensch und Welt eher ab- als zuerkannt werden. Die Vertreter der Philosophie selbst, insbesondere diejenigen akademischer Provenienz, sehen sich deshalb immer wieder genötigt, diese Geringschätzung zu bestreiten und bringen dafür allerhand Gründe bei; häufig freilich in der Gestalt einer Begründungskompetenz, die Odo Marquard spöttisch nur mehr als „Inkompetenzkompensationskompetenz“ bezeichnet hat. Das vorliegende Buch von Adrienne Weigl stellt nun im Gegensatz zu solchen Unkenrufen einen hervorragenden Beitrag zum Erweis der tatsächlichen Unverzichtbarkeit von Philosophie dar. Weigls Thema ist der Umgang mit menschlichen Embryonen in einer Welt, die biotechnisch sehr viel kann, die aber längst nicht immer weiß, was sie alles darf. Anliegen der Ver-



ISBN 978-3-935197-53-3
EUR 24.90

neue Bücher – ethik

fasserin ist es daher, diese Fragen auszuloten und im Einzelnen Stellung zu beziehen. Das Erstaunliche an der Arbeit ist, dass sie neben ihrer philosophischen Kompetenz sowohl den biologischen als auch den juristischen Aspekt der Sache sehr kenntnisreich darstellt und insofern in vorbildlicher Weise vorführt, wie das Gespräch etwa zwischen Naturwissenschaften und Philosophie oder Philosophie und Recht heute zu führen ist. Dabei ist die Verf. bestrebt, die komplexen Einzelheiten, insbesondere der biologischen Entstehung von Embryonen, in eingängiger und dennoch genauer Weise – auch detailliert – darzustellen. Letztes geschieht insbesondere in den ersten Abschnitten des Buches: Der Weg der Entstehung menschlichen Lebens von den Keimzellen über die Befruchtung, die Zygote, die Furchungsteilungen, die Blastozyste und die Implantation wird nachgezeichnet. Im Kern der Argumentation steht die Lebensform des selbständigen Organismus. Weigl argumentiert nun, dass der Embryo von seiner frühesten Phase ein solcher Organismus ist, eine lebendige Ganzheit, von innerer struktureller Komplexität, die in der Lage ist, sich zu einem voll ausgewachsenen menschlichen Individuum zu entwickeln. Dies gilt nach Weigl bereits vom Augenblick der Verschmelzung von Samen und Eizelle. Von hier fängt neues, eigenständiges Leben an, ab hier gibt es kein Kriterium mehr, das für einen solch frühen Embryo überzeugend nachweisen könnte, eben kein menschlicher Organismus zu sein. Dass der Embryo dabei auf die Informationen von der Seite der Mutter angewiesen bleibt, tut dieser Argumentation keinen Abbruch. Autonomie und Autarkie dürften dabei nicht verwechselt werden. Nicht die Mutter entwickle den Embryo, sondern der Embryo entwickle sich selbst – mit Hilfe der Mutter. Folglich genießt ein menschlicher Embryo jedweden Stadiums den vollen Anspruch auf Schutz, den ein Mensch haben kann und den ihm das deutsche Grundgesetz grundsätzlich auch zuspricht.

War aber in diesem Abschnitt der Embryo „mit den Augen des Biologen“ lediglich „als Lebewesen unter Lebewesen“ (75) betrachtet, so führt der nächste größere Abschnitt in die grundlegende philosophische Debatte um die Bedeutung des Wortes „Mensch“ als einem Wesen, dem nach allgemeiner Auffassung besondere Würde und besondere Rechte zukommen. Die Untersuchung führt konsequent in die Frage: Was heißt es, eine Person zu sein? Die Verf. argumentiert dabei nicht zuerst im abstrakten Raum philosophischer Überlieferung, sondern will von „menschlichen Grunderfahrungen“ (76) beginnen und im Gespräch mit der Tradition einen Personbegriff entwickeln. Dabei wird die Nähe der Autorin zu Robert Spaemann (der der Arbeit auch ein wohlwollendes Vorwort gegeben hat) deutlich: Eine Person ist ein Wesen, das auf die Frage: „Wer bist Du?“ zu antworten vermag; diese Frage fragt nach einem „Jemand“, nicht nach einem „Etwas“. Sie führt zur Erfahrung der Einzigartigkeit eines so befragten Wesens, aber zugleich zu dessen unumgänglicher Gemeinschaftlichkeit. Denn Personen gibt es nur kraft gegenseitiger Anerkennung als „Jemand“. Als solcher Jemand ist eine Person aber in der Lage auf einen Anspruch der Wirklichkeit in Freiheit zu antworten, sie ist mit der Verf. „berufen zum Guten“ (92), also aufgefordert und angerufen, das Gute zu tun, vom dem sie immer schon ein Grundverständnis hat: „Nur ein Wesen, dem diese Idee des Guten innerlich ist, kann sich darüber irren und damit betrogen werden, was im Einzelnen das ist, was jetzt und hier als gut gelten kann.“ (89) Freilich stellt sich die Verf. damit in eine Tradition einer zwar klassischen, aber heute höchst umstritte-

nen metaphysischen Position, die die Existenz des Guten jenseits aller kulturellen und geschichtlichen Relativierung annimmt. Sie tut dies aber zugleich mit einer Selbstverständlichkeit und argumentativen Klarheit, die schwerlich aus den Angeln zu heben ist. Paradigmatisch für das Gute an sich ist die Person an sich: Sie hat – im Anschluss an Kant – keinen Preis, sondern eine Würde; ihre Einzigartigkeit ist unverrechenbar. Und der Mensch allein kann unter allem Geschaffenen dieser Würde auch im Blick auf andere gerecht werden, er allein kann andere als Personen behandeln, insofern er zum Beispiel Bindungen eingeht, treu ist und Versprechen hält. Das sind Ausdrucksformen von Beziehungen, die sich immer schon der reinen Verrechnung oder der bloßen Stillung naturhafter Bedürfnisse entziehen. Allein der Mensch kann also auch solche Wesen als Personen anerkennen und zu ihnen Bindungen eingehen, die ihre Personrechte nicht selbst einfordern können: Kinder, Kranke, Schwache und eben: Embryonen. Wenn es nun aber so etwas wie Menschenwürde gibt, die sich dadurch auszeichnet, dass sie jeder berechnenden Zwecksetzung enthoben ist, dann liegt in diesem Begriff zugleich seine universale und unbedingte Gültigkeit für alle Wesen, denen es zukommt, zur Gattung Mensch zu gehören. Auch ein „potentieller Mensch“ ist schon als Mensch zu behandeln und zwar immer und unbedingt! Diese Position buchstabiert die Verf. im nächsten Abschnitt im Einzelnen durch, bei sorgfältiger Begriffsklärung – etwa von Totipotenz, Semi- oder Hemiklonen. Einzelne Verfahren des biotechnischen Umgangs mit Embryonen oder Zellmaterial, das von Embryonen gewonnen wird, werden besprochen und der stets wiederkehrende Maßstab, an dem sich alles orientiert, ist der lebendige menschliche Organismus – von seinem frühesten Stadium an. Das Buch bezieht also Position, die aber keineswegs dogmatisch daherkommt, sondern gerade deshalb so Gesprächsfähig ist, weil sie einen eigenen, tief begründeten Standpunkt hat, von dem aus man sich dann auch – bildlich gesprochen – weit hinaus wagen und in das echte Gespräch mit jedem anderen Standpunkt einlassen kann. Ein letzter großer Abschnitt zeigt, dass die Verf. auch kenntnisreich die derzeitige Rechtslage in Deutschland zu referieren und zu beurteilen vermag. Dabei bringt sie der Position des Grundgesetzes deutliche Sympathie entgegen, insofern dieses nach ihrer Ansicht zugunsten des uneingeschränkten Embryonenschutzes interpretiert werden muss. Freilich bringt das auch das Plädoyer der Verf. für die Nachbesserung der derzeitigen konkreten Gesetzespraxis mit sich. Denn insbesondere die so genannte Ewigkeitsgarantie (259) des Grundgesetzes (§79, Abs 3), die die Änderung der grundlegenden Menschenrechtspargraphen verbietet, zeige, dass es den Vätern der Verfassung darum ging, die Unantastbarkeit der Menschenwürde jeglicher Manipulationsfähigkeit durch Mehrheiten oder totalitäre staatliche Konstellationen zu entziehen.

Insgesamt ist das Buch von Adrienne Weigl eine schlüssige und kenntnisreiche Hilfestellung für jeden, der in den komplizierten Fragen des Umgangs mit Embryonen in der Biotechnologie Sachkenntnis erwerben will und nach einem Beurteilungsmaßstab für die vielen komplizierten Detailfragen sucht. Zudem erweist es sich als überzeugend argumentierender Beitrag zum Schutz personaler menschlicher Würde, insbesondere dort, wo sich diese nicht aus sich selbst zur Sprache zu bringen vermag.

Stefan Oster SDB



Jochen Sautermeister

Glück und Sinn

1. Aufl. – Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag, 2007. – 128 S.
(Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 163)

In der Frage, wie das Leben „glücken“ kann, wird Ethik zur höchstpersönlichen Angelegenheit: Sie ist nicht mehr länger „praktische Philosophie“, sondern wird selbst praktisch. In seiner jüngsten Studie über „Glück und Sinn“ stellt sich Jochen Sautermeister dieser Herausforderung, theoretische Kompetenz am Schnittpunkt von Philosophie, Theologie und Psychologie (7) für das Alltagsleben zu übersetzen. Die Münsterschwarzacher Kleinschriftenreihe gibt ihm dafür den geeigneten Rahmen, „Spekulation“ und „Kontemplation“ methodisch zu verbinden und den Leser in den jeweils am Abschnittsende wiederkehrenden „Fragen zum persönlichen Weiterdenken“ selbst mit einzubeziehen. Intellektuelle Bereicherung wird dadurch mit praktischer Selbsterfahrung verbunden. Freilich führt der Autor, dem Skopus der Reihe gemäß, keinen wissenschaftlich-systematischen Diskurs, wohl zeugt der Band aber von großem Sachverstand.

Und so setzt die vorliegende ‚Hilfe‘ zur Glücks- und Sinnfindung im Alltag auch alles andere als wissenschaftlich an, nämlich bei der menschlichen Selbsterfahrung, sich vor den großen Sinnfragen des Lebens ständig, gleichsam ostinativ, wiederzufinden. Nach der Auslotung dieses Kontextes und der gleichzeitigen Distanzierung von all jenen selbsterklärten Experten, welche schnelle Hilfe anbieten (11-18), setzt das erste Kapitel, in welchem es dem Autor um einen historischen Systematisierungsversuch geht, inhaltlich ein (11-75). Dabei beruft er sich, nach der Feststellung, dass das Glück nicht nur eine subjektive, nicht verhandelbare, sondern auch eine objektive Seite hat (19-28), auf Annemarie Pieper, die anhand der Unterscheidung von sechs Lebensformen die historischen Glückskonzeptionen kategorisiert: und zwar in eine ästhetische, ökonomische, politische, sittliche, ethische und religiöse Lebensform (29-42). Indem diese Konzeptionen darin übereinstimmen, dass Glück nicht momentan-situativ, sondern als ein übergreifendes Ganzes verhandelt wird, das „den Menschen als leiblich-geistig-seelische Einheit“ integriert, begreifen sie die Frage nach dem „Sinn“ bereits in sich (46, 55). Gleichsam als ‚Negativfolie‘ wird die gegenwärtige Sinnkrise damit als Auslöser reduzierter Glückserfahrungen sowie interpersonaler Akzeptanz- und Beziehungsprobleme verstehbar (47, 57).

Im Anschluss geht es Sautermeister, als Antwortansatz auf die erfolgte Analyse, darum, den Sinnbegriff zu buchstabieren. Mit Jean Grondin entfaltet er dabei vier



ISBN 978-3-87868-663-7
EUR 7.90

Bedeutungsdimensionen dieses Konzepts: Sinn als Richtungssinn, Bedeutungssinn, sensitiver Sinn und reflektierender Sinn (48-54). In Anschluss an Kierkegaard, Erikson und Rogers die psychologische Dimension des Glücks- und Sinnbegriffs integrierend, schließt Sautermeister dieses Kapitel ab, indem er auf den Gestaltungsüberschuss dieses Begriffs für das persönliche Leben reflektiert: Er gestatte, wenn eine Person ihn positiv für sich bestimmen kann, eine „[z]unehmende Offenheit“, Erfahrungen zu machen, anzunehmen und auf andere zuzugehen, ein „[e]xistenziell bedeutsames Leben“ zu führen, welches den gegenwärtigen Moment positiv zu bewerten weiß, sowie auch das „Vertrauen zum eigenen Organismus“ zu mehren und die eigenen affektiven Fähigkeiten auszubilden (65f.). Zudem verhilft die Sinnfrage zur eigenen, leibseelischen Gesundheit, Identität und Selbstentwicklung (Fromm, Maslow; 67-71).

Zur theologischen Perspektive geht das zweite Kapitel über (77-100): Dabei setzt der Autor nicht bei einer theologischen Definition ein, sondern bei der Formulierung der eingangs philosophisch geschilderten Selbsterfahrung in theologischer Perspektive und Begrifflichkeit (77-80). Als erste hermeneutische Antwort dient die Interpretation des biblischen Schöpfungsberichts, worauf dann die neutestamentliche Integration der durch die Genesis begründeten Hoffnung geschieht (80-87). Die biblische Botschaft von der göttlichen Gnade und Liebe stellt die menschliche Bestrebung, Glück „produzieren“ oder „organisieren“ zu können, als Trugschluss dar: „Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist eine, deren Antwort zu entdecken ist und letztlich nicht selbstmächtig aus dem Menschen heraus produziert und so existenziell begründet werden kann“ (80; vgl. 8). Der theologischen Glücksperspektive geht es nachgerade nicht darum, die menschlichen Widrigkeiten technisch zu überwinden, sondern positiv zu integrieren, indem sie die Bestimmung des konkreten Menschen aufgreift und ihn nicht zunächst auf eine abstrakte Definition zurückführen muss, welche dann technisch verwertet werden könnte. Hierin bringt die Theologie ihr spezifisches Verständnis von der „Würde“ des Menschen zum Ausdruck (88-96). Christlicher Glaube führt damit, so das Resultat des Autors, existentiell zur Freude (97-100).

Das abschließende Kapitel behandelt die Schwierigkeit, Glück und Sinn in einer hektischen, erfolgsorientierten und technisierten Welt zu finden, die diese als leicht zu habende Ziele anpreist (101-124). Alle modernen gesellschaftlich-sozialen Sicherungssysteme können dem Individuum diese Frage nicht abnehmen, da Glück und Sinn wesentlich auf der höchstpersönlichen und existenziellen Freiheit der Person aufruhen. Doch kann gerade der Einzelne seinen Sinn nicht „produzieren“. Aus dieser existenziellen Aporie sucht ihm der christliche Glaube zu helfen (101-106). Dabei zielt dieser darauf ab, dem Menschen in der Neuzeit verloren gegangene Fähigkeiten zurückzuerstatten wie die „Fähigkeit zu staunen“, die „Kraft, sich zu konzentrieren“, die „Fähigkeit zur Selbst-Erfahrung“ und die „Fähigkeit, Konflikte und Spannungen zu akzeptieren“ (106-109). Diese Fähigkeiten könnten, so der Autor, den Menschen zu einer Lebensfreude führen, die ihn wieder für die Antwort auf die Glück- und Sinnfrage, die er unauslöschlich *ist*, disponiert (110-114). Der Glaube gibt dem Menschen, nicht zuletzt konkret in seiner Tradition der sieben Tugenden (117-124), „Ganzheitsorientierung“, „Erfahrungsorientierung“ sowie „eschatologische Orientierung“ (114f.), mithin praktisches Erfahrungswissen, das mit einer rein wissenschaftlich-technischen

Epistemologie nicht auslotbar ist und für die der Mensch wieder sensibilisiert werden muss. Keiner anderen, aber auch keiner leichteren Aufgabe ist das hervorragende Buch von Jochen Sautermeister gewidmet, das sich als wissenschaftlich „leichte“, lebensorientierend aber durchaus „schwerwiegende“ Lektüre empfiehlt.

Markus Krienke

Kirche als pastorales Unternehmen

Anstöße für die kirchliche Praxis

Hrsg. von Pius Bischofberger und Manfred Belok
Zürich: Theol.-Verlag, 2008. – 224 S.

„Auftragsorientierung und Bedürfnisorientierung im Handeln der Kirche sind Grundbausteine einer Kirchenmanagementlehre innerhalb der praktischen Theologie“ (12), so beschreiben die beiden Herausgeber Manfred Belok und Pius Bischofberger die Herausforderung für das pastorale Unternehmen namens Kirche. Zwischen diesen Polen bewegt sich die vielfältige Praxis von Führungsverantwortlichen in kirchlichen Institutionen, wenn sie in ihrem Handeln betrieblichen Anforderungen und dem Evangelium gerecht werden wollen.

Trotz aller Vorsicht gegenüber dem, was Erfolg kirchlich meint, ist das Buch doch ein Plädoyer für das, was Daniel Kosch in seinem Beitrag folgendermaßen auf den Nenner bringt: Die Kirche „braucht den Mut, den Glauben mit Managementkonzepten, die Hoffnung mit Finanzplänen und Entwicklungszielen, und die Liebe mit modernen Führungsgrundsätzen ins Gespräch zu bringen“ (84). Oder wie es Leo Karrer in seinem theologischen, von Karl Rahners Theologie der Gottes- und Nächstenliebe ausgehenden Beitrag über eine theologischen Management-Theorie ausdrückt: Kirche sei daran zu erkennen, „wie sie ans Geld kommt, wie sie es ausgibt und wofür sie es einsetzt“ (67). Lebendiges Christsein komme vor Pastoralplanung, Pastoralplanung vor Personalplanung, und Personalplanung vor Finanzplanung.

Das Buch beginnt mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Ökonomie und Theologie durch Adrian Loretan-Saladin, Manfred Belok und Pius Bischofberger. Kirche kann betriebswirtschaftlich als pastorales Unternehmen betrachtet werden. Gerade um des Evangeliums willen kann die Kirche nicht auf professionelle



ISBN 978-3-290-20041-1
EUR 24.00

unternehmerische Kenntnisse verzichten, sowohl was Führung, Organisationsentwicklung, Finanzen und Personaleinsatz betrifft. Grundsätzlich gilt auch hier das traditionelle Verhältnis von Glaube und Vernunft: Eigenständige betriebswissenschaftliche Einsichten, evangeliumsgemäß eingesetzt und nicht verabsolutiert, sind Notwendigkeit und Gewinn für die Praxis der Kirche.

Das Spannende am Konzept dieses Buches besteht darin, dass es weder rein theoretische Elemente einer kirchlichen Managementlehre darstellt, noch einfach Managementratschläge auflistet, sondern bewusst Persönlichkeiten aus verschiedenen Non-Profit-Organisationen zu Wort kommen lässt. Sie vermitteln Praxiserfahrung und schaffen so ein Bewusstsein dafür, wie betriebswirtschaftliche Erkenntnisse dem kirchlichen Handeln zu mehr Wirkung, aber auch zu mehr Verantwortung verhelfen.

Das Buch besteht aus drei Teilen. Es behandelt zuerst Ziele und Merkmale von profit- und nicht-profitorientierten Organisationen (NPOs) anhand von drei Beispielen: einer Firma, eines Verbandes und eines Theaters. Wenn ein Unternehmen so arbeitet, dass der arbeitende Mensch im Zentrum steht und nachhaltig produziert wird (Firma Ramei AG, Rotkreuz), fördert das langfristig den Erfolg und Gewinn einer Firma. Der Manager eines Verbandes kann das kirchliche Handeln dazu aufrufen, veraltete Kontrollfunktionen besser durch Dienstleistungen an den Mitgliedern zu ersetzen. Und was Publikumsinteresse und künstlerischer Erfolg für einen Theaterdirektor bedeuten, kann durchaus auch für die Kirche relevant sein.

Ein zweiter Teil stellt sich dann den Spannungen zwischen betriebswirtschaftlichen Instrumenten und pastoralem Handeln. Leo Karrer, Daniel Kosch und Albert Gasser zeigen in ihren Artikeln, wie sich christliche Spiritualität und Management, Geld und Geist sowie Tradition und Innovation grundsätzlich zum Vorteil von Kirche-Sein miteinander verbinden lassen.

Im dritten Teil berichten verschiedene Führungspersönlichkeiten aus ihren kirchlichen Praxisfeldern und lassen so beispielhaft Konturen gelungenen kirchlichen Managements erkennen. Betriebswirtschaftlich am professionellsten wird wohl bisher schon in kirchlichen NGOs gearbeitet, weil sie sich oft in Konkurrenz zu andern Organisationen im säkularen Feld bewegen. Dazu finden sich Beiträge über Caritas Zürich als Unternehmen (Max Elmiger) und über das Qualitätsmanagement der Bethlehem Mission Immensee (Franz Erni). Auch der Beitrag von Sepp Riedener über den Erfolg mit Erfolglosen in der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern ist hier einzuordnen. Unterdessen gibt es auch in der Weiterbildung in der Seelsorge Kurse über Führen und Leiten in der Kirche (Manfred Belok). Einem speziellen kirchlichen Defizit begegnet dabei ein zweiteiliges Grundseminar „Leitbilder weiblicher Führung“, über das Barbara Ruch berichtet.

Die zunehmende Bedeutung von betriebswirtschaftlichen Erkenntnissen für die Arbeit der Kirchen in Gemeinden und Seelsorge zeigt sich in einem Bericht über Pfarreiplanung. Monika Kronenberg, Präsidentin der Kirchgemeinde Eschenbach, und Stephan Schmid-Keiser, Gemeindeführer der Pfarrei Buchrain, zeigen exemplarisch, was es heißt, Gemeinde zu leiten. Aber Seelsorgeplanung beginnt in Diözese und Dekanat. Roland-B. Trauffer berichtet am Beispiel der Regionalisierung und dem pastoralen Entwicklungsplan (PEP) im Bistum Basel über wirkungsorientierte Pastoral. Der Erfahrungsbericht von Hansruedi Häusermann / Georg Vogel stellt die Seelsorgeplanung der katholischen

Kirche Stadt Luzern vor, wo Finanzgeber (Kirchgemeinde) und Pastoralverantwortliche (Dekanat) beispielhaft zusammen planen und die Umsetzung leiten. Hierarchie und Fachleute arbeiten hier im Dienste des Volkes Gottes und im Sinne eines gemeinsamen „allgemeinen Priestertums“, also optimalen und verantwortbaren Managements, zusammen. Im Dekanat St. Gallen wurde auf ähnliche Weise eine lebensraumorientierte Seelsorgeplanung (vgl. den Beitrag von Thomas Feierabend) konzipiert, die aufgrund von Veränderungen des kirchlichen „Marktes“ und der entsprechenden Bedürfnisse der Leute einen Organisationsentwicklungsprozess in Gang setzte. Dabei ist zu beobachten, wie der Lebensraum über bisherige Pfarreigrenzen hinaus Menschen neu verbindet. Dass ergänzend auch Pastoralmodelle aus Kirchen anderer Kontinente (Asien, Afrika und Lateinamerika) bei uns Erfolg haben können, zeigt José Amrein-Murer am Beispiel der sehr biblisch orientierten Pastoralplanung von AsIPA. Und dass sogar ein so bewährtes traditionelles Kloster wie Einsiedeln sich nicht scheut, ein Marketingkonzept zu entwickeln, zeigt Abt Martin Werlen in seinem anregenden Beitrag. Dass es dabei der Kirche sehr oft an gut organisierter Kommunikation nach innen und außen mangelt, wird aufgezeigt und folgerichtig werden Erkenntnisse aus der Betriebswissenschaft eingesetzt.

Dass nicht alle Beiträge für alles eine Lösung vorweisen können und dass auch betriebswirtschaftliche Konzepte nicht immer für alles taugen (z.B. darf auch das politisch strukturelle Denken in der Kirche nicht vergessen werden, wie das im Beitrag der Caritas deutlich wird), ist wohlthuend zu konstatieren. Aber die Richtung, die dieses Buch einschlägt, gehört heute zu den Experimenten und Wagnissen, die eine christliche, auf den Heiligen Geist vertrauende Kirche eingehen muss. Einzig das Nachwort (Hans Schmid) ist ein enttäuschender Fremdkörper. Denn die vorgeschlagene Art, in den Kirchen ganz neoliberal und mit mehr Wettbewerb Spenden zu sammeln, fällt hinter die jetzige Praxis der Kirchensteuer und deren demokratische Verantwortung in der Schweiz zurück und orientiert sich zu unkritisch an den freikirchlichen Verhältnissen in den USA.

Toni Bernet-Strahm

Wolfgang F. Rothe:

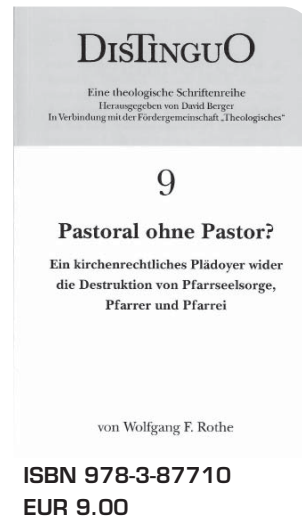
Pastoral ohne Pastor?

Ein kirchenrechtliches Plädoyer wider die Destruktion von Pfarrseelsorge, Pfarrer und Pfarrei. – Siegburg: Verlag Franz Schmitt, 2008. – 158 S. (Distinguo, Bd. 9)

Der Autor ist Lehrbeauftragter für kanonisches Recht an der Phil.-Theol. Hochschule in St. Pölten und war ehemals Subregens am dortigen Priesterseminar. Er legt hier als Band 9 der theologischen Schriftenreihe „Distinguo“ seine kritischen Überlegungen zur aktuellen Neustrukturierung der Pfarrseelsorge in den deutschen Diözesen vor. Wie bereits der Titel deutlich macht, sieht der Autor in den gegenwärtigen Entwicklungen vor allem die Rolle des Pfarrers/Pastors bedroht; und so versteht Rothe seinen Beitrag als „kirchenrechtliches Plädoyer wider die Destruktion von Pfarrseelsorge, Pfarrer und Pfarrei“ – so der Untertitel. Mit dieser Grundintention passt der Beitrag scheinbar gut in die Reihe „Distinguo“; denn der Autor trifft eine klare *Unterscheidung* zwischen dem wahren und verfälschten „Wesen der Pfarrei“ und den sich daraus ergebenden richtigen und falschen Formen der Pfarrseelsorge.

Die Argumentation des Buches folgt präzise und gekonnt den geltenden Rechtsnormen des kirchlichen Gesetzbuchs (CIC). „Wesen und Funktion der Pfarrei“ – so die Überschrift zum 2. Hauptkapitel – ergeben sich nach Rothe eindeutig aus den entsprechenden Canones des CIC. Danach ist die Pfarrei „eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubigen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Hirtensorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut wird.“ (can. 515 § 1) Auf der Basis dieser kirchenrechtlichen Definition entfaltet dann Rothe konsequent sein Pastoral-konzept einer priesterzentrierten „Hirtensorge“: „Pfarrer und Pfarrei sollen einander kennen, einander vertrauen und füreinander da sein, wie der Hirt für die Herde und die Herde für den Hirten.“ (S. 35) Allein in dieser hierarchisch geordneten und von einem Pfarrer geleiteten „Pfarrseelsorge“ sieht Rothe das biblische Modell des guten Hirten verwirklicht, der für das ewige Heil seiner Herde sorgt. Folgerichtig sind dann alle anderen Formen, die in Spannung zu diesem Modell stehen, als problematisch bis gefährlich zu beurteilen.

Von den verschiedenen Organisationsformen, die das Kirchenrecht für die Neustrukturierung der herkömmlichen Pfarreien anbietet, sieht Rothe nur die „Fusion von Pfarreien“ (vgl. S. 74–79) als legitime Möglichkeit an. Alle anderen Formen, wie die „pastorale Betreuung mehrerer Pfarreien durch einen Pfarrer“ (S. 80ff.), die „pastorale Betreuung mehrerer Pfarreien durch mehrere Priester gemeinsam“ (S. 84ff.) oder die „pastorale Betreuung einer Pfarrei durch einen Nichtpriester“ (S. 94ff.), lässt Rothe nur als Aus-



nahme- oder kurzfristige Notfallregelungen für besondere Umstände gelten, niemals aber als Normalfall der Pfarrseelsorge. Die „pastorale Betreuung einer oder mehrerer Pfarreien durch Priester und Nichtpriester gemeinsam“ (S. 90ff.) deklariert er sogar als eklatanten „Mißstand“ (S. 90)!

Auf den ersten Blick klingt das kirchenrechtliche Plädoyer Rothes überzeugend. Wenn man auch nicht allen seinen Argumenten im Detail zustimmen will (vgl. etwa die andere Position von Sabine Demel, Die Pfarrei als Angebot von Lebensräumen zum Glauben und Glaubensräumen zum Leben, in: PThI 28[2008], H. 1, 38-56, bes. 45ff.) und sich über manche Polemik gerade gegenüber den Laien und Laiengremien ärgert (vgl. z.B. S. 91 oder 105 unten), so bietet das Buch doch eine konsistente und logische Beweisführung für das überkommene Modell der Pfarrseelsorge durch einen Pfarrer. Aber der Autor hat offenbar das *theologische „distinguo“* selber zu wenig gelernt; denn er unterscheidet nicht kritisch zwischen theologisch primären und sekundären Referenzgrößen zum Thema Pastoral und Kirche bzw. Gemeinde. Nicht das Kirchenrecht ist die *norma normans* dieser pastoralen Größen, sondern das Evangelium! (Vgl. etwa Walter Kirchschräger, Gemeinde in Spannung von Veränderung und Kontinuität, in: PThI 28[2008], H. 1, 10-22). Die theologisch durchaus komplexe und spannungsreiche Entwicklung von den schon neutestamentlich pluralen frühchristlichen Ortsgemeindemodellen bis hin zur Vielfalt der heutigen Gemeindeformen nach den Vorgaben des Zweiten Vatikanums im Horizont der multikulturellen Weltkirche nimmt der Autor schlichtweg nicht zur Kenntnis; und diesen Mangel können auch die relativ zahlreichen Papstzitate nicht ausgleichen. So entpuppt sich bei genauerem Hinsehen die scheinbar klare Lösung des hier vehement verteidigten traditionellen Pfarreikonzepts als rechtspositivistische Ideologie, die der theologischen Größe „Gemeinde“ im Sinne der neutestamentlichen Ekklesia in keiner Weise gerecht wird.

Neben diesem theologischen Unterscheidungsdefizit ist das Buch auch pastoral nicht auf der Höhe der Zeit; denn Rothe lässt sich auf keinen wirklich solidarischen Welt-dialog ein, wie ihn die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ für die kirchliche Pastoral verpflichtend einfordert. Angesichts der postsäkularen Lebensverhältnisse der Menschen von heute und der Ausdifferenzierung des gesellschaftlichen Lebens in unterschiedliche Milieus (vgl. Sinus-Milieustudie) ist das harmonische Bild einer Pfarrei als einer von einem Pfarrer „betreuten“ Herde (vgl. hierzu die Überschriften zu den Teilkapiteln 3.2.- 3.5.) obsolet geworden.

Zusammenfassend kann damit festgehalten werden: Anstatt sich auf ein gemeinsames pastorales Lernen im Kontext der Weltkirche einzulassen (vgl. dazu beispielhaft Bernhard Spielberg, Kann Kirche noch Gemeinde sein?, Würzburg 2008), um so evangeliumsgemäße und wahrhaft zukunftsfähige Gemeindemodelle zu entwickeln, bietet das vorliegende Buch nur ein rückwärtsgewandtes und klerikalistisches Pfarreimodell als *die* Lösung an. Das ist angesichts der theologischen Vorgaben wie der heutigen kontextuellen Herausforderungen an die Gemeindepastoral eine zu billige Lösung.

Karl Bopp SDB

Josef Dirnbeck

Fromm und trotzdem normal

Die Franz-von-Sales-Methode.

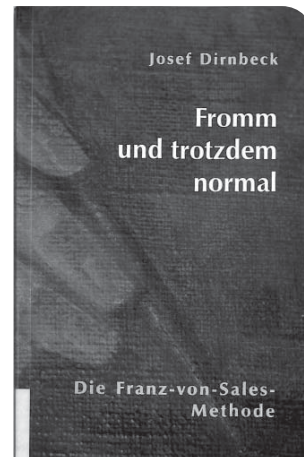
1. Aufl. – Eichstätt: Franz-Sales-Verlag, 2008. – 135 S.

Jubiläen sind immer wieder Motivation und Anlass für Buchprojekte. So ist es auch in diesem Fall. Das hier zu besprechende Buch verdankt seine Entstehung dem bevorstehenden 400. Jahrestag des Erscheinens eines wahren Klassikers der geistlichen Literatur: der Philothea des hl. Franz von Sales. Ende 1608 hat der Bischof von Genf sein Manuskript fertig gestellt und der Druckerei übergeben. Anfang 1609 erschien das Werk dann und wurde zu einem „Erfolgshit“ mit unzähligen Auflagen und Übersetzungen in alle wichtigen Sprachen.

Franz von Sales' „Einführung in das fromme Leben“, wie die Philothea offiziell heißt, ist ohne Zweifel in Sprache, Inhalt und Mentalität dem beginnenden 17. Jahrhundert und der Epoche der „Katholischen Reform“ verhaftet. Doch enthält es, verborgen in dieser äußeren Gestalt, einen wahren Schatz an geistlicher Erfahrung, insbesondere für die christliche Lebenspraxis von Laien, an die es sich ja in erster Linie richtet. Dieser Schatz entspringt der seelsorglichen Praxis des Genfer Bischofs und verdient es auch heute noch, gehoben zu werden. Die Perlen der Philothea zu entdecken, dazu können gerade auch geistliche Autoren unserer Tage verhelfen.

Einen solchen Versuch, die in der Philothea beschriebene „Franz-von-Sales-Methode“ heutigen Lesern schmackhaft zu machen und ihnen Anregung für ein Leben aus dem Glauben in unserer Zeit zu geben, hat auch Josef Dirnbeck mit seinem hier vorgelegten Büchlein unternommen. In vier Kapiteln, die wiederum in je sieben Abschnitte unterteilt sind, ebnet der Autor mit seinen geistlichen Betrachtungen und Meditationen einen Weg für ein christliches Leben im Geist der Philothea. Er bringt dabei Fragen und Erfahrungen heutiger Christen mit den weisen geistlichen Einsichten des hl. Franz von Sales ins Gespräch und sucht im Geist des hl. Franz von Sales Antwort aus der Philothea zu geben; und umgekehrt stellt er aus der Philothea Fragen an den Christenmenschen von heute. Dabei bezieht er, ähnlich wie ja auch schon Franz von Sales in der Philothea, immer wieder Worte der Hl. Schrift in seine Betrachtungen mit ein. Ein fruchtbares Gespräch mit manches Mal überraschenden Einsichten ist da entstanden. Der Autor macht deutlich, dass Frommsein nichts mit Verstaubtsein zu tun hat, sondern auch heute eine große Herausforderung und eine Einladung zur Lebendigkeit darstellt. Dirnbecks Reflexionen könnten manchen neugierig machen, die Philothea selbst zur Hand zu nehmen, um dem immer noch lebendigen salesianischen Geist direkt zu begegnen. Damit wäre gewiss ein Ziel des hier vorliegenden Büchleins erreicht. Dabei betont Dirnbeck sehr wohl, dass die „Franz-von-Sales-Methode“ letztlich erst in der Lebenspraxis ihre Kraft erweist.

Reinhard Gesing SDB



ISBN 978-3-7721-0293-6
EUR 14.90

Raimund von der Thannen

Seele sucht Ruhe

Gedanken aus der Einsiedelei.

Innsbruck, Wien: Tyrolia-Verlag, 2008. – 141 S.

Meist ist es der persönliche Erfahrungsreichtum eines Menschen, der sein Reden und Handeln glaubwürdig macht. Gerade wenn es um spirituelle, geistliche und psychologische Einsichten geht, spürt der Leser, der Gesprächspartner, ob die Gedanken des anderen durch das „Feuer“ lebendiger eigener Erfahrung hindurch gegangen sind oder nicht. Dies kann man ohne Abstriche vom Verfasser des vorliegenden Büchleins sagen. Raimund von der Thannen, heute der benediktinischen Spiritualität verpflichtet, lebt monatsweise als Einsiedler auf dem Palfen bei Saalfelden (Salzburg). Sein biographischer Weg, der in diesem Buch nur gestreift wird, der aber durch die Zeilen hindurch schwingt, ist kein geradliniger auf Gott hin, sondern von vielen schmerzhaften Umwegen gekennzeichnet. Spielsucht, Krebserkrankung, gerichtliche Verurteilung, zerbrochene Partnerschaft, vollkommene Aussichtslosigkeit führen ihn in den „Zustand der Nullperspektive“ (22), wie er es selbst formuliert. Mit 51 Jahren steht er vor der Frage, ob und was aus seinem Leben noch werden soll. Es braucht Mut und Konsequenz, Vertrauen und Demut, wieder aufzustehen und sich auf den Weg zu machen. Von der Thannen gelingt dieser Weg, der ihn in die Mitte seiner eigenen Wahrheit führt, gehalten von der Erfahrung der geschenkten Nähe Gottes. In den einzelnen Kapiteln des Buches reflektiert er Grundthemen des Lebens und des Glaubens. Neben der Frage nach Gott beschäftigt ihn das Bild Jesu, wie es die Evangelien und die Weisheit der frühen Mönche zeigen. In Gesprächen mit Menschen, die ihn in seiner Einsiedelei immer wieder aufsuchen, erlebt er, dass es eine tiefe Sehnsucht nach Heil und Versöhnung gibt, nach Sinnerfahrung und Hoffnung auf dauerhaftes Glück. All diese Dinge sind nur zu finden im nüchternen Anschauen der eigenen Person, so der Grundtenor seiner Gedanken. Nur, wenn der Mensch sich selbst ehrlich seiner Schuld, seiner Trauer, seiner Sehnsucht und seinem Versagen stellt, entdeckt er die Lebensquelle in sich, die durch so vieles in unserer modernen Gesellschaft zugeschüttet ist. Ziel ist das lebendige Herz und der Mut zur Veränderung, auch und gerade in kirchlichen Kreisen und Strukturen. „Immer wieder stehen Frauen und Männer auf, die wie Jesus selbst an der etablierten Selbstzufriedenheit rütteln, den beamteten Apparat in Frage stellen und mit ihrem eigenen Tun auf jene Stelle weisen, wo Christsein hingehört: in die Wunde des einzelnen Menschen.“ (45f)

Die Suchtproblematik nimmt in den Ausführungen immer wieder einen zentralen Raum ein, der Verfasser stellt Verbindungslinien her zwischen der Dynamik der Sehnsucht,



SEELE SUCHT RUHE

Gedanken aus der Einsiedelei



Raimund von der Thannen

ISBN 978-3-7022-2914-6

EUR 12.90

der Suche und der Suchtfähigkeit des Menschen. Häufig liegt dem Suchtverhalten eine beharrliche Verweigerung der Realität zu Grunde. Psychotherapie einerseits und Spiritualität andererseits können sich als Hilfsangebote ergänzen. Von der Thannen beleuchtet die vielen Facetten des Menschseins in seinem Glück, aber auch in seiner Not unter Einbeziehung spirituell-biblischer Aspekte, medizinisch-therapeutischer Möglichkeiten und seiner eigenen Lebenserfahrung.

Es ist modern geworden, „Spiritualität“ zur Steigerung des eigenen Wohlbefindens zu nutzen. Von der Thannen wählt eine andere Perspektive, die realistisch und nüchtern wirkt, aber umso glaubwürdiger. Sie führt „nach unten“, in die eigene Zerbrechlichkeit und Unvollkommenheit. Aber genau an diesem Punkt kann das Werk der göttlichen Gnade beginnen.

Elisabeth Thérèse Winter

Reinhard Körner OCD

Credo

Mein christliches Glaubensbekenntnis.
Leipzig: Benno-Verlag, 2007. – 100 S.

Der bekannte Exerzitenmeister und Ordensmann Reinhard Körner OCD hat in seinem Buch ein sehr persönliches und ermutigendes Glaubenszeugnis vorgelegt. Nach den drei ersten Auflagen, die nun schon seit längerem vergriffen sind, hat er seinen Text unter dem Titel „Credo“, leicht überarbeitet, neu veröffentlicht. In Anlehnung an die einzelnen Glaubensartikel des christlichen Glaubensbekenntnisses meditiert Körner seinen eigenen Glauben, jenseits der theologischen Diskussion und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Ausgangspunkt für seine Überlegungen war die Frage eines Kursteilnehmers: Was glaube ich eigentlich und könnte ich davon in einfachen und ehrlichen Worten anderen Menschen erzählen? Der Verfasser formuliert, was ihm ganz persönlich am christlichen Glauben wichtig ist. Nicht die kirchlich richtigen Antworten sind gesucht, sondern das ganz persönliche Berührtsein vom Geheimnis der Gottesgegenwart mitten im Alltäglichen. „Immer, wenn wir



ISBN 978-3-7462-2275-2
EUR 6.80

neue Bücher – spiritualität

Christen, die „hauptamtlichen“ zumal, von denen auch ich einer bin, an unseren angelernten Kirchenvokabeln kleben, besteht der begründete Verdacht, dass es mit unserem „glauben“ nicht weit her ist – ein Verdacht, der heute für viele Zeitgenossen angesichts der Verkündigung, die sie in der Realität der Kirche(n) erleben, leider schon längst eine erwiesene Tatsache ist.“ (17)

Entstanden ist ein meditativer Gebetstext, poetisch und schlicht, der den Leser zum Nachdenken anregt und gewissermaßen zur „Selbstpoesie“ einlädt. Körner betont immer wieder die existentielle Seite des Glaubens, welche die Gefühle, das Herz, den Verstand und alle Sinne mit einschließt. Sein Glaube ist ein „Wissen“, das nicht beweisbar ist. Immer wieder mündet das Bekenntnis in das Eingeständnis, „dass ich es weiß ohne zu wissen wie ich es weiß, in der Gewissheit, die auf Erfahrung baut“ (vgl. 78). Gerade dieses Zugeständnis der Nicht-Beweisbarkeit macht seine Gedanken so authentisch; ebenso sein Mut zur Hoffnung auf ein Leben in Fülle, denn „kleingläubiger möchte ich nicht gelebt haben“ (96).

Die Gedanken Körners eignen sich für die persönliche Betrachtung, sie machen Mut auf dem eigenen Suchweg eines sprachfähigen und bildreichen Glaubens. In der Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen können einzelne Abschnitte als Anregung dienen, ein persönliches Credo zu formulieren und in das Herz des Glaubens vorzustoßen.

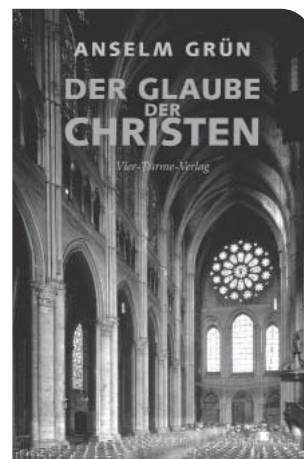
Elisabeth Thérèse Winter

Anselm Grün

Der Glaube der Christen

1. Aufl. – Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag, 2006. – 206 S.

Es erübrigt sich wohl, Anselm Grün vorzustellen. Weltweit gehört er zu den meistgelesenen christlichen Autoren, in einer christlichen Buchhandlung in Lima oder Buenos Aires füllen die Übersetzungen seiner Schriften die Regale fremdsprachiger christlicher – theologischer – Literatur. Umgekehrt scheint es in der deutschsprachigen theologischen Zunft eher zum guten Ton zu gehören, Anselm Grüns Texte unter die Rubrik der „Frömmigkeit“ und in theologischer Hinsicht nicht ernst und wahr zu nehmenden Texte einzuordnen. Sicher kann das vorliegende Werk nicht zu den „Einführungen ins Christentum“ gezählt werden, wie sie ein Joseph Ratzinger oder Jürgen Werbick vorgelegt haben. Die theologische Stringenz und Begriffsarbeit, die diese und andere theologische Einführungen in das Christentum auszeichnet,



ISBN 978-3-87868-924-9
EUR 18.90

lässt sich hier nicht entdecken. Aber das beabsichtigt Anselm Grün auch nicht. „Das hier ist kein dogmatisches Buch, das die wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens oder die wichtigsten Lehren der Kirche darlegt. Vielmehr versuche ich als einer, der seit 61 Jahren als Christ und seit 42 Jahren als christlicher Mönch lebt, mir Rechenschaft abzulegen, was mir Jesus Christus und was mir der christliche Glaube bedeutet.“ (Einleitung, S. 10/11)

Der vorliegende Zugang zu Grundfragen christlichen Glaubens in zehn Kapiteln (insgesamt 207 Seiten einschließlich angefügter Literatur) ist einerseits vom persönlichen Glaubensweg Grüns geprägt und andererseits dem Anliegen verpflichtet, „den Christen, die nach ihrer christlichen Identität suchen, die Faszination für den befreienden und heilenden und Leben spendenden Weg Jesu neu zu wecken“ (Einleitung, S. 19). Das wird an der thematischen Zuspitzung und Zuordnung der einzelnen Kapitel deutlich. Das Buch stellt insofern keine „Confessiones“ dar im Sinne Augustins. Vielmehr werden „essentials“ der zentralen Glaubensaussagen zunächst anhand von Bibelstellen und wichtigen theologischen Referenzautoren (wobei sich Grün in vielem auf Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. bezieht) zusammengefasst und dann mit der persönlichen Erfahrung verwoben. Ausgangspunkt ist die – von Anselm Grün auch sehr persönlich vorgestellte – „Beziehung zu Jesus Christus“, so das erste Kapitel, die entfaltet wird im Blick auf die „Geheimnisse des Lebens Jesu“: die „Menschwerdung Gottes“ (Kapitel 2) und den Blick auf „Tod und die Auferstehung Jesu“ (Kapitel 3). Diese persönliche und theologisch reflektierte Erfahrung erwächst – und in dieser Beziehung lässt sich die Nähe dieses Buches zu den vielen anderen spirituellen „Wegbegleitern“ Grüns nicht leugnen – vor allem aus der Begleitung vieler Menschen und dem Wahrnehmen ihrer geistlichen Suche, ihrer Nöte und ihrer Sehnsucht. Christlicher Glaube wird so vor allem als „Erlösungsglaube“ erschlossen. Wie die Menschwerdung „durch das Fleisch“ gegangen ist, geht die Erlösung „durch das Fleisch“, ist sie in das Leben jedes und jeder Einzelnen hineinzuweben. „Die Fleischwerdung Gottes in Jesus Christus bedeutet für mich aber auch, dass ich den Leib des Bruders und der Schwester ernst zu nehmen habe. Auch in ihm begegne ich Gott. Auch in ihm geht mir das Geheimnis des Lebens auf.“ (S. 56) Das macht Grün in den Kapiteln 4 bis 6 deutlich: Zunächst wird der „Weg der ‚Vergöttlichung‘ durch die Sakramente“ (Kapitel 4) vorgestellt und das Christentum als „geschichtliche Religion“ (Kapitel 5) erschlossen. Gott greift in die Geschichte ein, „um die Unheilsgeschichte in Heilsgeschichte zu verwandeln“ (S. 99), und genau darum ist die „Konfrontation unserer persönlichen Lebensgeschichte mit der Geschichte Jesu“ ein „wichtiger Weg einer Therapie aus dem Glauben“ (S. 100). Die „Erlösung durch Jesus Christus“ (Kapitel 6) führt zu einer „neuen Ethik“ (Kapitel 7), die sich gerade in ihrer Verdichtung in der Feindesliebe durch die Verbindung von Mystik und Politik auszeichnet. „Matthäus verheißt dem, der die Feindesliebe praktiziert, dass er vollkommen ist, ganz, vollständig wie der himmlische Vater. (Vgl. Mt 5,48) Für mich kommt in diesem Wort die Einheit von Gebet und Handeln, von Mystik und Politik zum Ausdruck. Die mystische Erfahrung der Einheit mit Gott führt zu neuem Verhalten. Und das neue Verhalten gründet immer wieder in der Erfahrung der Einheit mit Gott, wie wir sie im Gebet erfahren dürfen.“ (S. 129)

Diese Skizzierung des „wesentlich Christlichen“ (S. 10) – in einer zwar der katholischen Tradition erwachsenen, aber bewusst konfessionsübergreifenden Perspektive – muss für Anselm Grün in Zeiten einer Begegnung der Religionen gerade auch in Europa in einer Weise formuliert werden, dass sie den Dialog der Religionen fördert. „Wir in Europa haben heute nicht das Monopol auf das Christentum und die christliche Sprache. Wir könnten gerade im Dialog mit jungen Christen in der weiten Welt Impulse von außen empfangen, die uns helfen, unsere eigene Sache und unsere christliche Identität zu finden.“ (S. 17) Diesem Anliegen dienen vor allem die letzten drei Kapitel des Buches. Zunächst fasst Anselm Grün seinen Blick auf den Glauben der Christen im Kapitel 8 zur „christlichen Spiritualität“ so zusammen, dass christlicher Glaube gerade als ein „Lebensweg“, als Praxis, als Mystik deutlich wird. Kapitel 9 stellt den Versuch dar, „das Christentum im Dialog mit anderen Religionen“ zu erschließen, Kapitel 10 geht mit Autoren wie Joseph Ratzinger, Walter Kasper und Klaus Berger die schwierige Frage des „Absolutheitsanspruches des Christentums“ an. Gerade der Dialog mit den anderen Religionen stellt die Frage nach dem „Wesen“ des Christentums auf neue Weise, und er zeigt auf, wie wichtig es ist, „unseren religiösen Weg konsequent zu gehen, damit Christi Geist in unsere Emotionen und Leidenschaften, in unseren Leib und in unsere Seele dringt.“ (S. 199) Gerade darum plädiert Grün für die „spirituelle und mystische Dimension“ (ebd.) christlichen Glaubens. Sie könne dazu beitragen, dass „der christliche Geist“ uns „bis in die Wurzeln unserer Existenz“ durchdringen kann (ebd.). Anselm Grüns Buch ist für theologisch nicht geschulte Christen und Christinnen eine hilfreiche Einführung in den christlichen Glauben. Für den Theologen und die Theologin weist dieses Buch auf die notwendige Herausforderung hin, den Mut zu haben, gut lesbare und auch einer weiteren Öffentlichkeit zugängliche theologische Abhandlungen vorzulegen. Anselm Grüns „Bestseller“ sind ein deutliches Zeichen für das Interesse, auf das gut lesbare Darstellungen christlichen Glaubens stoßen.

Margit Eckholt

Theresia Heither OSB

Predigten des Origenes zum Buch Exodus

lateinisch-deutsch. Übersetzung und Einleitung.

Münster: Aschendorff-Verlag, 2008. - 278 S.

Mit der Übersetzung der Predigten des Origenes zum Buch Exodus erschließt die Verfasserin ein weiteres Werk des Alexandriners einem breiten Leserkreis, so wie sie es in den letzten Jahren mit dem Kommentar zum Römerbrief und mit den Predigten zur Genesis und zum Buch Josua getan hat. Bekanntlich ist der griechische Text der zahlreichen von Origenes gehaltenen und niedergeschriebenen Homilien zum größten Teil verloren gegangen. Eine glückliche Ausnahme sind die 23 griechischen vollständig oder fragmentarisch überlieferten Jeremiahomilien. Bei allen anderen Homilien ist man auf die alten lateinischen Übersetzungen angewiesen. In diesem Fall handelt es sich um dreizehn Homilien zum Buch Exodus, die von Rufinus von Aquileja ins Lateinische übersetzt wurden.

Nach der Absicht der Verfasserin stellt das Buch „zwar keinen ausdrücklich wissenschaftlichen Anspruch, es soll mehr der geistlichen Schriftlesung dienen, aber man kann auf diese Weise Origenes ein großes Stück näher kennen lernen und in seine Gedankenwelt eindringen“ (S. 5). Demzufolge beschränkt sich die knappe Einleitung (S. 9-18) auf vier Themen: 1. Die Bedeutung des Buches Exodus; 2. Der Text der Predigten; 3. Zur Hermeneutik des Origenes; 4. Zum Inhalt der Predigten. Daran schließt sich der lateinische Text und die deutsche Übersetzung (S. 20-265) an. Die deutsche Fassung bleibt nahe an der lateinischen Wiedergabe des Rufinus, aber sie ist klar und lässt sich fließend lesen. Wenige Anmerkungen erläutern schwer verständliche Abschnitte. Die folgenden Bemerkungen möchten auf einige für mich offen gebliebenen Fragen hinweisen:

1. Wenn der primäre Zweck der Veröffentlichung die geistliche Lesung des Buches Exodus ist, und die Leser dazu durch die Homilien des Origenes angeregt und geführt werden sollen, wären m.E. mehr Erläuterungen des Textes erforderlich, um die Aussagen des Origenes, die für uns keineswegs selbstverständlich sind, annehmbar zu machen. Als Beispiel: Im Zusammenhang mit dem Befehl des Pharao an die Hebammen, die Jungen der Hebräer zu töten und die Mädchen am Leben zu lassen (Ex 1,15f), erinnert Origenes an seine schon geäußerte Meinung, „dass die Frau das Fleisch und die Affekte des Fleisches bezeichnet, der Mann aber das vernünftige Denken und den verständigen Geist“ (S. 41). Die Anm. 8 auf Seite 42: „Ein männlicher Geist ist einer, der den Himmlische Geist sucht und aufnehmen kann; er kann natürlich in Menschen



ISBN 978-3-402-12777-3
EUR 29.80

beiderlei Geschlechts wohnen“, wird wahrscheinlich nicht genügen, um manche Leserin zu überzeugen, dass die Aussage des Origenes über die Frau einen Sinn hat, dem sie auch zustimmen kann – wenn man ihn klar genug offen legt.

2. „Paulus ist für Origenes der Lehrmeister bei seinem exegetischen Tun“ (Anm. 4 S. 18; Anm. 6 S. 22). Bei der wiederholten Behauptung ist eine Unterscheidung erforderlich. Die Schriftauslegung des Apostels enthält Elemente aus der rabbinischen Theologie, die auch in Qumran belegt sind. Dazu gehören auch die Allegorie und die Typologie, aber es fehlt die systematische Konsistenz, welche die Schriftauslegung des Origenes kennzeichnet. Selbstverständlich spielt die Christologie bei beiden eine Schlüsselrolle im Verständnis der Schrift, und es gibt Stellen bzw. Motive, bei denen Origenes die Deutung des Paulus übernimmt und weiter ausbaut, etwa Ex 34,30-34 – über das Angesicht des Mose – und die paulinische Interpretation in 2 Kor 3,14f, die in der 12. Predigt aufgenommen wird. Der Einfluss des Paulus ist hier und an vielen anderen Stellen nicht zu bestreiten. Aber die Art und Weise, die Texte so zu interpretieren, dass sie auf den Herrn des christlichen Glaubens bezogen werden, ist jeweils anders. Der Lehrmeister des Origenes bei seinem exegetischen Tun, das eindrucksvoll von der Kunst der Allegorie bestimmt wird, ist nicht Paulus, sondern Philo von Alexandria. Zahlreiche formale und inhaltliche Parallelen, die durch den gemeinsamen geographischen und kulturellen Rahmen zu erklären sind, können das beweisen.

Von diesen Bemerkungen abgesehen, verdient die Leistung, den deutschsprachigen Lesern die Exodus-Homilien des Origenes zugänglich gemacht zu haben, Anerkennung und Dank.

Horacio E. Lona SDB

50. Jahrgang Heft 2

ok

ordens
korrespondenz

2009/Heft 2

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Seelsorge
auf
Großstadtterrain

Herausforderung
Ordensausbildung

Fortbildung
ethische
Führungskompetenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressstelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand (in Deutschland) 40,00 Euro. Einzelheft inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf,
Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



In einem ausführlichen Artikel in der Ordenskorrespondenz 3/2006 widmete sich Sr. Agnes Lanfermann MMS der Thematik „Ordensausbildung in Zukunft“. Sie skizzierte damals in einer fiktiven Stellenausschreibung Anforderungen, die sich jenen stellen, die in den Ordensgemeinschaften Verantwortung in der Ausbildung tragen. Mit der vorliegenden Ausgabe der OK widmet sich erneut ein Heft dem Schwerpunkt „Formation“. Hier kommen nun die für Noviziat und Formation Verantwortlichen der Ordensgemeinschaften selbst zu Wort. Die Formationsleiterinnen von vier tätigen Ordensgemeinschaften und einer kontemplativen Ordensgemeinschaft sowie der Novizenmeister eines Priesterordens schildern aus ihrer Sicht die aktuellen Entwicklungen und Perspektiven in der Ordensausbildung. Darüber hinaus werden die Profile ordensübergreifender Ausbildungseinrichtungen wie des Noviziatsseminars in der Diözese Augsburg und des Pastoraltheologischen Instituts der Pallottiner in Friedberg ausführlich dargestellt.

Vor diesen Beiträgen aus der Praxis der Ordensausbildung gibt P. Reinhard Gesing SDB Impulse zu einem theologisch-spirituellen Verständnis der Ordensausbildung; Br. Michael Hainz SJ erörtert die Thematik im Lichte gesellschaftlicher Entwicklungen.

Wie verändert die gesellschaftliche Situation ist, in der sich Ordensgemeinschaften in Deutschland heute vorfinden, zeigt exemplarisch der erste Beitrag dieses Heftes: Abt Albert Thomas Dölken O.Praem. schildert dies anhand der Prämonstratenserabtei Hamborn und weiterer Ordensgemeinschaften im Duisburger Stadtteil Hamborn. Die Abtei aus dem 12. Jahrhundert liegt inmitten des einst wirtschaftlich boomenden Stahlzentrums des Ruhrgebiets; sie hat sich heute jedoch in einem von Migration und vielfältigen sozialen Problemstellungen geprägten gesellschaftlichem Umfeld zu verorten. Das Leben unter diesen Menschen in Hamborn, so Abt Albert, habe begonnen, auch das prämonstratensische Leben zu verändern. *Communio ad intra* und *ad extra* verbindet sich mit der Zuversicht, Teil der lebendigen Vielfalt der sich erneuernden Kirche zu sein.

Arnulf Salmen

Inhalt



Annulf Salmen Vorwort	132
--------------------------	-----

● Ordensleben

Albert Thomas Dölken OPraem
Seelsorge im sozialen Brennpunkt 133

Reinhard Gesing SDB
„Ich werde euch zu Menschen-
fischern machen“ 146

Michael Hainz SJ
Feuer und frischer Windhauch 162

Heinz Lau SCJ
„Entweder Du gehst mit der Zeit
oder mit der Zeit gehst Du“ 174

Thomas Lemp SAC / Maria Widl
Vertraut mit Gott und der Welt 184

Sabine Adam CJ, Birgitta Harsch OSF,
Anna-Maria Köfler SSpS, Susanna Stader OSF
Novizinnen begleiten 194

Martha Lang OSF
Das Noviziatsseminar
in der Diözese Augsburg 207

Bernadette Bargel OSC, Magdalene Bauer OSC
„Wenn jemand auf Gottes Eingebung
hin zu uns kommt ...“ 174

● Dokumentation

Uto Meier, Bernhard Sill
Werteorientierte Personalführung
und Organisationsentwicklung
- Master of ethical Management 215

● Nachrichten

Aus dem Vatikan	221
Aus der Weltkirche	223
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	226

● Neue Bücher

Buchbesprechungen	239
Kirchengeschichte	239
Theologie und Spiritualität	246
Kurzanzeigen	253

»Ein erfahrener Bruder werde
für die Novizen bestimmt,
der geeignet ist, Menschen zu gewinnen,
und der sich mit aller Sorgfalt
ihrer annimmt.«

Benediktregel, Kap. 58, Vers 6.

Albert Thomas Dölken OPraem

Abt Albert Thomas Dölken OPraem, geboren 1960 in Hamborn, trat 1981 in den Prämonstratenserorden ein und wurde 1986 zum Priester geweiht. Er war als Kaplan bzw. Pfarrer sowie als Religionslehrer tätig und ist seit 1995 Abt der Abtei Hamborn. Von 2000 – 2008 war er zudem Pfarrer und Moderator des Seelsorgeteams der vier Klosterpfarreien (seit 2003 eine Pfarrei).



Albert Thomas Dölken OPraem

Seelsorge im sozialen Brennpunkt

Ordensgemeinschaften im Duisburger Stadtteil Hamborn

Einstieg in das Thema

‘Seelsorge und Arbeit von Ordensleuten in einer Stadt mit hohem Migrantenanteil an der Bevölkerung und verschiedenen sozialen Problemstellungen’ – diesem Thema widmen sich die folgenden Zeilen. Gerne habe ich die Aufgabe übernommen, dazu einige Informationen und Gedanken aus dem Erlebenshorizont der Abtei Hamborn zusammenzustellen. Denn in der Tat ist zu diesem Thema der Blick in den Norden von Duisburg – also das Gebiet der ehemaligen Großstadt Hamborn am Rhein – interessant, informativ und vielleicht sogar weiterführend und hilfreich. Beim Nachdenken über das gestellte Thema wurde dann sehr schnell klar, dass die Beschränkung auf die Tätigkeit des noch recht jungen Prämons-

Info

Der im Duisburger Norden gelegene Stadtteil Hamborn ist ein typisches Beispiel für den Strukturwandel im Ruhrgebiet: Einst wirtschaftlich boomendes Stahlzentrum, prägen nun vielerorts Arbeitslosigkeit und Verwahrlosung die Szenerie. Dem stellen sich mehrere Ordensgemeinschaften, unter ihnen die seit dem 12. Jahrhundert sowie wieder neu seit 1959 in Hamborn ansässigen Prämonstratenser, entgegen. Der Artikel von Abt Albert Thomas Dölken OPraem schildert die Rolle der Orden in diesem gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext.

tratenserkonventes in der Gegenwart und in den letzten fünf Jahrzehnten zu kurz greift und auch dem tatsächlichen Zusammenhang von industriegeprägter Bevölkerung und Ordensleben nicht gerecht wird. Es handelt sich um einen sehr komplexen Zusammenhang, der der eigenen Betrachtung mehr als wert ist und vielleicht bisher auch gar nicht hinreichend gewürdigt wurde. Bedenken wir nur, dass heute in der katholischen Kirche des Ruhrgebietes, aber auch anderer Teile unseres Landes die Frage nach der Zukunft der Kirche nahezu ausschließlich gestellt wird im Blick auf Bistum und Pfarreien. Angesichts der Entwicklung der katholischen Kirche in Deutschland in den letzten zweihundert Jahren mit Konkordaten und Rechtsformen, die sich bis in die ekklesiologischen Überlegungen hinein auswirken, ist das verständlich. Im Ergebnis ist es aber so, dass Strukturfragen das Denken auf den Ebenen der Generalvikariate und der pfarrlichen Gremien dominieren. Sehr viel Energie wird darauf verwandt, Reformen zu entwickeln und umzusetzen, die diese Struktur langfristig erhalten. Wir laufen Gefahr, keinen Blick mehr dafür zu haben, woher zu allen Zeiten konstruktive Impulse für das Leben der Kirche kamen. Die freien Charismen der Orden und auch anderer geistlicher Bewegungen und Impulsgeber haben die Wahl, sich entweder diesem Denken unterzuordnen und anzupassen oder sich daneben zu stellen. Traut man uns zu wenig zu? Haben wir Anlass dazu gegeben? Haben wir unseren Ursprung, unsere eigentliche Aufgabe vergessen? Natürlich gibt es auch hier die rühmliche Ausnahme von der Regel, so dass im Einzelfall in Absprachen und Verhandlungen

zwischen Ordensgemeinschaften und Bistümern Einsätze und Regelungen getroffen werden konnten, die von gesetzten Strukturen und Personalplänen abweichen und die Ideen und Gedanken der Ordensleute berücksichtigen. Das ist tröstlich und erfreulich, darf uns aber nicht über das vorherrschende Denken hinwegtäuschen. Wir selbst sind auch schnell geneigt, nur systemerhaltend zu arbeiten und zu denken. Und wenn diese Zeilen hier zu etwas nütze sein können, dann hoffentlich, um einen kleinen Beitrag dazu zu leisten, dieses Denken aufzubrechen im Blick auf eine beeindruckende Vergangenheit und in der Hoffnung auf eine lebendige Zukunft.

Wohlgemerkt: Hier schreibt kein Historiker oder Pastoraltheologe, der exakt recherchiert hat, hier schreibt nur ein einfacher Zeitzeuge auf der Grundlage dessen, was er selbst erlebt und gesehen hat, was er aus den Erzählungen seiner Familie, seiner Pfarrei sowie älterer Ordenschristen und anderer Zeitzeugen weiß und woraus er für sich und seine Gemeinschaft und die Mitchristen vor Ort Mut, Zukunft und Hoffnung schöpft.

Geschichte und Hintergründe

Im Jahre 1929 wurden die beiden Großstädte Hamborn am Rhein und Duisburg durch Reichsgesetz zu einer Großstadt Duisburg-Hamborn zusammengelegt. Acht Jahre später wurde durch gesetzeswidrigen Ministererlass des Reichsministers Joseph Goebbels „Hamborn am Rhein“ gestrichen. Bei Hamborn am Rhein, heute als Duisburger Norden bezeichnet, handelt es sich in Geschichte, Entwicklung und Gegenwart um eine der interessantesten Städte des Ruhrge-

bietes und sicher auch darüber hinaus. Oft selbst innerhalb der heutigen Stadt Duisburg geschmäht und verkannt, als sozial problembeladen und von Industrieanlagen geprägt, handelt es sich doch tatsächlich um einen Ort, an dem sich viele Fragen schon bis zu einem Jahrzehnt früher zeigen und stellen als anderenorts und damit auch die sich bietende Chance, vor allen anderen schon konstruktive Antworten und Lösungen zu finden. Wir befinden uns also in einem Gebiet, das nicht nur wirtschaftlich und gesellschaftlich, sondern auch für die seelsorgliche Arbeit sowie das Zusammenleben und Zusammenwirken mit der Bevölkerung vor Ort außerordentlich spannend ist.

Entstanden ist Hamborn mit atemberaubender Geschwindigkeit. Jahrhunderte lang war Hamborn nur eine kleine, ländliche Prämonstratenserabtei, umgeben von weit verstreuten Bauernhöfen und kleinen Fischerdörfern, mitten in der Auenlandschaft des Rheines auf einem überschwemmungsfreien Hügel gelegen. Nach der Aufhebung der Abtei im Jahre 1806 blieb die Pfarrei erhalten. In der Mitte des 19. Jahrhunderts zählte man etwa 600 Katholiken. Im Jahre 1876 begründete August Thyssen den Kohlebergbau in Hamborn. Mit seinem Namen verbinden sich ebenso die Eisenverhüttung und die Stahlproduktion. Noch heute werden die besten Stähle der Welt am Stahlstandort der Thyssen-Krupp-Steel AG in Hamborn produziert. Bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erlebte Hamborn ein sagenhaftes Wachstum der Bevölkerung. Mit 150.000 Einwohnern war Hamborn in kürzester Zeit vom Dorf zur Großstadt geworden. Menschen aus vielen Ländern zog es hierher, insbe-

sondere polnischsprachige Bevölkerung aus den damaligen Reichsgebieten und darüber hinaus. Die verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Krisen der zurückliegenden 130 Jahre haben die Stadt ebenso gebeutelt und geschüttelt wie andere Orte in Deutschland. Unter anderem sehr beeindruckend ist, dass der Bedarf an Arbeitskräften und auf Seiten der Zuwanderer natürlich die Hoffnung auf einen guten Arbeitsplatz zu immer neuen Einwanderungswellen führte. Es seien nur einige Beispiele aus dem zwanzigsten Jahrhundert genannt: In den zwanziger Jahren, in den fünfziger und sechziger Jahren gab es viele Zuwanderer aus Italien. In den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren kamen viele Menschen aus Spanien, Griechenland, Jugoslawien und Portugal. Ende der sechziger Jahre kamen insbesondere Pflegekräfte aus Korea. Ebenso gab es Einwanderer aus Indien und Pakistan und noch vielen weiteren Nationen. In den achtziger Jahren wusste man um über siebenzig verschiedene Nationalitäten in der Duisburger Bevölkerung. Die größte Gruppe der Zuwanderer nach der polnischsprachigen Bevölkerung waren und sind die türkischen Migranten, die in manchen Teilen der Stadt das Straßenbild und die Geschäftswelt inzwischen dominieren.

Soziale Schräglagen, Armut und auch Obdachlosigkeit waren im Ruhrgebiet ebenso ein Thema wie in anderen Städten Deutschlands. Der dramatische Anstieg der Arbeitslosigkeit von den siebziger Jahren an und vor allem die Langzeitarbeitslosigkeit, die man sich leider mittlerweile auch generationenübergreifend vorstellen muss, brachten in unsere Stadt und das Ruhrgebiet neue und gewaltige Probleme, die nach



und nach alle gesellschaftlichen Fragen und Entwicklungen beeinträchtigten und regelrecht in einen neuen Kontext setzten. Ende der sechziger Jahre arbeiteten im Stahlstandort Hamborn noch rund 68.000 Mitarbeiter. Heute, knapp vierzig Jahre später, sind es 15.000. Arbeitslosigkeit zerstört den Menschen – ihn selbst, seine Seele, sein Selbstwertgefühl, seine Familie. Sie gehört sicherlich zu den größten Sünden unserer Gesellschaft. Die heute viel beklagte hohe Kinderarmut hat hier eine ihrer Hauptursachen. Während in den ersten hundert Jahren Kohlebergbau und Stahlerzeugung am Ort lebende und hinzugewanderte Bevölkerung in den großen Fabriken, mit denen sie sich, ihr Leben und ihre Familien wie in einer untrennbaren Einheit verbanden, zusammenführte und zu einer gesellschaftlichen Einheit verschmelzen ließ, entstehen nun seit mehr als dreißig Jahren gesellschaftliche Inseln, die erkennen lassen, dass man unter den heutigen Gegebenheiten nicht mehr beides haben kann: Bewahrung der eigenen Identität und volle Integration. Die türkische Bevölkerung und auch die aus anderen muslimischen Herkunftsländern zugewanderten hatten es ohnehin schwerer als Zuwanderer aus christlichen Kulturräumen in unsere Gesellschaft hineinzuwachsen. Die Lebenswelt, die Religion, Denken und Mentalität ihrer Herkunftsländer waren im Vergleich zu allen anderen bisherigen Zuwanderern zu verschieden zu dem Leben und Denken, auf das sie nun hier stießen. Dabei hatte es gut angefangen. Über die gemeinsamen Arbeitsplätze und die ersten gutnachbarschaftlichen Beziehungen gab es das freundliche Einvernehmen, das für die Ruhrgebietsbevölkerung

typisch und für das gesellschaftliche Zusammenleben hilfreich war. Doch seit den siebziger Jahren standen vor allem einfache Arbeiter und Angestellte insbesondere in den großen Werken unter dem Schock, plötzlich nicht mehr gebraucht zu werden. Bergwerke und Fabriken, die einen wesentlichen Teil ihres Selbstverständnisses, ihrer Identität ausmachten, wendeten sich von ihnen ab. Junge Menschen wanderten mehr und mehr aus dem Ruhrgebiet aus. Zuwanderer aus jüngerer Vergangenheit insbesondere aus der Türkei blieben und zogen weitere Zuwanderer an. Letzteres erklärt sich daraus, dass der Umzug nach Deutschland in jedem Falle eine Verbesserung der Lebensverhältnisse und des Einkommens bedeutete und die türkischen Migranten sich als geschickte und kreative Kaufleute und (Klein-)Unternehmer erwiesen. Hinzu kam die auch von türkisch-staatlicher Seite geförderte Bereitstellung von muslimischen Vorbetern (Hodscha, Imam). Es entstanden Moscheevereine, türkische Kulturvereine, türkische Sportvereine und anderes mehr. Ebenso siedelten sich religiöse Gruppen an, die als Muslime sich vom türkischen Staat und seiner Religionspolitik (der strikten Trennung von Staat und Religion durch den Staatsgründer Kemal Atatürk) mehr oder weniger deutlich losgesagt haben. Gegenwärtig könnte man unter dem Eindruck stehen, dass sich von Häuserviertel zu Häuserviertel eine regelrechte Parallelgesellschaft entwickelt hat, die außer durch geografische Nähe (Nachbarschaft) und deutsche Staatsbürgerschaft keinerlei Gemeinsamkeiten mehr mit allen anderen hat und das Leben in der Stadt auch nicht mehr mit anderen Bürgern und Migranten teilt. Hier han-

delt es sich aber, Gott sei dank, nur um einen Eindruck, der einen Zwischenstand beschreibt und wiedergibt. Denn längst ist die dritte Generation der türkisch-muslimischen Einwanderer hier bei uns herangewachsen. Es sind junge Menschen, Männer *und* Frauen, die die deutsche Sprache beherrschen, die hier geboren und aufgewachsen sind und einen deutschen Schulabschluss und eine Berufsausbildung haben. Unter ihnen gibt es Kaufleute, Handwerker, Angestellte und Akademiker. Längst sind sie in den Verwaltungen der Städte in der Politik und in vielen anderen verantwortlichen Positionen anzutreffen. Selbstbewusst versuchen sie, die oft enge Welt ihrer Herkunftsfamilien aufzubrechen ohne Kränkung und Verletzung der Eltern und Großeltern, denen sie viel Respekt zollen. Ebenso selbstbewusst nehmen sie das Thema „Integration“ in Angriff. Letzteres gestaltet sich allerdings eher schwierig, da der moderne deutsche Islam, für den sie eintreten, sich nur schwer vermitteln lässt, zumal durch die Mehrzahl der Moscheen ein ganz anderes, traditionelles Bild bis in die Kleidung hinein nicht zuletzt im Straßenbild dominiert.

Kirche in der Industrie – Pfarreien und Orden

Die Geschichte und Entwicklung der Pfarrgemeinde St. Johann in Hamborn ist geradezu exemplarisch für die Entwicklung des gesamten Ruhrgebietes. Von 1136 bis 1806 hatte die Prämonstratenserabtei Hamborn bestanden. Die Abteikirche, gleichzeitig Kloster- und Pfarrkirche, blieb nach der Aufhebung der Abtei durch Napoleon der Pfarrgemeinde erhalten. Dies entsprach

napoleonischem und später auch preußischem Denken über die „Verwaltung“ der Religion. Durch Konkordate, vor allem das große Reichskonkordat von 1933 und das Gesetz über die Verwaltung von Kirchenvermögen in Deutschland von 1924 erhielten die deutschen Pfarreien eine ganz eigene Prägung und auch bis auf den heutigen Tag ein ganz eigenes Selbstverständnis, das sie ihre Pfarrgemeinde und nicht das Bistum als ihre Orts- und Teilkirche begreifen und verstehen lässt. Mit dem Aufkommen der Industrie und dem gewaltigen Anwachsen der Bevölkerung sahen sich die Pfarrer mit ganz erheblichen Herausforderungen konfrontiert. Viele Sozialeinrichtungen, die wir heute in der Verantwortlichkeit des Staates oder der Kommunen sehen, begriffen die Pfarreien im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts als selbstverständlichen Auftrag der Kirche. So entstanden durch Initiative der Pfarreien und in deren Trägerschaft zahlreiche Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten, Alten- und Pflegeheime, Sozialstationen und die verfasste Caritas. Die Pfarrei St. Johann in Hamborn hat einige der sie heute noch umgebenden Schulen auf den Weg gebracht und lange Zeit in eigener Trägerschaft betrieben. Das musste oft mit Witz und Schläue geschehen, denn die zuständige preußisch-protestantische Rheinprovinzregierung in Koblenz zeigte sich keineswegs durchgehend erfreut über die katholischen Aktivitäten. Drei Krankenhäuser wurden von St. Johann aus gebaut, eines davon war zeitweise das größte kirchliche Krankenhaus in Deutschland. Wurde von Regierungsseite der notwendige Erweiterungsbau

eines Krankenhauses nicht genehmigt, dann erhielt das Kind kurzerhand einen anderen Namen und wurde zum Beispiel als Wohlfahrtsstätte am St. Johannes-Hospital gebaut und nach Fertigstellung dann doch als Krankenhaus betrieben.

Das Gebiet der über tausend Jahre alten Pfarrei St. Johann wurde binnen weniger Jahrzehnte in fast dreißig neue Pfarreien unterteilt, die alle zunächst als abhängige Rektorate auf den Weg gebracht wurden. Auch hier wurde die ablehnende Haltung von Regierungsseite mit Schläue und mit rheinischem Witz und Verstand ausgehebelt. Die Begründung für den Genehmigungsantrag einer neuen Pfarrei im Gebiet des heutigen Oberhausen etwa lautete: „Es bestünde sonst die große Gefahr, dass weite Teile der Bevölkerung der Sozialdemokratie verfallen.“ Diesem Argument wollte man sich in der ausgehenden Kaiserzeit nicht verschließen. Zu einer Pfarrei in Hamborn und auch im weiteren Ruhrgebiet gehörte mit Selbstverständlichkeit nicht nur ein Kirchen- und Versammlungsraum, sondern auch mindestens ein Kindergarten. Das katholisch-kirchliche und pfarrliche Selbstbewusstsein ist sehr gut zu erkennen an einer beeindruckenden Statue Johannes des Täuflers, die übermannsgroß auf dem Dach des gewaltigen Rundbaus des St. Johannes-Hospitals steht und in einer Zeit, in der mit erhobenem rechten Arm ein Mensch begrüßt werden sollte, statt dessen das Kreuz Christi über die Stadt Hamborn hält. Welche Rolle spielten die Orden? Die alten Orden waren durch die kirchen- und ordensfeindliche Säkularisation verschwunden und ausgelöscht. An ein Wiedererstehen war lange Zeit nicht

zu denken. Trotz des gewaltigen Vernichtungsschlages der Säkularisation gelangte das Ordensleben aber in vielfältiger Weise auch und ganz besonders in der industriegeprägten Landschaft zu neuer und großartiger Blüte. Mit den ersten Verletzten auf den Werken wurden Kranken- und Pflegestationen notwendig. Also kamen in Hamborn bereits 1876 Barmherzige Schwestern von Münster – Clemensschwwestern nach Hamborn und übernahmen die Aufgabe der Krankenpflege in den neu erstehenden Krankenhäusern und Sozialstationen. Die Schwestern unserer Lieben Frau aus Mühlhausen und Vechta übernahmen die Leitung der Kindergärten und den Unterricht im kirchlichen Mädchenlyzeum. Ebenso sind hier die Heiligenstädter Schwestern zu nennen. Hunderte von Ordensschwwestern verschiedener Kongregationen ermöglichten überhaupt erst den Aufbau von medizinischer Versorgung, Erziehung und Bildung. Mehrere Aspekte sind hierbei zu bedenken: Wirtschaftlich wäre es den Pfarrgemeinden nicht möglich gewesen, ohne den Einsatz der Ordensschwwestern zu Niedrigtarifen Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser zu betreiben. Die Schwestern selbst setzten sich für Spenden und Zuwendungen aller Art ein. Ein weiterer Aspekt ist das Fachwissen in allen anvertrauten Bereichen auf der Höhe der Zeit, das modernste medizinische Versorgung garantierte, ebenso wie qualifizierte Erziehung und schulische Bildung. Ein dritter Aspekt ist die geistliche Haltung, die die Schwestern einnahmen. Die seelsorgliche und missionarische Bedeutung der Arbeit dieser Frauen kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und ein vierter



Aspekt: Für diese Ordenschristen und die verantwortlichen Priester und Laien in den Pfarrgemeinden war noch selbstverständlich, dass die Errichtung der genannten Einrichtungen geradezu selbstverständlich und verpflichtend zum diakonalen Auftrag der Kirche gehört. Noch heute sind viele Schwestern namentlich bekannt, die großes Ansehen und Vertrauen in der Bevölkerung genossen. In den achtziger und neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts siedelten sich in Hamborn die Missionsärztlichen Schwestern und die Hiltruper Missionsschwestern an, um in kleinen Kommunitäten vor Ort neue Wege ihrer Gemeinschaft unter den spannenden Gegebenheiten Hamborns auszuprobieren. Diesen Gemeinschaften sind unter anderem erhebliche Leistungen in der Sozialpastoral zu verdanken. Während Clemensschwestern und die Schwestern unserer Lieben Frau durch fehlenden Nachwuchs mehr und mehr in den Rückzug gerieten, fielen die Einsätze der letztgenannten Gemeinschaften zum Teil dem Stellenabbau zum Opfer. In den sechziger Jahren kamen die Kleinen Brüder Jesu nach der Lebensregel des Charles de Foucault. Bis heute lebt diese kleine dreiköpfige Gemeinschaft mitten unter der arbeitenden Bevölkerung. Da die durchaus auch heute noch recht hohe Zahl der Priester im Bistum Essen für die Abdeckung der seelsorglichen Aufgabenfelder Ende der fünfziger Jahre und in den sechziger Jahren nicht ausreichte, kamen Ordenspriester, auch aus dem Ausland, hierher, um zum Beispiel die Krankenhauseelsorge vor allem in den katholischen Krankenhäusern wahrzunehmen und um mit den Schwesterngemeinschaften regelmäßig die Eucharistie zu feiern.

Mit der Gründung des Ruhrbistums Essen wurde am ersten Januar 1958 der Versuch begonnen, dem Ruhrgebiet eine eigene kirchliche Identität zu geben und zugleich der arbeitenden Bevölkerung in der Industrie besondere Aufmerksamkeit seitens der Kirche zu schenken. Geografisch ist dieses Projekt nicht so ganz gelungen, zählen doch wesentliche Teile der Industriestädte des Ruhrgebietes nach wie vor zu anderen Bistümern und schon sehr bald wurde die meiste Kohle, bedingt durch die Nordwanderung des Bergbaus, im Bistum Münster gefördert. Dennoch gelang es den Essener Bischöfen und ihren Priestern durch tatkräftigen Einsatz, das Vertrauen großer Teile der arbeitenden Bevölkerung zu erwerben. Alle Fragen der Arbeitswelt, der Wirtschaft und des sozialen Friedens waren und sind auch Fragen der Kirche von Essen, besonders und immer noch repräsentiert durch ihren ersten Bischof Franz Kardinal Hengsbach. Bischof Hengsbach bemühte sich erfolgreich um die Neuansiedlung verschiedener Ordensgemeinschaften in seinem Bistum und um den Verbleib der bereits hier angesiedelten. Dieses Bemühen war geprägt von Entschiedenheit und Großherzigkeit. Das gilt auch und besonders für das soziale Engagement der Orden, das er ohne Zögern förderte und persönlich garantierte. Obgleich die Lage des jungen Bistums u.a. durch die gewaltige Abwanderung aus der Industrielandschaft immer schwieriger wurde, taten es seine beiden Nachfolger Bischof Hubert Luthe und Bischof Felix Genn ihm gleich und standen ihm unter Wahrung ihrer Verantwortung für das Ganze in ihrem Bemühen um die Förderung der Orden in nichts nach.

Die Prämonstratenserabtei Hamborn

Hatte sich das Gebiet der 1806 aufgehobenen Abtei von reiner Landwirtschaft und Fischerei zu moderner Großindustrie und städtischer Besiedlung binnen kurzer Zeit entwickelt, so musste sich die kleine Gemeinschaft der Prämonstratenser, die 1959 auf Bitten von Bischof Hengsbach nach Hamborn kam, ebenfalls gewaltig umstellen. Von den vierziger Jahren an hatten sie sich in Roth an der Roth (Allgäu) in rein ländlich-landwirtschaftlicher Umgebung um die Wiederbesiedlung der ehemaligen Reichsabtei bemüht. Jetzt wurden sie binnen eines Jahres als Seelsorger in industriegeprägter großstädtischer Umgebung eingesetzt. Schon innerhalb der ersten zwanzig Jahre wurde deutlich, dass sich über die Erfordernisse der normalen Pfarrpastoral hinaus neue Problemfelder auftaten, die sich den vorausgegangen Schilderungen bereits entnehmen lassen. Zunächst war es nur ein erheblich höherer Bedarf an Caritasarbeit, als dies aus anderen Zusammenhängen bekannt war. Dann stellten sich Probleme in der offenen Jugendarbeit ein, die auf den sprunghaft angestiegenen Anteil muslimischer Kinder und Jugendlicher zurückzuführen waren. Hier zeigte sich zum ersten Mal in aller Deutlichkeit die heraufziehende Integrationsproblematik. Man kann einfach nicht beides gleichzeitig haben: volle Integration und Bewahrung der eigenen Identität.

Der Einsatz der Priester der jungen Prämonstratensergemeinschaft in wenigen umliegenden Pfarreien, in einem Krankenhaus und in verschiedenen Schulen, das Zusammenleben in sehr beschei-

denen Klostergebäuden, die Pflege des gemeinsamen traditionellen Chorgebetes und der täglichen Eucharistie zogen junge Menschen an und schon damals stand die Personalentwicklung des Hamborner Konventes dem Trend der Zeit, den Zuwachs im Ordens- und Weltklerus betreffend, entgegen. Bereits Anfang der siebziger Jahre mussten die Nachkriegsbauten des Klosters zum Teil ersetzt und auch erweitert werden. Eine andere Entwicklung unterschied sich ebenfalls – auch schon damals – vom Wachstum des Klosters: Das Bistum Essen zählte bei seiner Gründung noch 1,5 Millionen Katholiken. Im Jahre 2006 waren es noch knapp 800.000. In Hamborn hat sich diese Abwanderung besonders heftig ausgewirkt. Ein ganz drastisches Beispiel ist die Pfarrgemeinde Liebfrauen in Hamborn-Bruckhausen, die bei ihrer Gründung in der ausgehenden Kaiserzeit 11.000 Seelen zählte, siebzig Jahre später nur noch 2500 und heute nur noch etwa 400. Seit 2006 ist sie an die Klosterpfarre St. Johann rückgepfarrt.

Mit dem Anwachsen des Konventes kamen neue Aufgabenfelder innerhalb Hamborns hinzu, die in den achtziger Jahren einen personellen Höchststand erreichten. Acht Priester der Abtei waren in damals vier Pfarreien, die heute eine Pfarrei bilden, im Einsatz. Bis zum Jahr 2006 wurde diese Zahl im Stellenplan des Bistums auf zwei Priester reduziert, parallel zur Entwicklung der Seelenzahlen und unter Rücksichtnahme auf den zunehmenden Priestermangel im Weltklerus. In den fünf Jahrzehnten seines Bestehens arbeitete der Prämonstratenserkonvent Seite an Seite mit verschiedenen Schwesterngemeinschaften. Die Schwestern unserer Lieben Frau lei-

teten die pfarrlichen Kindergärten, die Clemensschwestern arbeiteten vor allem als Stationschwestern im Krankenhaus, bis heute stellen sie eine Krankenhaus-seelsorgerin. In der Pfarr- und Sozialpastoral entwickelte sich eine besonders durch Bischof Hengsbach geförderte Zusammenarbeit mit einer Kommunität von Hiltruper Missionsschwestern, die sich mit Mitbrüdern aus der Abtei zu einem Seelsorgerteam in einem der schwierigsten Aufgabenfelder der anvertrauten Pfarrgebiete verbunden haben. Alle Ansätze und Initiativen im Bereich der Sozialpastoral und der Bemühungen um Integrationsarbeit sind aus dieser Gruppe von Ordensmännern und Ordensfrauen hervorgegangen. Als problematisch erwies sich letztlich, bei allem guten Willen, die alleinige Trägerschaft der Sozialpastoral durch die Pfarreien, nämlich von dem Augenblick an, von dem Personal- und Geldmangel die kirchlich notwendige Weitsicht bei vielen Verantwortlichen auf eine reine Betrachtung der Struktur verengte und der caritative und diakonale Auftrag der Kirche aus dem Blick zu geraten drohte.

Sozialpastoral und Integrationsarbeit

In diesem Abschnitt sollen ganz konkrete Projekte angesprochen werden, die unter anderem auch zeigen, dass sich die Maßnahmen von der unmittelbaren, bloßen Hilfe im Sinne des Almosengebens weiterentwickelt haben zu Lebenshilfe und stabilisierenden Maßnahmen, Ausbildungserwerb und regelrechter Arbeitsplatzschaffung. Und eine zweite Entwicklung ist ebenso zu erkennen: Bewegten sich in den ersten

Jahren und Jahrzehnten alle Projekte im Rahmen der Pfarrarbeit, so stehen wir inzwischen vor eigenständigen Projekten und Einrichtungen in der Trägerschaft oder zumindest der Initiative der Ordensgemeinschaften. Die katholischen Verbände, die einst besonders im Ruhrgebiet ihre Glanzzeiten erlebten und noch vor wenigen Jahrzehnten das Leben der Pfarreien prägten und ausmachten, zeigten sich leider wenig interessiert und kamen damit als Träger nicht in Frage. Auch dieser Wirklichkeit müssen wir uns stellen. Wichtig ist auch, sich vor Augen zu halten, dass alle Hilfe, die gegeben worden ist und gegeben wird, unabhängig von der Religionszugehörigkeit geschieht und damit eine ganz wesentliche Brücke auch zu den verschiedensten Migrantengruppen in der Bevölkerung baut.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Am Anfang, vor mehr als dreißig Jahren, stand das Butterbrot an der Klosterpforte, das es selbstverständlich heute auch noch gibt, nur dass man in den sechziger und siebziger Jahren die wenigen Bittsteller mit Namen kannte, während heute eine so beträchtliche Zahl täglich um ein Lunchpaket fragt, so dass in der Klosterküche eigens für hinreichend Vorräte Sorge getragen werden muss. Längst gibt es eine wöchentliche Ausgabe von Grundnahrungsmitteln an Bedürftige, besonders an Familien

mit Kindern. Diese Lebensmittel werden durch Geldspenden finanziert und teilweise auch direkt gespendet. Einige Pfarreien in Hamborn wechseln sich untereinander mit einem sonntäglichen Mittagstisch ab und an Weihnachten gibt es eine große Bescherung, für die hunderte von Schülern des bischöflichen Abteigymnasiums Geschenkpakete packen und Weihnachtskarten schreiben. Die Kleiderstuben, in denen vor allem ehrenamtliche Helferinnen die gespendete Ware sortieren und weiterleiten, versorgen regelmäßig arme und einkommensschwache Familien mit der nötigen Kleidung. Darüber hinaus sind sie zu wichtigen Kommunikationszentren geworden, in denen man auch manch andere Sorge vortragen kann. Über diese Maßnahmen sind die Caritas-Haussammlung und die Arbeit der Pfarrcaritas sowie der Vinzenzkonferenz mehr und mehr zurückgegangen. Einerseits fehlt es an Helferinnen und andererseits stellt die in den Häusern angetroffene Situation für die ehrenamtlichen HelferInnen oft eine Überforderung dar. Da die häusliche und familiäre Situation in vielen Fällen keine geeignete für die schulische Entwicklung der Kinder darstellt, sondern eher das Schulschwänzertum und den Leistungsabfall fördert, wurden Hausaufgabenhilfen, Mittags- und Nachmittagsbetreuung als Angebote eingeführt, die die Kinder gerne wahrnehmen. Hier bekommen sie zunächst etwas zu essen, erfahren Hilfe bei den zu erledigenden Hausaufgaben und haben anschließend hinreichend Raum und Zeit, um zu spielen. Teile der Kinder- und Jugendarbeit in den Pfarreien und besonders bei den Pfadfindern sind auf die erhöhten Anforderungen der Hamborner Kin-

der eingestellt. Dazu gehören auch die Angebote an Ferienfreizeiten. Die im Duisburger Norden früher auffällig höhere Kindersterblichkeit führte vor zwei Jahrzehnten zur Entwicklung des Konzeptes für ein Mutter-Kind-Zentrum, in dem jugendliche Mütter (Kindmütter) während der Schwangerschaftsphase bereits Begleitung durch Hebammen und SeelsorgerInnen erhalten und in Frauengruppen mit vergleichbarem Schicksal integriert werden. Die weitere Begleitung war mit dem katholischen Kindergarten verbunden und mündete schließlich in Frauengruppen, die regelmäßig zum Austausch zusammenkamen. Leider fand sich keine kirchliche Einrichtung für die dauerhafte Trägerschaft eines Mutter-Kind-Zentrums. Auch die katholische Familienbildungsstätte erwies sich als ungeeignet, weil sie auf Kurzzeitprojekte und zeitlich befristete Kurse ausgerichtet war. Eine der beeindruckendsten Einrichtungen in Duisburg ist die katholische Jugendberufshilfe „Die Werkkiste“, die seit 26 Jahren jungen Menschen zwischen 17 und 27 Jahren hilft, ihren Schulabschluss nachzuholen und in ein geordnetes Ausbildungs- und Berufsleben hineinzufinden. Zurzeit werden mehr als 1100 Jugendliche durch die Werkkiste betreut. Die Zusammenarbeit mit der ARGE Duisburg und verschiedenen Betrieben hat sich als positiv und erfolgreich erwiesen.

Aus der jüngeren Generation des Prämonstratenserkonventes sind inzwischen nach ehrenamtlichem Engagement innerhalb der von ihnen schon angetroffenen und hier bereits aufgezählten Projekte und Maßnahmen eigene Initiativen entwickelt worden. Es sind zu nennen das Georgswerk, das Projekt

Lebenswert und die Firma Clean up. Ein erstes Ziel des Georgswerkes ist die Sensibilisierung der Bevölkerung für das Thema Gesundheit. Im Weiteren werden junge Menschen an Pflegeberufe herangeführt.

Das Projekt Lebenswert bietet konkrete Beratung und Begleitung in Problemsituationen und bei Behördengängen an sowie fachlich kompetente Unterstützung anderer Hilfsmaßnahmen.

Die Firma Clean up ist eine Reinigungsfirma für Autos und Motorräder und dient zwei guten Zwecken: zum einen der Schaffung von Arbeitsplätzen für Kindmütter und Schwervermittelbare, zum anderen der Unterstützung und Finanzierung von Kinder- und Jugendarbeit im Stadtteil Bruckhausen. Dieses gemeinnützige Unternehmen wurde gegründet durch die Hiltruper Missionsschwester und die Prämonstratenser. Ein junger Unternehmer aus dem Stadtteil ist als ehrenamtlicher Geschäftsführer die gute Seele und der Motor des Betriebes.

Alle hier genannten Maßnahmen bringen den lebendigen Kontakt zur Bevölkerung in ihrer ganzen Verschiedenheit mit sich. Bei allen Unterschieden und Schwierigkeiten ist doch viel Vertrauen gewachsen, so dass zum Beispiel die umliegenden Moscheen (das sind in der heutigen St. Johann Pfarrei sieben) in überwiegender Zahl ihren Gemeindegliedern erlauben, die katholische Liebfrauenkirche in Bruckhausen nicht nur zu gemeinsamen Veranstaltungen zu betreten. Der gemeinsame Auftritt der Vorbeter aus den Moscheen sowie des evangelischen und katholischen Pfarrers sind längst selbstverständlich geworden bei öffentlichen Anlässen wie zum Beispiel der Eröffnung des

Nikolausmarktes und des interkulturellen Stadtteilfestes. Die Einschulung der Erstklässler und die Verabschiedung der Viertklässler finden in der Liebfrauenkirche mit einem interreligiösen Gebet statt. Große Photographien davon hängen übers Jahr in der Grundschule aus, um den gemeinsamen Willen zum gesellschaftlichen Frieden und gutnachbarschaftlichen Miteinander sichtbar zu dokumentieren.

Perspektiven

Betrachten wir die Entwicklung der letzten mehr als 130 Jahre, schauen wir einerseits auf ganz erhebliche Leistungen der Pfarr- und Ordensgemeinschaften zurück. Andererseits müssen wir auch feststellen, dass vieles, was erreicht worden ist, nun gefährdet erscheint. Die Eigeninitiative der Orden scheint nötiger als zuvor, die zu enge Verbindung mit pfarrlichen Strukturen oft ungeeignet, weil von anderen Problemstellungen dominiert. Ohne den Direktzugang zu Kirchensteuermitteln und den allgemeinen Mitteln, die von staatlicher Seite als Reparationsleistungen aus der Säkularisation der Klöster den Bistümern zufließen, wird jede Eigeninitiative zumindest finanziell schwierig zu stemmen sein. Stiftungsinitiativen und auch das Beispiel der Firma Clean up können hier vielleicht weiterführen und Alternativen aufzeigen.

Sozialpastorale Bemühungen leben davon, dass es verlässliche Präsenz von Seelsorgern vor Ort gibt. Die von Mangelverwaltung geprägten Stellenpläne vermögen dies zunehmend weniger zu berücksichtigen. Auch hier sind jetzt und in der Zukunft unsere Kreativität und unser Einfallsreichtum gefragt,

um Wege zu finden, die das Netz der in der Sozialpastoral engagierten Mitschwestern und Mitbrüder wieder enger zu knüpfen vermögen. Ähnlich schaut es bei allen Bemühungen um die Integration aus. Lieber als von Integration spreche ich von Friedensarbeit, in der einer den anderen kennen lernt und wahrnimmt, so wie er ist und denkt und fühlt und sich und ihn in Stand setzt, den anderen bestehen zu lassen, um wenigstens gut nachbarschaftlich miteinander zu leben. Auch dazu braucht es verlässliche Präsenz im Häuserviertel.

Eine Frage, die uns Prämonstratensern in Hamborn oft gestellt wird: Wollen Sie hier eigentlich bleiben, obwohl so viel Bevölkerung abwandert und es immer mehr Muslime und immer weniger Christen gibt? Meine Antwort darauf: Die letzten fünf Jahrzehnte haben gezeigt, dass hier unser Platz ist. Das notwendige und spannende Leben mit den Menschen vor Ort ist nur in der Gemeinschaft eines Klosters und seiner Personalausstattung, nicht zuletzt auch mit den nachwachsenden Generationen, die sich schon während ihres Studiums interessiert in die Arbeit einbringen, möglich. Als Prämonstratenser getreu dem Vorbild des Hl. Norbert sehen wir unsere Aufgabe darin, an dem Ort unserer Profess und unter den hier lebenden Menschen die „Kirche von Hamborn“ – wie sie ausdrücklich in unserer Professformel genannt wird – aufzubauen und zu leben.

Der Geist weht, wo er will

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich unser Orden in zwei beeindruckenden Generalkapiteln 1968 und 1970 in Innsbruck

darin gemacht, das geforderte „Aggiornamento“ mit Hilfe völlig neuer Konstitutionen für alle Mitschwestern und Mitbrüder zu ermöglichen. „Communio“ wurde zum Zentralbegriff und ersetzte fortan die früheren fünf Ziele des Ordens (Umkehrbereitschaft, Eucharistie, Chorgebet, Seelsorge, Marienverehrung) bzw. fasste diese zusammen und führte sie weiter. Den Generalkapiteln, die wirkliche Reformkapitel waren, ist damals ein großer Wurf gelungen, eine tragfähige Grundlage für das Leben der Prämonstratenser-Gemeinschaften.

Heute erleben wir, dass die damals vielleicht eher theoretisch und auf der Ebene der Leitung und der Theologen diskutierten Gedanken für uns ganz neue, unerwartete und konkrete Gestalt annehmen. Und damit meine ich nicht allein das Leben unserer Gemeinschaften selbst. Unter den beschriebenen Gegebenheiten in Hamborn entwickelt sich seit einigen Jahren neues kirchliches Leben, das meines Erachtens einen Blick auf die Gestalt der Kirche von morgen erlaubt. Das hört sich nach großen Worten an, dabei handelt es sich um eine ganz einfache Beobachtung einer Entwicklung eher am Rande, die nicht einfach „geplant“ worden ist. War unser Konvent in den ersten drei Jahrzehnten seines Bestehens in Hamborn eher selbstverständlicher Teil der bestehenden Pfarr- und Dekanatsstruktur mit der selbstverständlichen, engagierten und freudigen Wahrnehmung der seelsorglichen Aufgaben, so hat sich inzwischen eine interessante Veränderung eingestellt, die vorrangig durch die jüngeren Mitbrüder repräsentiert wird. Noch immer nehmen wir Aufgaben in der pfarrlichen und kategorialen Seelsorge wahr und haben auch vor, dies

weiterhin zu tun. Zunehmend engagieren sich jüngere Mitbrüder darüber hinaus durch die Gründung von kleinen Gemeinschaften und Gruppen in sozial-caritativen Aufgabenfeldern. Sie sammeln dazu Helfer oder Mitarbeiter um sich, mit denen sie in sympathisch-freundschaftlicher Verbundenheit ganz konkrete und oft Notwendende Einsätze leisten. Einige Initiativen wurden oben aufgezählt. Gleichzeitig sind sie im Zusammenwirken und in der Geselligkeit unter diesen Mitstreitern auch katechetisch-missionarisch tätig. Leben, gelebter Glaube und Gott sind Themen sehr fruchtbarer Gespräche, das hat sich so ergeben. Das, was den Pfarreien zusehends schwerer fällt, die Weitergabe des Glaubens an andere Menschen und an die nachfolgenden Generationen, gelingt in der gelebten *Communio* oft mit einfachen Worten. Aufnahmen in die Kirche, Jugendliche und Erwachsene, die sich taufen lassen, auch Migranten muslimischer Herkunft, sind ganz konkrete Früchte, ebenso eine neue Tertiärenbewegung. Glaube braucht auch Halt in der Gemeinschaft. Mindestens das haben wir auch von den einfachsten Menschen hier bei uns gelernt.

'Seelsorge und Arbeit von Ordensleuten in einer Stadt mit hohem Migrantenanteil und verschiedenen sozialen Problemstellungen' lautet der Arbeitstitel dieses Aufsatzes. Vielleicht sind wir in diesem siebten und letzten Abschnitt zum wichtigsten Teil gelangt. Wir wissen, dass die uns vertraute, herkömmliche Gestalt der Kirche fortbesteht, auch wenn sie uns vielfach kraftlos, ohnmächtig erscheint. In ihrem Schutz, manchmal auch neben ihr entwickelt sich neue Reich-Gottes-geprägte und

von der Sehnsucht nach Seinem Reich geleitete Gemeinschaft. Diese Entwicklung ist dabei zum Teil noch nicht einmal den Beteiligten bewusst. Es zeigt sich erneut in der Geschichte der Kirche, in unserer geschichtlichen Stunde, die heilende Kraft des Charismas, des Geistes, des Heiligen Geistes, leise, am Rande. Für unsere jüngeren Mitbrüder ist das zutiefst erfüllend, beglückend. Für unser prämonstratensisches, norbertinisches Leben hat es ganz konkrete Auswirkungen. Das Leben unter den Menschen in Hamborn, die Teilnahme an ihrem und umgekehrt auch an unserem Leben, *communio ad intra* und *ad extra* haben begonnen, uns zu verändern. Und wir wissen, die Kirche wird sich erneuern und wir dürfen ein Teil sein, ein Teil ihrer lebendigen Vielfalt.



Reinhard Gesing SDB

P. Reinhard Gesing SDB, geboren 1962 in Südlohn (Westf.), trat 1983 in die Gemeinschaft der Salesianer Don Boscos ein. Er studierte Sozialpädagogik und Theologie in Benediktbeuern sowie Theologie der Spiritualität in Münster. Nach seiner Kaplanszeit war er Novizenmeister. Seit 2005 ist er in Benediktbeuern Ausbildungsleiter und Leiter des Instituts für salesianische Spiritualität.



Reinhard Gesing SDB

„Ich werde euch zu Menschenfischern machen“ (Mk 1,17b)

Impulse zu einem theologisch-spirituellen Verständnis und zur Praxis der Ordensausbildung heute

Eine theologisch-spirituelle Reflexion der Ordensausbildung, das mag zunächst überraschen. Angesichts geringer, allzu geringer Zahlen von Ordenseintritten in den letzten Jahren in Deutschland steht die Frage der Ordensausbildung nicht gerade im Fokus des Interesses. Vielfach stellen sich in den Gemeinschaften ganz andere existentielle Fragen wie z.B. die nach der eigenen Zukunft in einer immer säkulareren Gesellschaft und einer sich wandelnden Kirche. Von solchen Fragen ist auch die Ordensausbildung geprägt, denn sie vollzieht sich ja nicht im luftleeren Raum. Umgekehrt prägt sie durch die Art und Weise, wie sie das jeweilige Ordenscharisma vermittelt und den Prozess der Entscheidungsfindung der einzelnen Kandidaten und Kandidatinnen begleitet, die Zukunft der jeweiligen Gemeinschaft mit. So ist es für die einzelnen Gemeinshaf-

ten und die Zukunft des Ordenslebens bedeutsam, auch die Frage nach der Ordensausbildung zu reflektieren.

Seit dem jüngsten Konzil wissen sich die Ordensgemeinschaften dem Anliegen einer fortwährenden „zeitgemäßen Erneuerung des Ordenslebens“ verpflichtet. Wurden sie doch aufgefordert zu einer „ständigen Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“ (PC 2). Dabei wurde den Ordensgemeinschaften als oberste und letzte Norm „die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi“ vor Augen gestellt (PC 2). Dieser doppelten Verankerung des Ordenslebens in der Tradition einerseits und im Hinblick auf die „Zeichen der Zeit“ ist auch die Ordensausbildung verpflichtet. Im Folgenden soll versucht

werden, einen Beitrag zum erstgenannten Anliegen des Konzils zu leisten und das Thema der Ordensausbildung „unter theologisch-spirituellen Gesichtspunkten“ zu betrachten.¹ Da sich das Ordensleben allem voran als eine Form der Nachfolge Christi versteht, soll zunächst skizziert werden, wie Jesus selbst seine Jünger formte (1). In einem zweiten vertiefenden Schritt sollen in einem ordens theologischen Zugang einige Herausforderungen für die Ordensausbildung angesprochen werden, die sich aus den drei klassischen Wesenselementen des Ordenslebens (consecratio, communio, missio) ergeben (2).

Die von Jesus geformte Jüngergemeinschaft – Urbild der Ordensausbildung heute

Allgemein kann man sagen, dass sich das Ordensleben als eine radikale Form der Christuskirche versteht. Dies bedeutet insbesondere für die Ausbildung junger Ordenschristen, dass sie sich an IHM, dem Herrn, orientieren und an IHM Maß nehmen muss. Jesus als der Meister seiner Jünger ist darum auch Orientierung für jeden, der gerufen ist, „jüngere“ Brüder oder Schwestern auf dem Weg der Einübung ins Ordensleben zu begleiten, zu erziehen oder zu bilden. Im Folgenden sollen mit der Brille dessen, der in der Ausbildung junger Ordensleute steht, skizzenartig einige Schlüsselstellen des Markusevangeliums betrachtet werden. Dies kann helfen zu erkennen, wie Jesus die „Ausbildung“ seiner Jünger verstanden und praktiziert hat, was ihm dabei wichtig war und was auch heute für die Ordensausbildung von jungen Ordensleuten unverzichtbar ist. Wir beschränken uns dabei auf

Perikopen des Markusevangeliums, da es der Thematik der Jüngerschaft eine besondere Aufmerksamkeit schenkt.²

Die Berufung der ersten Jünger (Mk 1,16-20)

Von Anfang an war Jesu Wirken eng damit verbunden, dass er Jünger berief und diese zu einer Jüngergemeinschaft formte. Dabei steht das gesamte Wirken und Handeln Jesu im Zeichen der guten Nachricht, die er zu bringen hat: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (1,15) Schon unmittelbar nach Jesu erstem öffentlichem Auftreten berichtet Markus in zwei parallel aufgebauten Berufungsgeschichten davon, dass Jesus die ersten Jünger beruft (1,16-20). Er bringt damit einen wichtigen Aspekt seines Christusbildes zum Ausdruck: Von Anfang an hat Jesus Jünger bei sich. Die Botschaft vom Reich Gottes ist dringlich, deswegen braucht Jesus Mitarbeiter, die sich mit ihm zusammen in dessen Dienst stellen. Dies verweist schon auf ein wichtiges Moment des Ordenslebens, das in Jesu Jüngergemeinschaft ein Vorbild des gemeinschaftlichen Lebens sehen kann: Ordensexistenz bedeutet Nachfolgegemeinschaft im Dienst am Reich Gottes. Es ist Aufgabe der Ordensausbildung, darin einzuüben.

Die Dynamik des Reiches Gottes, das Jesus bringt, kommt jeweils gleich zu Beginn der beiden markinischen Berufungsgeschichten zum Ausdruck: Jesus berief seine ersten Jünger, „als er am See von Galiläa entlang ging“ (Mk 1,16.19; vgl. auch 2,14). Er war selbst auf einem Weg, als er sich Jünger auswählte, und rief sie in seine Weg-

gemeinschaft hinein. Dieser schlichte Hinweis besagt schon, dass die Sendung Jesu und demzufolge auch das Leben seiner Jünger ein fortwährendes Auf-dem-Weg-Sein bedeutet. Der Jünger Jesu muss sich im Dienst des Reiches Gottes stets neu aus seinem Alltag herausrufen lassen und sich innerlich wie äußerlich immer wieder auf den Weg zu „neuen Ufern“ machen. Für die Ausbildung von Ordenschristen spielt diese Erkenntnis auch heute eine bedeutsame Rolle, die von Anfang an zu vermitteln ist. Nie kann ein Ordensmann oder eine Ordensfrau von sich sagen: Jetzt bin ich fertig, jetzt kann ich alles und weiß ich alles. Immer muss der einzelne Ordenschrist und muss auch die einzelne Gemeinschaft bereit sein, sich vom Herrn neue Wege führen zu lassen und dazuzulernen. Diese Erkenntnis schlägt sich u. a. in der Rede von der Bereitschaft zur ständigen Weiterbildung nieder, die in der heutigen Wissensgesellschaft höchst bedeutsam ist. Dabei muss es den Ordenschristen mehr, als das heute mitunter der Fall ist, um eine *ganzheitliche* Bildung gehen, und zwar in ihrer menschlichen, spirituellen, intellektuell-wissenschaftlichen und apostolischen Dimension. Auch die Ausbilder und Ausbilderinnen in den Orden werden den ihnen anvertrauten jungen Menschen nur dann glaubwürdige Begleiterinnen und Begleiter sein können, wenn sie ihrerseits diese Erkenntnis des Auf-dem-Weg-Bleibens verinnerlicht haben und sie nach außen hin authentisch leben, indem sie sich selbst weiterbilden oder Begleitung suchen. Eine Ordensgemeinschaft, deren Mitglieder als starr und festgefahren erlebt werden oder die sich nicht mehr für neue Herausforderungen öffnet, eine

solche Gemeinschaft würde von (psychisch gesunden) jungen Leuten kaum als attraktiv angesehen werden.

Ein weiteres bedeutsames Element der ersten markinischen Berufungsgeschichten ist die gleichfalls zweimal überlieferte Notiz, dass Jesus die beiden Brüderpaare Simon und Andreas sowie Jakobus und Johannes beim Auswerfen bzw. beim Flickern der Netze „sah“ (Mk 1,16.19). Auch in den späteren Berufungsgeschichten des Zöllners Levi und des reichen Mannes wird berichtet, dass Jesus sie anschaut (vgl. 2,14; 10,21). Mit diesem „Sehen“ Jesu ist zweifelsohne ein interessiertes und wertschätzendes Anschauen gemeint. Jesus sieht den Einzelnen, wie er ist, nicht wie er ihn haben möchte. Es scheint, dass der Blick Jesu von Anfang an eine tragfähige Vertrauensbeziehung zu begründen vermochte, sonst wären die Jünger ihm kaum so spontan gefolgt, wie der Evangelist es berichtet. Dieses aufmerksame und zugleich wertschätzende Anschauen ist, so legt das Evangelium es uns nahe, in seiner Nachfolge jedem und jeder ans Herz gelegt, der bzw. die andere zu führen oder zu begleiten hat. Dies gilt nicht zuletzt für diejenigen, denen in der Ordensausbildung die jüngeren Brüder oder Schwestern anvertraut sind. Wer wie Jesus auf die Menschen schaut, vermag sie tiefer zu verstehen und kann darum auch eher erkennen, was sie für ihr menschliches und geistliches Wachstum brauchen. Die aufmerksame Wahrnehmung des Anderen müsste eine Grundkompetenz eines jeden Ausbilders und einer jeden Formatorin sein, der bzw. die im Geiste Jesu unterwegs ist.

Markus berichtet weiter, dass Jesus seine Jünger mit einem kurzen und

knappen Imperativ ruft, was die Dringlichkeit der Botschaft vom Reich Gottes unterstreicht: „Kommt her, folgt mir nach!“ bzw. noch wörtlicher: „Auf, hinter mich!“ (1,17). Dabei geht die Berufung der Jünger nach dem Zeugnis des Evangelisten ausschließlich auf die souveräne Initiative Jesu zurück. Er verlangt dabei von seinen Jüngern, dass sie aufbrechen und alles Vertraute zurücklassen: im ersten Fall ihre Netze (V. 18), die für den vertrauten Beruf und das bisherige Einkommen stehen, und im zweiten Fall den „Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern“ (V. 20), die für die vertrauten familiären Beziehungen und Bindungen stehen. Jesus ruft zur Entscheidung. Dem Reich Gottes kann man sich nur ganz und ohne Wenn und Aber in Dienst stellen. Zweifels- ohne darf man in dem hier verlangten doppelten Loslassen schon die evangelischen Räte der Besitzlosigkeit und der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen vorgezeichnet sehen. Auffällig dabei ist freilich, dass die ersten Jünger, die Jesus beruft, zwei Brüderpaare sind. Diese werden zwar aus ihren bisherigen familiären Banden herausgerufen, doch wird ihnen umso Größeres geschenkt: die Beziehung zu Jesus und das Reich Gottes (vgl. auch 10,28-30). Was hier im Evangelium auf einen kurzen Moment der Entscheidung konzentriert wird, in dem sich die ganze Entschiedenheit ausdrückt, die Jesus verlangt, ist heute meist ein längerer, oft jahrelanger Prozess der Entscheidungsfindung und der Einübung, zumal sich junge Menschen heute nicht selten sehr schwer tun, sich lebenslang zu binden und festzulegen. Besonders dann, wenn junge Männer und Frauen zu begleiten sind, die sich bereits als Persönlichkeiten gefestigt

und ihre wirtschaftliche und soziale Unabhängigkeit oder einen bestimmten beruflichen Status gefunden haben, ist der Weg in eine Ordensgemeinschaft eine große Herausforderung. Nicht nur das Loslassen von familiären Bindungen oder von eigenem Eigentum oder von der schon eingeschlagenen beruflichen Karriere, sondern auch das Loslassen von gewohnten Denk- und Verhaltensmustern und das Einleben in eine neue (evangelische) Lebenskultur stellen manches Mal eine große Hürde dar. Die jungen Leute brauchen dazu geduldige und verständnisvolle Begleitung. Aber auch die konfrontierende und zur Entscheidung aufrufende Aufforderung Jesu „Auf, hinter mich!“ kann eine Hilfe sein, auf dem Weg zu bleiben. Auch Ordensausbildung kommt, wenn sie nicht reines Behüten sein will, nicht ohne Forderung und Herausforderung und manchmal auch Konfrontation aus, um Entscheidungen und Entschiedenheit auf dem Weg der Nachfolge zu fördern. Statt bewahrender Formen braucht sie Formen, in denen sich die jungen Ordensleute auf ihrem Berufungsweg bewähren können.

Jesus verbindet seinen Ruf in die Nachfolge mit einem verheißenden Wort: „*Ich* werde euch zu *Menschenfischern* machen!“ (V. 17b). Mit diesem Wort drückt er zunächst aus, was das künftige Verhältnis zwischen ihm und den Berufenen ist: ein Meister-Schüler-Verhältnis. Er übernimmt die Aufgabe eines Lehrers und Ausbilders seiner Jünger. Dies ist auch heute nicht anders; wann immer der Herr jemanden in seine Nachfolge ruft, dann ist er sein eigentlicher Lehrer und Meister. Er selbst ist es, der durch seinen Geist die jungen Ordenskandidatinnen und -kandidaten führen und for-

men will. Die menschlichen Ausbilder, wie auch immer sie heißen und welche Funktion sie im Einzelnen ausfüllen: ob als Postulatsleiterin oder Junioratsleiter, Novizenmeister oder Magistra, Beichtvater oder geistliche Begleiterin, sie haben immer „nur“ eine *vermittelnde* und *dienende* Funktion. Sie stehen im Dienst der Christusbeziehung der von ihnen begleiteten Brüder und Schwestern. Sie sollen helfen, dem Herrn den Weg zu bereiten, damit er durch seinen Geist, der in die Herzen ausgegossen ist (Röm 5,5), im Leben der jungen Ordenschristen wirken kann, sie lehren und sie führen, ihnen beistehen und sie stärken kann (vgl. Joh 14,26; 16,13; Röm 8,11-16) und damit die jungen Brüder und Schwestern ihrerseits offen und bereit sind, sich der Führung dieses „inneren Meisters“ anzuvertrauen. Sich so als Ausbilder oder Formatorin im Dienst der Berufung eines Menschen zu verstehen, verhindert, dass sich Machtmissbrauch und ungesunde Abhängigkeitsbeziehungen entwickeln können. Umgekehrt kann es im Einzelfall bei Schwierigkeiten und in Konfliktsituationen auch sehr entlastend sein zu wissen, dass das Entscheidende durch einen „Anderen“ geschieht.

Noch ein anderer Aspekt ist am Wort Jesu wichtig, denn es gibt das Ziel des Ausbildungsprozesses Jesu an: Er will aus seinen Jüngern *Menschenfischer* formen. Damit ist gesagt, dass es Berufung nicht um ihrer selbst willen gibt, sondern dass sie immer mit einer Sendung verbunden ist. Das Bild vom Menschenfischer gibt den künftigen Auftrag der Jünger an, für den Jesus sie vorbereiten will: Sie sollen dazu befähigt werden, das Reich Gottes zu verkünden und das zerstreute Volk Gottes zu sam-

eln (vgl. auch Mt 13,47-50). Auffällig ist dabei, dass Jesus den vertrauten und erlernten Beruf der Jünger aufgreift, diesem aber im Dienst am Reich Gottes eine neue Sinnrichtung gibt. Auch wenn für die Jünger mit ihrer Berufung ein völlig neuer Lebensabschnitt beginnt: Sie dürfen, ja sie sollen bei ihrem bisherigen Lebensweg anknüpfen. Ihre Erfahrungen und Kompetenzen werden von Jesus wertgeschätzt und sie sollen sie in ihrer neuen Sendung fruchtbar machen. Damit ist auch ein wichtiges Prinzip jeglicher Ordensausbildung benannt. Nie beginnt sie am Punkt Null. In welchem Alter auch immer sich jemand für den Ordensweg entscheidet: Er bringt schon viele Prägungen und Vorerfahrungen mit. Um ihm bei der Entfaltung seiner Ordensberufung zu helfen, ist es nach dem Vorbild Jesu wichtig, diese wertschätzend anzunehmen und ihm zu helfen, die eigenen Kompetenzen, Ressourcen und Begabungen im Hinblick auf das jeweilige Ordenscharisma zu entfalten.

Die Berufung der Zwölf (Mk 3,13-19)

Die Perikope von der Wahl der Zwölf vertieft und bündelt das über die Jüngerschaft Gesagte. Für den Neutestamentler Heinz Schürmann ist sie sogar ein Urbild des Ordenslebens überhaupt.³ Thema dieser Perikope ist die hoheitsvolle Gründung des „Zwölferkreises“: Jesus rief die zu sich, die er wollte, und setzte Zwölf ein (3,13f.), wörtlich: er „machte Zwölf“. Damit setzte er ein „prophetisches Zeichen“. Musste der Zwölferkreis die Juden damals doch unweigerlich an die sehnsuchtsvoll für die Endzeit erwartete Wiederherstellung des Zwölf-Stämme-Volkes erinnern! Mit der

Gründung des „neuen Gottesvolkes“ auf einem Berg (vgl. Ex 19) erhob Jesus den Anspruch, dass das endzeitliche Reich Gottes angebrochen ist. In unserem Zusammenhang interessieren besonders die Verse 14f.: „Und Jesus setzte zwölf ein, die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten und mit seiner Vollmacht Dämonen austrieben.“ Mit diesem Satz ist ein doppeltes Charakteristikum des Jüngers Jesu zum Ausdruck gebracht:

- Zum einen ist der Jünger jemand, der zusammen mit den anderen Jüngern hörend und lernend „bei IHM“ / „mit IHM“ ist und sein Leben, seinen Weg und sein Schicksal teilt. Jüngerschaft bedeutet also, immer wieder mit den Gleichgesinnten die Nähe des Herrn zu suchen, sich von ihm belehren, formen, bilden und ausrichten zu lassen, in Beziehung mit ihm zu sein, um seine Person und seine Botschaft immer tiefer kennen und verstehen zu lernen und um immer mehr in seine Gesinnung hineinzuwachsen. Dabei ist Jesus selbst Mitte und Bezugspunkt dieses Jüngerkreises, der diesen formt und „macht“. Erste Aufgabe der Jünger ist es also, mit ihrem Herrn in einer lebendigen und intimen Gemeinschaft zu sein, um sich von ihm persönlich und als Gemeinschaft aufzubauen zu lassen. Der Jüngerkreis ist damit durch die verwirklichte Nachfolge schon per se eine „Realverkündigung“, wie Schürmann sagt: „Schon durch ihre Nachfolge demonstrieren die Jünger Jesu, indem sie sich sichtbar zu ‚Schülern‘ Jesu machen, was sie von seinem Wort halten.“⁴
- Darüber hinaus ist der Jünger jemand, der zusammen mit dem gan-

zen Jüngerkreis Jesu messianische Sendung zum Heil der Menschen teilt, der wie er und gemäß seinem Beispiel den Menschen das Reich Gottes verkündet und sie von ihren Gebrechen und Krankheiten heilt. In der Perikope ruft Jesus seine Jünger, um sie sogleich zum Dienst der Wortverkündigung und der Heilung zu senden. Dabei wird deutlich, dass der Jünger nur von dem mit-teilen kann, was er zuvor in der Gemeinschaft mit dem Herrn empfangen hat. Somit basiert das zweite Charakteristikum auf dem erstgenannten.

Insofern Ausbildung Einführung und Einübung in die gelebte Nachfolge ist, sind beide Momente konstitutiv für jede Ausbildungsphase und für jedes Ausbildungsangebot: die Einübung in die Intimität mit dem Herrn sowie die Einübung in das Zeugnis. Bemerkenswert ist die Feststellung Schürmanns in diesem Zusammenhang, dass die Jünger als Nachfolgende zunächst „Realverkündigung“ waren, bevor sie zur Verkündigung ausgesandt wurden. Er sieht das zweite Charakteristikum dem ersten zeitlich und sachlich nachgeordnet. Das führt ihn zu dem Schluss: „Der Rätestand [d.h. das Ordensleben] (...) betont zeichenhaft-existentiell und damit beispielhaft für die ganze Kirche, wie wichtig und notwendig es ist, dass alle auf das Wort Jesu hören und von ihm lernen. – Auch insofern ist der kirchliche Rätestand gleich strukturiert wie der Jüngerkreis: auch in ihm geht es grundsätzlich und zuallererst um das *Hören und Lernen* – dann erst um Lehren und Wirken. Es ist immer eine unheilvolle Verkehrung, wenn diese Ordnung nicht mehr gilt.“⁵ Für die Ordensausbildung

ist dies eine Ermutigung, dem Sein vor dem Tun seinen ihm gebührenden Platz zu geben. Hier wird auch verständlich, warum das Konzil den Ordensleuten so sehr ans Herz legt, täglich die Hl. Schrift zur Hand zu nehmen und sich vom Geist der Liturgie formen zu lassen (vgl. PC 6).

Ein geduldiger Weg der Bildung und Erziehung

Gemäß seinem Versprechen an die Jünger, dass er sie zu „Menschenfischern machen“ will, geht Jesus mit ihnen einen fortschreitenden formativen Weg, damit sie ihm immer ähnlicher werden und mehr und mehr zu einer brüderlichen Gemeinschaft zusammen wachsen. Dabei muss er nach Markus viel Geduld aufbringen und sensibel sein für den Reifegrad und das Fassungsvermögen seiner Jünger. Immer wieder ist er mit ihrem Unverständnis konfrontiert, wenn sie sich schwer tun, das Geheimnis des Reiches Gottes und seine Gesetzmäßigkeiten zu erfassen (vgl. 8,32; 9,28.34; 10,10.13.24.37.41 usw.). Dies kann den Jüngern nur gelingen, indem sie ihm folgen und mit ihm auf dem Weg bleiben. Ein sprechendes Beispiel dafür ist die Perikope vom Messiasbekenntnis: Während die „anderen“ Menschen nur ein begrenztes Verständnis seiner Person und seiner Sendung haben, ist es Petrus, der im Namen des Zwölferkreises bekennt, wer Jesus wirklich ist: der Messias (vgl. 8,27–30). Doch kaum hat Petrus das Messiasbekenntnis abgelegt (8,29), da zeigt er schon wieder sein mangelndes Verständnis (8,32): Er macht Jesus Vorwürfe, weil dieser zum ersten Mal sein Leiden ankündigt. Doch damit begibt er sich außerhalb

der Nachfolgegemeinschaft Jesu. Dass die messianische Sendung auch das Geheimnis des Kreuzes und Leidens einschließt, darauf muss er unmissverständlich hingewiesen werden, um sich in das Denken Gottes einzuüben: „Weg mit dir Satan, geh mir aus den Augen!“ – wörtlich: „Geh fort, hinter mich, Satan!“ (8,33). Das heißt: „Kehre auf deinen dir zustehenden Platz hinter mir und nicht vor mir zurück! Beginne wieder, mir nachzufolgen. Dann wirst du immer tiefer Gottes Willen erkennen und verstehen.“

Von Anfang an wurden die Jünger als Gemeinschaft zusammengerufen und sind berufen, sich im Dienst am Reich Gottes *miteinander* auf den Weg zu machen. Der Evangelist teilt dabei ungeschminkt die alltäglichen Schwierigkeiten mit, die die Jünger haben: Sie streiten miteinander darüber, wer unter ihnen der Größte sei (vgl. 9,34); die Zebedäussöhne beanspruchen die Plätze links und rechts neben Jesus und ziehen so Zorn und Neid der anderen auf sich (vgl. 10,35–45); und diejenigen, die nicht zur Gruppe gehören, erfahren Ablehnung (9,38). Solche Verhaltensweisen unter Menschen sind wohl „normal“, doch sie entsprechen nicht dem Gesetz des Reiches Gottes. So sucht Jesus, anknüpfend an die alltäglichen Reibereien seiner Jünger, in geduldigem Dialog die „neuen“ und „unerhörten“ Herausforderungen des Reiches Gottes einzuschärfen: „Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein“ (9,35). Und er stellt sich selbst in seiner Bereitschaft zur Hingabe als das Vorbild seiner Jünger vor: „Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein

Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (10,45). Die Jünger müssen erst noch lernen, dass das Reich Gottes nur da wachsen kann, wo sie bereit sind, nach dem Vorbild ihres Lehrers das eigene Ich loszulassen und ihr Kreuz auf sich zu nehmen und gerade so dem Herrn nachzufolgen (8,34f.). Diese Einsicht fällt ihnen am schwersten. Die Leidensgeschichte zeigt das überaus deutlich. Am Schluss lassen die Jünger, die alles um seinetwillen verlassen haben, Jesus völlig im Stich: Judas verrät ihn (14,10f.43); die vertrauten Jünger, die mit ihm wachen sollen, schlafen (14,37.40); bei seiner Verhaftung fliehen sie alle (14,50); und schließlich verleugnet Petrus seinen Herrn dreimal (14,66-72). „Nur“ die Frauen sind es, die treu bei ihm ausharren und sich so als wahre Jüngerinnen erweisen (15,40f.). Die anderen Jünger dagegen müssen vom auferstandenen Herrn erneut in die Nachfolge gerufen werden, wie es das Wort des Engels am Ostermorgen deutlich macht (16,7).

Die Erfahrungen Jesu mit seinem Jüngerkreis sind paradigmatisch für die Jüngerexistenz auch heute. Die Nachfolge Jesu, zumal in der Form des Ordenslebens, das von seinem Grundverständnis den allgemeinen Trends gegenüber „kritisch“ eingestellt ist, will gelernt und geübt sein. Sie muss im Alltag erprobt und ausprobiert werden. Die Ausbildung zum Ordensleben lebt dabei wie alle Lernprozesse von Askese und Übung, von Versuch und Irrtum, von Umkehr und Neuanfang, von Dialog und Feedback. Wie offensichtlich schon Jesus das Prinzip der Gradualität kannte, so hat sich in der Tradition des Ordenslebens ein schrittweises Einführen des Ordensnachwuchses über

verschiedene Phasen hinweg (Postulat, Noviziat, Juniorat usw.) entwickelt, das von großer Weisheit geprägt ist.

Diese erfüllen freilich nur dann ihren Sinn, wenn die in den verschiedenen Phasen gesammelten Erfahrungen begleitet und miteinander reflektiert und ausgewertet werden. Die jungen Leute müssen dazu angeleitet werden, sich immer wieder zu fragen: Wo stehe ich auf dem Weg der Nachfolge Christi? Wozu lädt der Herr mich jetzt ein? Wo kann und will ich noch wachsen, um mir immer mehr die Gesinnung Jesu anzueignen (Phil 2,5)?

Der irdische Jesus war seinen Jüngern ein direktes Vorbild. Als der auferstandene Jesus ist er seinen ihm heute nachfolgenden Jüngerinnen und Jüngern „nur“ vermittelt gegenwärtig: im Wort der hl. Schrift, im geistlichen Erbe der jeweiligen Ordensgründerinnen und -gründer, im Wort der Ausbilder, die den jungen Ordensleuten zur Seite gestellt sind, und nicht zuletzt im Vorbild exemplarischer Ordenschristen in den eigenen Gemeinschaften (vgl. 1 Kor 11,1; Phil 3,17). „Das gute Beispiel ist mehr wert als eine noch so gute Rede“ (Don Bosco), diese nur scheinbare pädagogische „Binsenweisheit“ gilt auch in der Ordensausbildung.

Ausbildung zu Consecratio – Communio – Missio

Wer junge Menschen auf dem Weg in eine Ordensgemeinschaft begleitet, braucht ein klares Verständnis dessen, was das Ordensleben eigentlich ist. Von daher ergeben sich die Ziele und Inhalte der Ausbildung. In jüngster Zeit wird in der Ordenstheologie das Wesen des Ordenslebens wiederholt mit den

drei zentralen Begriffen „Consecratio“, „Communio“ und „Missio“ umschrieben, die in der Tat als Schlüsselwörter zum Verständnis der Ordensexistenz betrachtet werden können.⁶ Dabei sind diese drei Wesensmerkmale wie die drei Schenkel eines gleichseitigen Dreiecks aufs Engste miteinander verbunden. Sie bedingen einander, wirken ineinander und durchdringen sich gegenseitig. An dieser Stelle sollen sie uns helfen, ergänzend und vertiefend zum bisher Gesagten einige Herausforderungen heutiger Ordensausbildung zu benennen.

Consecratio

Mit dem Begriff „consecratio – Weihe“ kommt die mystische Dimension des Ordenslebens zur Sprache, das allein von der Gottesbeziehung her verständlich wird. Das lateinische Wort „consecratio“ kommt von dem Verb „con-secrare“, das soviel bedeutet wie weihen, heiligen, für heilig erklären. Es war das II. Vatikanum, das den Begriff „Weihe“ zu einem Schlüsselwort für das Verständnis des Ordenslebens erhob (LG 44, PC 5). In den lehramtlichen Dokumenten wird das Ordensleben inzwischen fast ausschließlich „vita consecrata“ – „geweihtes Leben“ genannt. Wer sein Leben durch die Ordensweihe Gott weiht, der entscheidet sich gemäß einem bestimmten Ordenscharisma für eine spezifische Form der Nachfolge des armen, keuschen und gehorsamen Christi im Aussein auf Gott (Jungfräulichkeit), im Hinhorchen auf Gottes Willen (Gehorsam) und im Leben aus Gottes Fülle (Armut).⁷ Das Wort „Consecratio“ im Sinne von „Ordensweihe“ bringt ein zutiefst dialogisches Geschehen zum Ausdruck. Es besagt, dass das Ordens-

leben von seinem Wesen her ein persönliches Bündnis zwischen dem Herrn und seinem Jünger bzw. seiner Jüngerin darstellt, das in der Taufweihe wurzelt (PC 5). Dessen erstes Subjekt ist Gott selbst. Er ist es, von dem alle Initiative ausgeht und der sich einen Menschen „weiht“; d.h. er erwählt aus Gnade einen bestimmten Menschen zu einer bestimmten Weise der Christusnachfolge und ruft und befähigt ihn dazu mit seinen Geistesgaben. Das zweite Subjekt ist der Mensch, der sich von Gott angerufen und berufen weiß; er antwortet auf diesen Ruf, indem er sich mit seiner ganzen Person aus freiem Willen vorbehaltlos und total dem liebenden Gott zum Dienst am Aufbau des Reiches Gottes übereignet. So soll das ganze Leben des Ordenschristen ein „gottgeweihtes Leben“ sein und es immer mehr werden. Das dritte (vermittelnde) Subjekt ist die Kirche (konkretisiert durch die jeweilige Gemeinschaft), in deren Mitte sich die Ordensweihe vollzieht und die sie annimmt und durch ihr Gebet mitträgt. Das Gesagte macht schon deutlich, vor welcher großen Herausforderung die Ordensausbildung steht. Sie hat keinen geringeren Auftrag, als im Dienst des Treuebündnisses zwischen dem Jünger bzw. der Jüngerin und seinem / ihrem Herrn zu stehen und dessen Entfaltung fördern und vertiefen zu helfen. „Die Ausbildung ist...Teilhabe am Handeln des Vaters, der durch den Geist im Herzen der jungen Männer und Frauen die Gesinnung des Sohnes formt“ (VC 66). Eine Ordensberufung hat darum nur dann Zukunft und Bestand, wenn sie von der Leidenschaft für Gott lebt und in der Gottesbeziehung ihr Fundament und ihre Quelle hat und nicht in rein menschlichen oder diesseitigen



Motivationen (z.B. dem Wunsch nach Anerkennung und Status, nach Schutz vor der „Welt“ usw.) aufgeht. Dafür braucht es auf dem Weg der Ausbildung sowohl die Aufmerksamkeit für die menschliche Dimension der Berufung als auch für ihre geistliche Dimension, für das menschliche Ich als auch für das göttliche Du. Auch wenn einem Eintritt in die Kandidatur oder das Postulat, ins Noviziat oder durch die erste Profess in die Gemeinschaft immer schon Prozesse der Berufungsklä rung vorausgegangen sind, so bleibt dies (mindestens bis zur ewigen Profess) die alles begleitende Grundfrage: Wozu ruft Gott mich? In welcher Form soll ich meine Taufweihe entfalten, wie dem Herrn mein Leben weihen? Ist es die Form, für die ich mich entschieden habe? Und wenn ja: in welcher Weise kann und soll ich meine persönliche Berufung in dieser Gemeinschaft mit ihrer spezifischen Ausrichtung konkretisieren? Die Einübung in die „Unterscheidung der Geister“ ist darum eine wichtige Aufgabe einer heutigen Ordensausbildung. Dabei muss den Ordenskandidatinnen und -kandidaten deutlich werden, dass primär sie selbst als „Subjekte“ für ihren Berufungsweg verantwortlich sind und ihn aktiv mitgestalten müssen. Eine Gängelung, wie sie in früheren Zeiten in der Ordensausbildung üblich war, darf es heute nicht mehr geben. Aber auch den Ausbildern und Begleitern kommt eine wichtige Funktion zu: Durch ihren „Außenblick“ und ihre Erfahrung können und sollen sie den jungen Leuten helfen, sich über ihre Berufung klarer zu werden. Sie können oft nüchterner sehen, ob Neigung und Eignung, persönliche Berufungsgewissheit und objektive Anforderungen des jeweiligen Ordenscharismas

auch tatsächlich übereinstimmen. Wenn sie an Entscheidungsprozessen beteiligt sind, wissen sich die Ausbilder dabei sowohl im Dienst an der Berufung der ihnen anvertrauten jungen Menschen als auch im Dienst an der Sendung ihrer Gemeinschaft. Dies ist eine Spannung, die manchmal zu Rollenkonflikten führen kann. Doch zeigt die Erfahrung immer wieder, dass ja nur derjenige auf seinem Berufungsweg „glücklich“ wird, mit dem auch die jeweilige Gemeinschaft „glücklich“ werden kann.

Eine besondere Herausforderung für die Ordensausbildung stellt die Einführung und Einübung in die Evangelischen Räte dar, die gemäß dem Charisma der jeweiligen Gemeinschaft zu leben sind. Dies gilt, weil sie alle drei an tiefste menschliche Strebungen rühren und zugleich dem breiten Strom einer Kultur entgegenstehen, die Leistung und Konsum, Emanzipation und Selbstverwirklichung sowie sexuelle Freizügigkeit zu den höchsten Werten erhoben hat. Von dieser Kultur sind auch die jungen Menschen durch und durch geprägt, die sich heute auf den Weg in eine Ordensgemeinschaft machen. Hier bedarf es einer klugen Pädagogik, die hilft, die eigenen Erfahrungen und Prägungen wahrzunehmen und zu reflektieren und die Inhalte der Gelübde auf zeitgemäße Weise kennen zu lernen, einzuüben und leben zu lernen. Dieser Prozess der Einübung in die „vita evangelica“ ist zweifelsohne ein Weg, der von Auf und Ab, von Höhen und Tiefen geprägt ist. Dabei brauchen die jungen Ordensleute die Begleitung und Ermutigung, manchmal auch Korrektur und Konfrontation.

Zu all dem ist ein fortschreitendes Sicheinüben in ein lebendiges spirituelles Leben unerlässlich, denn wie jede Lie-

besziehung, so braucht auch diejenige zwischen dem „gottgeweihten Menschen“ und seinem Herrn fortwährende Nahrung (z.B. durch die Feier der Sakramente, insbesondere der Eucharistie, das Stundengebet, die Meditation des Wortes Gottes usw.). Doch kann nur der auf reife Weise auf den Ruf Gottes antworten, der selbst ein reifer Mensch ist, der sich selbst gut kennt und seine persönliche Identität gefunden hat, der um seine Möglichkeiten und Ressourcen, aber auch um seine Fehler und Grenzen weiß und der sensibel ist für seine inneren Empfindungen. Denn bekanntlich setzt die Gnade die Natur voraus.

Communio

Das zweite Wesenselement des Ordenslebens ist die brüderliche bzw. schwesterliche Gemeinschaft (communio). Der Glaube ist gemeinschaftsbezogen; Er braucht das Zeugnis und lebt vom Hören. Jüngerschaft in der Nachfolge Christi gibt es, wie schon gesagt, nicht für sich allein. Darum ist spätestens seit dem II. Vatikanum der Begriff „communio“ zu einem Schlüsselwort der heutigen Lehre von der Kirche geworden, die sich als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1), als „das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk“ (LG 4), ja als „Ikone der trinitarischen Gemeinschaft von Vater, Sohn und Heiligem Geist“ (Walter Kasper) versteht. Dabei darf sich auch jede Ordensgemeinschaft als Konkretisierung der kirchlichen Communio begreifen. Auf zeichenhafte Weise sollen die Orden die Gemeinschaftsdimension des Christseins verwirklichen. „Die

Ordensgemeinschaft ist Gestaltwerdung jener communio, auf der die Kirche gründet, und gleichzeitig Prophetie jener Einheit, die sie als ihr Ziel erstrebt. „Als Experten des gemeinschaftlichen Lebens sind die Ordensleute dazu berufen, in der Kirche, der kirchlichen Gemeinschaft und der Welt Zeugen und Baumeister im Sinne jenes göttlichen Planes für Gemeinschaft zu sein, der die Geschichte der Menschen krönen soll“.⁸ In einer Zeit der Zerrissenheit unter Völkern und Religionen ist dies eine höchst aktuelle Herausforderung. Dabei sind Ordensgemeinschaften ja gerade keine Sympathiegemeinschaften. Vielmehr wissen sie sich als von Gott selbst zusammen gerufen.

Wie jede Gemeinschaft, so steht auch die Ordensgemeinschaft in der Spannung zwischen dem individuellen Ich und dem gemeinschaftlichen Wir und kann nur gelingen, wenn sie beiden Polen ihr Recht gibt und wenn sie sich als Einheit in Vielheit versteht. Hält sie diese Spannung nicht aus, steht sie in der Gefahr, sich im Konformismus einerseits oder im Individualismus andererseits zu verlieren. Personwerdung geschieht gerade dadurch, dass der Einzelne in Beziehung steht und bereit ist, von sich zu lassen und sich zu verschenken. Umgekehrt kann Gemeinschaft nur wachsen, wo die einzelnen Mitglieder in ihrer Individualität und Eigenart wertgeschätzt und respektiert werden. Nur so ist die Ordensgemeinschaft tatsächlich ein „Ort, wo man Bruder und Schwester wird“.⁹ Dabei stellt es in unserer globalisierten Welt eine zusätzliche Herausforderung dar, dass nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Ordenskonvente immer internationaler und zunehmend multiethnisch werden.



In einer Zeit, die stark von einer „post-modernen Kultur“ geprägt ist, in der jeder auf dem Markt der unzähligen Möglichkeiten sein Leben selbst gestalten kann, aber auch gestalten muss, ist die Einführung ins Gemeinschaftsleben eine unverzichtbare Aufgabe der Ordensausbildung. Die jungen Menschen, die sich für einen Weg als Ordenschristen entscheiden, sind, anders als dies früher manches Mal der Fall war, häufig schon sehr ausgeprägte Persönlichkeiten, die nur begrenzt formbar sind. Nicht selten fällt die Entscheidung für einen Ordensberuf erst im Erwachsenenalter, so dass die Kandidatinnen und Kandidaten oft schon eine abgeschlossene Ausbildung oder ein Studium und eine reiche Lebenserfahrung mitbringen. Viele tragen eine große Sehnsucht nach einem gemeinschaftlichen geistlichen Leben in sich, die nicht selten mit hohen Idealen und Erwartungen gepaart ist. Mitunter rangiert die Suche nach dem gemeinschaftlichen Leben in der Skala der Motivationen für einen Ordenseintritt ganz oben, weit vor dem Wunsch, sich in ein gemeinschaftliches Apostolat einbringen zu wollen. Umso enttäuschender ist es dann für die jungen Leute, wenn sie im Alltag des Ordenslebens mit ganz anderen Gemeinschaftskonzepten, mit eigener menschlicher Begrenztheit oder der Begrenztheit Anderer konfrontiert sind. Die Auseinandersetzung mit Ideal und Wirklichkeit des gemeinschaftlichen Lebens, aber auch mit eigenen, manchmal überzogenen Erwartungen ist daher unverzichtbar.

Die Ausbilder und Ausbilderinnen haben auf dem Weg der Einübung in die „vita communis“ wiederum eine vermittelnde Funktion. Sie haben sowohl die Aufgabe, im Namen der Gemeinschaft

das Charisma und die Spiritualität der jeweiligen Ordensgemeinschaft zu vermitteln. Umgekehrt müssen sie aufmerksam sein für die je individuelle Persönlichkeit der ihnen anvertrauten jungen Ordensleute, für ihre Reifung und ihr Wachstum, für ihre Prägungen und Eigenarten und nicht zuletzt auch für ihre manches Mal berechtigten Fragen und Anfragen an möglicherweise einseitige Entwicklungen in der realen Gemeinschaft. Aufgabe der Ausbildungszeit ist es, dass der junge Ordenschrist lernt, die Identität der jeweiligen Gemeinschaft mit der persönlichen Identität zu verbinden und die zentralen Aspekte des jeweiligen Charismas zu integrieren. Anders als früher lässt sich Ausbildung aber nicht mehr über Ausbildungspläne regeln, die für alle gleich sind; vielmehr ist heute sehr viel mehr auf die Person des einzelnen Kandidaten und der einzelnen Kandidatin mit ihrer Geschichte und Prägung zu schauen: Was hilft ihm / ihr jetzt zum Hineinwachsen in die jeweilige Ordensberufung bzw. zu deren Klärung? Dabei wird sich eine Ordensausbildung, die ins gemeinschaftliche Leben einführen will, auch als gemeinschaftlicher Prozess verstehen und sich in den Kontext der größeren Gemeinschaft integrieren (VC 67). Eine Beschränkung auf ein exklusives Meister-Schüler-Verhältnis zwischen Formator und Formand scheint dazu wenig hilfreich. Eine wichtige Aufgabe der Ordensausbildung wird es darüber hinaus sein, die jungen Menschen darauf vorzubereiten, dass sie bereit sind, die Gemeinschaft als Gabe, aber auch als Aufgabe zu verstehen, sich beschenken zu lassen, aber auch Mitverantwortung zu übernehmen und sich aktiv in das gemeinschaftliche

Leben einzubringen. Das recht verstandene Wort Jesu „Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen“ (Mt 10,39) ist eine bleibende Herausforderung für jeden Ordenschristen. Selbstverwirklichung ist ohne Selbsthingabe nicht möglich; diese christliche Wahrheit muss nicht zuletzt auf dem Weg des Einübens in das gemeinschaftliche Leben im Alltag konkretisiert und vertieft werden.

Eine geistliche Gemeinschaft ist immer eine Gemeinschaft von konkreten Menschen. Sie kann darum nicht darauf verzichten, dass sich ihre Mitglieder humanwissenschaftliche Kenntnisse aneignen, die ihnen helfen, den Weg der jeweiligen Gemeinschaft zu reflektieren. Vor allem aber müssen sie sich in soziale Kompetenzen einüben, insbesondere in Fähigkeiten zur Selbstreflexion, zu Dialog und Kommunikation, zu interkulturellem Lernen, zur Konfliktlösung, zu gegenseitigem Feedback, zur „correctio fraterna“ usw. Diese Kompetenzen machen dann auch den geistlichen Austausch in der Gemeinschaft möglich, nach dem sich heute viele Ordensleute sehnen. Die Einführung und die praktische Einübung in solche „Instrumente“ des gemeinschaftlichen Lebens ist eine wichtige Aufgabe der Ausbildungszeit. Dabei dürfen und brauchen sich die Ausbilder nicht scheuen, die Kompetenzen von Fachleuten der Psychologie oder Soziologie einzubeziehen. Umgekehrt werden sich die für die Ausbildung Verantwortlichen immer wieder zu fragen haben: Wie müssen unsere Gemeinschaften sich weiterentwickeln, damit junge Menschen in ihnen in ihrer Ordensberufung wachsen können? Welche Reifungsschritte brauchen sie

selbst, damit sie jungen Leuten helfen, Schwester oder Bruder zu werden? Ausbildung ist keine Einbahnstraße, sondern nimmt auch die Gemeinschaften selbst in Pflicht.

Missio

Im ersten Teil haben wir bereits gesehen, dass die Berufung dem Berufenen nicht für sich selbst geschenkt wird, sondern dass sie in der Fortsetzung der Sendung Jesu mit einer Sendung (missio) zum Aufbau des Reiches Gottes verbunden ist (vgl. Mk 1,17; 3,14f.). Das gilt in spezifischer Weise auch für die Ordenschristen. „Das Ordensleben soll in seinen verschiedenen Formen die Liebe Gottes in der Sprache unserer Zeit zum Ausdruck bringen“ (KKK 925). Ordenschristen sind gottgeweihte Menschen, die gerufen und gesandt sind, durch ihre Hingabe an eine gemeinschaftliche Sendung und ihr gemeinschaftliches Leben „Zeugen Gottes in der Welt“ und „Zeichen des gelebten Evangeliums“ zu sein. Sie verbinden die *Leidenschaft für Gott* mit der konkret gelebten *Leidenschaft für die Menschen*. Sie wissen, dass die Nachfolge Christi nicht bei reiner Innerlichkeit stehen bleiben kann, sondern in der konkret gelebten „caritas“ fruchtbar werden muss. Der Mensch „ist der erste und grundlegende Weg der Kirche“, so hat Papst Johannes Paul II. in seiner ersten Enzyklika „Redemptor hominis“ gesagt (14). Dies gilt zumal für die Orden. Wie sich Jesus Christus vorwiegend den Armen und Entrechteten, den Randständigen und Sündern zuwandte, so wissen sich auch die Orden gesandt, durch Wort und Tat vorzugsweise den Armen die frohe Botschaft zu bringen (vgl. Lk

4,18). Diese sind die ersten Adressaten des Reiches Gottes – damals wie heute. So wissen sich die Ordenschristen in besonderer Weise dem programmatischen Wort des II. Vatikanums verpflichtet: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (GS 1). In den Fragen und Nöten der Menschen von heute erkennen sie die „Zeichen der Zeit“, die sie zur Antwort herausfordern.

Auch die missionarische bzw. apostolische Dimension des Ordenslebens muss in der Ordensausbildung den ihr gebührenden Raum finden. Denn diese muss die jungen Ordensleute zur „Unterscheidung der Geister“ befähigen und sie dazu anleiten, die „Zeichen der Zeit“ zu lesen und darauf in angemessener und kompetenter Weise zu antworten. Die Ordensausbildung darf sich nicht allein auf eine theoretische Einführung in die Spiritualität der jeweiligen Gemeinschaft beschränken. Sie wird nicht bei der Innerlichkeit stehen bleiben, so fundamental diese gerade heute ist. Sie muss zugleich in allen Phasen der Ausbildung auch praxisorientiert sein, apostolisch-praktische Erfahrungen vermitteln und diese reflektieren helfen, ein Prinzip, das freilich dem jeweiligen Charisma entsprechend zu konkretisieren ist. Dies ist schon deswegen wichtig, damit die jungen Ordensleute mehr und mehr ihre eigenen Gaben und Ressourcen zu entdecken und entfalten vermögen und klarer sehen können, in welcher Weise sie sich in das jeweilige Apostolat ihrer Gemeinschaft einbringen können. Umgekehrt ist es natürlich auch für die Verantwortlichen in der

Gemeinschaft eine Hilfe, zu erkennen, welche Gaben („Charismen“) der einzelne Mitbruder oder die einzelne Mitschwester mitbringt, um ihn oder sie bestmöglich im gemeinschaftlichen Projekt einsetzen zu können. Die pastoral-praktischen Erfahrungen erscheinen aber auch deswegen geboten, da die Ordensberufe häufig aus eher traditionellen oder bürgerlichen Milieus stammen, während die Adressaten der vorzugsweisen Sendung vieler Ordensgemeinschaften aus den eher randständigen Milieus kommen. Diese Beobachtung legt beispielsweise im Hinblick auf die Jugendpastoral die viel diskutierte jüngste Sinus-Milieu-Studie U 27 nahe.¹⁰ Die mit der unterschiedlichen Milieuherkunft verbundenen (unsichtbaren) „kulturellen Schranken“ zu überspringen, ist eine bleibende menschliche, aber auch spirituelle Herausforderung (vgl. 1 Kor 9,22) und bedarf der Übung und Reflexion, wenn die gelebte Solidarität mit den „Armen“ nicht ein reines Ideal bleiben soll. Darüber hinaus ist die Ausbildungszeit eine wichtige Zeit, um eventuelle Einseitigkeiten im Verständnis des persönlichen Apostolats wahrzunehmen, zu reflektieren und verändern zu helfen. So weist z.B. Stefan Kiechle SJ im Hinblick auf die „missio“ auf die unter Ordensleuten verbreitete Gefahr des „workaholism“ hin: „In ihm zeigen sich falsch verstandene *caritas*, spirituelle oder menschliche Leere, depressive Persönlichkeitsanteile oder der Zeitgeist des Leistungs- und Machtdenkens.“ Gefährlich werde es auch immer da, wo das Selbstwertgefühl und die gegenseitige Wertschätzung allzu sehr an der Arbeitsleistung oder an Ämtern festgemacht würden.¹¹ Manchmal bedarf es freilich der Hilfe von Experten,

um die unbewusst zugrunde liegenden Motivationen solcher Fehlhaltungen überwinden zu helfen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Im Allgemeinen haben die Orden in den letzten Jahrzehnten viel dafür getan, ihren nachwachsenden Ordensmitgliedern eine gute theologische, humanwissenschaftliche und berufliche Qualifikation angedeihen zu lassen. In einer hochspezialisierten Gesellschaft ist die berufliche Kompetenz auch für die Zukunft eine bleibende Forderung. Nur so haben Ordenschristen überhaupt eine Chance, in der heutigen Informations- und Kommunikationsgesellschaft Gehör zu finden und von den zahlreichen Laien, mit denen sie vielfach (zumindest im sozialen Bereich) zusammenarbeiten, ernst genommen zu werden. Dabei gilt gerade für Ordenschristen (insbesondere in den apostolischen Gemeinschaften), was Papst Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika „Deus Caritas est“ im Hinblick auf das gesamte karitative Tun der Kirche angemahnt hat: „Die Helfer müssen so ausgebildet sein, dass sie das Rechte auf rechte Weise tun und dann für die weitere Betreuung Sorge tragen können. Berufliche Kompetenz ist eine erste, grundlegende Notwendigkeit, aber sie allein genügt nicht. Es geht ja um Menschen, und Menschen brauchen immer mehr als eine bloß technisch richtige Behandlung. Sie brauchen Menschlichkeit. Sie brauchen die Zuwendung des Herzens“ (DC 31). Darum müsse, so

der Papst, in kirchlichen Einrichtungen (und damit nicht zuletzt in den Ordensgemeinschaften) über eine gute berufliche Bildung hinaus insbesondere für die Herzensbildung Sorge getragen werden: Die Helfer „müssen zu jener Begegnung mit Gott in Christus geführt werden, die in ihnen die Liebe weckt und ihnen das Herz für den Nächsten öffnet, so dass Nächstenliebe für sie nicht mehr ein sozusagen von außen auferlegtes Gebot ist, sondern Folge ihres Glaubens, der in der Liebe wirksam wird (vgl. Gal 5,6)“ (DC 31). Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, Kontemplation und Aktion, Gebet und Arbeit zu fördern, ist daher auch für die Ordensausbildung eine fortwährende Herausforderung. Sie muss helfen, im Denken wie im Leben „consecratio“, „communio“ und „missio“ nicht als Gegensätze zu begreifen, sondern als untrennbar miteinander verbundene Dimensionen der einen Ordensexistenz. Nur so kann sie „ein Weg der fortschreitenden Assimilierung der Gesinnung Christi“ und „Vorbereitung des einzelnen auf seine Ganzhingabe an Gott in der Nachfolge Christi zum Dienst der Sendung“ (VC 65) sein.

.....

¹ Die folgenden Reflexionen bedürfen im Geist des Konzils der Ergänzung durch den Blick auf „die Zeichen der Zeit“ und die humanwissenschaftliche Betrachtung des soziokulturellen Kontextes, in dem Berufungen heute heranwachsen und innerhalb dessen sich Ordensausbildung heute vollzieht. Hierzu sei auf die anderen Artikel dieses Themenheftes verwiesen.



- 2 Wertvolle Anregungen für das Folgende erhielt ich durch Fabio Ciardi: *Koinonia. Itinerario teologico-spirituale della comunità religiosa*, Roma 1992, 25-40; Georg Fischer u. Martin Hasitschka: *Auf dein Wort hin. Berufung und Nachfolge in der Bibel*, Innsbruck / Wien, 1995, 98-114.
- 3 Heinz Schürmann: *Der Jüngerkreis als Zeichen für Israel (und als Urbild des kirchlichen Rätestandes)*, in: ders., *Ursprung und Gestalt. Erörterungen und Besinnungen zum Neuen Testament*, Düsseldorf 1970, S. 45-60. Vgl. zum Folgenden ebd.
- 4 Ebd. 48.
- 5 Ebd. 49.
- 6 *Nachsynodales Apostolisches Schreiben VITA CONSECRATA* von Papst Johannes Paul II., 25. März 1996, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* 125, Bonn 1996. Stefan Kiechle: *Consecratio – Communio – Missio. Die drei Grundelemente des Ordenslebens*, in: Margareta Gruber / Stefan Kiechle (Hg.): *Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken*, Würzburg, 51-71.
- 7 Vgl. Paul M. Zulehner: Art. „Evangelische Räte / Prophetischer Lebensstil“, in: *PLSp* (1992), Sp. 354f.
- 8 *Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens: Das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft*, 2. Februar 1994, *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* 116, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1994, 10.
- 9 Ebd. S. 19.
- 10 *Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieu-Studie U 27*, hg. v. Carsten Wippermann u. Marc Calmbach, Düsseldorf 2007.
- 11 Kiechle, a.a.O. S. 63.

Das aufmerksame
und wertschätzende Anschauen ist
in Jesu Nachfolge
jedem ans Herz gelegt,
der andere zu führen oder zu begleiten hat.

Reinhard Gesing SDB

Michael Hainz SJ

Br. Dr. Michael Hainz SJ, geboren 1954, trat 1973 in die Gesellschaft Jesu ein. Zunächst studierte er Philosophie an der ordenseigenen Hochschule in München und schloss darauf ein Studium der Wirtschaftswissenschaften/ Agrarökonomie in Hohenheim und Bayreuth an. Seit 1999 ist der promovierte Ökonom Leiter des Instituts für Gesellschaftspolitik an der jesuitischen Hochschule für Philosophie.



Michael Hainz SJ

Feuer und frischer Windhauch*

Ordensausbildung im Lichte gesellschaftlicher Entwicklungen

Meine soziologischen Überlegungen stelle ich unter die spirituelle Perspektive der „Betrachtung über die Menschwerdung“ aus dem Exerzitienbuch (Nr. 101-109) des Hl. Ignatius von Loyola. Mit der Bitte um die „innere Erkenntnis des Herrn, der für mich Mensch geworden ist, damit ich mehr ihn liebe und ihm nachfolge“, lädt Ignatius die Übenden dazu ein, gleichsam mit dem Blick der drei göttlichen Personen „die ganze Fläche oder Rundung der ganzen Welt voller Menschen“ zu schauen: „die einen in Frieden und die anderen im Krieg; die einen weinend und die anderen lachend, die einen gesund und die anderen krank“. Dem göttlichen Beschluss, dass die zweite Person Mensch werde, um das „Menschengeschlecht zu retten“, geht, so die Logik dieser Übung, das weltzugewandte Wahrnehmen Gottes voraus. Wie Er sollen auch die Betenden die Welt betrachten: aus einer *globalen* Perspektive („die ganze Welt“) und mit einem ungeschminkten

Realismus, der auch die Schattenseiten und abgrundtiefen Kontraste des Weltzustandes nicht ausblendet.

Aus Platzgründen und um größerer Klarheit willen werde ich, die Komplexität wissenschaftlicher Weltbetrachtung stark reduzierend, meine Ausführungen bewusst vereinfachen und zuspitzen. Sie gliedern sich in drei Teile: Zunächst werde ich aus *allgemeinsoziologischer* Sicht einige Züge der weltweiten und deutschen Gegenwartsgesellschaft skizzieren, dann einige neuere Entwicklungen des religiösen Feldes benennen, um daraus drittens Folgerungen für die Ordensausbildung zu ziehen.

In welcher Gegenwartsgesellschaft leben wir?

Wenn wir in einer globalen Perspektive die Welt von heute betrachten, dann müssen wir zunächst – denn das betrifft zahlenmäßig die meisten Menschen – von einer *gespaltenen Weltgesellschaft*

bzw. von einer Art *Weltstandesgesellschaft* sprechen. Denn die Geburtsregion eines Menschen entscheidet nahezu zwingend (Ausnahme: internationale Migration) über die Lebenschancen eines Menschen: Ob er – nach Daten von UNICEF und UNDP für 2004 bzw. 2005 – in Afrika südlich der Sahara mit einer Wahrscheinlichkeit von 17,1% in den ersten fünf Lebensjahren stirbt, Waren und Dienstleistungen in Höhe von durchschnittlich 1.998 \$ pro Kopf und Jahr erwirtschaftet und mit einer durchschnittlichen Lebensdauer von 49 Jahren zu rechnen hat; oder ob er in den Industrieländern mit einer 28mal größeren Wahrscheinlichkeit (Sterbequote: 0,6%) die ersten fünf Jahre überlebt, das durchschnittlich 17fache (33.831 \$) des Bruttoinlandsprodukts erwirtschaftet und im Schnitt 30 Jahre älter (79,4 Jahre) wird. Im Jahr 2005 konnten nur 2,7% der Afrikaner das für Innovation bedeutsame Internet nutzen, jedoch 68% der Nordamerikaner. Nach der fünfstufigen „Skala des politischen Terrors“ waren im Jahr 2005 ein Drittel der Staaten Asiens und Afrikas südlich der Sahara von schweren Menschenrechtsverletzungen (Stufe 4 und 5) heimgesucht, während sämtliche Länder West- und Mitteleuropas den diesbezüglich unbedenklichen Stufen 1 und 2 zugeordnet waren. Krass fallen auch die ökologischen Unterschiede aus: Nach Daten des Weltklimarats stammen 80 Prozent der seit 1950 weltweit ausgestoßenen Treibhausgase aus Industrieländern. Jedoch schädigen ihre Auswirkungen (z.B. Wüstenbildung, Mangel an Trinkwasser, abnehmende Ernährungssicherheit, Anstieg des Meeresspiegels) unverhältnismäßig stark die Menschen in Entwicklungsländern. Zu-

dem können sich diese wegen fehlender Finanzmittel und unzureichender Institutionen weit weniger gegen ihre ökologische Verletzlichkeit schützen. Dass rund 3 Milliarden Menschen absolut arm sind, weil sie über weniger als 2 \$ pro Tag verfügen, und mindestens 930 Millionen Menschen hungern, zeigt die gewaltige Größenordnung der globalen Problematik an. Prognosen sehen Afrika südlich der Sahara auch mittelfristig als die verwundbarste Weltregion an, was ihre wirtschaftliche Zerrüttung, politische Instabilität und kriegerischen Konflikte angeht.

Zur Realität gehört auch, dass sich Deutschland und Europa von dieser Dramatik des „Südens“ bewusstseinsmäßig *distanzieren* und politisch *abschotten*: Das zivilgesellschaftliche und kirchliche Interesse an entwicklungspolitischen Themen hat im Laufe der letzten Jahrzehnte stark nachgelassen: Dritte-Welt-Veranstaltungen ziehen wenige Besucher an, Eine-Welt-Gruppen sind meist überaltert. Ohne Lobby wird aber die Problematik der gespaltenen Weltgesellschaft zum weißen Fleck im Bewusstsein europäischer Gesellschaften; es fehlt dann der öffentliche Druck auf Regierungen, ihre vollmundigen Ankündigungen („Halbierung der weltweiten Armut“, „Aufstockung der Entwicklungshilfe“, „Klimaschutzpolitik“) auch umzusetzen. Die „Botschafter weltweiter Ungerechtigkeit“, politischer Unterdrückung und geschädigter Ökosysteme, nämlich die verzweifelt nach Europa drängenden Flüchtlinge und Migranten, werden mit Hilfe modernster Kontrolltechnik, einer eigenen Polizeitruppe (Frontex) und bilateraler Abkommen mit den Durchgangs- und Herkunftsstaaten möglichst



„weit draußen“ vor dem Kontinent und damit unsichtbar für dessen Bewohner abgefangen. Die italienische Insel Lampedusa ist zum Symbol für die dramatische Lage des in der Gestalt der Flüchtlinge sich heute „verbergenden“ armen Christus und der europäischen Abwehrschlacht geworden.

Einen zweiten Grundzug der gegenwärtigen Situation umschreibe ich pointiert mit *Wirtschafts-Sklavenhalter-Gesellschaft*: Die Vorteile einer funktionierenden Marktwirtschaft, z.B. wirksame Anreize, um gemäß den Bedürfnissen der Kunden effizient zu produzieren, sind mit menschenunfreundlichen Lasten erkauft: Bis in die Kindertagesstätten reicht die Konkurrenz um die bestmögliche Ausbildung hinein. Der wachsende berufliche Leistungs- und Anpassungsdruck erzeugt Angstzustände und führt dazu, dass immer mehr stabilisierende Psychopharmaka eingenommen werden. Der Kommerzialisierungsgrad aller Lebensbereiche steigt, jedoch zu Lasten eigener Kompetenzen, z.B. beim Kochen. Der flexible Kapitalismus prämiiert Bindungslosigkeit, denn Singles und getrennte Familien lassen sich widerstandsloser den betrieblichen Flexibilitätsanforderungen anpassen. Die aktuelle Krise offenbart die viel zu kurzfristigen und ungleichgewichtigen Anreize und Regeln unseres Wirtschaftssystems, die zudem kleinräumige Fehlentwicklungen ungepuffert globalisieren. Mehrere Tiefenwirkungen des Über-Systems Wirtschaft sind unmittelbar religiös bedeutsam. Grundlegend für das Wirtschaftssystem ist eine *Vergleichsperspektive*: Wie viel kann ich, verdiene ich, kann ich mir leisten im Vergleich zu anderen? Sie untergräbt jedoch – zumal angesichts eines

geschwächten Familien- und Sozialisationssystems – die Selbsterfahrung, als Mensch vergleichsunabhängig, unbedingt geliebt zu sein („Du bist mein geliebter Sohn, meine geliebte Tochter“). Damit geht die Basis der Gottesliebe verloren. Mit Übernahmen aus dem religiösen Symbolvorrat versuchen Werbung und Warenpräsentation sachlich kaum unterscheidbare Produkte (z.B. Sportschuhe) zu heiß begehrten „Kult“-Produkten zu machen. Damit banalisiert aber Wirtschaft religiöse Symbole, entwertet sie durch Endlosgebrauch und verschließt den unendlichen Horizont zugunsten des Irdischen: „Zieh deine Nike-Schuhe an, denn hier ist heiliger Boden“. Die Erfindungsrichtung neuer Güter und Dienstleistungen und insbesondere die Werbung haben sich kulturell vielfach als Lebensorientierung am „immer Leichterem und Müheloserem“ ausgewirkt. Damit mangelt es der herrschenden Kultur weithin an Unterscheidungsgabe und Motivation, damit Menschen unvermeidliche „Kanten“, Mühen und Durststrecken ertragen oder gar freiwillig auf sich nehmen können, wie sie in Sozialbeziehungen, aber auch in der Selbsterfahrung und Gottesbeziehung immer wieder anstehen. Infolgedessen verliert auch die – freilich „ineinander“ zu denkende – „Reihenfolge“ der christlichen Erlösungsbotschaft („durch das Kreuz zur Auferstehung“) ihre kulturelle Stützung.

Ein drittes Merkmal der Gegenwartsgesellschaft ist damit bereits angedeutet: Weil das kapitalistische System irdische, ans Haben und Erleben gekoppelte Heilerwartungen systematisch gesteigert und die Einlösung der Sinnerfüllung im Jenseits gekappt hat, überbeanspruchen die entsprechend konditionierten Men-

schen geradezu systemnotwendig die natürlichen Ressourcen. Sie schädigen in vielfacher Weise die mitmenschliche Umwelt, was wiederum die Armen besonders hart trifft. Diese Doppelwirkung der *Öko-Räubergesellschaft* widerspricht der Kardinaltugend des „Maßhaltens“ und den Idealen der Ordensarmut. Unser derzeitiges Zivilisationsmodell ist weder global verallgemeinerbar noch zukunftsfähig. Es ist vielmehr ungerecht und bedarf der tiefgreifenden Umsteuerung.

Ein weiterer Zug unserer Ordnung lässt sich als *Wissens- und Online-Gesellschaft* kennzeichnen. Wissen, genauer: die intelligente Nutzung und gezielte Schaffung immer neuen Wissens, ist zum zentralen Produktionsfaktor geworden. Ein wesentliches Mittel, Wissen zu erwerben und zu kommunizieren, ist das Internet samt seinen Anwendungen (E-Mail, Foren, Blogs etc.). Was nicht oder nicht gut im Netz steht, existiert, zumal für junge Menschen, gar nicht – auch nicht die christliche Botschaft, die Kirche und die Ordensgemeinschaften. Von vielen Fragen will ich nur zwei aufgreifen: Welches Orientierungswissen und welche Verankerung brauchen Menschen, um aus dem sich vervielfältigenden Sachwissen sinnvoll auszuwählen zu können? Wie ist damit umzugehen, wenn infolge der technischen Überlegenheit junger Internet-Nutzer „alte“ Autoritätsstrukturen kippen?

Ein fünftes Charakteristikum der Gegenwartsgesellschaft umschreibe ich als *Fraglichkeit von Individualisierung und Risiko*. Lange Zeit hat die Kombination von Erwerbsbeteiligung und sozialstaatlicher Absicherung Individualisierungstendenzen begünstigt: Die sich am Bildungs- und Arbeitsmarkt profilierenden und sozialstaatlich ab-

gesicherten Individuen wurden aus herkömmlichen sozialen Einbindungen (in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Klasse, Dorf, Kirchengemeinde) „freigesetzt“. Sie wurden zu – so Ulrich Beck – „Konstrukteuren, Jongleuren, Inszenatoren ihrer Biographie, ihrer Identität, aber auch ihrer sozialen Bindungen und Netzwerke“. Sie haben damit freilich auch die anfallenden Chancen, Gefahren und Ambivalenzen ihrer Biographie selbst zu bewältigen und sich ein etwaiges Scheitern selbst zuzurechnen. Mittlerweile wurde die einstige „Wohlstandsindividualisierung“ vielfach abgelöst durch eine „Individualisierung auf dem Hintergrund prekärer Lebensverhältnisse“, nämlich eines unzugänglicheren, unsicheren Arbeitsmarktes, gekürzter sozialstaatlicher Absicherungen und eines hohen Scheidungsrisikos. Ausbildungssystem und Arbeitsmarkt werden absehbar weiterhin als „Motoren“ der Individualisierung wirken. Namentlich in Ökologie und Medizin haben sich die Risiken, Gefahren und schwer entscheidbaren Fragen des Zivilisationsprozesses vermehrt. Gerade die Thematisierung der Probleme am Lebensende (z.B. Demenz, Altenpflege, Patientenverfügung, Tod) holt die Endlichkeit ins gesellschaftliche Bewusstsein zurück und revidiert so, und zwar religionsproduktiv, das „grenzenlos“ angelegte Projekt der Moderne. Kann die Individualisierung weiterhin als so selbstverständlich und in der gekennzeichneten Form angenommen werden wie bisher? Oder wird sie eher von gegenläufigen Prozessen neuer Einbindungen (Rückbindung = religio) überlagert oder gar zurückgedreht? Wird das gehäufte Auftreten wirtschaftlicher und sozialer Risiken

nicht Bewegungen hin zu „starken“ Zusammenschlüssen von Individuen begünstigen – bis hinein zur Flucht in Sicherheit versprechende Kollektive? Und setzt nicht kulturell (z.B. in Diskussionen über das „gute Leben“ oder in Werken jüngerer Literaten und Theatermacher) eine neue Suche ein nach dem, was Ralf Dahrendorf einst „Ligaturen“ genannt hat: nämlich Werte, Kriterien und „Anker“, auch religiöser Art. Ohne sie ließe sich in den vielen offenen, unstrukturierten Entscheidungssituationen gar nicht sinnvoll entscheiden. Denn die Menschen kämen sich vor wie in der Wüste, wo, ohne Spuren und Wegweiser, alles „gleich-gültig“ und der Weg nicht zu finden wäre.

Derzeit versorgen 800 „Tafeln“ (ehrenamtlich betriebene Sammel- und Ausgabestellen für Lebensmittel) fast eine Million Bedürftige mit dem Notwendigsten. Das sind dreimal so viele wie noch im Jahr 2000, und der „Kundenstamm“ (darunter viele Hartz-IV-Empfänger) wächst schneller als diese Versorgungsstrukturen. Dies ist ein Indikator für die *wachsende soziale Schieflage* in Deutschland. Laut dem Dritten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung waren im Jahr 2005 13 Prozent der Bevölkerung in Deutschland, also knapp jede achte Person, armutsgefährdet, mussten also mit weniger als 60% des mittleren Einkommens (781 €/Monat bei allein Lebenden) auskommen. Doch aus statistischen Gründen wird damit das Ausmaß der Armutsgefährdung noch unterschätzt. Überdurchschnittlich häufig arm sind Haushalte von allein Erziehenden, Familien mit drei und mehr Kindern, Arbeitslose und prekär Beschäftigte, Migranten und Menschen

ohne Schulabschluss. Auch auf Zukunft hin ist es beunruhigend, dass 900 000 Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren auf staatliche Hilfe in Form von Hartz IV (Grundbetrag: 357 €/Monat) angewiesen sind. In besonders schwierigen Lebenslagen befinden sich Menschen in Wohnungslosigkeit, Suchtkranke, Straffällige, „irreguläre Ausländer“, Aidskranke und Opfer häuslicher Gewalt. Allen Anzeichen zufolge wird die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise die Arbeitslosigkeit und Armut in Deutschland erheblich verschärfen. Wird dieses Mal die Wachsamkeit und Solidarität der Gläubigen größer sein als während der Krise des frühen Industriekapitalismus im 19. Jahrhundert?

Was tut sich im religiösen Feld und in der katholischen Kirche?¹

Auch hier lohnt sich zunächst ein Blick auf die internationale Szene: Pfingstkirchen, evangelikale Gruppen und Islam sind die am stärksten wachsenden Religionsgruppen. Aber auch ein „neuer Atheismus“ gewinnt u.a. als Reaktion auf religiösen Fundamentalismus an Boden. Der Erfolg der Pfingstkirchen beruht u.a. auf der Verbindung von asketischer Lebensführung (wirtschaftliche Leistungsethik, eheliche Treue, Abkehr von Alkohol) und gemeinschaftlicher Begeisterung, welche in einer haltlosen Gesellschaft Zugehörigkeit und Wärme vermittelt, und auf der Organisationsform religiösen Unternehmertums. Es wirtschaftet auf eigene Rechnung und eigenes Risiko und agiert damit dynamischer als überbürokratisierte Kirchen-Großhierarchien. Der gemäßigte Islamismus stärkt seine Zukunftsbasis durch die Konzentration

auf das Machbare: die Sicherung der religiösen Erziehung in Elternhaus und Koranschule.

In Deutschland sind eine *neue religiöse Unbefangenheit* in Theater, Lyrik und Romanen, eine zunehmende Gesprächsbereitschaft für religiöse Fragen auch in beachtlichen Teilen der Philosophie, Soziologie und Psychologie sowie ein riesiges Interesse an „Spiritualität“, Engeln, Wellness, Heilung zu beobachten. Dies alles zeigt an, dass die individuelle und gesellschaftliche *Nachfrage nach Religion bzw. Thematisierung von Religion* in den letzten Jahren gewachsen ist. Öffentlich wird Religion dahingehend thematisiert, ob und unter welchen Bedingungen Anhänger verschiedener religiöser und nicht-religiöser Überzeugungen im öffentlichen Raum konfliktfrei und in Einklang mit demokratischen Grundrechten miteinander leben können.

Im Zeitablauf hat die *Verschiedenartigkeit des religiösen Feldes in Deutschland* erheblich zugenommen. Dies gilt für seine Inhalte, Formen und Akteure. Zwar sind klassische kirchliche Akteure hierzulande immer noch die „Mehrheitsanbieter“ in Sachen Religion. Doch werden sie zunehmend „ergänzt“ durch Führer und Anhänger anderer Weltreligionen (3,5 Millionen Muslime, 180.000 Juden, 165.000 Buddhisten) sowie diffuser neo-spiritueller Szenen. Auf das religiöse Feld Einfluss nehmen außerdem vermehrt Akteure aus den Subsystemen Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft sowie neue, kämpferische Zusammenschlüsse säkularistischer Gruppen. Diese wollen unter Federführung des „Humanistischen Verbands Deutschlands“ die „Privilegien“ der Konfessionskirchen abbauen und ihre

eigene „religionsfreie“ Weltanschauung u.a. mittels des Angebots des Fachs „Lebenskunde“ und der Ausrichtung von Jugendweihen offensiv propagieren. Die Konkurrenz- und Profilierungskämpfe um die Größe, Spielregeln und Marktanteile des religiösen Feldes dürften noch härter werden und zumindest in Teilbereichen die religiöse Vitalität in Deutschland steigern.

Eine Belebung des religiösen Feldes heißt freilich nicht automatisch ein Wachsen des kirchlich verfassten Christentums. Um hier nur von der katholischen Kirche zu sprechen: Aufgrund ihres immer noch mangelnden Reformeifers zeigt sich bislang eher das Gegenteil. Von erfreulichen Neuaufbrüchen etwa im Zuge der Rezeption der Sinus-Studien abgesehen (Ebertz/Hunstig 2008), ist, großflächig gesehen, eher eine *Entfernung der Kirchenmitglieder von der Institution katholische Kirche* zu beobachten: Längerfristig betrachtet, schrumpfen die Zahlen der Priester, Ordenschristen und Kirchenmitglieder, die Kirchenfinanzen sowie die Dichte gottesdienstlicher Angebote und kirchlicher Einrichtungen (Bildungs- und Exerzitienhäuser, Schulen, Kindergärten etc.). Das Sakrament der Beichte ist – fast ohne Gegenwehr – aus den meisten Milieus verschwunden, der Anteil der sonntäglichen Gottesdienstbesucher ging von 21,9% (1990) auf 13,7% (2007) zurück. Im gleichen Zeitraum sanken die Zahl der katholischen Trauungen pro Jahr von 116 332 auf 49 393 und der Taufen von 299 797 auf 185 585 – Frühindikatoren dafür, dass die herkömmliche Weitergabe des Glaubens noch weiter ausdünnen wird. Mit dem Anwachsen des nichtkonfessionellen Bevölkerungsanteils (32,5%

in 2007) wird die Privilegierung der Kirchen seitens des Staates (Kirchensteuereinzug durch die Finanzämter, Religionsunterricht, Feiertage, Kooperation im Sozialbereich etc.) immer weniger plausibel. Absehbar wird damit die staatliche Stützung konfessioneller Glaubenspraxis fraglich.

Zum Nachdenken und zu kirchlichen Reformen Anlass gibt die *Diskrepanz* zwischen der dargestellten *institutionellen und gemeinschaftlichen Schwächung der Kirche* und den eher stabilen, teilweise sogar leicht ansteigenden Indikatoren *individueller Religiosität*: So hat sich die Zustimmung zur Aussage „Es gibt einen Gott, der sich mit jedem Menschen persönlich abgibt“ zwischen 1992 und 2007 von 38 auf 42% in Westdeutschland und von 14 auf 15% in Ostdeutschland erhöht. Auch stieg der Anteil derer, die angaben, ein- oder mehrmals pro Tag zu beten, zwischen 1994 und 2007 in Westdeutschland von 22 auf 28% und in Ostdeutschland von acht auf zehn Prozent. Noch ist der potenzielle Adressatenkreis für ein glaubwürdiges religiöses Zeugnis in Deutschland groß. Denn nach Zahlen aus dem Jahr 2007 lehnt eine überdeutliche Mehrheit der Deutschen (77% in Westdeutschland und sogar 54% in Ostdeutschland) die Aussage ab, dass „Kirche und Religion für mich keine Bedeutung haben“.

Die kirchliche Sinus-Jugend-Studie „Wie ticken Jugendliche?“ (hg. v. BDKJ & Misereor 2008) zeigt noch deutlicher als die Sinus-Erwachsenen-Studie (hg. von Medien-Dienstleistung GmbH 2006), dass – in den Worten von Rainer Bucher – „die katholische Kirche in ihrer gegenwärtigen Realisationsform (...) offenbar den Kontakt zu einer ganzen

Reihe von Lebensstilmilieus nachhaltig verloren hat“. Nachdenklich stimmt insbesondere, dass die Kirche weder Zugang hat zu den Verlierern (in missverständlicher Sinus-Terminologie: den „Konsum-Materialisten“ und „Hedonisten“) noch zu den Gestaltern der Gesellschaft in den so genannten Leitmilieus (z.B. „moderne Performer“). Kirchliche Jugendarbeit erreicht „vor allem die Jugendmilieus ‘Traditionelle’, ‘Bürgerliche Mitte’ und Teile der ‘Postmaterialisten’ sowie vereinzelte ‘Konsum-Materialisten’“, aber „nicht oder nur singulär“ die „quantitativ größten Milieus (Moderne Performer und Hedonisten, auch Experimentalisten), die zusammen 65% der Jugendlichen ausmachen. (...) Zwischen der katholischen Jugendarbeit (...) und den großen jugendlichen Lebenswelten gibt es einen tiefen Graben“ (BDKJ & Misereor 2008: 25).

Die Sinus-Erwachsenen-Studie hatte drei u.U. vermeidbare Hindernisse für die Glaubenskommunikation herausgestellt: Zum einen werden der Kirche die Standardvorwürfe der „Unglaubwürdigkeit“, „Doppelmoral“ oder „Engstirnigkeit“ gemacht, die sich nach Aufhebung der Exkommunikation gegenüber den Bischöfen der Pius-Bruderschaft noch verstärkt haben dürften. Zweitens kritisieren mehr oder weniger kirchennahe Katholiken, die Einrichtungen der katholischen Kirche versteckten sich zu sehr, machten also den kirchlich-christlichen Charakter ihrer Angebote nicht selbstbewusst genug kenntlich. Schließlich wird zumal in den modernsten, d.h. jüngeren Milieus der *Stil* der kirchlichen Sprache, Rituale, Musik und Raumausstattung oft schon von vorne herein als altbacken wahrgenommen und die dadurch bei vielen (nicht al-

len!) hervorgerufene Abwertung und Ablehnung unmittelbar auf die Inhalte der Verkündigung übertragen. Doch Vorsicht: Entfremdung und Kommunikationsblockaden zwischen Kirche und den ihr fernsten, insbesondere jüngsten Milieus sind im Kern nicht als äußerliche Oberflächenphänomene aufzufassen. Sie haben vielmehr u.a. mit unterschiedlichen „Grundorientierungen“, tief eingelebten Wahrnehmungs-, Beurteilungs- und Handlungsmustern, zu tun. Diese kennen zu lernen, ohne vorschnelles Urteil zunächst einmal stehen zu lassen, zu verstehen, ja lieben zu lernen und mit ihnen wirksam zu kommunizieren erfordert viel Zeit, Geduld und – lohnende! – missionarische Mühe.

Nach Auswertung des qualitativen Materials des „Religionsbarometers“ (Bertelsmann-Stiftung 2008) stellte der Soziologe Armin Nassehi fest: „Je intensiver unsere Interviewpartner ihr eigenes Glaubensleben erleben, desto mehr geraten sie in eine innere Distanz zur kirchlichen Praxis, ohne diese freilich generell abzulehnen.“ Er interpretierte diese Distanz dahingehend, dass die Kirchen zu sehr Wert legten auf eine – von den Zeitgenossen längst beiseite geschobene – „Unterwerfung unter ein allgemeines Muster“ des *Was*, also der Inhalte des „Konfessionell-Religiösen“ (z.B. der Bedeutung des Kreuzesopfers Christi). Demgegenüber verlören sie das den Zeitgenossen sehr viel wichtigere *Wie* aus den Augen: die Fähigkeit, die zahlreichen Brüche individueller Existenz *authentisch*, und zwar je persönlich, als eine biographische Einheit, und das heiße „als Glaubenserlebnis“, präsentieren zu können. Wie kann die Kirche es schaffen, aufmerksamer und

heilsamer an die vielfältigen biographischen „Inkonsistenzen“ anzuschließen und mitzuhelfen, sie zu einer Einheit, zur Ahnung gelingenden Lebens werden zu lassen?

Was folgt daraus für die Ordensausbildung?

Ich bin mir der Problematik bewusst, aus soziologischen Analysen Handlungsempfehlungen für die Ordensausbildung abzuleiten. Zudem gibt es nicht „die“ Ordensausbildung, sondern ganz unterschiedliche Ausbildungsgänge der einzelnen Gemeinschaften – je nach deren Charisma, Aufgaben, Zielgruppen und strategischer Positionierung in der gegenwärtigen Gesellschafts- und Kirchenlandschaft. Thesenartig formuliere ich einige Anregungen, die, aus jesuitischem Hintergrund stammend, auf die konkrete Ausbildung in der jeweiligen Gemeinschaft hin noch eigens zu übersetzen wären:

1. Gesellschaftlich wie kirchlich leben wir in einer Zeit fundamentaler Umbrüche, ja vielfacher Abbrüche: Hierbei droht nicht nur, dass die Kirche bei einem reformvergessenen „Weiter so“ in die fortschreitende Bedeutungslosigkeit abdriftet. Vielmehr scheint die welterlösende Ur-Kraft des Christentums selbst vielerorts unkenntlich und schlaff geworden zu sein. Vielerorts scheint es keine zündenden Ideen und packenden Motivationen mehr zu entfalten, um die drängenden Probleme der Welt von heute anzupacken. Auch ist noch nicht hinreichend klar zu sehen, wie geistgewirkt-zukunftsfähige Sozial- und „Geistes“-Formen des Christ- und Kircheseins aussehen

werden – und des Ordenslebens, das ihm dient, es mit-gründet und festigt. Deshalb sollte bereits die Ausbildung die jungen Ordenschristen darauf vorbereiten, jenseits von „Anpassung“ und „Nichtanpassung“ *betende, suchende, experimentierende „Pfadfinder“ für diese welterlösungsrelevante Zukunftsgestalt von Kirche und Ordensleben* zu werden. Gerade jetzt gebraucht – und in Befragungen geschätzt! – werden Ordenschristen, die es sich als die „Freigelassenen von Welt und in Kirche“ leisten, frei von üblichen Zwängen in unübersichtlichem Gelände und in aufwändigen Suchprozessen die Zeichen der Zeit zu entziffern und hörend auf den Geist einen „völlig offenen Weg zu finden“: das, was der HERR als den zeitgenössischen Umriss Seines Reiches uns heute für Orden, Kirche und Welt zeigen will. „Neuer Wein gehört in neue Schläuche!“ (Mk 2,22). Inspirationen und „Feuer“ für diese – vom HERRN zu erbittende, nicht einfach machbare – Rund-Um-Erneuerung und Neugründung vermittelt an erster Stelle das intensive Kennenlernen des HERRN und der Heiligen Schrift, sodann das Studium der Gründungs-, Reform- und Missionsphasen in der Kirchen- und Ordensgeschichte. Was lässt sich heute lernen von der Ausbreitung des Urchristentums, den Gründungen der Orden, den Reformbewegungen und Missionsaufbrüchen der Kirche? Und wo zeigen sich heute ursprungsgetreue und zugleich zeitgemäße „best practices“?

2. Bei der nachhaltigen Ausprägung der für diesen Prozess der „schöpferischen Treue“ (und „schöpferischen Zerstörung“!) nötigen Haltungen – nüchternes Analysieren von Defiziten,

strategisches Aufspüren neuer Chancen, Mut zum Experiment, Kreativität, Gestaltungskraft, Zähigkeit und kommunikative Widerstandsfähigkeit – steht die Ordensausbildung vor zwei Problemen. Beide gewinnen im Licht der beiden Sinus-Milieu-Kirchen-Studien an Kontur: Woher bzw. wie gewinnen die Orden die für Erneuerungsprozesse und die Mission in kirchenfernen Milieus erforderlichen Berufungen von Personen mit Kreativität und Gestaltungskraft, wenn gleichzeitig die dafür günstigsten Jugendmilieus, die so genannten „Modernen Performer“, „Experimentalisten“ und Teile der „Postmaterialisten“, vom kirchlich verfassten Christentum weit hin abgekoppelt sind? Und falls doch – was ja immer wieder vorkommt – ideenreiche, unternehmerisch gesinnte junge Menschen in Orden eintreten: Wird eine subtil auf fraglose Anpassung, Spannungslosigkeit, „Harmonie um jeden Preis“ und unbeweglich machendes Sicherheitsdenken hindrängende (d.h. Werte des traditionellen Milieus prämierende), jedoch kreative Unruhe und Veränderungstendenzen tendenziell abwürgende Ordensatmosphäre sie umbiegen, also ihr kreatives, gestalterisches Potenzial „weschleifen“? Wird dieser milieuverengte Anpassungsdruck sie gar früher oder später wieder aus dem Orden hinausdrängen? Um mit dieser „traditionalistischen Milieufalle“ gut umzugehen, dürfte den für Ordensausbildung und -leitung Zuständigen „Milieukompetenz“ helfen. Sie erlangt man freilich nicht allein durch die Lektüre der beiden Milieustudien, sondern durch die Teilnahme an ganzheitlichen Kursen, welche die feinen sozio-kulturellen Zeichen, Haltungen und „Logiken“ der Angehörigen verschied-

dener Milieus bewusst machen. Milieukompetenz ist auch in anderer Hinsicht von Nutzen: Sie kann dazu helfen, angemessene Signale für die Werbung von Berufungen auszusenden und das Gemeinschaftsleben passgenauer auf die unterschiedlich „tickenden“ MitschwesterInnen bzw. Mitbrüder abzustimmen. Darüber hinaus trägt sie dazu bei, hinreichend herausfordernde Einübungen in bestimmte Apostolatsfelder (z.B. Internet-Seelsorge, religiöse Ansprache junger, kirchenfremder Milieus, Sozialapostolat mit besonders schwierigen Zielgruppen) anzubieten sowie ein flexibles „Baukasten“- bzw. Modulsystem für die Ausbildungsabschnitte der immer stärker individualisierten jungen Ordensmitglieder mit ihren Patchwork-Biographien zu erarbeiten.

3. Aus vielen religionssoziologischen Studien geht hervor, dass *Spiritualität* – wie lange noch? – das bevorzugte Zauberwort des Zeitgeistes darstellt. Es weckt, weil mit Erlösungsverheißung besetzt, große Sehnsüchte, motiviert zu langwierigen Wanderungen und Experimenten auch über Religionsgrenzen hinweg und stellt das wichtigste Eintrittstor dar, das suchende Menschen vor allem aus mittleren und gehobenen Schichten mit „so etwas wie“ Religion in Berührung bringt. Die Forschung (z.B. Ariane Martin 2005) zeigt, wie ungeheuer vielfältig, mitunter trivial, an den Rändern abstrus, die Rituale und Praktiken u.a. der Weltreligionen selektiv mischend und insgesamt umkämpft und umstritten dieser spirituelle Markt mittlerweile geworden ist. Ernsthaft religiös suchende Menschen begründen ihre Konversion zum Buddhismus damit, dass sie in der katholischen Kirche

keine Lehrer des Betens und Meditierens gefunden hatten – ein Mangel, den zu überwinden auch Kenner der christlichen Spiritualität dringend anmahnen. Was bedeutet dies für die Ordensausbildung? Die Messlatte dafür, Ordenschristen als Zeugen einer „anderen“, d.h. spirituellen Welt wertzuschätzen, liegt heute höher als früher, weil Menschen auf vielen nichtchristlichen Wegen „spirituelle Erfahrungen“ machen und durch langes Üben zu Gelassenheit, Ausstrahlung oder sogar Erleuchtung gefunden haben. Damit Ordenschristen als Gesprächspartner und -partnerinnen für spirituell Suchende bzw. als geistliche Begleiter und Begleiterinnen ernst genommen werden oder gar als Lehrerinnen und Lehrer der Spiritualität deren Niveau und Profil aus christlicher Erfahrung mitprägen können, sollte die *spirituelle Ausbildung* in den einzelnen Ordensgemeinschaften wirklich solide und ernsthaft sein. Indem sie auch Einblick in andere „Schulen“, ja in andere Religionen eröffnet, befähigt sie zu *interreligiöser Kompetenz* und damit zur Teilnahme am künftig noch wichtiger werdenden interreligiösen Dialog.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

4. Wie kann die christlich, d.h. vom Leben Jesu her verstandene Spiritualität zur Kraft der Erneuerung von Orden und Kirche und der Erlösung der Welt werden? Denn in ihr geht es ja nicht um Gefühle weltenthobener Übersinnlich-

keit, sondern um eine Transformation, nämlich eine Abkehr von „weltlichen“ Bindungen und „ungeordneten Anhänglichkeiten“ und eine Bereitung zum liebevollen Dienst Gottes und der Menschen. Um diesen geistlichen Doppelprozess der Distanzierung von „Welt“ und des gereinigten, wirksamen Dienstes an der „neuen Welt“ zu unterstützen und zu „erden“, ist es unerlässlich, auch die wirtschaftlichen, sozio-kulturellen und politischen Dimensionen der Wirklichkeit *unterscheidend analysieren zu lernen*: Ihre oftmals verborgenen Schiefheiten sind ja auch die Muster der „Verbiegungen“ meines Herzens. Das in ihr vorfindbare Leid ist das, was nach Erlösung schreit. Die in ihr ebenfalls enthaltenen Ressourcen aller Art (in Natur, Technik, Organisation, Kunst, Wissenschaft, menschliche Talente und Vernetzungen) sind gottgegebene Mittel, die zum möglichst fruchtbaren Einsatz für Sein Reich helfen. Die Kenntnis feiner Raster für die Wahrnehmung der nach Kultur und sozio-ökonomischer Lage unterschiedlich „tickenden“ Menschen befähigt zu „milieusensibler“ Pastoral. Mit einem Wort: *Sozio-kulturelle Analysen* aller Grade sollten selbstverständlicher, weil „qualitätssichernder“ Teil heutiger Ordensausbildung sein. Sie beginnen bei der aufmerksamen Zeitungs- und Internetlektüre und Gesprächen mit Experten aus Gesellschaft und Kirche. Zu ihnen gehören auch ausgewertete Sozialpraktika, „Exerzitien auf der Straße“, das Mitleben unter Armen und Exposure-Programme in fremden Kulturen der Dritten Welt. Erforderlich, aber weithin erst noch zu entwickeln sind schließlich ausdrückliche, methodisch angeleitete Seminare zur sozio-kulturellen Analy-

se. Eine auf diese Weise realitätsbezogene, geerdete Frömmigkeit unterscheidet Ordenschristen vom mitunter arg weltabgehobenen Stil mancher neuer geistlicher Gemeinschaften, welcher die existenzielle Dramatik der Erlösungstat Christi unterbietet, weil er sie weltlos macht.

5. Im zukünftig noch mehr umkämpften religiösen Feld – (kultur)christliche Selbstverständlichkeiten stehen zunehmend in Konkurrenz zu Islam, Buddhismus und neo-spirituellen Szenen und werden attackiert von erstarkenden säkularistischen Gruppen – wird auch von Ordenschristen vermehrt abverlangt werden, „jedem“ Vertreter anderer Religionen und Spiritualitäten sowie „jedem“ Religionskritiker „Rede und Antwort zu stehen, der sie nach der Hoffnung fragt, die sie erfüllt“ (1 Petr 3, 15). Somit wird eine *gezielte Ausbildung zur – auch milieuüberschreitenden, ja interkulturellen – religiösen Kommunikationsfähigkeit* im Sinne sowohl der rationalen Argumentation wie des bekennenden Zeugnisses nötig. Diese Kommunikationsfähigkeit gründet darin, dass Ordenschristen ihren Glauben ursprungsgetreu erfasst und ihn sich existenziell, authentisch angeeignet haben, so dass sie ihn auch kulturell Fremden bezeugen können. Zusammen mit der angesprochenen geistlichen Vertiefung dürften dazu mindestens ein dreijähriger Fernkurs in Theologie und/oder andere Kurse für das religiöse Zeugnisgeben für möglichst viele Ordensangehörige hilfreich sein.

6. Zeitgemäße Ordensausbildung sollte eine – im paulinisch-franziskanischen Sinn – „*aufbauende*“, *neu sammelnde*

Art von Kirchlichkeit einüben: Um innovativ (d.h. unter Umständen auch: gesund traditionell in zeitgemäßem Gewand) zu sein, brauchen die Orden Freiräume gegenüber der kirchlichen Hierarchie und der Ortskirche. Weil sie aber erneuernd *in, mit und für die Kirche* wirken wollen, sollte bereits jungen Ordenschristen der Blick für die real existierenden Nöte der Welt- und Ortskirche geschärft und nicht auf das Überleben ordenseigener Institutionen-Nischen verengt werden. Die Suchfrage wird hier sein: Mit welchen Formen des Betens, Zeugnisses und Apostolates, mit welchen neuen Inspirationen (auch institutioneller Art) können wir – im Dienst an den Menschen – zur Stärkung, ja zum Wachstum von Kirche, namentlich auch der Weltkirche, d.h. kontinentübergreifend, beitragen? Ordensreformen, so zeigt die Kirchengeschichte, waren dann fruchtbar, wenn sie in Antwort auf die Nöte der Zeit und der Kirche ganzheitlich ausfielen, also intensives Gebet, geteilte Genügsamkeit, klare Disziplin, eifriges Apostolat, Dienst an den Ärmsten, kooperatives und auch feierndes Gemeinschaftsleben sowie Verfügbarkeit umfassten, und von spürbarem Eifer, ja vom Zug zur Heiligkeit beseelt waren.

7. Das auf eigene und kirchliche Erneuerung zielende Ordensleben bedarf, um eine den vorgenannten Punkten entsprechende Dynamik zu entfachen, bestimmter Charakteristika des *Gemeinschaftslebens*: Es wird spannungsreich sein, weil es die Tradition vertiefen und gleichzeitig Frei- und Experimentierräume für deren lebendige Neuaussage eröffnen will, weil es – wie der Apostelkreis – milieuplural zusam-

mengesetzt ist und damit Reibungen, zumal mit unangepassten, in der Kirche üblicherweise randständigen Vertretern kreativer und gestaltungsfreudiger Milieus erzeugt, weil es Individualität und Patchwork-Biographien ernst nimmt und doch tragende Gemeinschaft stiften will, weil es (konfliktträchtigen!) Raum für die gemeinsame Unterscheidung und Diskussion von Erneuerungsstrategien eröffnet, weil es alle menschlichen Mittel voll einsetzen und doch dem HERRN die Initiative überlassen will.

Ja, ein auf Erneuerung ausgerichtetes Ordensleben wird spannungsvoll und von schöpferischer, besser: heiliger Unruhe geprägt sein. Der Trost, den die neuere Religionssoziologie, namentlich die beiden kirchlichen Milieustudien, dabei bietet: Spannungen, nämlich „Leben in Paradoxien, Experimentierfreude, Multi-Optionalität“ machen auch die „Grundorientierung“ der so genannten C-Milieus, also der jüngsten Milieus, aus. Wo Ordensausbildung es schafft, ähnliche Spannungen zuzulassen und fruchtbar auszutragen, hat sie am ehesten die Chance, für junge Menschen heute anziehend zu sein.

.....

* Ich danke Sr. Igna Kramp CJ sowie meinen Mitbrüdern Stefan Bauberger, Johannes Müller, Niccolo Steiner und Dominik Terstriep für wertvolle Rückmeldungen bei der Erarbeitung dieses Textes.

¹ „Die religiöse Landschaft in Deutschland: Zwischen schrumpfender Kirchlichkeit und spirituellen Neuaufbrüchen“ habe ich ausführlich in den „Stimmen der Zeit“, Bd. 266, Juni 2008, S. 377-390 analysiert und daraus Folgerungen für das Handeln der Kirche abgeleitet.

Heinz Lau SCJ

P. Heinz Lau SCJ ist seit 2008 Novizenmeister der Deutschen Ordensprovinz der Dehonianer. Zuvor war er Rektor des Herz-Jesu-Klosters in Neustadt an der Weinstraße.



Heinz Lau SCJ

„Entweder Du gehst mit der Zeit oder mit der Zeit gehst Du“

Ordensausbildung in veränderter gesellschaftlicher Wirklichkeit

Im letzten Oktober/November war ich bei meinen brasilianischen Mitbrüdern zu Besuch und habe alle unsere Ausbildungshäuser in den beiden südbrasilianischen Provinzen besucht: angefangen vom Propädeutikum bis zur theologischen Hochschule. Zunächst einmal will ich kurz einige Beobachtungen aus diesen Begegnungen wiedergeben, speziell die, die das Noviziat betreffen:

Der Novizenmeister P. Eli zeigt mir beim Spaziergang durch den Garten verborgene Vogelnester und verweist respektvoll auf die Nester: ein Vogel nistet in einer Bananenstaude, ein anderer im Efeu-Gestrüpp. „Die Vögel gehen mit der Brut gut um, sie schützen sie, sie sorgen für das Notwendige und machen behutsam mit den Erfahrungen des Lebens vertraut“ (Schutz – Sorge – vertraut machen mit Leben).

Im Gartengelände zeigt P. Eli stolz auf die im letzten Jahr selbst erbaute „Ere-

mitage“, eine Kapelle im Oktagon, so groß wie ein Wohnzimmer, etwa 1½ Meter tief in den Boden eingegraben. Ein schmaler Weg führt hinab. Hier trifft man sich gemeinsam zum Gebet wie auch ganz allein, um dem Herrn im Tabernakel zu begegnen (Einsamkeit – Gebet).

P. Paulo sagt, Ziel des Noviziates ist es, die jungen, uns für die Bildung anvertrauten Männer so zu prägen und reifen zu lassen, dass sie am Ende ihres Lebens zufrieden sind und dankbar zurückschauen (Reife – Zufriedenheit).

„In diesem Noviziat, fernab der Stadt, mitten in der Natur, schaffen wir Bedingungen der Stille. Darum geht es, diesen Rahmen zu schaffen, der dem Novizen erlaubt, tiefe Erfahrungen des Glaubens zu machen. Nur wer das Schweigen lernt, im Innern ruhig wird, der vermag unter den lärmenden Stimmen die Stimme Gottes herauszuhören.

So findet er sich selbst und zu dem, was Gott mit ihm vorhat“ (Stille – Berufung – Glaubenserfahrung).

An erster Stelle soll der Novize Gott begegnen können, den Glauben erfahren; Er soll erfahren, wie der Glaube trägt. An zweiter Stelle steht die Gemeinschaft, die Mitbrüderlichkeit; niemand soll sich vom anderen absetzen; er wird lernen, für den anderen einzustehen, sich in der Aufmerksamkeit zu üben. Erst an dritter Stelle kommen die Inhalte (Glaubenserfahrung – Gemeinschaft – Lernen).

Einmal pro Woche kommt eine Psychotherapeutin ins Noviziat. Gemeinsam mit ihr werden Themen für die Gruppenrunde erarbeitet. Dadurch lernt man mehr von sich und vom Anderen. Die Therapeutin antwortete einmal auf die Frage, was man tun könne, dass die Novizen nicht in eine so schwere Krise fallen wie manche Priester ringsum. Sie antwortet spontan: „Sorgen Sie dafür, dass die Novizen beten!“ Das Gebet ist zentral, ist die Basis. Wie viel das Gebet hilft, die Verankerung in Gott, das wird man später merken, wenn man Verantwortung trägt oder den Menschen in den vielfältigsten Situationen begegnet (Gebet – Bewältigung von Krisen).

Ausbildung im Orden allgemein

Um einen Beruf zu erlernen, muss man eine Lehre oder ein Studium machen. Und um Ordensmann zu werden? Auch hier gibt es eine Lehre, eine Ausbildungsphase, die sich über einen längeren Zeitraum erstreckt.

Orden haben insgesamt sehr hohen Wert darauf gelegt, ihre jungen Mitglieder gut auszubilden. Schlecht auszubilden ist ein Vergehen. Gut ausgebildete,

junge Mitbrüder sind das Kapital eines jeden Ordens.

Ausbildung – wie insgesamt geistliches Leben – geschieht nicht auf Knopfdruck hin wie in der automatisierten, technischen Welt, sondern ist ein geistlicher Prozess. Deshalb gibt es auch die längere, gestufte Ausbildung, um in den Orden hineinzukommen: Kandidatur – Postulat – Noviziat – Studium – Weiterbildung.

Ausbildung, so wichtig sie auch ist und organisiert werden muss, sie ist nur begrenzt „machbar“, planbar. Geistliche, spirituelle Bildung ist ein inneres, lebendiges, dynamisches Geschehen – mit dem Wirken des Heiligen Geistes. Der Novizenmeister, der Ausbildungsleiter, ist auch kein „Meister“ („Niemand soll sich Rabbi, Meister, Lehrer nennen lassen; nur einer ist euer Meister“), sondern Begleiter, der selber Erfahrungen gemacht hat und Erfahrungen ermöglicht.

Es gibt „formelle“ Ausbildung (Programme, Seminare, Exkursionen, Praktika usw.) und „informelle“ Ausbildung (das Gemeinschaftsleben, das häusliche Klima, der Zeitgeist, das praktische Tun, die Spontaneität usw.); Bildung umfasst intellektuelle Bildung (Studium, Seminare, Bücher) wie auch affektive (Gefühle, Emotionen, Herz).

Lernen vollzieht sich ein Leben lang, das mit dem Ende des Noviziates oder des Studiums nicht aufhört. Wer das Buch aus der Hand gibt, gibt sich selber aus der Hand.

Vom Ende her gesehen tut es sehr weh, Mitbrüder zu erleben, die verhärtet sind, ausgebrannt, süchtig (in welcher Art auch immer), verbittert und enttäuscht, die ein Doppelleben führen, deren Arbeit leidenschaftslos ist, rou-

tiniert usw. Deshalb muss Ausbildung wesentlich „Persönlichkeitsbildung“ sein: erfahrungsbezogen, biographisch arbeitend, psychologisch, spirituell, innerlich – mit allen Regungen der Seele und menschlichen Abgründen.

Die Anhäufung von vielen geistlichen Übungen, ein qualifiziertes Studium, ein fest gezurrtes Programm machen noch keine gute Ausbildung aus. Das gute Maß (discretio) ist wesentlich: zwischen Rigorismus und Laxismus, zwischen Formalismus und Beliebbarkeit, zwischen Rationalität und Emotionalität, zwischen Eigenmächtigkeit und Servilität.

Mir ist wichtig, dass das Noviziat kein „Durchlauferhitze“ von Übungen und Anleitungen ist, die man dann später ohnehin nicht mehr macht. Was hier gelernt und erfahren wird, ist auch sonst wichtig für das Leben, egal ob man im Orden bleibt oder nicht.

Die veränderten Bedingungen heute

In den letzten Jahren und Jahrzehnten – besonders im Gefolge des vatikanischen Konzils – gab es gravierende Veränderungen in der Gesellschaft, in der Kirche, im Ordensleben. Einige Beobachtungen möchte ich aufzeigen:

Verändertes Priesterbild

Das eher klerikale Verständnis des Priesters ist total gewichen, verschwunden; Priestertum war ein bestimmter „Stand“; seine Aufgaben waren klar umrissen. Wir entdecken heute die große Weite des priesterlich-seelsorglichen Dienstes: Priester – Seelsorger – Geistlicher – Katechet – Prophet – Liturge – Mystiker – Heiler/Therapeut – Zeuge – Verwalter – Charismatiker usw.

Veränderte Pastoral – Seelsorge

Die stark Priester-zentrierte Pastoral ist passé: Heute ist die Zusammenarbeit mit vielen Hauptamtlichen und Laienmitarbeitern – kollegial, im Team, in größeren Seelsorgeeinheiten – selbstverständlich; auch ganz andere Akzente, neue Orientierungen, weit über Liturgie und Sakramenten-Spendung hinaus. Die große Frage: Und wo ist der Ort der Ordensleute in der Pastoral und welcher Art ist ihr Beitrag in der Seelsorge heute?

Verschwundene kirchliche Sozialisation

Die Interessierten kommen heute nicht mehr aus der klassischen kirchlichen Sozialisation: katholisches Elternhaus, Ortsgemeinde, kirchliche Schule, Messdiener usw. Die kirchliche Praxis hat sich auch bei den Kandidaten sehr verändert. Sonntags-Gottesdienst, kirchliche Jugendarbeit, regelmäßiges Gebet, Religionsunterricht, Beichte, engagierte Mitarbeit sind alles andere als selbstverständlich.

Nur noch begrenzte ordens-interne Ausbildung

Die ganze Formation geschieht nur noch begrenzt in ordenseigenen Einrichtungen, d.h. Kandidaten kommen weder von Ordens-Internaten oder Ordensschulen noch studieren sie an ordenseigenen Hochschulen; das Studium wird mehrheitlich an theologischen Fakultäten der Universitäten gemacht.

Veränderte Ziele der Ausbildung

Früher erfolgte die Ausbildung, auch weil mehrere eintraten, in größeren Gruppen, in Kursen. Verdeckte oder auch erklärte Ziele waren: klösterliche

Disziplin, Anpassung, Gehorsam, Verfügbarkeit. Heute wird Wert gelegt auf die Herausbildung einer reifen Persönlichkeit: selbständig, eigenverantwortlich, beziehungsfähig, reif, schöpferisch, engagiert...

Rasante technische Veränderungen

Die rasanten technischen Veränderungen machen auch vor Klostermauern schon längst nicht mehr Halt; selbstverständlich sind: Computer, Laptop, Notebook, Internet, Handy usw. Die jungen Kandidaten sind oft weit besser vertraut mit diesen technischen Entwicklungen als ältere Ordensbrüder; die jüngeren weisen die älteren in den Gebrauch dieser Geräte ein.

Problematische Ablösung

Nur noch wenige kommen direkt nach der Berufsausbildung oder dem Abitur, viele haben ein Studium hinter sich, haben Berufserfahrungen. Das heißt: abgeschlossenes Studium, Selbstständigkeit im Beruf, ein eingeschliffener Lebensstil: eigenes Auto, eigene Wohnung, eigenes Konto, Reisen, Freizeitverhalten usw. Die Ablösung vom bisherigen zum klösterlichen Lebensstil gestaltet sich teilweise recht schwierig. Es ist ein regelrechter Bruch. Diese „Ablösung“ ist ein diffiziler Prozess.

Veränderung in den Diensten und Aufgaben

Ein gutes Stück traditioneller Arbeit von Ordensleuten – und von ihnen sogar initiiert – ist längst in andere Hände übergegangen (Schulen, Krankenhäuser, Sozialstationen, Kindergärten usw.). Angesichts der immer deutlicher werdenden Suche vieler Menschen nach Sinn, Orientierung, Erfüllung, gelingendem Le-

ben haben sich die Arbeitsbereiche vieler Ordensleute unterschwellig längst verschoben, sie haben sich zu „geistlichen Zentren“ entwickelt. Was Menschen suchen: Anfrage nach guter Liturgie, nach qualifizierter geistlicher Begleitung, nach praktikablen, spirituellen Formen, nach verlässlicher Gemeinschaft, nach Lebenssinn und Existenz, nach lohnendem Einsatz. Hier werden Ordensleute angefragt und herausgefordert.

Schwierigkeit mit Bindung und Verpflichtung

Unsere Gesellschaft ist ungeheuer schnelllebig, laut, hektisch – mit ständigen Veränderungen, kurzlebigen Entscheidungen, zerbrechlichen Beziehungen, wechselnden Arbeitsplätzen und beruflichen Veränderungen. „Patchwork-Muster“ in vielen Familien und vielen Kandidaten. Die Bindung und Verpflichtung auf Lebenszeit angesichts des gesellschaftlichen, familiären und persönlichen Hintergrundes scheint immer problematischer.

Überalterung der Kommunitäten

Die Wirklichkeit: Das Durchschnittsalter in den Gemeinschaften schnell dramatisch nach oben (Gerontokratie), die Gemeinschaften sind überaltert, es gibt wenige Gleichaltrige (Peer-group), man lebt in Kleinstkommunitäten. Für junge Menschen mit Elan und Suche nach Zukunftsperspektive fällt es schwer, sich hier zurechtzufinden. Die Besetzung der Ausbildungskommunität ist wichtiger denn je.

Tendenz der Beliebigkeit und Freizügigkeit

Solche Tendenzen, die in der Gesellschaft zu beobachten sind, haben sich teilweise

auch in Klöster eingeschlichen. Zum Gelingen eines gemeinschaftlichen Lebens bedarf es der Klarheit, der Einsichtigkeit, der Transparenz und der Grenzen. Zu beobachten ist eine Irritation und eine gewisse Ängstlichkeit und Scheu, Verhaltensregeln klar zu formulieren, zu korrigieren, in rechter Weise Grenzen zu ziehen, Mitbrüder zu konfrontieren. Zuweilen staut sich hier Ärger an, unterschwellige Aggressivität macht sich in zerstörerischer Art Luft, vergiftet das Miteinander. Gelingendes Miteinander ist ein reibungsvoller Prozess.

Abschied nehmen von „alten Zöpfen“

Es gibt Aufgaben, die die Ordensleute übernommen haben, die nicht in die Zukunft weisen: aller Art Aushilfen, manche Formen kategorialer Seelsorge. Wichtig ist es, die Herausforderungen unserer Zeit wahrzunehmen, nach neuen Formen zu suchen, wo wir Menschen in ihrem Suchen erreichen, und mutige Entscheidungen zu treffen. Mögliche Richtung: lebendige Liturgie, Kloster als geistliches Zentrum, City-Pastoral, Option für die Armen, neue Gründungen, andere Art von Kommunitäten.

Einseitige wissenschaftlich-theologische Ausbildung

Die derzeitige Ausbildung an den theologischen Fakultäten ist zu einseitig rational, theologisch geprägt; das Defizit an affektiver Bildung, der Mangel an gelebter Spiritualität, der Verlust des Kontaktes zu ganz einfachen Menschen. Die akademische Ausbildung ist unabdingbar; Abneigung dagegen ist mit größter Vorsicht zu betrachten, einem vulgären Vorbehalt ist entgegenzusteuern. Es gibt in der derzeitigen Ausbildung sichtbare Defizite.

Persönliche Zufriedenheit und Erfüllung

Dazu bedarf es heute der Kompetenz auf einem bestimmten Fachgebiet der Pastoral: in der geistlichen Begleitung, in der Exerzitienarbeit, in der Leitung von Seelsorgeeinheiten, in der Schulpastoral usw. Es stimmt nicht, dass ein Ordensmann einfach alles kann, wohin man ihn auch versetzt. Wenn man sich nicht kompetent fühlt, dann schafft dies ein inneres Schwimmen, Überforderung, Unzufriedenheit. Notwendig ist die persönliche Zufriedenheit auf welchem kleinem Sachgebiet auch immer: „Das kann ich, da bin ich kompetent, das traue ich mir zu“.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Prüfung bei der Aufnahme der Kandidaten

Bei zurückgehender Zahl der Ordensleute werden die Kommunitäten immer kleiner, die Arbeiten bleiben oder werden mehr. Die Mitbrüder sind in ihren Arbeiten eingefordert, zuweilen über die Maße. Es ist nur sehr begrenzt möglich, gleichzeitig mehrere Mitbrüder „mitzutragen“, die psychisch nicht belastbar sind, süchtig geworden sind, die den Anforderungen nicht gewachsen sind, die sich verweigern.

Spannungen im Miteinander

Gemeinschaftsleben ist alles andere als harmonisch, es ist auch voll von Reibereien, von Eifersüchteleien, von Ausei-

nersetzungen, hoffentlich auch von fairen Diskussionen und Konflikten. Im Gemeinschaftsleben werden Spannungen deutlich: zwischen Alten und Jungen; Kontemplativen und Aktiven; Ausgeglichenen und Kauzigen; Umtriebigen und Ruhepolen, Fundamentalisten und Aufgeschlossenen; Bewahrern und Erneuerern; homosexuell und heterosexuell Veranlagten usw.

Das Charisma des Anfangs

Viele Kongregationen (wie die Herz-Jesu-Priester) wurden im 19. Jahrhundert gegründet, zur Zeit der industriellen Revolution – als Antwort auf drängende Herausforderungen jener Zeit, besonders im karitativen-sozialen-pädagogischen Bereich. Wir brauchen und können das Charisma des Anfangs nicht mehr so leben: Die Umstände haben sich verändert, Werke wurden von anderen übernommen, uns fehlt auch die Kompetenz dazu, „Verkünder der kath. Soziallehre“ zu sein. Dazu bedarf es ausgewiesener, hochkompetenter Fachleute auf diesem komplizierten Gebiet. Wir bleiben trotzdem hellwach, suchen nach Verbündeten, sind sensibel für Menschen, die Opfer werden, machen uns kundig in sozialen Fragen.

Typisch dehonianische Spiritualität (Herz-Jesu-Priester)

Kennzeichnend für die Herz-Jesu-Priester ist das „Ineinander“ von lebendiger, tiefer Verbundenheit mit Jesus Christus (Mystik) und von hellwachem Interesse an sozialen, gesellschaftlichen und politischen Fragen (Politik) – zu vergleichen mit den zwei Brennpunkten einer Elypse. Also nicht das separate

Nebeneinander – von Glaube und Welt –, sondern das Ineinander. Also: das was wir in der Gesellschaft, im sozialen Bereich, in der Lokal- wie in der Welt-politik wahrnehmen, das beeinflusst unser geistliches Leben, das Gebet, die Betrachtung, die Schriftauslegung und andererseits haben unsere geistlichen Übungen wiederum Einfluss auf unsere Pastoral, unseren Einsatz, unsere Art von Engagement in die Welt hinein.

Das Ineinander von Mystik und Politik, von Glaube und Religion, Welt und Kirche, Spiritualität und Apostolat, Frömmigkeit und Engagement, von Kampf und Kontemplation (Taizé) ist entscheidend. Beide Brennpunkte sollen konstitutiv in der Ausbildung sein.



Für die Herz-Jesu-Spiritualität ist kennzeichnend:

- jesuanisch: Das geistliche Leben, die Übungen sind auf Jesus Christus zentriert
- biblisch: Das Studium der Hl. Schrift steht im Vordergrund
- aktuell: täglich sich mit dem Tagesgeschehen auseinandersetzen: Gesellschaft, Politik
- missionarisch: „Gehet zu den Menschen“ – verkündigen, bezeugen
- visionär: wir arbeiten mit unseren Talenten und Charismen mit an der großen Vision vom Reich Gottes.

Diese Akzente bestimmen die Ausbildung.

Das Ausbildungs-Quadrat



a) Persönlichkeitsbildung – dazu gehört:

- Reife - Wachstum - Entwicklung ermöglichen, fördern
- die inneren Leidenschaften wahrnehmen und sich ordnen lassen
- die eigene Art der Persönlichkeit entdecken – der eigene Typus
- sorgsame biographische Arbeit
- eigene Visionen – Sehnsüchte entdecken
- der Berufung nachgehen
- Charismen – Talente – Gaben – Fähigkeiten entdecken und fördern
- Kommunikation – Beziehungsfähigkeit fördern
- Bindungen eingehen können
- zur Entscheidungsfähigkeit ermutigen
- Eigenverantwortlichkeit wahrnehmen
- Integrität – Stimmigkeit – Authentizität im persönlichen Verhalten
- innere Freiheit gewinnen
- „Ablösung“ schaffen

b) Gemeinschaftsleben (ist schon ein Apostolat in sich) – dazu gehört:

- sich integrieren, sich einbringen
- was Gemeinschaft fördert: Austausch - Begegnung - Information
- Respekt vor dem Mitbruder - wie vor allen Menschen
- grundlegende Solidarität
- Spannungen aushalten können
- einen Rahmenplan erarbeiten, der trägt
- verschiedene Dienste übernehmen
- gegenseitige Information
- Verantwortung übernehmen
- konfliktfähig sein - fair
- Feste und Feiern in der Gemeinschaft
- teilen lernen (Leben – Glauben – Güter teilen)
- Erholung und Freizeit gestalten

c) geistliches Leben – dazu gehört:

- Von welcher Art ist mein Glauben? – verschiedene Glaubenswege
- Liturgie feiern
- Eucharistische Anbetung
- Kirchlichkeit leben
- Gebet, Gebetsformen und Gebetszeiten - Stundengebet
- Spuren Gottes erkennen
- biblische Spiritualität - Bibelarbeit
- geistliche Lesung
- den großen Schatz der christlichen Spiritualität entdecken
- persönliches Gebet lernen
- geistliche Begleitung wahrnehmen
- Einkehrzeiten – Intensivtage – Exerzitien
- zulassen können – Eigenmächtigkeit anschauen
- Aufmerksamkeit üben – Frömmigkeit der Seele

d) pastorale, berufliche Qualifikation – dazu gehört:

- Pastoral heute – Veränderungen und Umwälzungen
- Theologie-Studium
- Pastorale Praktika - Reflexion
- soziales Engagement vor Ort (z. B. „Pflasterstube“)
- Teamfähigkeit - Kooperation
- Internationalität: Sprachen lernen, ohne Grenzen leben
- Soziallehre der Kirche studieren
- Interesse an Sozial- und Gesellschaftspolitik
- sich Kompetenz aneignen
- Weiterbildung wahrnehmen
- Arbeit am eigenen Priesterbild
- unsere Sendung heute? – Herausforderungen erkennen

Ausbildungsprogramm

a) Das alltägliche, praktische geistliche Leben:

Dazu gehören die Eucharistiefeier, die eucharistische Anbetung, die persönliche Gebetszeit, die geistliche Lesung, der Tagesrückblick, das gemeinsame Stundengebet (zweimal/dreimal die Woche), das wöchentliche Bibelteilen, die geistliche Begleitung usw.

b) das Ausbildungsprogramm im Noviziat:

- Gebetsleben: Formen und Vollziehen
- die Biographie des Ordensstifters P. Leo Dehon
- die Herz-Jesu-Spiritualität – Geschichte und Aktualität
- unsere Ordensgemeinschaft
- die Geschichte des Ordenslebens
- unsere Lebensregel (die Konstitutionen)
- biblische Spiritualität – die Gesin-

nungen Jesu

- die Geschichte der christlichen Spiritualität
- die evangelischen Räte: Armut – Ehelosigkeit – Gehorsam
- Entscheidungsfähigkeit: Gelübde
- reife Persönlichkeit: wachsen – reifen – sich entwickeln
- der soziale Katholizismus
- die soziale und politische Wahrnehmung
- Liturgie – Gottesdienst

c) praktische Dienste im Haus:

Wichtig ist, dass alle das Gemeinschaftsleben mittragen und Dienste übernehmen:

- Pfortendienst
- Tischdienste
- Dienste im Hause: Garten, Bibliothek, Besorgungen
- Gäste betreuen
- Öffentlichkeitsarbeit

d) Soziale Verpflichtung:

„Beurteile einen Menschen nicht nach dem, was er leistet. Leistung ruft nach Gericht. Beurteile einen Menschen danach, woran er leidet. Leiden ruft nach Erbarmen!“ (Moltmann). Die Herz-Jesu-Priester sind im Arbeitermilieu und in der frühen Industrialisierung im Frankreich des 19./20. Jahrhunderts geboren. Es gehört einfach dazu:

- Interesse an sozialen und politischen Fragen
- die „offenen Wunden“ unserer Gesellschaft heute zu sehen
- die Soziallehre der Kirche zu kennen
- empfindsam zu sein für menschliche Nöte unserer Zeit
- sich zu engagieren in entsprechenden Gruppen
- karitativ zu handeln und noch mehr

sozialpolitisch zu denken

- sich für die Obdachlosen einzusetzen (z.B. Freiburger Initiative der Ordensleute für Obdachlose, die „Pflasterstube“) und andere Randgruppen
- verschiedene Arten von Sozialpraktika

Die zwei Lese- und Sichtweisen von Lk. 10,25-37 – „Der barmherzige Samariter“: Der barmherzige Samariter kümmert sich um den, der unter die Räuber gefallen ist. Er sieht ihn, hatte Mitleid mit ihm, geht auf ihn zu, gießt Öl und Wein in die Wunden, verbindet ihn, hebt ihn auf das Reittier, bringt ihn zur Herberge, bezahlt für ihn. Dieses menschliche Tun ist karitativ zu schauen: Was ist das für ein Tal, in dem täglich Menschen unter die Räuber fallen? Welcher Art sind die Räuber und warum tun sie das? Was sind das für Menschen, die immer wieder Opfer werden? Diese Sicht ist sozial- und gesellschaftspolitisch.

e) Exkursionen – Besuche – Fahrten

- „Quellenfahrt“ nach St. Quentin, La Capelle, Brüssel (Wirkungsorte P. Dehon)
- Besuch der polnischen Mitbrüder (Krakau, Stopnica usw.)
- Taizé-Erfahrung (Ökumene)
- Besuch bedeutender Orte in der Region (KZ Struthof, Colmar, Kay-sersberg, Ronchamp, Straßburg usw.)

f) Ausnutzen der Gegebenheiten vor Ort

- Wir sind zwar eine kleine Gruppe und bilden doch gleichzeitig eine kleine Ausbildungsgemeinschaft im Hause (Postulat – Noviziat – Studienhaus).
- Mit dem Studium an der Universität bieten sich vielfältige Kontakt-

Möglichkeiten; das ist eine große Chance.

- In der Stadt gibt es verschiedene Möglichkeiten der Begegnung mit Ordensleuten und der Zusammenarbeit.
- Wir sind ein „internationales Haus“ mit Studenten aus verschiedenen Ländern (zum Erlernen der deutschen Sprache, zu Studienzwecken); das hat Vorteile: lebendig, international, erweiterter Horizont.
- Freiburg als Universitätsstadt bietet so viele Möglichkeiten: kulturell – universitär – wissenschaftlich – religiös – kirchlich.

Leitlinien unserer Ausbildung

- den „Geist“ der Hl. Schrift intensiv kennen lernen und selbst leben
- unser pastoraler Auftrag: „Geht zu den Menschen“ (P. Dehon); herausgehen; die offene Gesellschaft bejahen: Markt der Möglichkeiten; keine Abschottung
- tiefe, lebendige, liebende Verbundenheit mit Jesus Christus
- hellwachem Interesse an sozialen, gesellschaftlichen und politischen Fragen
- Verfügbarkeit, Einsatzfreude, Eifer für das „Reich Gottes“
- Diener der Versöhnung zu sein – über alle Grenzen, Spaltungen hinweg
- als Propheten der Liebe leben – diese Vision
- eine große innere Freiheit zu erlangen („Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“), nicht eng, fundamentalistisch, konservativ
- gemeinschaftsfähig zu werden – ist unser erstes Zeugnis
- weniger Eigenmächtigkeit, größere

Verfügbarkeit

- stimmiges, geistliches Leben
- aufmerksam zu sein für die Menschen mit all „ihren Mühen und Lasten“
- Menschen gern haben, Respekt erweisen
- die große Weite des „Priestertums“ zu leben, nicht eng klerikal
- in der Persönlichkeit wachsen – reifen – sich entwickeln
- achten auf den eigenen Lebensstil: ökumenisch – solidarisch – ökologisch
- reformerisch, kritisch, engagiert – aber innerhalb der Kirche
- Interesse an nicht-theologischen Disziplinen fördern: Literatur, Kunst, Psychologie
- Kompetenz und Profil in unserer zukünftigen Arbeit erlangen

Was traurig macht – was erfreut

Es stimmt traurig, wenn ich Mitbrüder treffe, die

- verhärtet sind, pauschal urteilen, richten und urteilen, fundamentalistisch sind
- deren Gebetsleben und Liturgie erstarrt ist, zur Routine geworden ist, Pflicht
- aus Enttäuschung den Orden verlassen
- nicht mehr glauben können – bisheriges Ordensleben wie eine Pflicht
- ständig ihre Krankheiten zelebrieren, wehklagen und jammern
- kein gesundes Selbstbewusstsein haben: überzogen oder devot, eigenmächtig oder bucklig
- körperlich-leiblich behäbig und unbeweglich geworden sind
- ein infantiles, kindisches Verhalten

an den Tag legen

- verbittert, enttäuscht, verhärtet sind, innerlich Auszug halten – sie sind ja einmal anders angetreten!
- ein merkwürdiges Doppelleben führen: innen – außen, öffentlich – verborgen
- süchtig geworden sind: Alkohol, Tabletten
- Nähe-Distanz verloren haben, die sexuell übergriffig geworden sind
- kein Interesse mehr zeigen an Politik, Zeitgeschehen, Literatur
- nörgeln und kritisieren

Dann weiß ich: Ordensleben kann scheitern. Kann man da in der Ausbildung entsprechend vorbeugen?

Es stimmt mich richtig froh, wenn ich Mitbrüder sehe und treffe, die

- lebenssatt und weise geworden sind
- in sich ruhen und ausstrahlen – ohne viele Worte
- eine reife Persönlichkeit sind
- vertrauensvoll glauben können und liebevoll vom Glauben sprechen
- ein geistliches Leben führen: beten, betrachten, lesen
- die feinen Unterschiede, Nuancen kennen
- beziehungsfähig geblieben sind bis zuletzt
- innerlich ganz frei sind
- Verantwortung übernehmen, Leitung wahrnehmen
- konstruktiv kritisch sind
- aufmerksam sind für alles: „Alles kann Botschaft werden“
- integrierend sind, nicht spalterisch
- von Jesus Christus ergriffen sind

Dann weiß ich: Ordensleben kann glücklich und zufrieden machen. Ist davon etwas in der Ausbildung grundgelegt worden? Ich hoffe.

Thomas Lemp SAC / Maria Widl

Vertraut mit Gott und der Welt

Ordenspriesterausbildung am Pastoraltheologischen Institut
(PthI) der Pallottiner in Friedberg / Augsburg

Das PthI Friedberg – Spiritualität, Geschichte und Grundidee

Die Spiritualität der Pallottiner ruht *schöpfungstheologisch* auf der Grunderfahrung, dass *Gott die unendliche Liebe* ist und dass dieser unendlich liebende Gott den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat. Dies ermöglicht eine befreiende und prophetisch – grenzüberschreitende Spiritualität, Glaubenshaltung und Glaubensgestaltung.

Das Gottesbild eines unendlich liebenden Gottes macht es uns zur Aufgabe, Menschen mit dieser befreienden Erfahrung Gottes in Verbindung zu bringen. Das *Menschenbild* ist deshalb wesentlich geprägt von dem Gedanken, dass der Mensch ein Abbild Gottes ist (Genesis 1,26). Diese Gott-Ebenbildlichkeit des Menschen hat zur Konsequenz, dass die Befähigung (charisma) jedes einzelnen Menschen wertgeschätzt und gefördert werden soll. Es gilt, die Fähigkeiten/Talente/Charismen als Geschenk und Auftrag für den Aufbau des Reiches Gottes zu begreifen. Vielfalt, Lebendigkeit und Buntheit sind die Folge. Sie sind ein Schatz für die Kirche und für die Welt, in die wir als Menschen gesandt sind.

Aus diesem Gottes- und Menschenbild erschließt sich ein *dynamisches Kirchenbild*. Es ist im Wesentlichen charismatisch und apostolisch, das heißt,

es will Menschen eine Grunderfahrung vom lebendigen Gott und von lebendiger christlicher Gemeinschaft ermöglichen; er will sie befähigen, ihre Charismen anzunehmen bzw. zu entdecken und zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschen einzusetzen. So erfährt der Mensch als Berufener und Gesandter Erfüllung und Lebenssinn.

Ein weiteres Merkmal ist die Erfahrung, dass wir mit vereinten Kräften mehr erreichen als über vereinzelte Aktionen. Das Gute, das gemeinsam getan wird, ist wirkungsvoller und gesegnet. Deswegen werden lebendige Zellen und Gruppen gefördert, die Kirche von innen her lebendig halten. Dieser Spiritualität liegt eine emanzipatorische, synodale Struktur von Kirche näher als eine ausschließlich hierarchische, pyramidale. Sie ist folglich gemeinschaftsstiftend. Diese Gemeinschaft ist geprägt von der „Einheit in Verschiedenheit“. Das Zusammenwirken verschiedener Menschen, verschiedener Berufsgruppen, Orden und religiösen Gemeinschaften in ihren verschiedenen Begabungen soll initiiert, gefördert und gestaltet werden, zum Aufbau des Reiches Gottes. Als Gemeinschaft Apostolischen Lebens stehen die Pallottiner gewissermaßen vermittelnd zwischen Laien, Ordensleuten und Weltklerus in Kirche und Welt. Das Einigende in dieser Vielfalt ist die Liebe Gottes. Sie wird sichtbar in der Erfahrung von kirchlicher Gemein-

schaft (Jesus Christus: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“). Diese Spiritualität will Modell für solch eine charismatische Kirche sein, ein prophetisches Zeichen: „So kann Kirche sein – so soll Kirche sein!“

Geschichte des PthI

Das Pastoraltheologische Institut (PthI), dessen Träger die Herz-Jesu-Provinz der deutschsprachigen Pallottiner ist, existiert seit dem Jahr 1961. Es vermittelt Diakonen und Jungpriestern der deutschsprachigen Pallottiner und anderer religiöser Gemeinschaften und Orden die pastoraltheologische Ausbildung und Formation. Seit der Inkraftsetzung der Rahmenordnung für die Priesterausbildung in den deutschen Diözesen im März 1978 führt das Institut die zweite Bildungsphase, d.h. den einjährigen Pastorallehrgang und die weitere Einführung in die Seelsorge bis zur Abschlussprüfung (Pfarrexamen) im fünften Jahr durch.

Die Erfahrung der eigenen seelsorgerlichen Unbeholfenheit war für den Pallottinerpater Dr. Alfons Fehring der Auslöser, ein solches Institut zur Ausbildung und Begleitung von Ordenspriestern zu gründen. Als junger Priester zum Spezialstudium nach Paris geschickt, stand er eines Tages hilflos am Bett eines Sterbenden. Seine Sprachlosigkeit in dieser existenziellen pastoralen Situation bewegte ihn zu diesem wegweisenden Schritt.

Für die damalige Zeit war diese Art der Berufseinführung von Ordenspriestern ein Novum. Die Notwendigkeit von praktischen Kompetenzen in der Seelsorge mit dem Ziel, Seel-Sorge

als ganzheitliche Begleitung für den Menschen zu begreifen und jenseits der akademischen Wirklichkeit in den konkreten Lebenssituationen pastoral zu handeln, erforderte ein neues Programm für Formation. Seit der Gründung vor fast fünfzig Jahren schickten neben den Pallottinern rund zwanzig Orden und religiöse Gemeinschaften ihre Mitbrüder zur pastoralpraktischen Ausbildung an das PthI. Das Institut verstand sich von Anfang an als ein Ort, der für alle Ordens- und geistlichen Gemeinschaf-

Info

P. Thomas Lemp SAC, geboren 1961, ist seit 1991 Pallottiner. Nach einer praxisbegleitenden Ausbildung zum Counsellor in England wurde er im November 2007 zum Regens am Pastoraltheologischen Institut der Pallottiner im bayerischen Friedberg berufen. Er ist außerdem auf dem Feld der Exerzitienarbeit und geistlichen Begleitung tätig.

Geboren 1957 in Wien, absolvierte Maria Widl das Studium der Katholischen Theologie und Mathematik in ihrer Heimatstadt. Nach der Promotion im Fach Theologie folgte 1999 die Habilitation an der Universität Würzburg. 2002 wurde sie zur wissenschaftlichen Leiterin des Pastoraltheologischen Instituts der Pallottiner ernannt, zusätzlich besetzt sie seit 2005 den Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Erfurt.

ten offen steht. Im laufenden Jahreskurs, dem sogenannten Pastoralpraktischen Jahr, sind gegenwärtig vierzehn Mitbrüder aus sieben verschiedenen Gemeinschaften [Benediktiner (1), Dominikaner (3), Hünfelder Oblaten (2), Pallottiner (2), Steyler Missionare (4), Ressurektionisten (1), Vinzentiner (1)]. Diese kommen aus fünf verschiedenen Nationen (Benin, Deutschland, Kongo, Indien, Polen). Insgesamt sind in den fünf Studienjahren momentan ca. 80 Mitbrüder am PthI in Ausbildung.

Grundidee

Grundlage für die inhaltlichen Themen (Module) der Formation am PthI ist die aktuelle Rahmenordnung der Deutschen Bischofskonferenz für die Priesterausbildung vom 1. Januar 2004. Formation in dieser sogenannten „Zweiten Bildungsphase“ – nach Abschluss des Theologiestudiums und Diakonenweihe – bedeutet zunächst einmal, dass die Seelsorger im ersten Jahr der insgesamt fünfjährigen Ausbildung in die aktuelle Situation der Gemeindepastoral hineinwachsen. Der flankierende pastoraltheologische Rahmen während der gesamten fünfjährigen Ausbildung ist die klassische Trias der Grundfunktionen der Kirche: *Leiturgia, Diakonia, Martyria* (erweitert und ergänzt durch die zwei weiteren Zuordnungen *Prophetia* und *Koinonia*). Im aktuellen Studienjahr 2009 liegt der Schwerpunkt auf der Diakonia. Die regelmäßigen Theorieeinheiten, Intensivkurse, Seminartage dienen der Praxisbegleitung und Reflexion. Summa Summarum verbringen die Teilnehmer im ersten Jahr acht bis neun Wochen am Pastoraltheologischen Institut.

Zuerst als Diakone, dann als Neupriester machen die Teilnehmer des Pastoraltheologischen Studienjahres in Pfarreien ihre oftmals ersten pastoral-praktischen Erfahrungen. Dabei lässt sich deren Perspektive aus Sicht des PthI in den ersten vierzehn Monaten wie folgt zusammenfassen: Pastoralpraktikanten sind nicht nur als Volontäre zu betrachten, sondern bereits in echte Verantwortung zu nehmen. Predigen, Gottesdienste feiern, Religionsunterricht halten, Projekte für die Jugendarbeit entwickeln, Kranke betreuen und Familien begleiten. Sie sollen dabei lernen, auf der kompletten Klaviatur der Gemeindepastoral zu spielen. Dabei wird aber eine Anpassung der Gemeindepastoral an die veränderten Bedingungen immer notwendiger. Es finden Paradigmenwechsel und Umbrüche in den Gemeinden statt. Die Sinus-Milieustudie belegt, dass kirchliche und gesellschaftliche Lebenswelten immer mehr auseinanderklaffen. Deswegen ist es dem Pastoraltheologischen Institut ein Anliegen, neue Wege zu suchen, die Diakone und Neupriester mit den verschiedenen Lebenswelten in den Gemeinden vor Ort in Kontakt zu bringen. Unser Alltag als Ordensleute und Priester konzentriert sich oftmals zu sehr auf die Kirche, die Gemeinde, die Kommunität und ihre Aufgaben. Da sich das Leben, der Alltag der Menschen, auf ganz andere Fragen konzentriert und in Bahnen bewegt, in denen Kirche und Gott eher selten vorkommen, ist die Gefahr einer schleichenden religiösen Entfremdung den Lebenswelten systemimmanent. Das Konzil hat das erstmals in den Blick genommen und Pastoral und Seelsorge bekanntermaßen ganz neu beschrieben: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, beson-

ders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“. Seelsorge beginnt also damit, die alltäglichen Bekümmernisse und Bewegtheiten der Menschen vor Ort zu teilen. Das Pastorale Einführungsjahr soll dafür genug Raum schaffen. Er soll als Hilfe und Möglichkeitshorizont für alle Beteiligten entsprechend strukturiert werden. In Absprache mit den Praktikumpfarrern werden (wo möglich) Räume für folgende Alltagspraktika geschaffen:

Schule, Kindergarten, Altenheim, Krankenhaus, Sozialstation, Standesamt, Feuerwehr, Polizei, Rettungsdienst, Sozialberatung, Einzelhandel, Industrie, Arbeitsamt, Jugendtreff, Sportverein, Kneipe, Ambulanz (...). Ein Erstkontakt mit diesen verschiedenen Orten der Begegnung in den verschiedenen Lebenswelten kann den persönlichen und kirchlichen Horizont „entgrenzen“ und unter anderem den Blick für den sozial-politischen Auftrag der Kirche schärfen. Die Erfahrungen in den verschiedenen Lebenswelten werden dann von den Mitbrüdern in sogenannten „Logbüchern“ festgehalten und kritisch gewürdigt.

Neu im Programm des Pastoraltheologischen Institutes ist die sogenannte „Life-Supervision“ in den Praktikumpfarreien. An zwei Tagen während der Praktikumszeit wird der betreffende Diakon oder Priester von einem erfahrenen Supervisor/einer Supervisorin in seinem pastoralen Alltag begleitet. Life-Supervision vor Ort ist in der Regel näher am unmittelbaren Geschehen und an den konkreten Möglichkeiten und Problemen einer Praktikumszeit. Zusätzlich dazu findet einmal pro Jahr für alle Jahrgänge eine dreitägige Grup-

pensupervision/Reflexion am Pastoraltheologischen Institut statt.

Gerade die Einbeziehung und Integration der humanwissenschaftlichen Erkenntnisse in den Formationsprozess eines Seelsorgers betonen den personenzentrierten Ansatz: Das Zusammenwachsen von Person und Rolle des Seelsorgers, welches zu überzeugender Authentizität und Originalität führt. Gleichmacherei und rein äußerliche Disziplin oder sakramentale Normierung sind einem solchen Formationsansatz fremd. Es geht um lebendige Zeugenschaft entwickelter Persönlichkeiten.

Die Person des Diakons/Priesters ist in erster Linie Zeuge einer erfahrenen Wirklichkeit, die sich in einer inneren Lebenshaltung ausdrückt. Amt und Rolle folgen dieser Erfahrung, gehen ihr also nicht voraus. Eines der Merkmale entwickelter Persönlichkeit ist die Teamfähigkeit der Priester. Im pastoralen Alltag der Gemeinden ist das Thema „Zusammenarbeit“ ein Kernstück zukunftsfähiger Pastoral. Wie viele Energieverluste und Frustrationen gibt es gerade hier, weil für manchen Priester „Partizipatorische Leitung“ immer noch ein Fremdwort ist.

Nach der ersten Stufe des Pastorkurses verlassen die jungen Ordenspriester nach 14 Monaten ihre Praktikumsgemeinden. Auf sie warten dann neue Aufgaben, weiter in der Gemeinde-seelsorge oder auch in der kategorialen Seelsorge. In dieser Zeit können sie über ein vierjähriges Formationsprogramm die Ausbildung am PthI über Intensivkurse und Module vervollständigen. Am Ende des fünften Jahres erfolgt dann in der Regel der Abschluss durch die zweite Dienstprüfung (Pfarrexamen).

Fortbildungen für die pallottinischen Mitbrüder

Das PthI bietet auch eine spezifische „Formatio Permanens“ für die pallottinischen Mitbrüder und die MitarbeiterInnen in der Seelsorge an. Dazu gehören die Fortbildungen für die jüngeren Mitbrüder, die Fortbildungen für die Mitbrüder ab 60, die sogenannten Jahrgangsförderungen und die Fortbildungen für pallottinische Pfarrer und pfarrseelsorglichen MitarbeiterInnen. Diese Fortbildungen bilden einen wesentlichen Aspekt der *cura personalis*. Dabei stellt beispielsweise die abnehmende Zahl von Eintritten sowie die steigenden Anforderungen an die Mitbrüder, die noch im aktiven Dienst sind, eine der größten Herausforderungen dar – eine erfahrene Realität, welche die Pallottiner mit vielen anderen Gemeinschaften teilen.

Leistungsstruktur und Eigenart

Seit dem Jahr 2007 hat das PthI eine neue Leistungsstruktur. Neben der wissenschaftlichen Leiterin Frau Prof. Dr. Maria Widl und dem gegenwärtigen Regens des Institutes, P. Thomas Lemp, arbeiten noch vier weitere Pallottiner im Team, namentlich P. Rolf Fuchs, P. Michael Pfenning, P. Helmut Scharler, P. Jürgen Steffes-Ollig. Die unterschiedlichen Kompetenzen und pastoralen Schwerpunkte der Teammitglieder beleben die regelmäßigen Klausurtagungen und führen immer wieder zu neuen konzeptionellen Ideen und Programmgestaltungen. In diesem Sinne verstehen wir uns als lernende Gemeinschaft. Da die Pallottiner nicht zu den klassischen Orden gehören, son-

dern von ihrer Gründungsidee her eine Art Zwischenstellung innerhalb der Ordenslandschaft einnehmen, gewissermaßen also auch eine Art Bindeglied zwischen Welt- und Ordensklerus sein können, sind inhaltliche Parallelen zu diözesanen Ausbildungsinstituten nicht nur eine rechtliche Notwendigkeit. Dies zeigt sich vor allem in einer jahrelangen fruchtbaren Zusammenarbeit mit der Diözese Augsburg. Eine Herausforderung bleibt: Inwieweit gelingt es, das Spezifische einer Ordensformation im Blick zu halten und das je eigene Charisma zu fördern? Der regelmäßige Austausch unter den Mitbrüdern der verschiedenen Gemeinschaften und die Förderung der Solidarität untereinander haben durchaus eine formative Aufgabe. Deshalb sind neben den liturgischen Feiern die zahlreichen geselligen Abende und gemeinsame Unternehmungen integrierender Teil der Ausbildung.

Kirche in der Postmoderne – Umbruch und neue Qualität

Kirche und Ordensleben stehen heute inmitten einer Umbruchssituation: Die Volkskirche geht zu Ende, der Nachwuchs fehlt allerorten, die Diözesen und Provinzen sehen sich genötigt umzustrukturieren, zu verschlanken, die Aufgabenfelder zu bereinigen, sich für die Zukunft neu aufzustellen. Dies erfordert mehr als Gebet, Dialog und Strukturmaßnahmen. Es erfordert ein neues Nachdenken darüber, was das Wesen von Kirche ist.

Nun hat das Konzil dazu eine epochale Neuausrichtung vorgelegt: Kirche ist nicht eine in sich stehende Macht, die Seelsorge durch Sakramentspendung betreibt. Nein, Kirche ist selbst Sakra-

ment im Vollzug. Sie ist Zeichen und Werkzeug, also Sakrament des Heiles Gottes, indem sie sich auf die „Freuden und Hoffnungen, die Sorgen und Ängste“ der Menschen einlässt; so die Pastoralkonstitution. Zehn Jahre später 1975 wird das in Evangelii Nuntian-di näher erschlossen im Bewusstsein, einen „dramatischen Bruch zwischen Evangelium und Kultur“ feststellen zu müssen. Dort heißt es dann, es brauche eine „neue Evangelisierung“, die damit beginnt, dass sich die Kirche auf die Kultur einlässt und sich darin neu am Evangelium ausrichtet. Und 25 Jahre

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

später zur Jahrtausendwende ruft der alte Papst in jugendlichem Elan seiner müden europäischen Kirche zu: „Fahrt hinaus!“ Werdet wieder zu Menschenfischern, die den Stürmen der Zeit trotzen und Menschen neu für das Reich Gottes zu gewinnen verstehen.

Nun hat die 2005 erstellte und inzwischen allseits verbreitete Sinus-Milieu-Studie sehr deutlich gezeigt, dass die Kirche zwar in allen Milieus mehr oder

weniger deutlich vertreten ist, sich jedoch nur Teile der traditionellen und bürgerlichen Mittelschicht mit ihr einigermaßen identifizieren. Diese gehören weitestgehend, wie die Priester und Ordensleute auch, der Generation 50+ an. In diesem Alter ist man biografisch auf seine Lebensziele und ihre Gestaltung weitgehend festgelegt. In diesem Rahmen kann und muss man oft auch viel leisten. Sich komplett neu zu orientieren – dazu fehlt nicht nur die Kraft, sondern auch der Wille; und das mit gutem Grund: Schließlich hat man sein bisheriges Leben lang dafür gearbeitet, um nun so zu leben, wie man es für sich als gut und richtig einrichten konnte.

Die neuen Anforderungen der Postmoderne müssen von denen angegangen werden, die jung und selbst zumindest anteilig postmodern sind – wie die jungen Ordensmänner, die bei uns in der Ausbildung stehen. Dazu brauchen sie zuerst eine Legitimation und Ermutigung: Sie erfahren im Kreis Gleichaltriger, wie vielfältig Spiritualität und Berufung in der Vielzahl der Ordensgemeinschaften sein kann. Zugleich sehen sie, dass alle darum kämpfen müssen, auch in mancher Hinsicht anders sein zu dürfen als die etablierten Mitbrüder. Und sie erhalten über die Analyse der Postmoderne und ihrer kirchlichen Herausforderungen die Bestätigung, dass ihr Anderssein nicht nur ein Übel und ein Stein des Anstoßes ist. Nein, ihre spezifisch andere Art ist die Basis, die es zu kultivieren gilt. Sie soll so ausgebildet werden, dass der Anschluss an das Alte und traditionell Gewichtige bestehen bleibt. Zugleich sollen sie lernen, neue Wege in die Zukunft zu sehen, zu entwickeln und kompetent zu gehen.



Eine spezifische Schwierigkeit ergibt sich darin für die jungen Männer fremdländischer Herkunft. Viele Missionsorden kehren heute die Einsatzrichtung um: Sind früher die Missionare von Europa in alle Welt gezogen, so holen sie heute den Nachwuchs für die deutsche Pastoral aus jenen Ländern, die noch viele Priester hervorbringen. Diese kommen aus einer traditionellen Welt, wo der Glaube volksgläubig und der Priester bedeutsam ist, in die kirchen- und hierarchiekritische moderne deutsche Gemeindegewelt, wo nichts so ist, wie sie es kennen. Sie können hier dauerhaft nur bleiben, wenn sie sich sowohl in die ungewohnte geistige und alltägliche Welt ihrer deutschen Gemeinschaft als in die Anforderungen der hiesigen Pastoral gut einfinden können, ohne sich und ihre Herkunft darüber zu verleugnen.

Richtet man den Blick – wie heute nötig – auf die Logik der Postmoderne, so wird als erstes sichtbar, dass sie hohe Ansprüche stellt: hohe Ansprüche an die Qualität des Gebotenen und hohe Ansprüche an seine ganzheitlich-personale Authentizität. Der postmoderne Mensch hat ein hohes Selbstwertgefühl; er ist der Ansicht: „Das Beste ist für mich gerade gut genug“. Zugleich ist er mit einer Vielzahl an Angeboten konfrontiert, die vorgeblich das Beste sind. Die nötige Auswahl wird personal getroffen: was durch authentische Zeugenschaft als wahr und tragfähig angesehen werden kann, und was für mich gegenwärtig passt und „dran ist“. Diese Grundhaltung erschwert einerseits die Konzeption von Ausbildungsgängen, weil jeder individuell für sich bestimmt, ob er sich jeweils darauf einlassen will. Andererseits können hier

Personen auch tiefer, nachhaltiger und umfassender geprägt werden, sodass sie auf dieser Basis zu eigenständigen Entscheidungen in neuen Situationen fähig werden, die traditionellen Antworten nicht zulassen.

Kriterium für jede pastorale Ausbildung bleibt die Verwiesenheit auf das Wesen von Kirche. Dieses ist traditionell in pastoraler Perspektive über die kirchlichen Grundvollzüge beschrieben: Liturgie, Verkündigung, Diakonie. Heute werden aus diesen drei ihrer fünf: Die Diakonie hat sich schrittweise zur professionellen Caritas verselbständigt; ihre ursprüngliche Bedeutung der innergemeindlichen Brüderlichkeit wird im Konzil mit der bis heute prägenden Hervorhebung der *Communio* / Gemeindlichkeit beantwortet. Die Verkündigung, ursprünglich als *martyria* ein Lebenszeugnis, teilt sich heute in die innerkirchliche Erbauung des Gottesvolkes und die in die Gesellschaft zu richtende prophetische Erschließung des Gotteswortes in Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. Diese nun fünf kirchlichen Grundvollzüge sind in der Postmoderne auf spezifische Weise gestaltet und jede Pastoral und die Ausbildung dafür müssen sich danach ein- und ausrichten:

- *Lebenshilfe* – die diakonische Seite der Pastoral und des gemeinschaftlichen Lebens: Sie beinhaltet Unterstützung, Beistand, Trost, Heilung, Befreiung, Versöhnung und Ermächtigung. Ihr Qualitätsmaßstab ist der *Dienst*: Einander (nach den eigenen Möglichkeiten) so hilfreich sein, wie es den anderen nach ihren Maßstäben gut tut.
- *Identitätssuche und Berufung* – die gemeindliche Seite nicht nur der Priester- und Ordensberufung, son-

dem jeder Pastoral. Sie zielt auf Beheimatung nach drei Seiten: im eigenen Ich, in sozialen Gefügen (von der eigenen Familie über diverse Berufs- und Freizeitbeziehungen bis zur Ordenskommunität und zur pfarrlichen Gemeinde) und im Angesicht Gottes (als Vertrauen in die verlässliche Beziehung mit ihm). Ihr Qualitätsmaßstab ist die *Liebe*, ihr Schlüsselthema die *Charismen*: Das Eigene liebevoll so entwickeln, dass es mich zu einem wertvollen Mitglied der Gemeinschaften macht, mein Lebensglück begründet und darin als Berufung von Gott her erfahren wird. Und das Gemeindemitglied / den Mitbruder ebenso in seinen Charismen zu stärken.

- *Orientierungswissen* – die verkündigende Seite: Sie erschließt menschliche Lebenserfahrungen in einer Weise, dass sie offen werden für das Evangelium und sich von diesem neu herausfordern lassen. Ihr Qualitätsmaßstab ist *Wahrheit in Barmherzigkeit*, ihr Schlüsselthema ist eine *Umkkehr der Werte*: vom „ganz normalen“ Blickwinkel – ausgerichtet an Selbstdarstellung, Eigennutz und Bequemlichkeit – zur „wundervollen“ Ausrichtung an Gerechtigkeit (als Solidarität und Verantwortung), Schöpfungsfrieden (als paradiesische Lebensgestaltung nach Gärtner-Art) und Freude im Heiligen Geist (ora et labora: gelassene Arbeit und heiteres Gottvertrauen).
- *Kritische Unterscheidung und Verheißung* – die prophetische Seite: Sie eröffnet den Blick auf die christliche Verheißung vom Reich Gottes, das mitten unter uns zur lebendigen Erfahrung wird, wo Menschen den

Möglichkeitssinn der Hoffnung gegen die Perspektivenlosigkeit der Sachzwänge entwickeln: im persönlichen Umgang miteinander wie im Kontext von Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche. Ihr Qualitätsmaßstab ist *Hoffnung*, ihr Schlüsselthema die *positive Kritik*: in der kritischen Unterscheidung Menschen, Strukturen und Blickwinkel zu ihren je größeren und besseren gottgewollten Perspektiven befreien.

- *Erlöste Lebendigkeit* – die sakramentale Seite: Sie zielt auf eine spirituelle Verankerung des ganzen Menschen im tragenden Grund des Heiligen, sodass sich in existentiell-sakramentalen Einzelerfahrungen („Gipfelerlebnissen“) der Himmel auf Erden ereignet. Sie führt zu Staunen, ehrfürchtiger Dankbarkeit und strahlender Lebensfreude. Ihr Qualitätsmaßstab ist *heitere Gelassenheit*, ihr Schlüsselthema *Kreuz und Auferstehung*: Wer sich aufs Christsein einlässt, ist immer ein Gekreuzigter zwischen Himmel und Erde, zerrissen zwischen den Logiken des Alltags und der Logik des Reiches Gottes. Das Kreuz des Scheiterns und des Elends birgt bereits die Samen der Auferstehung. Aufgabe des Christseins ist es, sie zum Keimen und Wachsen zu bringen und Gottes Anteil daran lieber zu groß als zu klein einzuschätzen.

Betrachtet man das Wesen von Kirche und Pastoral in dieser postmodernen Qualität, wird sichtbar, dass hier in gewisser Weise realisiert ist, was in der kirchlichen Leitentwicklung seit dem Konzil grundgelegt ist: Das Wesen von Christsein und Kirche entfaltet sich inmitten der Kultur im ganzen Volk Got-

tes und ist dann im geweihten Leben auf spezifisch radikale Weise zu fassen (und nicht umgekehrt ist das geweihte Leben, wie früher, das eigentliche Christsein, woran die Laien in geringem Maße Anteil nehmen können). Dieser Umkehrung der Logik ist in der Ausbildung dadurch Rechnung zu tragen, dass die „Weltkompetenz in geistlicher Qualität“ zur Kompetenz im Ordens- und Kirchenleben hinzu kommen muss.

Vertraut mit Gott und der Welt – Ordensspiritualität, Seelsorge und Kulturkompetenz

Neben der pastoralen Basisschulung und der vielgestaltigen Persönlichkeitsbildung des Seelsorgers sind die fünf kirchlichen Grundvollzüge in der Ausbildung am PthI zentral. Sie bestimmen das Jahresthema, zu dem jeweils vier Wochen Intensivkurse im Jahr (von denen zwei belegt werden müssen) angeboten werden. Kursmappen, schriftliche Reflexionen zu pastoralen Einzelerfahrungen und die Abschlussprüfung zur Zweiten Dienstprüfung / Pfarrexamen sind daran ausgerichtet. Ergänzt werden sie neben dem umfassenden Angebot zur Persönlichkeitsbildung des Seelsorgers durch einen jeweils zweiwöchigen Kurs zur Jugend- und zur Familienpastoral und einen Methodenkurs.

Im Mittelpunkt der pastoralen Schulung steht die Balance zwischen pfarrei- und ordensbezogenen Fragen auf der einen Seite, zwischen binnenkirchlichem und gesellschaftlichem Blickwinkel auf der anderen Seite. Beides macht die Spezifik der Ausbildung am PthI aus. Zum einen wird jeder Ordenspriester sein Leben lang seelsorglich tätig sein. Die meisten werden aber nur zum Teil

pfarrlich eingesetzt werden, häufig die Kommunität und damit den diözesanen Kontext wechseln und über längere Strecken in zentralen Aufgaben der Gemeinschaft oder in ihren diversen Werken oder Sonderseelsorgsbereichen tätig sein. Darauf sollen sie möglichst vielfältig und umfassend vorbereitet werden.

Zum anderen sind die jungen Ordenspriester mit der Ungleichzeitigkeit der kirchlichen Lage vielfältig befasst. Ihre eigenen alten Mitbrüder und manche Dorfpfarrei sind ebenso wie die regelmäßigen Empfänger des Bußsakraments häufig traditionell Gläubige; oft mit all den Spannungen einer in die Krise geratenen Volkskirchlichkeit. Das Leben in der Kommunität wie in den städtischen Ortsgemeinden ist häufig von kritischem Geist und der freien Gewissensentscheidung des Einzelnen bestimmt und steht in Spannung zu einer gesamtkirchlichen Lehre, die in vielen Fragen dem modernen deutschen Bewusstsein keinerlei Rechnung trägt. Und die jungen Ordenspriester erfahren sich selbst in Zeitgenossenschaft mit den postmodernen Generationen und in Spannung mit einem kirchlichen und spirituellen Erbe, dessen Inhalt sie teilen und erneuern, dessen Form sie sich aber oft schwer erschließen können oder wollen.

Dazu kommen als neue Herausforderung die zunehmende Säkularität der Kultur und die Notwendigkeit einer missionarischen Kirchengestalt. Von der Säkularität kann und muss in vieler Hinsicht einfach gelernt werden; z.B. über die Möglichkeiten der Internetpräsenz oder die effiziente Verwaltung von Liegenschaften. In ihr kann man sich als Kirche und Ordensgemeinschaft

erfolgreich bewegen; z.B. mit einer Klosterbrauerei oder im Wallfahrtstourismus. Mit ihrer Logik muss man sich auseinandersetzen, wenn man die Qualitätsbrille heutiger Konsumenten verstehen will, die manchmal auch einen kirchlichen Service suchen; z.B. in Warenwelten oder Kuranstalten. Mit ihr pflegt die Kirche bereits vielfache Kooperationen, die ihre je eigene Logik haben; z.B. in der Gefängnisseelsorge oder in der Jugendsozialarbeit.

Dazu kommt der Blick auf die Ökumene: die selbstverständlichen Formen mit der evangelischen Kirche, z.B. geistliche Bewegungen oder ökumenische Gebete und Feiern bei öffentlicher Betroffenheit. Neuer ist die Wahrnehmung der inzwischen zahlreichen Muslime in unserer Kultur einerseits, der noch aktiven Sekten und des Esoterikbereichs andererseits. Und schließlich ist die kirchliche Landschaft mit ihren unzähligen Gemeinden und Gemeinschaften, ihren Verbänden und Vereinigungen, ihren Initiativen und Aktionen so umfassend und breit gestreut, dass sie aktiv in ihrer Vielfalt wahrgenommen werden will.

All diese Themen ordnen sich exemplarisch den kirchlichen Grundvollzügen zu. Der Fokus wechselt: Mal geht es um die Vertiefung der Spiritu-

alität, die Übung der Geistlichkeit im Angesicht der Pastoral, das Erlernen und Üben in klassischen kirchlichen Handlungsfeldern. Dann wieder steht das Anschlussfähige und das Kontrastierende der Kultur im Mittelpunkt, um wahrgenommen, gewürdigt, eingeschätzt und gewichtend unterschieden zu werden. Zugleich wird deutlich, dass sich die Normalität des binnenkirchlich fokussierten Priester- und Ordenslebens von der gesellschaftlichen Normalität deutlich unterscheidet. Diese prophetische Differenz kann zum heilsamen Zeichen für die Welt werden. Sie kann aber auch bloß unverstanden bleiben. Manchmal hält sie auch der Kirche und dem konkreten Ordensleben den Spiegel vor, wenn man denn bereit ist, in ihn zu blicken.

Die Ausbildung am PthI und ihre Konzeption nimmt sich von dieser mehrfachen Differenz nicht aus. Phasen der Um- und Neukonzeption wechseln mit Phasen der Konsolidierung und Standardbildung. Oder es gehen beide ineinander über. Wesentlich bleibt bei und über allem, dass die Freude an der Begegnung mit den Menschen, an unserem Gott, unserer Kirche, unserer je verschiedenen Berufung und an unserer Arbeit nicht erlahmt.

Sabine Adam CJ, Birgitta Harsch OSF, Anna-Maria Kofler SSpS,
Susanna Stader OSF

Novizinnen begleiten

Ein Reisebericht

Vorbemerkung

Die Praxis der Formation im Noviziat unserer apostolischer Frauengemeinschaften zu beschreiben, das war die Aufgabe, die an uns herangetragen wurde und die wir, der Vorstand der Formationsleiterinnen Deutschlands, nach einigen Beratungen angenommen haben.

Wir, das sind: Sr. Sabine Adam, Congregatio Jesu; Sr. Birgitta Harsch, Franziskanerin von Reute; Sr. Anna-Maria Kofler, Steyler Missionarin; Sr. Susanna Stader, Franziskanerin von Lüdinghausen.

Im Noviziat gibt es Regeln und Strukturen, Lerninhalte und Bedingungen für die Zulassung zur Profess. Doch lebt ein Noviziat heute, mehr als früher, von lebendigen Beziehungen, Herausforderungen, Konflikten, Alltagsbewältigung in der gemeinsamen Erledigung des Haushalts, aber auch von geistlichem Austausch, z.T. fachlicher Gruppenunterstützung wie Supervision u.a. Sowohl die Noviziatsleiterin als auch die Mitglieder der Noviziatskommunität stehen dabei auf dem Prüfstand. Sie werden beobachtet und beurteilt, wie weit sie glaubwürdig sind und sie werden hinterfragt. Wer sich da hinter seiner Rolle als Leiterin verschanzt, hat schlechte Karten. Das Miteinander ist enger geworden, was einerseits Chancen enthält und andererseits von allen Beteiligten viel fordert.

Diese Lebensrealität unserer Noviziate prägt deshalb auch die folgenden Überlegungen. Die Perikope vom *Sturm auf dem See* dient uns im folgenden Artikel als Metapher, um das Erfahrungsfeld Noviziat zu beschreiben.

Mk 4, 35 -41

³⁵Und er sagt zu ihnen an jenem Tag, als es Abend geworden: Fahren wir zur Jenseite! ³⁶Und sie lassen die Leute stehen und nehmen ihn, wie er gerade war, im Boot mit; auch andere Boote waren mit ihm.

*³⁷Und ein gewaltiger Wirbelwind kommt auf und die Wogen schlugen ins Boot, dass schon das Boot sich füllte. ³⁸Er aber war im Heck und schließ auf dem Kopfkissen. Und sie wecken ihn und sagen zu ihm: Lehrer, kümmert es dich nicht, dass wir zugrunde gehen? ³⁹Und auf richtete er sich, herrschte den Wind an und sprach zum See: Schweig, verstumme! Und der Wind erlahmte – und es ward große Stille. ⁴⁰Und zu ihnen sprach er: wie feig ihr seid! Immer noch habt ihr keinen Glauben! ⁴¹Und Furcht überkam sie, große Furcht. Und sie sagten zueinander: Wer ist doch dieser, dass auch der Wind und der See ihm gehorchen?
(Übersetzung: Friedolin Stier)*

Mk 5, 1-3

¹Und sie kamen zur Jenseite des Sees, in das Land der Gerasener. ²Als er aus dem Boot stieg, gleich trat ihm aus den Gräbern ein Mensch mit einem unreinen Geist entgegen. ³Er hatte seine Behausung in den Grüften und auch mit Ketten vermochte ihn keiner mehr zu fesseln.

Überfahrt am Abend

Der Abend als Ende eines gelebten Tages

Wenn Jesus den Jüngern „am Abend“ am Ufer des Sees Gennesaret begegnet, haben die Jünger bereits einen langen Tag als Fischer hinter sich. Erfolg und Misserfolg, Begegnungen, Freuden und Enttäuschungen dieses Tages sind in ihnen präsent. Auch die Frauen, die

bei uns als Postulantinnen/Novizinnen anfragen, haben in der Regel bereits eine Menge Lebenserfahrung gesammelt. Sie bringen einen, manchmal zwei oder mehr erlernte Berufe mit und haben einige Zeit darin gearbeitet. Auch die Erfahrung z.T. mehrjähriger Partnerschaft ist manchen nicht fremd.

Oft geht dem Eintritt ein längerer bis langer Suchweg voraus. Da sind Erfahrungen als „Missionarin auf Zeit“, da hat jemand schon ein Sabbatjahr gemacht, da ist jemand im Rahmen des „christlichen Orientierungsjahres“ mit anderen einen Weg gegangen oder hat in einer christlichen Wohngemeinschaft gelebt. Viele haben erfahren, dass ihre Suche von den Menschen ihres Umfelds nicht verstanden, vielleicht sogar bekämpft wurde. Nicht selten kommt von der Familie der größte Widerstand, während die Freunde, auch wenn sie selber nicht gläubig sind, mehr Verständnis dafür aufbringen.

Autoreninfo



Siehe gedruckte Ausgabe.

[v.l.n.r.]

Allerdings gibt es auch die Jüngerer, die direkt nach einem Studium oder einer Ausbildung anfragen. Sie fühlen sich im Kreis der Noviziatskolleginnen manchmal „zu jung“. So sollten sich bei einer Noviziatstagung des Würzburger Kreises die Novizen und Novizinnen nach ihrem Eintrittsalter aufstellen. Von ca. achtzehn waren drei zwischen 20 und 30 Jahren. Manchmal ist deshalb die paradoxe Situation festzustellen,

Die Autorinnen

Sr. Sabine Adam CJ, Congregatio Jesu. Sonderschullehrerin, Gemeindeferentin, Exerzitienbegleiterin. Seit 25 Jahren im Orden, seit 2001 Noviziatsleiterin.

Sr. Birgitta Harsch OSF, Franziskanerin von Reute. Eintritt in die Ordensgemeinschaft 1987. Erzieherin, Geistliche Begleiterin, Leiterin für Postulat und Noviziat seit 2002. Ansprechpartnerin für die Gäste im AuszeitHaus Oberschwabens.

Sr. Anna-Maria Kofler SSpS, Steyler Missionarin. Krankenschwester und Sozialpädagogin, geistliche Begleiterin. Seit 1990 in der Kongregation der Dienerinnen des Heiligen Geistes. Seit 2001 in der Formation tätig. Zur Zeit Postulat- und Noviziatsleiterin.

Sr. Susanna Stader OSF, Franziskanerin von Lüdinghausen. Krankenschwester, Gestaltpädagogin (IGNW), Eintritt in die Ordensgemeinschaft 1984, Leiterin für Postulat und Noviziat seit 2004.

dass sich Ordensleitungen an „alte“ und „lebenserfahrene“ Novizinnen gewöhnt haben und dabei Gefahr laufen, die Jüngerer, die weniger Selbststand mitbringen, aus dem Blick zu verlieren.

Auch wir als Noviziatsleiterinnen sowie die Schwestern, die mit uns die Noviziatskommunität bilden, haben bereits einen „Tag hinter sich“, wenn sie in diese Aufgabe kommen.

Eine Glaubens- und Lebensgemeinschaft ist über viele Jahre gewachsen. Die Gemeinschaft der Professschwestern hat Formen und Kulturen entwickelt, die sie für gut befunden hat und miteinander lebt. Das kann das gemeinsame Stundengebet sein und/oder andere Formen des Gebets, der Liturgie, der Jahreszyklus von Festen und Feiern, die konkrete Umsetzung der Lebensordnung, Konstitutionen etc.

Die Novizinnen finden eine Grundlage vor, wo sie gelebten Glauben und Gemeinschaft erleben. In der Gemeinschaft, in die sie eintreten, haben sie offensichtlich etwas erfahren, das sich mit ihrer Suche deckt. Bestimmte Formen der Spiritualität, das gemeinschaftliche Leben, Schwestern, die überzeugend wirken, haben sie angezogen.

Aufgrund dieser Erfahrungen entschließen sich Novizinnen, in das Boot einzusteigen. Und wie bei einem Ruderboot ist das eine kippelige Angelegenheit. Der gemeinsame Boden schwankt.

Ein ständiger Balanceakt ist notwendig, um die Entwicklungsfähigkeit einer Gemeinschaft und deren Tradition im Gleichgewicht zu halten. Was hier geschieht, ist ein immerwährender Unterscheidungsprozess zwischen dem, was als unverzichtbares Element der Ordensspiritualität nicht aufgegeben werden darf, und einer zeitbedingten

vergänglichen Gestalt. Ebenso geht es um die Balance zwischen dem individuellen Weg der Einzelnen und der Entwicklung der gesamten Gemeinschaft. Als Leiterinnen haben wir dazu alle eine oder mehrere Fortbildungen absolviert, die uns im weiteren (Exerzitienleiterin u.a.) oder auch im engeren (Ausbildung für Formationsleiterinnen) Sinn auf unsere Aufgabe vorbereiten sollte. Wir nutzen die Möglichkeiten kollegialer Beratung und fachlicher Supervision, um in dem Geflecht unterschiedlichster Erwartungen den eigenen Kurs erkennen zu können. Für alle Beteiligten erfolgt der Ruf zur Überfahrt am Abend. Am Abend sieht man weniger weit, überschaut nicht klar den ganzen Weg. Er liegt für alle im Dunkeln und kann nur auf Jesu Aufforderung im Miteinander gefunden werden.

Der Abend als Vorbote der Nacht

Eine Überfahrt am Abend macht nur dann Sinn, wenn es nicht um die Fahrt als solche geht, sondern um das Ziel. Am Abend fährt man, damit man am Morgen rechtzeitig dort ist, wo man hin will. Auf das Noviziat übertragen könnte das heißen: Das Noviziat ist Mittel zum Zweck. Das Noviziat muss durchschritten werden, um danach „das Land der gewählten Gemeinschaft“ zu betreten. So wenig, wie die Jünger geplant hatten, bei der nächtlichen Überfahrt in Todesangst versetzt zu werden, so wenig haben Novizinnen gewählt, im Verlauf des Noviziats ihren Dunkelheiten zu begegnen. Und dennoch lässt die Zeitangabe „am Abend“ ahnen, dass es auch „gefährlich“ werden könnte und auch dies entspricht durchaus

dem Erleben der Novizinnen. Es gibt die Sorge, manchmal die Angst, die Anforderungen des Noviziats nicht zu schaffen, die Ahnung, was da alles auf mich zukommen könnte...Und natürlich auch die ganz konkrete Befürchtung, dass sich der Weg in der Gemeinschaft als Irrweg herausstellt und/oder von der Gemeinschaft nicht bestätigt wird. Und ebenso gibt es Sorgen und Ängste auf Seiten der Leiterinnen. Wie gelingt die Kommunikation mit den Novizinnen? Werde ich ihnen gewachsen sein? Entsteht ein Vertrauensverhältnis zwischen uns? Werde ich die Antworten geben können, die weiterführen? Weiß ich denn, wie Ordensleben geht? Wie viel muss ich vorgeben? Wie viel Offenheit darf ich zulassen? Lebe ich mein geistliches Leben so, dass es glaubwürdig ist? Die nächtliche Überfahrt bleibt ein Abenteuer.

Das Ziel: die Jenseite

Frauen, die sich für ein Noviziat entscheiden, sind auf ihrem bisherigen Lebensweg an einen Punkt gestoßen, an dem die Sehnsucht nach mehr an Lebensqualität aufgebrochen ist. Sie haben äußerlich oft viel erreicht und doch erscheint ihnen ihr Leben nicht erfüllend genug. Sie sind auf der Suche nach Sinn, nach einem ganz persönlichen Angespochen- und Gemeintsein. Sie fühlen sich von Gott berührt. Sie ahnen, dass ein Leben, das sich an Gott orientiert, zu einer bisher unbekanntenen Freiheit führen kann. Manchmal haben sie schon an vielen Orten gesucht: in Freikirchen und im Buddhismus, im Engagement für die Armen, in einem kirchlichen Beruf, in Exerzitien und Gebetskreisen etc. Doch die Suche ging

weiter. Sie zielt ab auf ein „ganz und gar“ für immer. Selten sind dabei die drei Gelübde ausdrücklich im Blick. Sie tauchen meist erst im Vollzug des „ganz und gar“ auf. Entsprechend dieser langen, oft leidvollen Suche sind die Erwartungen an die neue Lebensform groß. Sie suchen Menschen, die mit ihnen auf dem Weg sind, die sich mit ihrem Glauben auseinandersetzen, die nach dem „mehr“ in ihrer Lebenserfüllung suchen. Sie suchen Vorbilder, an denen sie ablesen können, wie ein solches Leben geht. Sie suchen Menschen, die nicht für sich und die eigenen Ziele leben, sondern ihr Leben für Gott und im Dienst an Anderen einsetzen; Menschen, die selber auf der Suche sind, die zu Konflikten und Auseinandersetzungen bereit sind und die die Fähigkeit zu Wandlung und Umkehr erkennen lassen.

Wir, die wir Novizinnen begleiten, haben selber viele Prozesse von Veränderung in unserer Gemeinschaft erlebt, haben Herausforderungen und Zumutungen erfahren, uns mit Manchem erst mühsam aussöhnen müssen. Das Noviziat, das wir selbst erfahren haben, unterscheidet sich z.T. deutlich von dem, was *wir* jetzt verantworten. Und einiges, was manche von uns glaubten „endgültig“ überwunden zu haben, weckt neu das Interesse der Novizinnen, z.B. das Ordenskleid oder sehr traditionell geprägte Gottesdienste.

Sich mit den Novizinnen zusammen zur Jenseite aufzumachen, heißt, daran zu glauben, dass der Weg, den wir in unserer Gemeinschaft gehen, zukunftsträchtig ist, dass er lohnend und erfüllend erlebt wird, dass die Vision unserer Gründergestalten uns auch heute inspizieren kann, aber auch, dass Verände-

rungen und Neugestalt zu einem geistlichen Weg und zur Entwicklung jeder (geistlichen) Gemeinschaft gehören.

Aber auch die Gemeinschaft als Ganzes muss sich der Frage stellen, in wieweit die Sehnsucht nach der Jenseite lebendig ist. Das Angezogenensein von Christus ist die Klammer, die die verschiedenen Generationen verbindet. Nur in der Ausrichtung auf ihn kann die Unterscheidung zwischen kontingenten und damit vergänglichen Elementen der jeweiligen Gemeinschaft und ihren substantiellen Grundlagen gelingen. Nur von dort aus kann das Vertrauen wachsen, dass die nachfolgende Generation nicht „die Gemeinschaft verrät“, wenn sie manches als nicht mehr zeitgemäß über Bord wirft oder zu anderen Erkenntnissen im Hinblick auf die Erfordernisse der Zeit kommt.

Diese Bereitschaft zu Offenheit und Vertrauen kann nicht an die Noviziatsgemeinschaft delegiert werden, sonst hängt ein Noviziat „in der Luft“. Es ist unumgänglich, auf verschiedenen Ebenen der Gemeinschaft, auf Konferenzen, in Briefen und persönlichen Gesprächen ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass das Beten um Nachwuchs gleichzeitig ein Gebet um eine sich verändernde Gemeinschaft ist.

Jesus wird ins Boot geholt

Der Ruf zur Überfahrt ist ergangen. Die Sehnsucht nach der Jenseite ist stark. Die Erfahrungen, die mit Gott gemacht wurden, reichen aus, um den Entschluss zu fassen, Jesus in mein Lebensboot aufzunehmen. Das ist auffallend an der Übersetzung von Friedolin Stier, dass die Jünger Jesus in *ihrem* Boot mitnehmen. Zwar geht die Initiative

zur Überfahrt von Jesus aus, aber es braucht die Einwilligung, es braucht den freien Entschluss und damit auch die Bereitschaft, sich auf die Tücken einer solchen Fahrt einzulassen, zumindest im Denken und Hoffen.

Bei den Novizinnen erleben wir hier ein Miteinander von einerseits viel Großmut, verbunden mit hohen Erwartungen, andererseits aber auch die bange Frage, ob sie den Konsequenzen ihrer Entscheidung gewachsen sind.

Endlich zu wissen, was man will, das setzt unendlich viele Kräfte und Freude frei. Wir erleben überwiegend eine ganz große Bereitschaft, sich auf das Noviziatsprogramm einzulassen, auf Unterricht, Gebetsformen und andere geistlichen Übungen. Dieser Eifer der ersten Liebe ist manchmal beschämend für uns, die wir in vielem schon „erkaltet“ sind, aber er ist auch der große Reichtum einer Noviziatskommunität, wenn sie sich davon nicht schrecken, sondern herausfordern lässt.

Das, was von den Novizinnen an Spiritualität, Gemeinschaftsleben usw. vorgefunden wird, wird nun konfrontiert mit den Erfahrungen, die mitgebracht wurden. Oft haben die Novizinnen im Freundeskreis, in der Studentengemeinde, in Verbänden usw. intensive Glaubensgespräche geführt, sich sehr persönlich mit ihrem Glauben auseinandergesetzt. Die spirituellen Formen der Gemeinschaft werden dahingehend geprüft, ob sie dem hohen Anspruch standhalten. Immer wieder ist von Novizinnen der Vorwurf zu hören: „Vorher hatte ich intensive Glaubensgespräche und jetzt wird der eigene Glaube so wenig thematisiert.“ Novizinnen neigen dazu, die Folie ‚Freundschaft‘ auf die Gemeinschaft zu übertragen. Was

ihnen fehlt, ist die Erfahrung einer Gemeinschaft von erwachsenen Menschen, die freiwillig alle Lebensvollzüge miteinander teilen, sich aber einander nicht ausgesucht haben. Diese Form des Zusammenlebens mit ihren spezifischen Bedingungen ist ja etwas, was es außerhalb von geistlichen Gemeinschaften kaum gibt.

Trotzdem fordern uns die Novizinnen heraus, über den eigenen Glauben sprechen zu lernen. Manche ältere Schwester hat Angst vor der Sprachgewalt heutiger junger Menschen. Deshalb ist es wichtig, dass auch außerhalb der Noviziate das Teilen von Glaubenserfahrungen eingeübt wird.

All diese unterschiedlichsten Erfahrungen finden sich im Noviziat in „einem Boot“ wieder. Die gewachsenen Formen von Spiritualität müssen zukunftsfähig sein, d.h. Novizinnen müssen die Erfahrung machen können, dass die Spiritualität tauglich ist für die Reise, zu der Jesus uns auffordert. Umgekehrt sollten die Novizinnen, die mit uns im Boot sind, auch tauglich sein für eine Überfahrt im Boot.

„Auch andere Boote waren mit ihm“

Nicht nur die Schwestern der Noviziatskommunität, auch „die anderen Boote“ werden von den Novizinnen sehr genau wahrgenommen. Jede Schwester wird beobachtet, auf welche Weise sie „die Fahrt zur Jenseite“ lebt. Relativ nüchtern wird konstatiert: „So wie Sr. X, nein, das kann ich mir nicht vorstellen, so wie Sr. Y, ja, das hat was, so wie Sr. Z, das ist nicht meins...“ Und irgendwie, z.T. unausgesprochen, z.T. in der geistlichen Begleitung angeschaut, bildet sich ein Urteil heraus, wird die „Summe

unter'm Strich“ gezogen, die neben anderen Faktoren das Pendel für oder gegen die Gemeinschaft ausschlagen lässt.

Trennung von Vertrautem

Eine ehemalige Novizin berichtet:

Die ersten Schritte auf meinem neu gefundenen Weg – in der konkreten Nachfolge Jesu – sind nicht immer einfach und leicht zu gehen. Ich musste und durfte vieles zurücklassen und manches gab ich nur widerwillig auf: eine komplett eingerichtete Wohnung, Familie, eigene Familienwünsche, liebgewonnene Freiheit(en) und etliche nicht realisierte Träume. Was ich dafür erhalten habe, ist und war es wert, all das aufzugeben und mich neu zu orientieren. Nun, was ist das alles, was ich gewonnen habe? Es ist ein Leben in einer anderen Freiheit, einer Freiheit, nicht überall dabei sein zu müssen, mithalten zu müssen, eine Freiheit bewusst wählen zu dürfen, was dem Leben dient, auch wenn dies Einschränkungen mit sich bringt. Gerade diese Dinge brauchten anfangs viel Kommunikation mit meiner Familie und meinen Freunden.

Es ist eine Ruhe, Sanftheit und Stille in Beziehungen, in Aktivitäten und im Beruf eingekehrt, ein bedingungsloses Angenommensein, ohne etwas leisten zu müssen. Ein Leben, das getragen wird von der lebendigen Beziehung zu Gott. Seine bedingungslose Annahme und Liebe drängen mich immer mehr in eine solidarische Lebensform und Lebenshaltung mit und für die ausgegrenzten Menschen in unserer heutigen Gesellschaft.

Es ist ein Leben, das mich die Welt, die Mitmenschen, den Glauben, den Konsum, mein Umfeld und mich selbst aus einem anderen Blickwinkel betrachten und wahrnehmen lässt. Eine Hilfe dabei ist die regelmäßige geistliche Begleitung, wenngleich ich diese anfangs mehr als Pflichtübung ansah und weniger als Hilfe, mein Erlebtes unter die Lupe legen zu können. Eben diese Lupe fördert Gottes Spuren in meinem Leben ans Licht und hilft, verschiedene Barrieren und Stolpersteine wahrzunehmen, anzuschauen und ihnen so die Bedrohlichkeit zu nehmen. Genauso tragen die persönliche Begleitung und der vielseitige Unterricht durch die Noviziatsleiterin sowie die Gespräche mit den Mitschwestern dazu bei, den Orden, das Ordensleben und meine persönliche Berufung intensiver zu entdecken, anzunehmen, weiterzuentwickeln und zu leben.

Trotz oder gerade wegen all der Einschränkungen und des Loslassens vieler Dinge, die diese neue Lebensform mit sich bringt, hat mein Leben an Intensivität und Tiefgang gewonnen, worauf ich nicht mehr verzichten möchte. So kann ich sagen, es war die beste Entscheidung meines Lebens, dem Ruf Gottes zu folgen und ein Leben in den evangelischen Räten zu wagen.

Vieles muss zurückgelassen werden. Freunde, Verwandte, Beruf, eigenes Einkommen, Status, Unabhängigkeit... Mit dem Loslassen ist mitunter die Angst verbunden, sich so zu verändern, dass ich von denen, die ich liebe, nicht mehr verstanden werde. Das neue Ufer ist ja erst als Ahnung vorhanden. Das

Loslassen birgt also das große Risiko, bei einem Scheitern gar nichts mehr in Händen zu halten. Vom Vertrauten habe ich mich gelöst und das Neue erwies sich als Irrweg.

Weil der neue Weg alle Kräfte beansprucht, ist im Noviziat der Kontakt mit dem alten Umfeld eingeschränkt. Es geht nicht um einen Bruch mit dem Alten, aber es geht darum, einen geschützten Raum zu schaffen, in dem Erfahrungen gemacht werden können, die die Novizin nicht gleich beschreiben, begründen, vor anderen reflektiert darlegen können muss. Das Neue ist viel zu neu, um dafür adäquate Worte zu haben.

Zum Loslassen gehört auch ein eingeschränkter Umgang mit dem PC bzw. dem Internet, Telefon, Fernsehen, Musik etc. Wir alle verfügen ja über viele gut gelernte Methoden, mit Leere umzugehen, sie nicht auszuhalten, sondern sie umgehend mit allem Möglichen zu füllen. Im Noviziat kommt es darauf an, hellhörig zu werden, aufmerksam zu sein auf diese unsere Methoden der Ersatzbefriedigung, um allmählich Gott und seine Weisen, sich mir mitzuteilen, an ihre Stelle zu setzen.

In unseren Gemeinschaften besteht auch Konsens darüber, dass die Novizin während des Noviziats nicht in ihrem Beruf arbeitet. In dieser Zeit soll sie wirklich frei sein, sich auf ganz neue Erfahrungen einzulassen. Unsicherheiten, Krisen, Unausgeglichenheiten gehören zu dieser Phase. Wenn eine Novizin am nächsten Tag im Beruf wieder „funktionieren“ muss, kann sie sich auf diese Prozesse nicht wirklich einlassen. Wir waren uns einig darüber, dass, wenn eine Gemeinschaft aus finanziellen Gründen auf einen Verdienst der

Novizinnen angewiesen ist, wir lieber einen einfachen „Job“ suchen würden, als sie im erlernten Beruf arbeiten zu lassen. Zu viele Erfahrungsmöglichkeiten gingen sonst verloren.

Zum Loslassen von Vertrautem gehört es für uns als Leiterinnen sowie für die gesamte Gemeinschaft, einen Weg der Versöhnung zu gehen. Viele Schwestern haben Erfahrungen gemacht, die nicht immer leicht zu verkraften waren. Was jüngeren Schwestern heute möglich ist, wäre in früheren Zeiten undenkbar gewesen. Ausbildungswege waren Schwestern verschlossen oder waren zu sehr darauf ausgerichtet, was gebraucht wurde. Manche Schwester hat darunter gelitten und nicht immer ist daraus eine versöhnte Haltung geworden. Neid und Eifersucht aber sind Hemmnisse auf dem Weg in die Zukunft. Sie untergraben das Vertrauensverhältnis zwischen der tragenden und der nachfolgenden Generation und erschweren den Unterscheidungsprozess zwischen den fundamentalen und den nachgeordneten Kriterien der Formation.

Es bedarf des ständigen Übens einer Gemeinschaft, in eine versöhnte und wohlwollende Haltung hineinzuwachsen. Für uns, die wir unmittelbar im Kontakt mit den Novizinnen stehen, ist es eine besondere Herausforderung. Wie können wir einen positiven Zugang zu unserer Gemeinschaft vermitteln, wenn wir nicht selber mit ihr versöhnt sind? Deshalb ist es wichtig und für eine gute Formation unumgänglich, dass wir uns den Raum bewahren, zeitlich und geistlich, unsere eigenen Erfahrungen immer wieder dem Licht Gottes auszusetzen, aber ebenso auch für die notwendigen Pausen und kreativen Freiräume zu sorgen.

Bei Nacht im Sturm auf See

Mit großer Energie hat das Boot am Ufer abgelegt. Bewusst ist das Noviziat so konzipiert, dass es freie Zeiten gibt, Zeiten, die nicht von vorneherein verplant sind, die selbstständig gestaltet werden müssen. Bewusst ist die berufliche Rolle den Novizinnen entzogen. Es gibt viel Zeit für das persönliche Gebet. Ungewohnt, manchmal völlig neu ist das Zusammenleben mit Gleichaltrigen. Wer Geschwister hat, wird im Zusammenleben mit den Mit-Novizinnen bald auf die Beziehungsmuster, die unter ihnen herrschten, stoßen. Wer keine hat, muss sich ganz neu in einem Miteinander von Gleichgestellten arrangieren. Eifersucht, Minderwertigkeitsgefühle, Stolz, kindliches Bravsein... kurz, alles, was mit dem Ordenseintritt als überwunden angenommen wurde, begegnet wieder. Die große Angst taucht auf: „Wenn *die* erstmal wirklich wissen, was alles in mir ist, schmeißen *die* mich raus.“ Vertrauen muss erst langsam aufgebaut werden und in dem Maß, in dem es wächst, können sich die Novizinnen mehr und mehr zeigen als die, die sie sind. In einigen unserer Noviziate gibt es die Praktika, die in den ignatianischen Gemeinschaften, basierend auf Ignatius von Loyola, Experimente genannt werden.

Die Novizinnen bekommen diese Experimente vorgesetzt. Ziel der Experimente ist es, mit sich selbst „zu experimentieren“, sich in völlig neuen Aufgaben und Rollen wiederzufinden, die sie sich nicht selbst gesucht haben.

So soll eine Flexibilität und seelische Elastizität wachsen, Christus in allem zu finden: ob im Armen oder Kranken, ob in der Pastoral oder in der Bildungs-

arbeit. Aufgabe der Noviziatsleitungen ist es, die Experimente bzw. Praktika so auszusuchen, dass sie fordern ohne zu überfordern. Das gelingt nicht immer. Trotzdem haben wir in den Noviziatsgemeinschaften bisher immer die Erfahrung gemacht, dass die Novizinnen verändert und deutlich gereifter von jedem Experiment zurückkommen. Die Experimente stellen auch eine gewisse Unterbrechung des intensiven Prozesses persönlicher Auseinandersetzung dar. Die Ebene wechselt. Die Novizinnen erleben sich wieder in anderen Rollen, sind auf sich selbst gestellt, bekommen mit anderen Schwestern unserer Gemeinschaften Kontakt. Doch ist diese Unterbrechung kein Abbruch des persönlichen Prozesses. Die eigenen „Baustellen“ begegnen wieder. Langsam wächst aber die Kompetenz, mit ihnen anders umzugehen.

Durch die enge Verbindung der Novizinnen mit der Noviziatsleiterin, die in unseren Gemeinschaften auch die geistliche Begleiterin ist, ist manchmal auch ein Prozess von Regression zu beobachten. Übertragungen von Mutter-und/oder Vaterbild auf die Noviziatsleiterin sind normal. Dies enthält die Chance, frühere Erfahrungen, die in der Familie gemacht wurden, im Licht Gottes anzuschauen und mithilfe der Begleiterin manches zu verstehen, anzunehmen etc. Doch ist das Noviziat keine Therapie.

Vielmehr stellen sich im Verlauf des Noviziats manche der eigenen Lösungsstrategien als unbrauchbar heraus. In dem Bild von Sieger Köder „Jesus rettet uns“, in dem genau unsere Perikope dargestellt wird, kommt das sehr schön zum Ausdruck: Das Wasser läuft ins Boot, der Wind tost und die Jünger tun

das, was sie gelernt haben: Sie rudern, rudern, rudern, sie schöpfen Wasser und schöpfen und schöpfen. Doch das Wasser läuft schneller nach, als sie schöpfen können, und die Ruder brechen. Was bleibt, ist Ohnmacht, Todesangst und der verzweifelte Versuch, den schlafenden Jesus zu wecken. Die Todesängste haben verschiedene Gesichter:

- Werde ich als Individuum wahrgenommen oder werde ich in der Gemeinschaft „untergebuttert“?
- Kann sich in dieser Gemeinschaft der Ruf in eine größere Freiheit, der mich gelockt hat, fortsetzen oder falle ich zurück auf eine frühere, kindliche Stufe?
- Werde ich hier akzeptiert, kann ich hier so sein, wie ich bin?
- Finde ich Menschen, mit denen ich Beziehung, vielleicht sogar Freundschaft oder Gefährtinnenschaft leben kann?
- Werde ich zum Exoten in meinem früheren Umfeld? Gibt es noch Brücken zu denen, die ich verlassen habe?
- Kann ich meiner Wahrheit folgen, mich meiner Wahrheit stellen oder wird alles „fromm geredet“?
- Darf ich jung sein mit allem, was dazugehört?

Diese Fragen können nicht entschieden werden. Sie stellen Sein oder Nichtsein auf den Prüfstand. Sie müssen beantwortet werden, oder der Kontakt zu sich selbst geht verloren. Dann passiert das, was Ives Raguin in seinem Text *Aufbruch* schreibt:

*Viele brechen nur scheinbar auf;
Sie tragen nur
ein Gespenst ihrer selbst*

*mit sich fort,
eine abstrakte Puppe.
Sich selber
bringen sie vor dem Aufbruch
in Sicherheit.
Sie bilden sich eine künstliche
Persönlichkeit,
eine ausgeliehene,
nach Büchern zurechtgemachte,
und diesen Roboter,
diesen Schatten ihrer selbst,
schicken sie auf die Suche nach Gott.
Nie treten sie mit ihrem ganzen Wesen
in die Erfahrung ein...
Gott will ein leibhaftiges Wesen
vor sich sehen, das weinen kann,
schreien unter den Wirkungen
seiner läuternden Gnade...
Gott will ein menschliches Wesen
vor sich sehen,
sonst hätte seine Gnade nichts zu ver-
wandeln;
das wirkliche Wesen wäre entwischt....“*

Was im Noviziat geübt wird, ist, vor der Ohnmachtserfahrung nicht wegzulaufen. Sie zu erleben und sich darin und mit ihr an Gott zu wenden, von dem allein die Wende kommen kann. Ohnmacht ist das angemessene Gefühl uns selbst gegenüber, die wir uns nicht „in den Griff bekommen“.

Für eine Novizin kam die Krise, als die Leiterin ihr das Lesen eines bestimmten Buches verbot:

*Die Sache mit dem Buch....
Begonnen hat meine erste Noviziats-
krise mit der eigentlich sehr profanen
Tatsache, dass ich auch im Noviziat
meine Bücher überall liegen lassen
kann.*

Bei jenem einen Buch war die Noviziatsleitung aber der Meinung, dass Gäste diese Cartoons missverstehen könnten. Was mich zu der folgenreicheren Frage veranlasste: „Heißt das eigentlich, dass Du bestimmen kannst, welche Bücher wir hier im Noviziat lesen dürfen und welche nicht?“ Die klare Antwort – „Ja“ – löste dann die Krise aus: „Also doch, Gehirnwäsche!“ – „Scheuklappen anlegen...!“ – „Wie bring ich das meinen Freunden und meiner Familie bei, dass hier Bücher...?“

Bücher und Literatur im Ganzen sind mir wichtig und verkörpern für mich auch die Freiheit des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Denkens. Und dieser Wert war plötzlich bedroht! Hinzu kam die Angst und das Misstrauen: Wie verändert der Orden mein Denken, mich als Person?

Die erste Reaktion war, die Koffer zu packen. Die zweite Reaktion bestand im sinnlosen, zumindest aber von der ersten Reaktion ablenkenden Blättern in CIC und Konstitutionen mit der Frage, ob diese Machtstellung der Noviziatsleitung und diese Regel so zulässig ist.

Und dann habe ich meinen Zwiespalt einfach ausgehalten: Dass ich einerseits gerne im Orden war und Ordensleben nicht als Unterdrückung, sondern Freiheit empfand, dass mir andererseits aber nach dieser Antwort der Verbleib im Orden als Verrat am bisherigen Leben und Denken erschien. Eher nebenbei und unerwartet kam die Antwort durch die Bibelstelle von der Flucht Jesu nach Ägypten: Die Erkenntnis, dass Maria zwar einen großen Ruf, Josef

aber mehrere Rufe erhalten hat. Und Maria musste sich Josef blind anvertrauen. Dargestellt in einer Figurengruppe¹: Maria sitzt auf dem Esel, Schriftrollen in der Hand. Josef geht voran, hält in der einen Hand die Zügel des Esels und mit dem anderen Arm trägt er das Jesus-Kind auf der Schulter, das seinerseits nach hinten zu Maria schaut. Übersetzt auf meine Situation: Da sitze ich völlig passiv und ausgebremselt im Noviziat, die Konstitutionen in der Hand. Angeführt wird das Noviziat von der Noviziatsleitung. Die hält kraft eigener Berufung auch meine Berufung in den Händen. Und aus der Ferne winkt mir meine Berufung zu...!

Die Koffer sind ungepackt, der Bücherbestand im Noviziat wechselt weiter. Dass der Orden mich verändert, beginne ich zu akzeptieren. Überrascht auch davon, dass diese Tatsache Familie und Freunden schon längst bewusst ist. Vertieft hat sich mein Vertrauen in die Berufungen derer, die mich führen und begleiten.

Was gibt es für Hilfen, die Krisen zu bestehen?

- Die geistliche Begleitung, die helfen kann, das, was mich umtreibt, überhaupt erst auszusprechen. Es sind Hilfen gefragt, mit den verschiedenen Winden, Geistern, umzugehen. Wo ist Aushalten dran, wo Widerstand, wo Erbarmen, wo Geduld, wo Entschiedenheit?
- Die Gebetszeiten, die jetzt existentiell werden. Es braucht Anleitung, wie ich mit den Dingen, die bewegen, im Gebet umgehen kann.
- Exerzitien, zehn- oder dreißigtägige

- Die Beschäftigung mit der Bibel als der Grundlage unseres geistlichen Lebens
- Die Gemeinschaft, die trotz der Wellen, die in mir hochschlagen, eine Normalität in ihrem Ablauf darstellt, in die sich die Einzelne einklinken kann und die die Krisen mitträgt und weiß, wovon die Rede ist.
- Soziale Einsätze (ein-oder zweimal wöchentlich), in denen sich die Novizinnen engagieren.
- Der Unterricht mit den spezifischen Inhalten der je eigenen Spiritualität, die Auseinandersetzung mit der Gründergestalt der Gemeinschaft, die Beschäftigung mit den Inhalten der Gelübde. Die Novizinnen bekommen Verstehenshilfen an die Hand. Sie begreifen, dass das, was ihnen so ganz individuell erscheint, zu einem geistlichen Weg dazugehört und vor ihnen schon von vielen so oder ähnlich erlebt wurde. Sie setzen sich auch theoretisch mit dem Leben in einer geistlichen Gemeinschaft auseinander.
- Gemeinsame Noviziatsschulungen, bei denen sich die Novizen und Novizinnen untereinander austauschen und sich gegenseitig stärken können.
- Zusammenkünfte oder Zusammenarbeit einer größeren Gruppe von Schwestern der eigenen Gemeinschaft, z.B. auf dem Katholikentag, bei einer Wallfahrt usw.
- Freiräume, kreatives Tun, Sport
- Und die Ruhe der Leiterin, die angesichts der Wellen und des Wassers nicht nervös wird. Dasselbe vermittelt Jesus, wenn er schlafend im Boot liegt. Was ihn schlafen lässt, ist sein Vertrauen zum Vater. Nichts muss

ihn beunruhigen. Er nimmt den Jüngern aber auch nichts ab, hilft ihnen nicht im Voraus aus der Patsche, sondern wartet, bis er gerufen wird. Die Krise kann gelebt und muss nicht verharmlost werden, denn Jahwe ist der, der rettet.

Die Jenseite diesseits des Jenseits

In der Perikope vom nächtlichen Sturm ist nicht die Rede davon, dass das gegenüberliegende Ufer erreicht wird. Die Szene endet mit Stille, Ruhe, Staunen über die Macht Jesu, in der die Macht Gottes geahnt wird: „Und Furcht überkam sie, große Furcht.“

Die Ruhe nach durchgestandenem Kampf *ist* das neue Ufer; zwar noch auf dem See, aber dennoch am Ziel: Im Glauben gewachsen, staunend über Gottes Handeln, gestärkt für eine nächste Wegetappe, das sind auch Erfahrungen im Noviziat. Die Erkenntnis, der Weg geht immer weiter, führt immer tiefer. Ein Fundament ist gewachsen², das mich auch Krisenzeiten überstehen lässt; das Loslassen der Illusion, irgendwann vor dem Tod am Ziel zu sein, macht fähig, den Schritt der Profess zu wagen, nicht in der Erwartung, dass alles gelingt, aber in einem größeren Vertrauen, dass ich auf die Gnade Gottes zählen kann.

In der Begleitung staunen wir häufig über das ehrliche Ringen der jungen Frauen um Authentizität, über ihren klaren Blick, was die Zukunft der Gemeinschaft angeht, ihren Wunsch, in der Liebe zu Jesus zu wachsen, zu reifen und in diesem Prozess sich auch hinterfragen zu lassen. Die Frauen mit ihrer tiefen Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit

zu erleben gibt Mut und Hoffnung. Sie möchten sich einsetzen für Christus und die Welt. Sie möchten weitergeben, was sie selbst als so kostbar erfahren haben und sie tun dies mehr oder weniger mit einem realistischen Blick auf die Wirklichkeit der Ordensgemeinschaft.

Für uns als Begleiterinnen ist zu beachten, nicht dazwischenzustehen, wenn, wie es im Exerzitienbuch Nr. 15 heißt, der Schöpfer unmittelbar mit seinem Geschöpf handeln will.

Das Eigentliche, der Durchbruch in der Krise kommt häufig fast nebenbei, wie das Säuseln des Windes bei Elija am Horeb. Das ist die staunensvolle Ruhe der Jünger, als sie die Stille des Meeres erleben.

Auf der Jenseite warten Dämonen – die Reise beginnt von vorn

Das 5. Kapitel des Mk-Evangeliums beginnt damit, dass die „Jenseite“ erreicht

wird. Doch was dort die Jünger erwartet, könnte nicht drastischer geschildert werden: Da ist von Gräbern die Rede, von unreinen Menschen, von Grüften, Ketten, Fesseln und Fußseisen. Hat es sich dafür gelohnt, dort hinzufahren?

Ja, es hat sich gelohnt, wegen des überstandenen Sturmes während der Überfahrt, in dem Jesus erfahren worden ist als einer, dem Sturm und Wellen gehorchen. Es hat sich gelohnt, weil die, die gerade selber den Fluten entkommen sind, nun mehr als vorher in der Lage sind, Dämonen zu begegnen – den eigenen und denen, mit denen sich die Menschen unserer Zeit herumschlagen.

.....

- 1 Tonskulptur „Flucht nach Ägypten“ von Raul Castro; abgebildet in: Glauben mit Hand und Fuß, Bert Herfen/Peter Schmid, Plöger-Verlag 2001.
- 2 Exerzitienbuch, Ignatius v. Loyola, Peter Knauer (Hrsg.), Nr. 23.

Martha Lang OSF

Sr. M. Martha Lang OSF, geboren 1961, trat nach einer Ausbildung zur Industriekauffrau 1983 in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen des Crescentiaklosters in Kaufbeuren ein. Dort absolvierte sie eine Ausbildung zur Gemeindefereferentin sowie im Bereich der Exerzitien- und Trauerbegleitung. Nach Tätigkeiten in der Gemeindepastoral und Klinikseelsorge wurde sie 2007 zur Leiterin des Theologischen Ordensseminars der Diözese Augsburg ernannt.



Martha Lang OSF

Das Noviziatsseminar in der Diözese Augsburg

Ein Erfahrungsbericht

Gründung und Aufgabe des Theologischen Ordensseminars

Das Theologische Ordensseminar in Augsburg wurde im Jahr 1967 vom damaligen Diözesanbischof Dr. Josef Stimpfle gegründet. Es war dem Bischof ein Anliegen, den Ordensfrauen die vom Konzil geforderte Erneuerung des geistlichen Lebens und des Apostolats zu ermöglichen. Diese Gründung war eine „Pioniertat“, die für andere deutsche Diözesen als Modell diente. Der damalige Domkapitular und Ordensreferent Alfons Roth sagte anlässlich der Feier des 10-jährigen Gründungsjubiläums im Jahr 1977: „Das Theologische Ordensseminar will keine Theologische Hochschule sein, sondern verfolgt zwei große Leitlinien: die Anhebung des theologischen Niveaus der Schwestern, denn der Wissende ist der im Glauben Gefestigte, und die Vermehrung reli-

giöser Erfahrung, um zum Ideal der christlichen Persönlichkeit immer mehr vorzustoßen.“

Das Theologische Ordensseminar ist dem Ordensreferat der Diözese und damit dem Ordensreferenten Prälat Dr. Bertram Meier untergeordnet. Zusammen mit ihm und einem kleinen Team von Schwestern aus verschiedenen Gemeinschaften wird jedes Jahr das Jahresprogramm erstellt. Unserem derzeitigen Ordensreferenten ist es ein Anliegen, neben anderen Referenten und Referentinnen auch selber Angebote zu machen und durch seine Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen und durch die Feier von Gottesdiensten guten Kontakt zu den Ordensschwestern zu halten und so ihre Situation und ihre Anliegen in rechter Weise wahrzunehmen.

Auch wenn die Zahl der Ordensfrauen und damit die Teilnehmerzahlen an den

Veranstaltungen rückläufig sind, versucht das Theologische Ordensseminar weiterhin, einen Raum zu schaffen, in dem Begegnung und Austausch, Besinnung und Weiterbildung, Fest und Feier möglich werden. So geschieht Stärkung und neue Begeisterung für die einzelne Schwester und durch sie wiederum Belebung in der jeweiligen eigenen Gemeinschaft.

Noviziatseminar – Zielgruppe, zeitlicher Umfang, Inhalt

Zu den Angeboten des Ordensseminars zählt das Noviziatseminar. Dieser Name hat sich in vielen Jahren „eingebürgert“. Eigentlich müssten wir die Veranstaltung umbenennen in „Formationsseminar“, denn unter den Teilnehmerinnen finden sich Postulantinnen, Novizinnen und Junioratsschwestern. Doch vorerst belassen wir es bei dem bekannten Namen, weil er den Ordensgemeinschaften unserer Diözese und darüber hinaus vertraut ist. Damit ist bereits ein Teil der Zielgruppe genannt, für die das Noviziatseminar eingerichtet wurde. Es sind die Frauen, die in der Zeit der Einführung in das Ordensleben ihrer jeweiligen Gemeinschaft stehen, zu

Beginn des Seminars in der Regel noch vor der ersten Profess. In allen Jahren waren immer auch Anmeldungen aus Schwesterngemeinschaften anderer Diözesen dabei, was alle Beteiligten als Bereicherung erfahren. Dass zum Teil weite Wegstrecken in Kauf genommen werden, zeigt die Wertschätzung, die das Noviziatseminar genießt.

Teilnehmerinnen des Noviziatseminars sind auch die Formationsleiterinnen. Dass diese Schwestern, die für die Einführung in das Ordensleben in ihrer jeweiligen Gemeinschaft zuständig sind, teilnehmen, ist hilfreich für die Weiterarbeit an einzelnen Themen in der eigenen Gemeinschaft. Über viele Themen können die Referenten und Referentinnen in der begrenzten zur Verfügung stehenden Zeit nur einen Überblick bzw. eine Hinführung geben. Deswegen ist es sinnvoll, wenn im Unterricht in der eigenen Gemeinschaft manches noch vertieft und auftretende Fragen miteinander bearbeitet werden. Dazu geben die Referenten in der Regel gut ausgearbeitete Arbeitspapiere und Zusammenfassungen mit.

Die Teilnahme der Formationsleiterinnen bietet die Chance zum Erfahrungsaustausch unter den Leiterinnen.

Überblick über die Zahlen aus den Noviziatseminaren der vergangenen Jahre

Jahr	Teilnehmerzahl	Alter der Teilnehmerinnen (ohne Leiterinnen)	Durchschnittsalter der Teilnehmerinnen (ohne Leiterinnen)
2004/2005	13 TN aus 6 Gemeinschaften	22-37	31
2005/2006	14 TN aus 5 Gemeinschaften	19-52	36
2007/2008	23 TN aus 9 Gemeinschaften	22-37	29

Manche Probleme, die in der Ausbildung auftreten, können in kollegialer Beratung besprochen werden. Oft ist es schon hilfreich zu erfahren, dass es in anderen Gemeinschaften ähnliche Probleme gibt wie in der eigenen. Aber auch viele Tipps und gute Erfahrungen werden einander weitergegeben und schenken neue Motivation für die Aufgabe in der Ausbildungsverantwortung. Die Methode „Gruppenarbeit“ während des Seminars ermöglicht es, eine eigene Gruppe „Formationsleiterinnen“ zu bilden. Oft erleichtert das den Austausch unter den „Jungen“; sie fühlen sich dann nicht beobachtet und kontrolliert. Und für die Leiterinnen selber ist dies eine fruchtbare Arbeitsweise.

Bei den immer kleiner werdenden Gemeinschaften und rückläufigen Eintrittszahlen ist es umso mehr sinnvoll, Kräfte zu bündeln. Auf das Ordensseminar übertragen meint dies: Wir haben in unserer Diözese hervorragende Theologen und spirituelle Frauen und Männer, die ihr Wissen, ihre Erfahrungen und ihren Glauben gerne weitergeben und teilen. Wenn jede kleine Gemeinschaft für sich allein die Ausbildung organisieren muss, ist das aufwendig und auch kostspielig. Selbstverständlich sollten in jeder Gemeinschaft – ich spreche in diesem Artikel immer nur von Frauengemeinschaften! – geeignete und ausgebildete Schwestern für die Formation zur Verfügung sein. Die Einführung ins Ordensleben vor Ort ist erstrangig. Doch die Inhalte, wie sie unser Noviziatseminar vermittelt, werden effektiver auf diese Weise weitergegeben.

Unser Noviziatseminar umfasst 10 Einheiten mit je 2 ½ Tagen. In der Regel treffen sich die Teilnehmerinnen ein Mal pro Monat jeweils von Donnerstag-

nachmittag bis Samstag. Das Seminar dauert somit ein volles Jahr. Die Veranstaltungen finden in verschiedenen Tagungshäusern und Klöstern unserer Diözese statt. So lernen die Teilnehmerinnen auch das örtliche Angebot an kirchlichen Bildungs- und Tagungsstätten kennen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Da die Frauen, die in das Ordensleben eingeführt werden, eine theologische Grundlage erhalten sollen, stehen nachstehend aufgeführte Fächer im Plan des Noviziatseminars:

- Exegese Altes Testament
- Exegese Neues Testament
- Liturgie
- Christusbilder/Kirchenbilder
- Psychologie/Soziologie
- Gebet und Meditation
- Grundlagen der Spiritualität
- Kirchengeschichte
- Weltreligionen
- Weltkirche – Ökumene
- psychologische Aspekte der Gelübde
- Dogmatik
- Moralthologie

Ein Ziel des Noviziatseminars sehe ich darin, dass die Teilnehmerinnen andere Gemeinschaften und Spiritualitäten kennen lernen – als persönliche Bereicherung, zum besseren Verständnis anderer Ausdrucksweisen und zur Festigung der eigenen Spiritualität. Um dieses Ziel zu erreichen, werden die Schwestern selber zu Referentin-

nen. In jeder Seminareinheit hat eine der teilnehmenden Gemeinschaften die Aufgabe, sich und ihre Gemeinschaft (Geschichte, Gründung/Gründer, Spiritualität, Aufgaben) den Anderen vorzustellen. Das geschah bisher in einer vielfältigen und bereichernden Art und Weise. Alle Schwestern waren sehr kreativ und präsentierten ihre eigene Gemeinschaft mit großem Engagement. Dazu gehört auch, dass sie an diesem Tag die gemeinsamen Gebetszeiten und Gottesdienste vorbereiten und gestalten. An diesem Punkt wird ganz deutlich, dass es bei der Einführung ins Ordensleben nicht nur um Theorie gehen darf, sondern das praktizierte Leben Platz haben muss – das gemeinsame Beten, Feiern, Essen. Das darf auch beim Noviziatsseminar nicht fehlen. So gibt es z. B. eine Adventsfeier, spontan organisierte Feste oder Filmabende, eine Abschlussfeier. Für die Zukunft wäre evtl. ein Ausflug einzuplanen. Frauen, die ins Ordensleben eingeführt werden, sollen das Leben in Gemeinschaft kennen lernen und praktizieren. Dazu will auch das Noviziatsseminar helfen. So werden die Schwestern eingeladen, ihre Talente einzubringen und verschiedene Dienste zu übernehmen – Musik, Gottesdienstgestaltung, Lektorendienst. Gemeinschaft bedeutet auch, Anteil nehmen am Leben der Anderen. Deshalb werden Ereignisse der anderen genannt – Namenstag, Geburtstag, Einkleidung, Profess. Gemeinschaft

schließt das Gebet füreinander ein. Beim Noviziatsseminar 2007/2008 kam aus der Gruppe die Idee, bei jedem Treffen den Namen einer Person aus dem Seminar (einschließlich Referenten) zu ziehen und für sie bis zur nächsten Einheit besonders zu beten. Das wurde von allen dankbar angenommen und gepflegt. Manche weiteten die Gebetspatenschaften recht ideenreich aus, indem sie sich kleine Geschenke machten oder sich zwischen den Treffen ein paar freundliche Worte schrieben, die die Verbundenheit verdeutlichte und vertiefte.

Das Gebet füreinander ist gerade dann eine besondere Hilfe und Stütze, wenn es schwierig wird, wenn Zweifel kommen. Auch da bietet das Noviziatsseminar ein Lernfeld. Es gibt während der Ausbildung auch Entscheidungen, die wieder aus dem Ordensleben hinausführen. Diese Entscheidung zu begleiten, mitzutragen und die eigene Entscheidung zu festigen ist eine wichtige Aufgabe, die m. E. nur gelingen kann, wenn man selber in guter Begleitung ist und das eigene Leben in einer tiefen Gottesbeziehung festmacht.

Da im Laufe des Noviziatsseminars viel Leben miteinander geteilt wird und so oftmals gute Verbindungen unter den Teilnehmerinnen wachsen, laden wir vom Theologischen Ordenseminar aus alle zwei Jahre die Teilnehmerinnen der zurückliegenden 10 Seminare zu einem Begegnungstag ein.

Bernadette Bargel OSC, Magdalene Bauer OSC

„Wenn jemand auf Gottes Eingebung hin zu uns kommt...“ (Klara von Assisi)

In ihrem *Testament* schreibt die heilige Klara von Assisi: „Unter den verschiedenen Gnadengaben, die wir von unserem freigiebigen Spender, dem Vater der Erbarmungen, empfangen haben und noch täglich empfangen, müssen wir ihm, dem Glorreichen, größten Dank sagen; denn groß ist unsere Berufung; je vollkommener und größer sie aber ist, desto mehr schulden wir ihr das Höchste. Daher sagt der Apostel: ‚Erkenne deine Berufung‘“ (Test. Klara 1).

Und in der Regel – übrigens die erste vom Papst approbierte Regel, die eine Frau schrieb – verlangt Klara von denen, die dieses Leben annehmen wollen: „Und wenn es der Äbtissin gut scheint, sie aufzunehmen, so soll sie dieselbe sorgfältig über den katholischen Glauben und die Sakramente der Kirche prüfen oder prüfen lassen“ (Kap. II, Punkt 3).

„Und wenn sie dies alles glaubt und gewillt ist, es treu zu bekennen und bis ans Ende unverbrüchlich daran festzuhalten“ (Kap. II, Punkt 4).

„Ist aber das Probejahr beendet, so soll sie zum Gehorsam angenommen werden, indem sie verspricht, das Leben und die Weise unserer Armut für immer zu befolgen“ (Kap. II, Punkt 13).

„Und die Äbtissin möge sowohl diesen als auch den anderen Novizinnen mit Bedacht aus den Schwestern des ganzen Klosters, die ein klügeres Urteil haben,

eine Meisterin besorgen“ (Kap. II, Punkt 19), „die sie im heiligen Ordensleben und in den schicklichen Bräuchen gemäß der Weisung unserer Profess sorgfältig unterrichten soll“ (Kap. II, Punkt 20).

Was Klara von Assisi hier in kurzen, prägnanten Sätzen über die Aufnahme und die Ausbildung der eintretenden Frauen sagt, wurde immer wieder den Ansprüchen der jeweiligen Zeit angepasst, weiter ausgearbeitet und ergänzt. Gerade die klausurierte, kontemplative Lebensform braucht eine fundierte theologische, psychologische und anthropologische Einführung und Ausbildung.

Die Föderation Caritas Pirckheimer der deutschsprachigen Klarissen erarbei-

Die Autorinnen

Sr. M. Bernadette Bargel OSC, geboren 1945, ist Äbtissin des Klarissenklosters Kevelaer und Präsidentin der Föderation Caritas Pirckheimer der deutschsprachigen Klarissen.

Sr. M. Magdalene Bauer OSC, Jahrgang 1952, ist Vikarin und Noviziatsleiterin im Kloster der Klarissen in Kevelaer.

tete für ihre Konvente Leitlinien für die verschiedenen Ausbildungszeiten in Postulat, Noviziat und Juniorat. Diese Ausbildungsunterlagen wurden von den Noviziatsleiterinnen, dem Ordensassistenten der Föderation und der Föderationspräsidentin zusammen erstellt.

Auf Gottes Eingebung hin haben Klara und Franziskus sich entschlossen, in ihrem Leben „unseres Herrn Jesus Christus heiliges Evangelium zu beobachten durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit“ (Regel der heiligen Klara und des heiligen Franziskus). Aus derselben Spiritualität heraus antworten auch wir Schwestern auf den Ruf der Liebe Gottes.

In unserer Berufung richten wir unser Leben aus auf Christus/Gott in der konkreten Gemeinschaft der heiligen Klara. Durch die Übernahme der Lebensform orientieren wir uns an den klarianisch-franziskanischen Werten. Sie helfen uns, in einem Reifungsprozess unsere Persönlichkeit formen und prägen zu lassen. Durch das Hineinwachsen in unsere Berufung wird so unser persönliches Sein auf Gott und auf die Gemeinschaft hin entfaltet.

Das Postulat

Das Recht, Kandidatinnen zum Postulat zuzulassen, steht der Äbtissin zu, mit Zustimmung ihres Diskretoriums und nach Beratung mit der Gemeinschaft (GenKonst. Art. 184 ff; Verbi sponsa VI; CIC cann. 643. 645,1).

Die in den Generalkonstitutionen angeführten Paragraphen geben an, dass die Kandidatin erstens mit der rechten Absicht und zweitens aus freiem Willen kommt, und dass sie drittens geistlich,

moralisch und intellektuell geeignet ist. Und viertens muss die Kandidatin eine angemessene physische und psychische Gesundheit haben. Außerdem setzen wir eine abgeschlossene Berufsausbildung oder einen Studienabschluss voraus, da in unseren Gemeinschaften eine Aus- bzw. Weiterbildung in dieser Form nicht mehr möglich ist.

Konvertitinnen, oder Frauen, die erst vor kurzem den Glauben zur katholischen Kirche gefunden haben, können frühestens drei Jahre nach ihrer Konversion oder Taufe ins Postulat aufgenommen werden.

In der Zeit des Postulats macht die Postulantin erste Erfahrungen mit der geistlichen Form unseres Lebens. Um darin wachsen und reifen zu können, braucht sie eine Atmosphäre des Vertrauens, der Offenheit und der Wahrhaftigkeit.

In der Übernahme feststehender Arbeiten lernt die Postulantin Mit-Verantwortung für die Gemeinschaft. Durch Gebet, Einführung ins Ordensleben, Arbeit und Freizeit, franziskanische und klarianische Biographien, Austausch und Stille lernt sie die kontemplative, klausurierte Lebensform kennen und bejahen.

Die Aufnahme ins Noviziat

Die freiwillige Entscheidung ist eine notwendige Voraussetzung, das Noviziat zu beginnen. Nach der entscheidenden Abstimmung des Konventskapitels kann die Äbtissin die Postulantin ins Noviziat aufnehmen (CIC can. 643,1 ff). Die Zeit des Noviziats im Sinne von can. 648,1 CIC ist ausschließlich für die Aufgabe der Aus- und Weiterbildung zu verwenden. Das Noviziat dauert

zwei Jahre (GenKonst 193,2). Das erste Jahr ist das kanonische Jahr. Es ist wichtig, dass die Novizin in der Zeit des Noviziats zu einer klaren Kenntnis der ordenseigenen Spiritualität und zu einer gesunden, kirchlichen Religiosität findet. Die Regel der heiligen Klara, die Schriften von Klara und Franziskus, die Generalkonstitutionen und Statuten sollen der Novizin zugänglich gemacht werden; ebenso die Ordensgeschichte. In einem theologischen Grundkurs wird das nötige Glaubenswissen vermittelt. In der Novizin wird durch die Geschichte der Liturgie und durch den äußeren und inneren Vollzug der liturgischen Handlungen Freude am Leben in der Kirche und im Orden geweckt. Das gemeinschaftliche liturgische Gebet wird ergänzt durch das persönliche Gebet, durch Schriftgespräche usw., um tiefer in das kontemplative Leben einzuführen. Die Charismen der Novizinnen, die mit unserem kontemplativen Leben vereinbar sind, sollen innerhalb der Gemeinschaft berücksichtigt werden und gegebenenfalls eine angemessene Förderung erfahren.

Eine aktive Teilnahme am Gemeinschaftsleben und der Einsatz in den verschiedenen Arbeitsbereichen verlangt verantwortungsvolles Handeln, eine gesunde Askese ist dabei unerlässlich. Im Hinblick auf die Profess ist es erforderlich, die Gelübde geschichtlich, exegetisch, theologisch und anthropologisch zu erschließen. Die heutigen Hilfsmittel sollen den Noviziaten zur Verfügung stehen.

Neben der Ausbildung in den eigenen Noviziaten bietet die Föderation Caritas Pirckheimer der deutschsprachigen Klarissen Kurse für Novizinnen und Noviziatsleiterinnen an. Für die Schwestern

in der Ausbildung besteht auch die Möglichkeit, die Angebote der Bistümer, der INFAG (Interfranziskanische Arbeitsgemeinschaft) bzw. der DOK (Deutsche Ordensobernkonzferenz) in Anspruch zu nehmen; das gilt auch für die Noviziatsleiterinnen.

Das Ordensleben ist ein dynamischer Prozess. Die Ausbildung ist mit der Zeitlichen bzw. der Feierlichen Profess nicht endgültig abgeschlossen. Es ist unabdingbar, dass die Schwestern an Seminaren für Ordensspiritualität, theologischen Seminaren teilnehmen und auch die Möglichkeiten ergreifen, sich im technisch-wirtschaftlichen Bereich weiterzubilden.

Um die oben genannten Ausbildungs-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

wege zu gewährleisten – Postulat, Noviziat und Dauer der Zeitlichen Profess – ist es unbedingt notwendig, dass Äbtissin und Noviziatsleiterin in gemeinsamer Verantwortung und gegenseitigem Vertrauen zusammenarbeiten.

Die Äbtissin überlässt der Noviziatsleiterin den in ihrem Amt zukommenden nötigen Freiraum, damit sie ihre Aufgabe angemessen ausüben kann. Die Hauptverantwortung für die Ausbildung bzw. Weiterbildung im Postulat und Noviziat trägt die Noviziatsleiterin.

Nach dem Noviziat bleibt die Noviziatsleiterin oder ggf. eine Junioratsleiterin

für die Weiterbildung zuständig.
Gemeinsam mit der Äbtissin übernimmt sie in gegenseitigem Einvernehmen die Begleitung.
Darüber hinaus ist die ganze Gemeinschaft durch ihr gelebtes Vorbild mitverantwortlich für eine gute Ausbildung. Die Schwestern sollen daran denken, dass die Weiterbildung allseitig sein und den ganzen Menschen erfassen muss, damit die gesamte Persönlichkeit zur Reifung kommen kann.
Die heilige Klara schreibt in ihrer Regel: „Ist aber das Probejahr beendet, so soll sie (die Novizin) zum Gehorsam angenommen werden, indem sie verspricht, das Leben und die Weise unserer Armut für immer zu befolgen.“
Und im Testament schreibt Klara: „Hüten wir uns deshalb, wenn wir den Weg des Herrn schon betreten haben, dass wir in keiner Weise durch unsere Schuld und ‚Unerfahrenheit‘ zu irgendeiner Zeit davon abweichen.“

Dr. Johannes Bapt. Freyer ofm.
Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils:
Instruktionen der CRIS: VENITE SEORSUM, VERBI SPONSA, VITA CONSECRATA, RENOVATIONIS CAUSAM.

.....

Benutzte Literatur für die Ausbildung und Weiterbildung:

Grau, Leben und Schriften der heiligen Klara von Assisi, Coelde-Verlag Werl-Kevelaer 1997.

Grau, Schriften des heiligen Franziskus von Assisi, Coelde-Verlag, Werl-Kevelaer.

Generalkonstitutionen (GenKonst) des Ordens der Armen Schwestern der heiligen Klara von Assisi, Rom 1988.

Nachfolge im Geiste der heiligen Klara, Leitlinien für die Aus- und Weiterbildung im Bereich der Föderation Caritas Pirkheimer der deutschsprachigen Klarissen, 1996, © P.

... Dokumentation

Uto Meier, Bernhard Sill

Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung - Master of ethical Management [MeM]

Ein Masterstudiengang der Katholischen
Universität Eichstätt-Ingolstadt

Die Idee

Kürzlich war in einem Buch, das sich auch mit dem Thema »human capital« befasst, auch ein hintergründiges Sprachspiel zu lesen, das eine zentrale Frage im Bereich der Personalführung benennt und gleichzeitig das spannungsreiche Neben- und/oder Gegen-einander von Weltanschauungen und Sachzwängen, von Kirche und Welt, von Verantwortung und Realitätsdruck thematisiert. Das Sprachspiel lautet: „Der Mensch ist Mittelpunkt! Oder: Der Mensch ist Mittel. Punkt!“¹, und darin steckt eine unbewiesene Behauptung, und zwar die der grundsätzlichen Gegensätzlichkeit bzw. Unvereinbarkeit einer ökonomie- wie effizienzorientierten Optik und einer an der Würde des Menschen orientierten Sicht der Dinge. Dass diese Gegensätzlichkeit bzw. Unvereinbarkeit – bei Licht besehen – eine scheinbare ist, ist die gemeinsame Überzeugung derer, die den seitens der Fakultät für Religionspädagogik/ Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt initiierten Masterstudiengang „Werte-

orientierte Personalführung und Organisationsentwicklung“ als Lehrende und als Lernende mit Leben erfüllen.

Nachhaltige Führungskompetenz in Personalführung auf der Grundlage ethischer Verantwortung ist Gegenstand dieses Aufbaustudiums, dem es um Management by Ethics (MbE statt MbA) zu tun ist – ganz in dem Sinn, wie es der Titel des pünktlich zum Start des Studiengangs im Oktober 2005 erschienenen Sammelbandes besagt: „Zwischen Gewissen und Gewinn. Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung“². Entsprechend lautet denn auch eines der Grundprinzipien des Studienganges: Wertschöpfung durch Wertschätzung.

Das Konzept

Im Kontext der gegenwärtigen globalen Legitimationskrisen der Unternehmen scheint es wesentlich zu sein, dass Unternehmen und Institutionen vor allen Dingen aus ihrer vielschichtigen Verantwortungsübernahme – ökonomisch wie auch im Blick auf ihre vielschich-

tige Corporate Social Responsibility – wahrgenommen werden. Enron, Worldcom und leider auch nicht wenige deutsche Firmen haben gezeigt, dass langfristiger ökonomischer Erfolg ohne ethische Solidität keinen Bestand hat bzw. gefährdet werden kann; und dies gilt auf der Ebene der gesellschaftlichen Rahmenordnungen, der Unternehmensführung und der unmittelbaren Unternehmensleitung als gelingender Mitarbeiterführung. Ein E-Learning als Ethisches Lernen ist angebracht und angesagt, und dies nicht als neue IT-Offensive!³ Mit dem Masterstudiengang „Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung“ bietet die Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt als einzige Hochschule in Bayern einen entsprechenden akademischen Grad an, und zwar einen Master of Arts, der als „Master of ethical Management“ [MeM] vorrangig die ethische Dimension in den Fokus einer Führungskräftebildung rückt. Angesichts dieses selbstgestellten

Anspruchs ruht der Masterstudiengang auf drei Ausbildungssäulen:

- Führungsqualifikation als Fähigkeit zur Reflexion und Anwendung von Führungs-Knowhow wie ethischem Führungs-Knowwhy im Bereich der Unternehmensführung
- Klare Werteorientierung aus christlich-ethischer Verantwortung für Führungskräfte, die sowohl dem sachorientierten Effizienzpostulat genügt wie auch dem Respekt vor Menschen als Personen Rechnung trägt und dies im Blick auf die unmittelbare Verantwortung gegenüber MitarbeiterInnen, gegenüber dem Unternehmenswohl wie dem Gemeinwohl und gegenüber der Forderung nach Nachhaltigkeit.
- Kompetenztraining / Persönlichkeitsentwicklung / Reflexionsschulung für konkrete (Problem-)Kontexte im Arbeitsbereich „Ethisch Führen – Kommunizieren – Entscheiden“, damit die ethische Führungsreflexion als Führungskompetenz auch geerdet in der realen Arbeitswelt greifen kann.

Zahlreiche weitere Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland bieten Studiengänge zum Thema Leitung und Wirtschaftsethik an. Weiterbildungsangebote im kirchlichen Bereich bieten u.a. auch folgende Einrichtungen:

- Institut der Orden, Bonn (IMS): zweijährige Ausbildung „Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben“ (Kursstart 2011), www.institut-der-orden.de
- Caritas Lernzentrum, Saarbrücken (cts): Führungstraining „Management und Theologie“, 06.11.2009–24.06.2010, www.cts-lernzentrum.de
- Edith-Stein-Akademie, Waldbreitbach: „Kompetenz und Geist - Führen und Leiten in kirchlichen Einrichtungen“, 04.06.2009–13.04.2011, www.edith-stein-akademie.de

Die Intention dieses Master-Studienganges ist demnach ein vom christlichen Menschenbild und seiner Ethik geprägtes, werteorientiertes Ausbildungskonzept für Personalführung und Organisationsmanagement, das die AbsolventInnen (vorab) qualifizieren soll, mit einer reflektierten handlungsrelevanten Ethik verantwortlich zu führen. Die Durchdringung von Wert-, Menschen- und Effizienzorientierung im Bereich der Personalführung stellt das eigentlich inhaltliche Proprium des Studienganges dar. Die sinnvolle Verschränkung von werteorientierter Reflexionskompetenz, nachhaltiger Handlungskompetenz sowie authentischer Selbst- und Sozialkompetenz macht das eigentlich methodische Proprium dieses Master-Studienganges zur Sache der Personalführung aus. Oder mit den Worten des einstigen Allianz-Chefs Henning Schulte-Noelle formuliert: Der CEO hat sich – unbedingt(!) – als „Chief Ethics Officer“ zu verstehen!

Zwei weitere Spezifika dieses Aufbaustudiums sind diese: Der Studiengang will ausdrücklich auch Frauen ansprechen, die daran denken, demnächst eine Führungsaufgabe anzustreben. Dafür sind sowohl thematisch Gender-Fragen in das Curriculum des MeM integriert wie auch ganz bewusst Frauen als Dozentinnen engagiert sind, die erfolgreich Führungsverantwortung wahrnehmen. Organisatorisch berücksichtigt der Studiengang selbstverständlich die Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Studium. Ferner hat dieser Postdoc-Studiengang auf mehreren Ebenen ein dezidiert interdisziplinäres Gepräge: fachliche Interdisziplinarität greift die notwendigen Disziplinen der Ökonomie, der Psychologie, der Pädagogik, der So-

ziologie sowie der philosophischen und theologischen Ethik für das komplexe Gebilde »Ethisches Management« auf, strukturelle Interdisziplinarität paart die durch HochschullehrerInnen verschiedener Universitäten gelehrte Führungstheorie mit der Fachkompetenz aus der Praxis kommender und für die Praxis lehrender Personen aus Wirtschaft und Verwaltung, die dort realiter Führungsverantwortung wahrnehmen.

Die Autoren

Prof. Dr. Uto Meier ist Inhaber der Professur für Religionspädagogik und Prof. Dr. Bernhard Sill Inhaber der Professur für Moralthologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Gemeinsam leiten sie im Auftrag ihrer Fakultät den Masterstudiengang und widmen sich in Forschung und Lehre den Dingen „guter“ Führung. Schwerpunkt der Arbeiten von Herrn Professor Meier ist das Themengebiet „Verantwortung und Sinnorientierung in gegenwärtigen Führungskontexten vor dem Horizont christlicher Traditionen“; Schwerpunkt der Arbeiten von Herrn Professor Sill ist das Themengebiet „Ethik und Spiritualität auf der Suche nach ‚Lebensregeln‘ gelingender Führung“.

Die Zielgruppen

Gedacht ist der MeM für alle künftigen EntscheidungsträgerInnen, die Führungsverantwortung in diesen Bereichen des mittleren und höheren Managements übernehmen sollen bzw. wollen:

- mittelständische Wirtschaft (PersonalleiterInnen, AbteilungsleiterInnen, AusbildungsleiterInnen)
- Personalverantwortliche aus Konzernen für den Bereich Compliance
- Schule und Schulverwaltung (SchulleiterInnen, Schulräte und SeminarleiterInnen, ReferatsleiterInnen in vorgeordneten Schulaufsichtsbehörden)
- Kirche und Kirchenverwaltung (Leitungspersonal für Diözesen und im subdiözesanen Bereich, kirchliche SchulleiterInnen/Schulräte)
- Non-Profit-Unternehmen und NGO-Bewegungen (AbteilungsleiterInnen, LeiterInnen von Bildungseinrichtungen, Entscheidungsträger im Medienbereich)

Die Dozenten

Erfolgreich wurde ein Drittel-Prinzip etabliert: Ein erstes Drittel der DozentInnen wird von der Fakultät für Religionspädagogik / Kirchliche Bildungsarbeit gestellt. Deren Lehrveranstaltungen widmen sich vornehmlich den Themenbereichen „Grundwerte und Menschenbild“ sowie den „Humanwissenschaftliche Grundlegung der Personalführung und Organisationsentwicklung“ betitelten Wissensgebieten. Ein zweites Drittel der DozentInnen rekrutiert sich aus benachbarten Fakultäten der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und anderer Universitäten (Universität München, Universität Kassel, Universität Wien etc.). Das letzte Drittel der DozentInnen bilden jene Personen, die in einschlägigen Handlungsfeldern tätig sind: Personalchefs, UnternehmensberaterInnen, KommunikationstrainerInnen, ProjektmanagerInnen, leitende Beam-

tInnen aus Ministerien und weitere Führungspersönlichkeiten, die als engagierte Lehrbeauftragte die Vernetzung von Theorie und Praxis in den Belangen und Bezügen guter Führung garantieren.

Die Inhalte

Der Zielsetzung des MeM dienen sechs Module, die jeweils einen eigenen Schwerpunkt verkörpern:

- MODUL 1: Ethische Grundwerte und das christliche Menschenbild
- MODUL 2: Humanwissenschaftliche Grundlagen ethischer Führung
- MODUL 3: Organisationssoziologie und Organisationsentwicklung
- MODUL 4: Ökonomische und rechtliche Bedingungen verantworteter Führung
- MODUL 5: Ethische Personal- und Organisationsentwicklung
- MODUL 6: Praktische Mitarbeiterführung und Mitarbeiterentwicklung

Dabei stehen die Module eins und zwei für die Grundlegung einer werteorientierten Sicht der Dinge guter Führung, die das durchlaufende Prinzip aller(!) Module bildet und darum auch durchgängig zum Tragen kommen soll; die Module drei bis sechs stehen stärker für die Kompetenzaneignung im Bereich „Ethisches Führen – Leiten – Entscheiden“. Je nach Zusammensetzung der Gruppe der Studierenden werden die Inhalte zielgruppenspezifisch dargeboten, d.h. zukünftige SchulleiterInnen werden mit dem Dienst- und Personalvertretungsrecht vertraut gemacht, zukünftige MitarbeiterInnen in der Personalabteilung einer Firma mit dem Steuerrecht. Aber jeder/jede der Studie-

renden wird in die Kunst einer fairen Gesprächsführung eingeführt.

Lehr- und Lernformen

Neben den überkommenen bewährten Formen akademischen Lehrens und Lernens als da sind: Vorlesungen, Seminare, Übungen, die selbstverständlich im MeM ihren festen Platz haben, werden weitere Formen eingesetzt, die alle ohne Zweifel den erwachsenenpädagogischen Anforderungen eines berufsbegleitenden Studiengangs voll und ganz genügen. So überprüfen beispielsweise die MeM-Studierenden ihre theoretischen Kenntnisse anhand von Case-Studies, und projektorientiertes Lernen bestimmt nicht unerheblich die Lernwerkstatt der Wochenenden und Studienwochen. Das für Führung wichtige Thema „Team-bildung“ wird durch erlebnispädagogisches Learning im eigentlichen Sinne begreifbar und erfahrbar gemacht, und die Aufgabe guter Präsentation von wichtigen Themen kann in Kooperation mit dem Bayerischen Rundfunk durch Einübung dadurch gelernt werden, dass ein „Filmprojekt“ angeboten wird. Kleine Arbeitsgruppen erhalten die Gelegenheit, mit Unterstützung des Bayerischen Rundfunks einen Film für das Hochschulmagazin *Campus* (Bayern ALPHA) zu drehen, der dann auch gesendet wird.

Ein weiteres Proprium des MeM besteht in den in regelmäßigen Abständen angebotenen »Kamingesprächen«, bei denen die Studierenden prominente Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Staat und Gesellschaft kennenlernen und in zwanglosen Gesprächen u.U. bereits ein erstes „Karriere-Networking“ betreiben können.

Ganz wesentlich lebt der bisherige Erfolg dieses etwas anderen „Führungskräfte-Masters“ aus der Pluralität der von den Studierenden eingebrachten Erfahrungswelten. Vom Banker über den Benediktiner, vom Personaler über den Pädagogen, vom Studienrat über den Steuerberater – eine lebendige Vielfalt von engagierten „high potentials“ lernt voneinander und miteinander.

Gerade diese Erfahrungsp pluralität wurde von der ersten Absolvata als im besten Sinn des Wortes hilfreich für ihr Studienziel genannt, eine verantwortliche Führungspersönlichkeit zu werden!

Studienstruktur und Studienvoraussetzungen

Dieser MeM der Fakultät für Religionspädagogik / Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt ist ein nicht-konsekutiver Aufbaustudiengang, der nach abgeschlossenem Hochschulstudium und vier Jahren Berufserfahrung aufgenommen werden kann. Als Studienvoraussetzung gilt jeder Hoch- bzw. Fachhochschulabschluss. Ein Aufnah-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

megespräch regelt die Zulassung zu den 25 vorhandenen Studienplätzen, die geschlechterparitätisch vergeben werden. Der Aufbaustudiengang kann in vier Semestern in Eichstätt absolviert werden; die Studienorganisation ist berufsbegleitend angelegt. Durch die Modularisierung kann der MeM auch als Teilzeitstudium durchgeführt werden. Die Kosten belaufen sich auf € 3.950 pro Studienjahr. Die zur Verfügung gestellten Unterrichtsmaterialien sind darin enthalten.

Abnehmer-Resonanz und erste Erfahrungen aus der ersten MeM-Absolvia

Der MeM hatte und hat eine gute Wahrnehmung in der bundesweiten Presselandschaft. Erste „Marktanalysen“ haben bei den verschiedensten „Abnehmer-Institutionen“ positive Resonanzen hervorgerufen. Vielerorts wird ein sinnvoller Bedarf für dieses auf künftige Führungskräfte explizit zugeschnittene Master-Konzept gesehen. Neuerdings wird – auch und gerade wegen der de-saströsen Reputation des Managements – auf verschiedenen Ebenen an eine systematische Ethik-Ausbildung für Führungspersonal gedacht. Und es wird da und dort auch signalisiert, dass erfolgreiche AbsolventInnen des MeM durchaus mit einer aufstiegsrelevanten Würdigung rechnen dürfen, scheint doch das Feld eines »Ethic-Officer« durchaus ein Berufsbild zu sein, das Zukunft hat und Zukunft braucht, wollen Unternehmen ihre gesellschaftliche Akzeptanz nicht unnötig aufs Spiel setzen.

Die ersten AbsolventInnen des inzwischen zum zweiten Mal „ausgebuchten“ MeM haben als Feedback eine hohe

Zufriedenheit mit dem MeM angegeben, und tatsächlich konnten sich bei diesem/dieser und jenem/jener TeilnehmerIn des ersten Durchgangs bereits erstaunlich positive Karriereveränderungen in ihrer Berufsbiographie mit dem MeM einstellen. Nach den vorliegenden ersten Ergebnissen der Systemevaluierung über seine bisherige Laufzeit ist es keine Frage, dass der Masterstudiengang »Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung« eine passgenaue Markttauglichkeit besitzt. Der dritte Durchgang des MeM startet im Oktober 2009.

- 1 ••••• Beck, Reinhilde – Schwarz, Gotthart: Personalentwicklung. Führen – Fördern – Fordern, Alling 1997, 19.
- 2 Meier, Uto – Sill, Bernhard (Hrsg.): Zwischen Gewissen und Gewinn. Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung. Regensburg 2005.
- 3 Neuere Publikationen zur ethischen Verantwortung von Führungskräften greifen derzeit im wissenschaftlichen Diskurs stark in die nicht selten ökonomisch dominierte Managementliteratur zur Führungskultur ein. Jedoch zeigen sich bislang noch kaum Strukturen, die das erkannte Defizit einer ethischen Ignoranz in der Manager-Ausbildung angehen. Vgl. dazu: Brink, Alexander – Tiberius, Viktor (Hrsg.): Ethisches Management. Grundlagen eines wert(e)orientierten Führungskräfte-Kodex, Bern 2005; Hemel, Ulrich: Wert und Werte. Ethik für Manager – Ein Leitfaden für die Praxis, München 2005; Ruh, Hans – Leisinger, Klaus (Hrsg.): Ethik im Management. Ethik und Erfolg verbünden sich, Zürich 2004.

Aus dem Vatikan

Glaubenskongregation prüft US-amerikanische Ordensober- innenkonferenz

Die vatikanische Glaubenskongregation nimmt die US-amerikanische Ordensoberinnenkonferenz „Leadership Conference of Women Religious“ (LCWR) unter die Lupe. Der Verband vertritt die überwiegende Mehrheit der 67.000 Ordensfrauen der Vereinigten Staaten. Eine „doktrinale Prüfung“ soll die „Aktivitäten und Initiativen“ des in Maryland ansässigen LCWR unter die Lupe nehmen. Das bestätigte der Verband gegenüber der katholischen US-Nachrichtenagentur CNS. Ein Bischof aus Ohio soll im Auftrag der Vatikan-Behörde die Prüfung vornehmen. Unabhängig von dieser Prüfung ist auch eine Apostolische Visitation bei Frauenorden und -kongregationen in den USA im Gang. Sie soll unter anderem herausfinden, warum die Zahl der Frauen in Instituten gottgeweihten Lebens in den letzten vierzig Jahren in den USA konstant sinkt. (cns/rv)

P. Damian de Veuster SSCC wird heiliggesprochen

Am 11. Oktober 2009 wird in Rom P. Damian de Veuster SSCC heiliggesprochen werden. Damit wird der Papst das bemerkenswerte Leben und Wirken von P. Damian würdigen, das in dem Titel „Apostel der Aussätzigen“ zum

Ausdruck kommt. Der aus Belgien stammende Ordensmann war Mitglied der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens (in Deutschland auch: Arnsteiner Patres). Er kam als Missionar auf den Hawaii-Inseln mit dem Schicksal der Leprakranken in Berührung, meldete sich freiwillig für die Seelsorge auf der Insel Molokai, setzte sich für eine Verbesserung der Lebensverhältnisse ein und erkrankte schließlich selbst an Lepra. Er starb 1889. (pm)

Papst: „Und wenn Franziskus nicht nach Rom gekommen wäre?“

Tausende von Mitgliedern der franziskanischen Ordensgemeinschaften waren am 18 April 2009 beim Papst. In Assisi hatten sie in den Tagen zuvor den 800. Jahrestag ihrer Ordensregel gefeiert; der heilige Franz von Assisi hatte sich die Regel in Rom von Papst Innozenz III. bestätigen lassen. Im Hof seiner Sommerresidenz Castelgandolfo bei Rom bedankte sich Papst Benedikt bei der „Franziskanischen Familie“ für ihre Arbeit in Kirche und Welt – und dafür, dass „ihr zum ‚Herrn Papst‘ gekommen seid, wie euer Gründer gesagt hätte“. „Mir drängt sich spontan eine Überlegung auf: Hätte es denn auch sein können, dass Franziskus nicht zum Papst gegangen wäre? In seiner Zeit haben sich doch viele religiöse Gruppen und

Bewegungen gebildet, und einige davon stellten sich auch gegen die Kirche als Institution oder suchten zumindest nicht um ihre Bestätigung nach. Eine polemische Haltung zur Hierarchie hätte Franziskus sicher nicht wenige Anhänger eingebracht. Er aber hat sich gleich aufgemacht, um seinen und seiner Gefährten Weg in die Hände des Bischofs von Rom zu legen, des Petrus-Nachfolgers. Diese Tatsache zeugt von seinem authentischen, kirchlichen Geist. Das kleine ‚Wir‘, das er mit seinen ersten Brüdern gebildet hatte, schrieb er von Anfang an ins große ‚Wir‘ der einen, universellen Kirche ein.“

Diese kirchliche Einstellung habe Papst Innozenz zu würdigen gewusst, so Benedikt. Schließlich „hätte ja auch der Papst das Lebensprojekt des Franziskus auch nicht approbieren können (...) Wir können uns doch gut vorstellen, dass unter den Mitarbeitern von Innozenz III. auch einer war, der ihm von der Approbation abriet – etwa aus der Furcht, dass diese Gruppe zu sehr anderen häretischen Armutsbewegungen der Zeit ähnelte. Stattdessen aber wusste der Papst, der gut beraten war, die Initiative des Heiligen Geistes zu erkennen, und er segnete und ermutigte die entstehende Gemeinschaft der Minderen Brüder...“

Papst Benedikt erinnerte an die Vision, die der heilige Franziskus in San Damiano hatte, als er die Stimme Jesu hörte: „Franziskus, geh und bau mein Haus wieder auf! – Geht auch ihr und baut weiterhin das Haus des Herrn Jesus Christus, seine Kirche wieder auf! (...) Fangt wie Franziskus immer bei euch selbst an. Wir selbst sind das erste Haus, das Gott wieder aufbauen will...“ (rv)

Papst Benedikt XVI. würdigt Anselm von Canterbury

Zum 900. Todestag des heiligen Anselm von Canterbury hat Papst Benedikt XVI. das Wirken des Benediktiners und Kirchenlehrers Anselm von Canterbury gewürdigt. In einem Brief an den deutschen Abtprimas der benediktinischen Konföderation, Notker Wolf, betonte Benedikt die Bedeutung der Werke Anselms für die Theologie. Seine Lehren müssten insbesondere „den Menschen in Europa“ noch weiter zugänglich gemacht werden, so der Papst. Anselm von Canterbury wurde im Jahr 1033 in der norditalienischen Ortschaft Aosta geboren. (rv)

Neue Mitglieder der päpstlichen Missionskongregation

Erzbischof Erwin Josef Ender (71), früherer Apostolischer Nuntius in Deutschland (2003-2007), ist zum Mitglied der päpstlichen Missionskongregation ernannt worden. In die Kurienbehörde beufen wurde neben weiteren Kardinälen und Bischöfen auch der Generalobere der Jesuiten, Adolfo Nicolas SJ (72). (kna)

Jesuit wird Sekretär der Ostkirchen-Kongregation

P. Cyril Vasil SJ (44), aus der Slowakei stammender Kirchenrechtler und seit zwei Jahren Rektor des päpstlichen Ostkirchen-Instituts, ist von Papst Benedikt XVI. zum neuen Sekretär der vatikanischen Ostkirchen-Kongregation ernannt worden. (kna)

Aus der Weltkirche

Europa

Gemeinsam mit Ordensgemeinschaften aus ganz Europa und religiösen Bewegungen, die den Prozess der europäischen Einigung begleiten, planen die Diözesen Metz und Verdun am 7.-9. Mai 2010 eine ökumenische europäische Zusammenkunft zum Gedenken an den 60. Jahrestag der Erklärung von Robert Schuman.

An den Orten, die besonders durch die Konflikte der Vergangenheit gezeichnet sind, soll die Aufmerksamkeit auf den Fortgang des europäischen Aufbaus gerichtet werden: „Die Christen dürfen die Zukunft Europas nicht aus den Augen verlieren!“, heißt es in einer Erklärung der beiden Bischöfe.

Die Feierlichkeiten unter dem Thema „Gemeinsam leben“ wenden sich insbesondere an die Mitglieder der christlichen Ordensgemeinschaften aus ganz Europa sowie an alle, die einem konkreten Einsatz für die Entfaltung des Friedens eine Bedeutung beimessen. Dabei geht es auch um historische Bewusstseinsbildung der jungen Generation, damit diese den Einsatz und die Herausforderungen der Zukunft besser verstehen. Das detaillierte Programm der Feierlichkeiten sowie ein Anmeldeformular finden sich auf der Internetseite www.9mai2010.eu.

Österreich

Der 38-jährige P. Anselm van der Linde O.Cist. ist am 30. Januar 2009 vom Konvent der Abtei Mehrerau am Bodensee zum Nachfolger von Abt

Kassian Lauterer O.Cist. gewählt worden. Der neue Abt lebt seit 15 Jahren im Kloster Mehrerau. Der Theologe und Kirchenrechtler spricht sechs Sprachen. Die Zisterzienserabtei, in der derzeit 35 Mönche leben, hat den Status einer Territorialabtei; der Abt ist daher auch Mitglied der Österreichischen Bischofskonferenz. Verbunden mit dem Amt des Abtes ist auch das des Abtpräses der Mehrerauer Zisterzienser-kongregation. Ihr gehören weltweit 13 Frauenklöster und sieben Männerklöster an, darunter sind in Deutschland die Abteien Himmerod, Lichtenthal, Marienstatt, Oberschönenfeld, St. Josef (Thyrnau) und Waldsassen. (rv/dok)

Österreichische Ordensgemeinschaften plädieren für eine Öffnung des Priesteramtes auch für verheiratete Männer. Das Gebot der priesterlichen Ehelosigkeit könne durchaus gelockert werden, zitierte der ORF am 29. März 2009 den Vorsitzenden der Konferenz der Österreichischen Superiorenkonferenz, Maximilian Fürnsinn. Er könne sich vorstellen, dass man „bewährte Männer, die eine wirklich gute intakte Ehe haben, die eine Familie haben, die stabil ist, zur Weihe schickt“, so der Propst des Augustiner-Chorherrenstifts Herzogenburg. (kna)

Schweiz

Das Kloster Einsiedeln stellt große Teile seiner Archivbestände online zur Verfügung. Unter der Adresse www.



klosterarchiv.ch wurden Mitte April 20.000 digitalisierte Dokumentseiten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Darunter sind unter anderem mittelalterliche Urkunden sowie Schriftstücke zum klösterlichen Alltagsleben, Grundbesitz und liturgischen Feiern. Die Veröffentlichung im Internet ist Teil einer 2004 begonnenen umfassenden Überarbeitung und Neuordnung des Klosterarchivs, dessen Bestände bis ins zehnte Jahrhundert zurückreichen. Das Archiv gehört zu den wichtigsten Schweizer Kulturgütern. (kna)

Lettland

Vor sieben Jahren übernahm der Karmel in Essen unter der Führung von Sr. Elia von Jesus die Aufgabe, den Karmel in Lettland wieder neu einzuführen. Die Neugründung befindet sich außerhalb der lettischen Hauptstadt Riga in Ikšķile. Inzwischen ist die Errichtung des Klostergebäudes für die Karmelitinnen fast abgeschlossen. Im Jahr 2008 legten zwei lettische Karmelitinnen, die in Essen ihre Ausbildung erhielten, ihre feierliche Profess ab. Weitere Berufungen sind offenbar in Aussicht, dies auch, weil der Karmel die einzige kontemplative Ordensgemeinschaft im Land ist. (OCD Communications)

Türkei

Alle Fraktionen des Bundestages drängen auf weiteres Engagement der Bundesregierung zum Erhalt des Klosters Mor Gabriel in der Südosttürkei (vgl. OK 1/09). Das 1.600 Jahre alte Kloster sichere das kulturelle Erbe der syrisch-orthodoxen Christen und sei das geistliche und kulturelle Zentrum

der Gläubigen in der Region, heißt es in drei fast gleichlautenden Anträgen, wie die Bundestags-Pressestelle am 7. Mai 2009 berichtete. Schlechtere Rahmenbedingungen für die Existenz des Klosters würde den weiteren Bestand dieser Kultur „akut gefährden“. Das Kloster liegt seit dem Sommer 2008 mit benachbarten Dörfern im Streit. Damals hatten staatliche Landvermesser bei der Erstellung eines modernen Grundbuchs die Grenzen zwischen den Grundstücken des Klosters und der Dörfer neu gezogen. Mor Gabriel sah sich durch die neue Einteilung benachteiligt und legte Widerspruch ein. Inzwischen laufen weitere Prozesse gegen das Kloster. Ende April meldeten türkische Medien, Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan habe sich in den Streit eingeschaltet. Weitere Informationen dazu gab es bislang nicht. Die Bundesregierung solle sich gegenüber Ankara für den Schutz des Klosters einsetzen, fordern Grüne, Linksfraktion sowie Union, SPD und FDP. Dazu solle Berlin auch gemeinsam mit anderen EU-Mitgliedsstaaten aktiv werden. Der Antrag der Koalitionsfraktionen und der FDP verweist zudem auf die EU-Beitrittsverhandlungen mit der Türkei. Dabei seien alle Möglichkeiten zum Schutz von religiösen Minderheiten und von Religionsfreiheit voll auszunutzen. (kna)

Vereinigte Staaten

Der Jesuitenorden zieht offenbar die juristische Notbremse: Als Reaktion auf Dutzende Klagen wegen sexuellen Missbrauchs haben Jesuiten in den USA Gläubigerschutz beantragt, meldet die Internetseite des Spiegel. Entsprechende Unterlagen wurden am 17. Februar

2009 beim US-Insolvenzgericht in Portland eingereicht. Die Provinz Oregon des Ordens führt darin ein Vermögen von weniger als fünf Millionen Dollar (vier Millionen Euro) und Verbindlichkeiten von fast 62 Millionen Dollar auf. Die Entscheidung, Gläubigerschutz nach Chapter 11 zu beantragen, sei nicht leicht gewesen, erklärte Provinzial P. Patrick Lee SJ demnach. Angesichts von weiteren Klagen, die anhängig seien oder drohten, sei dies aber der einzige Weg, wie allen Klägern eine faire finanzielle Regelung angeboten werden könne. Der Jesuitenorden hat in den USA zehn Provinzen. Zur Provinz Oregon gehören die US-Staaten Oregon, Washington, Alaska, Idaho und Montana. (spiegel-online)

Brasilien

Schwester Maria Cavalcante, Ordensfrau in Nordbrasilien, die sich gegen sexuellen Missbrauch von Jugendlichen einsetzt, ist von Unbekannten bedroht worden. Sie arbeitet im Auftrag der Bischofskonferenz. Sr. Maria und ihre Organisation kämpfen gegen Kindesmissbrauch und zwar – wie sie schreiben – durch einflussreiche Persönlichkeiten unseren Landes. Die Bischofskonferenz betonte vor dem Hintergrund der Drohungen den Auftrag, im Namen Jesu gerade für die Schwachen und Armen einzutreten. Darin werde sie sich auch durch Drohungen nicht beirren lassen. (rv)

Sri Lanka

Einrichtungen der Salesianer Don Boscos haben Mitte Mai 2009 die Betreuung von mehreren hundert tami-

lischen Kindersoldaten übernommen. Die Mädchen und Jungen waren bei Angriffswellen der Armee gegen die umzingelten Tamilen-Rebellen im Nordosten des Landes gefangen genommen worden. Zuvor hatte die Regierung Sri Lankas die Salesianer Don Boscos gebeten, 400 bis 500 gefangene Kindersoldaten aufzunehmen. Ordenseinrichtungen haben sich daraufhin bereit erklärt, die vom Krieg traumatisierten Kinder aufzunehmen. „Die Jugendlichen werden sonst wie Kriegsgefangene behandelt“, stellte P. Anthony Pinto SDB, Provinzial der Salesianer Don Boscos auf Sri Lanka, in einer Pressemitteilung der SDB-Hilfsorganisation „Jugend Dritte Welt“ fest. Die meisten der 17 Einrichtungen, die die Salesianer auf Sri Lanka betreiben, waren bereits zuvor überbelegt. In ihnen leben mehrere Tausend ehemaliger Straßenkinder, Aids-Waisen und sexuell missbrauchte Kinder, unabhängig von ihrer Religion, Herkunft oder Ethnie. (pm)

China

Pierre Lam Minh (56) ist von Hongkongs neuem Bischof John Tong Hon zum Generalvikar für den Bereich Orden ernannt worden. Damit hat der Bischof gleich drei Generalvikare ernannt. Den bisherigen Generalvikar (seit 1992), Dominic Chan Chi-ming (56), bestätigte er im Amt; er ist künftig vor allem für die Angelegenheiten der rund 50 Pfarreien in der nach neuesten Angaben mehr als 400.000 in- und ausländische Katholiken zählenden Diözese zuständig. Neu ernannte er ebenfalls den für den Bereich Bistumsverwaltung und Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Michael Yeung Ming-cheung (64). (kna)

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Der Konvent der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg hat am 3. Mai 2009 *P. Theodor Hausmann OSB* zum zehnten *Abt* der Gemeinschaft gewählt. P. Theodor, der seit September 2006 der Gemeinschaft als Prior-Administrator vorstand, wurde 1963 in Augsburg geboren und trat 1984 in die Abtei ein. Er wurde 1991 zum Priester geweiht und unterrichtet seit 1990 am Gymnasium bei St. Stephan. Abt Theodor steht einer Gemeinschaft von 17 Mitbrüdern vor. Bischof Dr. Walter Mixa wird Abt Theodor die Abtsbenediktion am 3. Juli 2009 um 17 Uhr im Hohen Dom zu Augsburg erteilen.

Das Provinzkapitel der Arnsteiner Patres hat am 16. April 2009 *P. Heinrich Josef Catrein SSCC* zum neuen *Provinzialoberen* gewählt. Damit folgt er auf P. Peter Egenolf SSCC, der nach 9 Jahren aus dem Amt scheidet. In seiner Eigenschaft als Provinzial war letzterer von 2003-2005 Mitglied des VDO-Vorstandes. P. Catrein (geb. 1950) legte 1971 die Gelübde ab und wurde 1977 in Simpelveld (Niederlande) zum Priester geweiht. Seit 1986 arbeitete er als Seelsorger in Norwegen, zuletzt als Pfarrer in Kristiansand im Bistum Oslo.

Das Provinzkapitel der Deutschsprachigen Provinz der Oblaten des Hl. Franz von Sales (Deutschland – Österreich – Schweiz) wählte am 14. April 2009 in Fockenfeld (Bayern) *P. Thomas Vanek OSFS* zum neuen *Provinzial*. Seine Amtszeit beginnt am 1. Juli 2009. Der

neue Provinzial ist 1961 in Wien geboren und lebt seit 1979 in der Gemeinschaft der Sales-Oblaten. 1988 wurde er in Eichstätt zum Priester geweiht. P. Vanek war Erzieher und Religionslehrer, Novizenmeister und Scholastikatsleiter.

Die Benediktinerinnen der Anbetung des Klosters Neustift (Ortenburg) haben am 21. März 2009 *Sr. M. Helene Binder OSB* (46) zur neuen *Priorin* der bayerischen Provinz gewählt. Ihre Amtszeit beträgt sechs Jahre. Vorgängerin Sr. M. Siglinde Starnecker OSB hatte das Amt der Priorin 18 Jahre lang inne. Sr. Helene hat in Passau Diplomtheologie sowie Politikwissenschaften und Soziologie studiert. Die gebürtige Hutthurmerin trat 1993 in den Orden ein und legte im Jahr 2000 die Ewigen Gelübde ab. Sie war in den vergangenen Jahren als Religionslehrerin in der Mädchenrealschule des Ordens tätig.

Die Barmherzigen Schwestern von Untermarchtal haben am 14. März 2009 *Sr. M. Lintrud Funk* zur neuen *Generaloberin* gewählt. Sie löst im Amt Sr. Marieluise Metzger ab.

Die Kongregation der Dominikanerinnen zur Hl. Maria Magdalena (Speyer) hat bereits am 3. Januar 2009 *Sr. M. Clara Kalmes OP* zur neuen *Generalpriorin* gewählt. Durch diese Wahl wurde Sr. Eugenie Neckermann OP abgelöst, die das Amt 12 Jahre lang innehatte.

P. Alphonse Ekka TOR (Schwetzingen) ist neuer *Kommissaroberer* des Deutschen Provinzkommissariats des Regu-

lierten Dritten Ordens der Franziskaner (TOR). Er hat im Amt P. Alojz Duvnjak TOR abgelöst.

Das Provinzkapitel der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel im Bergkloster Bestwig hat *Sr. Pia Elisabeth Hellrung SMMP* am 17. April 2009 für die nächsten sechs Jahre erneut zur *Provinzoberin* gewählt.

Vom 13. bis 18. April 2009 fand das Provinzwahlkapitel der Dillinger Franziskanerinnen, Provinz Maria Medingen, statt. Am 15. April 2009 wurde *Sr. M. Edith Krupp OSF* für eine zweite Amtsperiode als *Provinzoberin* wiedergewählt.

Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR ist am 30. April 2009 im Rahmen des 14. Generalkapitels der Missionsschwestern vom heiligsten Erlöser im ersten Wahlgang als *Generaloberin* der Gemeinschaft wieder gewählt worden. *Sr. Anneliese* ist Mitglied des erweiterten DOK-Vorstandes.

Im Rahmen des Wahlkapitels der deutschen Provinz der Salvatorianerinnen in Kerpen-Horrem wurde am 3. April 2009 *Sr. Helena Engelmayer SDS* für eine dritte Amtszeit als *Provinzleiterin* wiedergewählt.

Die Marienschwestern in Mainz haben am 19. März 2009 *Sr. Odilia Schmidt SM* als *Generaloberin* wiedergewählt.

In der Kongregation der Schwestern von der hl. Elisabeth (Graue Schwestern) fand vom 7.-13. März 2009 das zweite ordentliche Provinzkapitel statt. Vor sechs Jahren waren die damals vier deutschen Provinzen aufgelöst und ei-

ne gesamtdeutsche Provinz gegründet worden. Bei den Wahlen für die neue Provinzleitung am 10. März 2009 wurde *Sr. M. Dominika Kinder* als *Provinzoberin* wiedergewählt.

DOK-Arbeitsgemeinschaften wählen neue Vorsitzende

Im Rahmen ihrer Jahrestagungen haben verschiedene DOK-Arbeitsgemeinschaften neue Vorsitzende gewählt:

- Neue Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Formationsleiterinnen (AGF) ist *Sr. Anna-Maria Kolfer SSpS*, Bötzingen.
- Neue Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) ist *Sr. Simone Hachen SAC*.
- Neuer Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Novizenmeister (AGNO) ist *Br. Martin Lütticke OFM*, Wiedenbrück.
- Neuer Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für missionarische Dienste der Orden (AMDO) ist *P. Hans Hütter CSsR*, Wien.
- Neue Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) ist *Sr. M. Mechtilde Kotterik* von den Schwestern Unserer Lieben Frau, Kloster Mülhausen, Grefrath.
- Zum Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der verantwortlichen Redakteure der Ordens- und Missionspresse (OMP) wurde *P. Andreas Rohring CMM* gewählt.

Vierte Amtszeit der Schlichtungsstelle der DOK

In Mainz hat sich am 11. Februar 2009 die Schlichtungsstelle der Deutschen Ordensobernkongregation zu ihrer vierten

Amtszeit 2008 – 2013 konstituiert. Ihre Aufgabe ist es, im internen (d.h. außergerichtlichen) Bereich eine Regelung zu suchen für in Not geratene ehemalige Ordensmitglieder, wenn nach deren Ausscheiden aus der Ordensgemeinschaft ein Härtefall vorliegt.

Unter den sieben Mitgliedern der Schlichtungsstelle sind zwei zum Richteramt befähigte Laien und fünf Ordensleute – zwei Ordensfrauen, zwei Ordenspriester und ein Ordensbruder. Die Richter aus dem Laienstand sind – wie alle Mitglieder der Schlichtungsstelle – ehrenamtlich tätig. Erster Vorsitzender der Schlichtungsstelle in der Amtszeit 2008-2013 ist Dr. Hans Eisemann (Potsdam/Köln), Präsident des Landesarbeitsgerichts Brandenburg a.D. Die Geschäftsführung der Schlichtungsstelle ist im Generalsekretariat der DOK angesiedelt; Geschäftsführerin ist Generalsekretärin Sr. Walburga Scheibel OSF.

Benediktinerinnenkloster Alexanderdorf 75 Jahre

Seit 75 Jahren leben in Alexanderdorf (Brandenburg) Benediktinerinnen. Heute ist Alexanderdorf die größte kontemplativ-klösterliche Gemeinschaft in Ostdeutschland. 75 Jahre bei Berlin – das ist auch ein Spiegel deutscher Politik. In den ersten Jahren hatten die Schwestern kaum genug zum Leben und hungerten, berichtet die Chronik. Bald folgten Regime-Gegner auf Durchreise und Gestapo-Besuche, kriegsgefangene Franzosen und Polen, Tiefflieger, Flüchtlinge aus dem Osten, die Russen. Die Benediktinerinnen blieben – trotz Zwangsarbeit und Gefahr. Schließlich überstanden sie auch die DDR. Mit dem

Mauerfall 1989 wurde die nie unterbrochene Verbindung ins niedersächsische Dinklage wiederbelebt. Das dortige Benediktinerinnenkloster Sankt Scholastika entstand 1949 als Tochtergründung der Alexanderdorfer Schwestern. (kna)

Franziskaner feiern 800- jähriges Bestehen in Neviges

Die Franziskaner feiern in diesem Jahr 800-jähriges Bestehen (vgl. Nachrichten aus dem Vatikan). In Deutschland plant die Ordensgemeinschaft Jubiläumsgottesdienste im Oktober in Neviges. Der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Jean-Claude Perisset, feiert am 4. Oktober in Neviges mit den Franziskanern ein Pontifikalamt. Kardinal Joachim Meisner hält eine weitere Festmesse am 25. Oktober. (pm)

900-jähriges Jubiläum des Klosters Mallersdorf

Mit einem Festgottesdienst und einem anschließenden Festakt auf dem Klosterberg in Mallersdorf haben die Ordensgemeinschaft der Mallersdorfer Schwestern und die Marktgemeinde Mallersdorf-Pfaffenberg am 8. März 2009 die Feierlichkeiten zum 900-jährigen Jubiläum des Klosters eingeläutet. Zum Auftakt des Jubiläumsjahres, das unter der Schirmherrschaft des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer (CSU) steht, erinnerte Festprediger Gregor Zasche OSB, Abtpräses der bayerischen Benediktiner-Kongregation, an die wechselvolle Geschichte des 1109 gegründeten Klosters. „Sie haben auf einen alten Stamm eine neue Art von Baum aufgesetzt und diesen erblühen lassen. Die benediktinischen Wurzeln

prägen diesen Ort aber auch heute noch.“ Erst 1869 hatte die Kongregation der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie den nach der Säkularisation im Jahr 1803 im Privatbesitz befindlichen Teil des Klosters gekauft und war von der Pfalz nach Mällersdorf übersiedelt. (pm)

Recollectio-Haus Münsterschwarzach: „große Nachfrage“

Noch nie sei das Interesse an einem Aufenthalt im Recollectio-Haus im fränkischen Münsterschwarzach so groß wie derzeit gewesen, berichtet dessen Leiter Wunibald Müller. Immer mehr Priester, Ordensleute und hauptamtliche Kirchenmitarbeiter nehmen sich dort eine Auszeit. Das Haus ist eine Einrichtung der Abtei Münsterschwarzach. Es wird finanziell von acht deutschen Diözesen mitgetragen. Das Zentrum bietet Betroffenen eine Regenerationsmöglichkeit. Müller führt die große Nachfrage darauf zurück, dass Seelsorger zunehmend an ihre Grenzen gerieten. Zugenommen hätten Probleme, die sich aus beruflicher Überforderung ergäben und die zu körperlicher Erschöpfung führten. Dazu kämen zunehmende Vereinsamung und ein „ungesunder Gebrauch“ des Internets. (kna)

Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar feiert Neuerrichtung

Nach Zustimmung der Kirche und des Landes Rheinland-Pfalz ist mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV) erstmalig in Deutschland eine Katholische Hochschule in privater Trägerschaft offiziell errichtet

worden. Lehrende, Studierende, Gäste und Freunde der Hochschule feierten dies am 17. April 2009. Die von Pallottinern und Waldbreitbacher Franziskanerinnen gemeinsam getragene PTHV umfasst nun neben der Theologie als Gründungsfakultät als zweite Disziplin die sich im Aufbau befindende Pflegewissenschaft, die als universitäre Fakultät in Deutschland einzigartig ist. (pthv)

Malteser gründen geistliches Zentrum in ehemaliger Benediktinerabtei Bad Wimpfen

Die Malteser haben in der ehemaligen Benediktinerabtei St. Peter in Bad Wimpfen ein neues geistliches Zentrum errichtet. Angeboten werden Einführungsvorträge in den christlichen Glauben, gemeinsame liturgische Feiern, Zeit für die persönliche Begegnung mit Gott und geistliche Begleitung. Das ehemalige Ritterstift war seit 1946 Benediktinerabtei. Die Hausherrn kamen aus Grüssau in Schlesien, von wo sie vertrieben worden waren. Das Kloster war zuletzt der Benediktinerabtei Neuburg (Heidelberg) angegliedert. Der letzte Abt Laurentius Hoheisel OSB starb im vergangenen Jahr 2008 im Alter von 85 Jahren und wurde auf dem Klosterfriedhof Beuron beigesetzt.

Aachener Karmelitinnen ziehen um

Im Laufe des Jahres 2009 wird der Konvent der Aachener Karmelitinnen aus seinem 1869 gebauten Klostergebäude in einen Gebäudetrakt der Aachener Schervier-Schwester umziehen. Die Karmelitinnen entsprechen damit ihrer

personellen Situation: Mehrere Schwestern bedürfen bereits der Pflege; auch aus dem übrigen Konvent sind nur noch wenige Schwestern in einem Alter, in dem sie die Aufgaben einer großen Klosteranlage in vollem Umfang wahrnehmen können. Der Konvent will am neuen Ort seine karmelitanische Spiritualität weiterführen. Länger als ein Jahr haben die Schwestern über den Verkauf von Kloster und Grundstück am Lousberg verhandelt. Den Zuschlag bekam das Petruswerk Berlin. Der neue Eigentümer will in absehbarer Zukunft über seine Planungen bezüglich des Klosters Näheres verlauten lassen. (iba)

Redemptoristen verlassen Kloster Heiligenborn

Die Ordensgemeinschaft der Redemptoristen wird das Kloster Heiligenborn in Bous (Saarland) Ende 2009 aufgeben. Die Ordensgemeinschaft hat das Kloster an eine niederländische Gesellschaft verkauft, die das Haus in ein Seniorenheim umgestalten will. Ebenso ist die Einrichtung eines Hospizes geplant. Von den Menschen in Bous werden sich die Redemptoristen am 22. November 2009 verabschieden. (orden-online)

Umlagen können steuerpflichtig sein

Wenn ein Verein gegenüber einem Mitglied Leistungen erbringt (z.B. journalistische Medienarbeit) und hierfür einen als „Finanzzuweisung“ bezeichneten Jahresbeitrag erhält, so liegt ein steuerbarer Leistungsaustausch vor und kein Zuschuss. Das entschied der Bundesfinanzhof in einem Urteil Ende 2008 (V R 8/07). Diese Entscheidung könnte

zahlreiche Fälle betreffen, in denen sich – auch im gemeinnützigen Bereich – Vereine und/oder Kirchen zusammenschließen, Aufgaben gemeinsam wahrnehmen (lassen) und dies über Beiträge oder Umlagen finanzieren. Eine Besteuerung solcher Zuwendungen, wenn ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Leistung und Gegenleistung besteht, kann nicht ausgeschlossen werden.

Zum Hintergrund: Im vorliegenden Fall hatte ein Verein Finanzzuweisungen von seinen Mitgliedern erhalten und diese an eine ihm als Organ zugeordnete Gesellschaft (GmbH) weitergeleitet. Tätigkeitsbereich der GmbH war die kirchliche Medienarbeit (insbes. Herstellung, Erwerb, Verbreitung und Vertrieb von Rundfunkprogrammen), insbesondere die des Vereins. Auch wenn der Medienarbeit, welche durch die GmbH erbracht wurde, kein gegenseitiger Vertrag zwischen GmbH und Verein zugrunde gelegen habe, sei dennoch die für einen Leistungsaustausch charakteristische Wechselbeziehung zwischen Leistung (z.B. einem Jahresbeitrag) und Gegenleistung (z.B. Medienarbeit) gegeben. Denn die GmbH habe die Aufgabe des Vereins übernommen, die christliche Lehre in Rundfunk und Fernsehen zu repräsentieren und für die geleistete journalistische Medienarbeit eine Vergütung erhalten – so die Richter. Die als Zuschuss bezeichnete Zahlung an den Verein sei daher Entgelt im Sinne des Umsatzsteuergesetzes. Dass diese Leistung mittelbar letztlich der Allgemeinheit in Form der Stärkung des christlichen Glaubens zugute kommen sollte, ändere daran nichts, dass der Verein zunächst hierzu eine wirtschaftlich konkrete Gegenleistung in Form der Medienarbeit erhielt.

Jahressteuergesetz 2009 führt zu veränderten Satzungsanforderungen bei steuerbegünstigten Körperschaften

Durch das Jahressteuergesetz 2009 wurde die Abgabenordnung (AO) im Bereich der steuerbegünstigenden Zwecke geändert. Nach § 62 AO mussten bisher Betriebe gewerblicher Art von Körperschaften des öffentlichen Rechts, staatlich beaufsichtigte Stiftungen, von einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verwaltete unselbständige Stiftungen und geistliche Genossenschaften (Orden, Kongregationen) eine Vermögensbindung für den Fall der Auflösung der Körperschaft nicht abschließend in der Satzung festlegen, um trotzdem als gemeinnützig anerkannt zu werden. Mit der Änderung der Abgabenordnung entfiel § 62 AO ersatzlos. *Für bestehende Körperschaften* (die vor dem 1. Januar 2009 errichtet wurden) gilt jedoch *Bestandsschutz* nach Art. 97 § 1f Abs. 1 EGAO.

Zudem wurde § 60 AO ergänzt. Die Abgabenordnung (zu finden unter www.gesetze-im-internet.de) enthält in ihrer Anlage 1 Mustersatzungen für Vereine, Stiftungen, Betriebe gewerblicher Art von juristischen Personen des öffentlichen Rechts, geistlichen Genossenschaften und Kapitalgesellschaften. § 60 AO bestimmt in der jetzigen Fassung, dass Satzungen die in der Mustersatzung der Anlage 1 aufgeführten Bestimmungen enthalten müssen. Die Neuregelung ist anzuwenden auf Körperschaften, die neu errichtet werden, sowie *auf künftige Satzungsänderungen*. Unklar bleibt bisher, ob die Mustersatzungsformulierungen exakt übernommen werden müssen. Geplante

Satzungsänderungen steuerbegünstigter Körperschaften sollten daher vor Beschlussfassung mit dem zuständigen Finanzamt abgestimmt werden.

Spenden an ausländische Organisationen abzugsfähig

Mit Urteil v. 27. 1. 2009 – Rs- C-318/07, Hein Persche [->RAAAD-05490] hat der EuGH entschieden, dass – entgegen den Vorgaben des deutschen Ertragsteuerrechts – auch Spenden an ausländische gemeinnützige Organisationen zum Sonderausgabenabzug berechtigen können. Im Streitfall hatte der deutsche Staatsangehörige Hein Persche in seiner Einkommensteuererklärung 2003 den Steuerabzug wegen einer Sachspende im Wert von ca. 18.180 Euro an ein portugiesisches Seniorenheim mit angegliedertem Kinderheim geltend gemacht. Das Finanzamt versagte den begehrten Sonderausgabenabzug mit der Begründung, dass der Spendenempfänger nicht in Deutschland ansässig und keine ordnungsgemäße Zuwendungsbestätigung erteilt worden sei. Nach Ansicht des EuGH widerspricht es der gemeinschaftsrechtlichen Kapitalverkehrsfreiheit, wenn ein Mitgliedstaat die steuerliche Abzugsfähigkeit von (Geld- oder Sach-) Spenden an ausländische gemeinnützige Einrichtungen nur deshalb versagt, weil diese in einem anderen Mitgliedstaat ansässig sind. Dem inländischen Steuerpflichtigen muss zumindest die Möglichkeit eingeräumt werden, nachzuweisen, dass die spendenempfangende ausländische Einrichtung die (strengen) Voraussetzungen erfüllt, die das nationale Recht des Spenders für die Erlangung von Steuervergünstigungen vorschreibt.

Protokoll des Kontaktgesprächs zwischen Deutscher Bischofskonferenz und Deutscher Ordensobernkonzferenz (Auszüge)

am 10. Dezember 2008 in Bonn

0. Begrüßung und endgültige Festlegung der Tagesordnung

Der Vorsitzende der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) begrüßt die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Kontaktgespräch, unter ihnen besonders die neue Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz, Sr. Walburga Scheibel OSF. Weihbischof Heinrich Timmerevers nimmt zum ersten Mal in seiner Funktion des Vorsitzenden der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens“ am Kontaktgespräch teil. Weihbischof Georg Weinhold, der am 8. September 2008 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden ist, verabschiedet sich vom Vorstand der Deutschen Ordensobernkonzferenz. Der neue Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz entschuldigt seine Teilnahme und lässt die Anwesenden grüßen. Bischof Dr. Felix Genn hat in seiner Funktion als Vorsitzender der Kommission IV auch den Auftrag, die Gespräche mit der Deutschen Ordensobernkonzferenz zu führen. Die Tagesordnung wird mit einer Ergänzung zum TOP 7, „Interne Position der DOK zum Kopftuchstreit“, festgelegt.

1. Bericht über aktuelle Themen in der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV)

Der Vorsitzende der Kommission IV berichtet über Arbeitsaufträge, mit der

die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste aktuell befasst ist. Die demographischen, gesellschaftlichen und pastoralen Veränderungen wirken sich insbesondere auch auf die Berufungen und Berufe in der Kirche aus. Im Einzelnen geht Bischof Dr. Felix Genn auf folgende Themen ein:

1.1 Entwicklungen im Bereich der pastoralen Laienberufe

Der Ständige Rat beauftragte die Kommission IV, unter Berücksichtigung aktueller pastoraler Entwicklungen und weiterführender theologischer Orientierungen die Rahmenordnungen für die pastoralen Laienberufe fortzuschreiben. Unter Zuarbeit einer Arbeitsgruppe hat die Kommission in einem ersten Schritt eine theologische Präambel erstellt, die die zukünftigen Rahmenstatuten einleiten soll. Die theologische Präambel beschreibt den ekklesialen und ekklesiologischen Ort der beiden pastoralen Berufe für Laien. Die hauptberufliche pastorale Tätigkeit von Laien sollte weder als ein Amt ohne Weihe konzipiert werden noch die ehrenamtliche Tätigkeit aller Christgläubigen schmälern. Die theologische Präambel hält fest, dass die Tätigkeit von Pastoral und Gemeindefreferentinnen und -referenten sowohl durch das Merkmal eines Berufs wie durch eine bischöfliche Beauftragung bzw. Sendung (missio) charakterisiert sei. Die Grundberufung zum Christsein, die In-Dienstnahme durch die Kirche

und deren Dienstgemeinschaft, der Lebensstand sowie die besonderen Charismen der einzelnen Berufsträger prägen auch deren Spiritualität.

In einem weiteren Schritt soll die Darstellung der Aufgaben und Einsatzfelder von Gemeinde- und Pastoralreferent/innen überarbeitet und den aktuellen pastoralen Entwicklungen angepasst werden. Dabei sollen theologische und religionspädagogische Ausbildungs- und Stellenprofile berücksichtigt und die beruflichen Aufgabengebiete so beschrieben werden, dass unterschiedliche Konkretisierungen in den (Erz)Bistümern vorgenommen werden können.

1.2 Entwicklungen in der Priesterausbildung

Die Kommission IV arbeitet an einem Perspektivkonzept zur Konsolidierung in der Priesterausbildung und hat sich in diesem Zusammenhang für unterschiedliche Formen der Kooperation vor allem in der Phase der Theologen- bzw. Konviktsausbildung ausgesprochen. Vorrangiges Ziel soll dabei die Qualitätssicherung in der Priesterausbildung sein, zu der auch hinreichend große Lerngruppen im Seminar gehören. Um den konkordatsrelevanten und sensiblen Zusammenhang zwischen Seminarbildung und wissenschaftlichem Studium an den katholisch-theologischen Fakultäten zu erörtern, kamen die bischöflichen Mitglieder der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) und der Kommission für Wissenschaft und Kultur (VIII) zu zwei Sitzungen zusammen. Dabei verständigte man sich auf gemeinsame Kriterien und Grundsätze für Kooperationen im Rahmen der Priesterausbildung (...). Im anschließenden Meinungsaustausch

wird von Seiten der Deutschen Ordensobernkonzferenz auf die Notwendigkeit hingewiesen, die fünf Ordenshochschulen in Benediktbeuern, Frankfurt/Sankt Georgen, Münster, Sankt Augustin und Vallendar ebenfalls in einen Prozess der Kooperation einzubinden. Dieser Prozess muss jedoch von den Ordensträgern selbst angegangen werden. Für Fragen der Kooperation im universitären Bereich ist die Kommission für Wissenschaft und Kultur (VIII) mit ihrem Vorsitzenden Bischof Dr. Heinrich Musinghoff (Aachen) zuständig.

1.3 Kirchliche Bewegungen und Geistliche Gemeinschaften

Die Pastorkommission (III) und die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) haben eine Ad hoc-Arbeitsgruppe „Kirchliche Bewegungen und Geistliche Gemeinschaften“ unter Vorsitz von Kardinal Georg Sterzinsky (Berlin) mit dem Auftrag eingesetzt, die Verbreitung, das Wirken und aktuelle Probleme der Kirchlichen Bewegungen und ihrer Gemeinschaften in der Kirche in Deutschland zu erheben. Auf einer Internetseite www.geistlichegemeinschaften.de werden inzwischen über 70 Bewegungen für Deutschland aufgeführt. Die Arbeitsgruppe hat am 1. Dezember 2008 zu einem Treffen der diözesanen Beauftragten für die Kirchlichen Bewegungen und Geistlichen Gemeinschaften eingeladen. Die Begegnung diente dem Erfahrungsaustausch der Beauftragten, in dem neben Chancen auch einige Reibungsflächen zwischen Bewegungen und Pfarreien deutlich wurden. Zugleich wurde der Entwurf eines Fragebogens überarbeitet, mit dessen Hilfe im kommenden Jahr ein realistischer Blick auf die Kirchlichen

Bewegungen in Deutschland gewonnen werden kann. Im Einzelnen geht es um deren rechtlichen Status, die Mitgliederzahlen, ihre Verbreitung sowie die Vergemeinschaftungsformen und Aufgabengebiete. Ein besonderes Augenmerk soll dabei auch auf die Frage nach den sozialen Absicherungen für die ohne Arbeitsvertrag in den Bewegungen engagierte Mitglieder gelegt werden.

1.4 Nachbereitung des Studientages

„Mehr als Strukturen...“

Im Anschluss an den Studientag der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2007 zum Thema „Mehr als Strukturen... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“ beauftragte die Vollversammlung die Pastorkommission (III) und die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) mit der Auswertung und Nacharbeit des Studientages. Gemäß ihrem Sachbereich hat sich die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) mit der Frage nach den gewandelten Anforderungen an die Priester und hauptberuflichen Laien im pastoralen Dienst und mit den Chancen und Aufgaben der Orden in den neuen Seelsorgeeinheiten befasst. Die Kommission IV hat in einem Abendgespräch zu den theologischen und spirituellen Grundlagen der Neuordnungen in der Pastoral beraten. Ausgehend vom paulinischen Bild der Kirche als Leib Christi mit vielen Gliedern und der nachkonziliar entfalteten Communio-Theologie wurde auf die Bedeutung von Gemeinschafts- und Teamfähigkeit für die pastoralen Dienste und den dazu gehörenden Haltungen hingewiesen. Ohne die Bereitschaft und Fähigkeit zur Koope-

ration sind die neuen pastoralen Ordnungen nicht mit Leben zu füllen. Bischof Dr. Genn verweist in diesem Zusammenhang auf das Dekret des II. Vatikanums über die Hirtenaufgabe der Bischöfe; dort wird in Nr. 30,1 der priesterliche Dienst ausdrücklich als ein kooperativer Dienst gewürdigt: Die Vergrößerung der pastoralen Räume stellt vor allem die Priester vor neue Herausforderungen. Größere pastorale Räume können die Vereinzelung und damit auch die Vereinsamung der Priester verstärken bei einem höheren Anspruch an Leitungsverantwortung. Die Kommission setzte zu einer vertieften Aufarbeitung der Fragestellungen eine Ad hoc-Arbeitsgruppe „Priesterbild“ unter Vorsitz von Weihbischof Heinrich Timmerevers (Vechta) ein.

Die Kommission beauftragte ihre Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens“, eine Vorlage zu erarbeiten, die den Ort der Ordensgemeinschaften und des geweihten Lebens ausgehend vom prophetischen Charakter des Ordenslebens in der und für die Gesamtpastoral verdeutlicht. Damit sollen das spezifische Charisma des Ordenslebens in der Kirche und der Auftrag der Orden im Kontext der Sendung der Kirche herausgestellt werden. In dieser Arbeitsgruppe wirkt von Seiten der DOK Sr. Miriam Altenhofen SSpS mit.

1.5 Entwicklungen im Bereich der geweihten Jungfrauen und Eremiten

Im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zu einem Internationalen Kongress, der vom 14.- 20. Mai 2008 für die *Virgines consecratae* in Rom stattfand, hat die Kommission IV nochmals auf die Zuordnung der geweihten Jungfrauen zu ihrem Ortsbischof und auf den vielfach geäußerten Wunsch

nach Diskretion hingewiesen. Es bestehe keine Notwendigkeit, von Seiten der Deutschen Bischofskonferenz überdiözesane Strukturen für Frauen, die die Jungfrauenweihe empfangen haben, zu schaffen. Den Frauen selbst stehe es aber frei, in Eigeninitiative überdiözesane Treffen zum Austausch und zur geistlichen Vertiefung zu organisieren. Auf Bitte des Vorsitzenden der Kommission IV nahm Bischof em. Dr. Viktor-Josef Dammertz OSB am Kongress und an dem Podiumsgespräch mit dem Thema „Der Ort und das Leben der geweihten Jungfrauen in der Ortskirche und ihre Beziehung zum Bischof“ teil. Über 40 Frauen aus Deutschland zählten zu den Teilnehmerinnen des Kongresses.

Neben den geweihten Jungfrauen (CIC can. 604) gehören die Eremitinnen und Eremiten (CIC can. 603) zu den singulären Formen des geweihten Lebens. Aufgrund eines wachsenden Interesses an der eremitischen Lebensform hat die Kommission eine Ad hoc-Arbeitsgruppe „Eremitinnen und Eremiten in Deutschland“ unter Vorsitz von Weihbischof Matthias König (Paderborn) eingesetzt. Ziel soll es sein, die Authentizität dieser besonderen Lebensform zu wahren.

Zur Fragestellung, ob Priester Eremiten werden können, wird im anschließenden Austausch darauf verwiesen, dass der Priester zum Heil der Anderen bestellt sei und dieser Sendung grundsätzlich auch in der besonderen Lebensform des Eremiten folgen könne.

2. Bericht über die personelle Situation in der Deutschen Ordensobernkonferenz

Die Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonferenz informiert über

die aktuelle Zahlenentwicklung in den Ordensgemeinschaften. Die Gesamtzahl der Ordensfrauen hat sich 2007 gegenüber 2006 um ca. 1.500 Personen verringert. Von den knapp 23.200 Ordensfrauen sind 81% über 65 Jahren, 10% zwischen 55 und 65 Jahren und 9% unter 55 Jahren. 2007 gab es insgesamt 127 Novizinnen in Deutschland, davon 42, das sind 33%, in den kontemplativen Gemeinschaften, die insgesamt nur 6% der Ordensfrauen stellen. Ein nicht geringer Prozentsatz der kontemplativen Novizinnen kommt aus dem Ausland. Junge Frauen suchen im Ordensleben vor allem eine geistliche Lebensform. Die caritativ tätigen Orden haben sich, herausgefordert durch die Veränderungen in der Gesellschaft und aufgrund der Nachwuchssituation in den vergangenen Jahren, zum Teil sehr starken Wandlungsprozessen gestellt. Dabei rückten die Neubesinnung auf das Gründungscharisma sowie der Einsatz in pastoralen Feldern und bei Menschen am Rande der Gesellschaft in den Mittelpunkt. Die Priesterorden zählten 2007 ca. 4.500 Mitglieder mit Profess und 96 Novizen. Der leichte Anstieg der Novizen von 2006 zu 2007 um 18 Männer ist bedingt durch die Legionäre Christi (LC), die seit 2007 Mitglied der DOK sind. Die Brüderorden verzeichneten im zurückliegenden Jahr 243 Mitglieder. Die Zahl der Ordensfrauen ging in den letzten 15 Jahren um ca. 40% zurück, die Mitglieder der Priestergemeinschaften um etwa 25% und die der Brüderorden um 33%.

Der Vereinigung katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität e.V. (VKO) gehören 69 ausländische Gemeinschaften mit insgesamt 1144 Mitgliedern an, darunter 1069 Ordensfrauen. Der

Vorsitzende der Kommission IV bittet die Generalsekretärin, eine Problemskizze zur Situation ausländischer Ordensleute in Deutschland zu erstellen, um in der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) auf diese Fragen aufmerksam zu machen (vgl. Gesprächsnotiz vom 05.12.2007, Nr. 7).

Im Kontaktgespräch wird darauf hingewiesen, dass der Nachwuchsmangel in den Ordensgemeinschaften und beim Priesternachwuchs ebenso wie der Rückgang bei den Eheschließungen und bei den pastoralen Laienberufen nicht nur demographisch bedingt sei. Die zentrale Herausforderung in der Pastoral sei es, die Taufberufung neu zu entdecken, die Leidenschaft für Gott wieder wach zu rufen und einen missionarischen Geist in der Kirche zu wecken.

Sr. Walburga Scheibel stellt das Organigramm im Haus der Orden in Bonn vor. Mit insgesamt neun Stellen, darunter zwei Stellen für DKMR und IMS, ist die administrative Ebene der Deutschen Ordensobernkonzferenz äußerst knapp besetzt. Es sei geplant, der Generalsekretärin eine Assistentenstelle zuzuordnen, die vor allem Vertretung übernehmen und theologische Sachfragen bearbeiten soll. Die verschiedenen Sachthemen werden in den Foren und Arbeitsgemeinschaften bearbeitet, deren Ausbau noch nicht abgeschlossen ist.

3. Die pastoralen Neuordnungen und ihre Auswirkungen für die Priester – mit besonderer Berücksichtigung der Ordenspriester

Weihbischof Heinrich Timmerevers berichtet über die Entwicklung der Gespräche, in denen sich die Kommission

IV im Anschluss an den Studientag „Mehr als Strukturen ...“ (Frühjahrs-Vollversammlung 2007) angesichts der Vergrößerung der pastoralen Räume mit den veränderten Anforderungen an den Dienst und das Leben der Priester befasst hat. In den Beratungen wurde eine wachsende Spannung zwischen dem in der Ausbildung vermittelten Bild vom priesterlichen Dienst und der heutigen Tätigkeit als Priester benannt. Im Auftrag der Kommission wurden die Fragestellungen in einer Arbeitsgruppe vertieft. Dabei wurde deutlich, dass es einer neuen Dimension des Gesprächs zwischen Bischöfen und ihren Priestern bedarf. Es gehe sowohl um eine möglichst unverstellte Wahrnehmung der aktuellen Situation in Kirche und Gesellschaft wie um ein Eröffnen zukunftsfähiger Handlungsoptionen aus der Perspektive des Glaubens heraus. Auf Anregung der Arbeitsgruppe kam es in der letzten Sitzung der Kommission im Oktober 2008 zu einem Abendgespräch mit Prof. Dr. Christoph Jacobs, Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie an der Theologischen Fakultät Paderborn mit mehrjährigen Erfahrungen in der Priesteraus- und -fortbildung. In seinem Vortrag macht Prof. Jacobs deutlich, dass die pastoralen Strukturveränderungen tief greifende Änderungen für Sozialform und Spiritualität der Priester haben. Priester erwarten in dieser Situation 1. Orientierung, 2. Rückendeckung und 3. Ideen und Handwerkszeug für den priesterlichen Dienst. (...)

Abt Hermann-Josef Kugler OPraem verweist in seinem Statement auf die Priesterorden, die durch Priesterweihe und Zugehörigkeit zum Presbyterium eng mit der Ortskirche verbunden

sind. Priestergemeinschaften, die in Pfarreien tätig sind, sind darum auch besonders betroffen von den pastoralen Neuordnungen in den Bistümern. Abt Hermann-Josef Kugler benennt einige Problemfelder und Optionen, die sich aus Sicht der Ordensleute ergeben:

- Einsatz von Ordenspriestern im räumlichen Umfeld des Klosters, damit ein Leben in Gemeinschaft möglich bleibt
- finanzielle Rücksichten bei der Wahl des Standortes aufgrund wachsender Abhängigkeit von Gestellungsgeldern
- Einsatz von Ordenspriestern im Team und in der kategorialen Seelsorge dem Ordenscharisma entsprechend
- der Stellenwert von Klöstern als geistliche Zentren in den neuen pastoralen Ordnungen

Die Teilnehmer des Kontaktgesprächs sprechen sich dafür aus, die angesprochenen Themen und Probleme in einem Fachgespräch von Bischöfen und Ordensgemeinschaften zu beraten. Das Fachgespräch soll dazu dienen, Erfahrungen auszutauschen, Probleme und Schwierigkeiten wahrzunehmen und zu benennen und Lösungsansätze aufzuzeigen. Bischof Dr. Genn bittet den Vorsitzenden der Arbeitsgruppe, in der Arbeitsgruppe ein Konzept für ein solches Fachgespräch zu entwickeln.

4. Überlegungen zur zukünftigen Gestaltung der Kontakte und Kontaktgespräche zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonzferenz

Der Vorsitzende der Kommission IV wie auch die Vorsitzenden der Deutschen

Ordensobernkonzferenz sprechen sich für eine Neugestaltung des Kontaktgesprächs zwischen Bischofskonferenz und Ordensobernkonzferenz aus. Die Chance eines solchen überdiözesanen Kontaktgesprächs liege darin, nicht nur Informationen auszutauschen, sondern sich über gemeinsame Themen und Probleme, z.B. Nöte in der Pastoral zu verständigen und die Verbindung zwischen Bischöfen und Orden zu stärken. Das Kontaktgespräch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonzferenz soll auf drei Ebenen geführt werden. Das jährlich stattfindende Kontaktgespräch wird vom Vorsitzenden der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) geleitet. An diesem Gespräch soll zukünftig auch der erweiterte Vorstand der Deutschen Ordensobernkonzferenz teilnehmen. Dieses Gespräch dient vor allem der Beratung anstehender Fragen und Probleme. Je nach Thema wird der Vorsitzende zu diesem Gespräch auch Bischöfe anderer Kommissionen bzw. Fachleute für rechtliche und wirtschaftliche Fragen aus dem Verband der Diözesen Deutschlands einladen. Dieses einmal jährlich stattfindende Kontaktgespräch soll auf der Arbeitsebene von den beiden Sekretariaten der Deutschen Bischofskonferenz und der Ordensobernkonzferenz in Bonn vorbereitet werden. Auf der Arbeitsebene können drängende Themen jederzeit ausgetauscht und in die verschiedenen Gremien eingebracht werden. Gespräche mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz sind nach Bedarf zu führen, wenn es um Repräsentationsaufgaben und Grundsatzfragen geht. Im Gespräch mit dem Vorsitzenden soll auch die Frage nach der Bildung „ge-

mischer Kommissionen aus Bischöfen und höheren Ordensoberen und –oberinnen“, wie sie von Vita consecrata (Nr. 50) angeregt wird, beraten werden.

Der Vorsitzende lädt den Vorstand der Deutschen Ordensobernkonzferenz zu einem Abendgespräch in die nächste Sitzung der Kommission IV ein, um in diesem Rahmen die angeschnittenen Themen zu vertiefen.

5. Umgang mit Interessenten für den Priesterberuf, die in diözesanen Seminaren / in Ordensnoviziaten abgewiesen wurden

Der Vorsitzende verweist auf das aktuelle Schreiben der Bildungskongregation „Leitlinien zur Anwendung der Psychologie bei der Aufnahme und Ausbildung von Priesterkandidaten“ (29.06.2008) und das dort angesprochene Problem der „Wanderseminaristen“: „Es ist gegen die Normen der Kirche, Personen in das Seminar oder die Ausbildungseinrichtung aufzunehmen, die schon aus anderen Seminaren oder Ausbildungshäusern ausgetreten oder – aus gutem Grund – entlassen wurden, ohne zuvor die nötigen Informationen ihres Bischofs oder Ordensoberen eingeholt zu haben.“ (Nr. 16) Bischof Dr. Genn wünscht, dass Bischöfe und Ordensoberer bei der Aufnahme von Priesterkandidaten ins Seminar bzw. ins Noviziat entsprechend der römischen Leitlinien zu einem gemeinsamen Vorgehen finden werden. (...)

7. Informationen

7.1 Stand der Beratungen in Sachen Ordens-KODA

7.2 Entschädigung von ehemaligen Heimkindern

7.3 Interne Positionierung des DOK-Vorstandes zur „Kopftuch-Problematik“

Aus zeitlichen Gründen werden die Informationen zu folgenden Themen auf die nächste Zusammenkunft verschoben:

7.4 Rezeption von „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ in den Ordensgemeinschaften

7.5 Vielzahl von Anfragen nach Auszeit im Kloster

8. Verschiedenes – Termine

Folgender Termin wird für das nächste Kontaktgespräch vereinbart: Mittwoch, 9. Dezember 2009, 11.00 bis 16.00 Uhr in Bonn.

Die Generalsekretärin informiert über den Termin der Mitgliederversammlung am 21. – 25. Juni 2009 in Vallendar.

Der Vorsitzende dankt für den vertrauensvollen Austausch und beendet die Sitzung.

Bonn, 8. Januar 2009

Der Vorsitzende der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV), Bischof Dr. Felix Genn.

... Neue Bücher

Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts

Hrsg. von Erwin Gatz. Freiburg/Br. [u.a.]: Herder

Bd. 6: Die Kirchenfinanzen. – 2000. – 511 S.

Bd. 7: Klöster und Ordensgemeinschaften. – 2006. – 472 S.

Bd. 8: Laien in der Kirche. – 2008. – 655 S.

Mit den Bänden sechs bis acht der „Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“ haben der in Rom wirkende Priester und Kirchenhistoriker Erwin Gatz und seine Mitarbeiter ein Werk abschließen können, das längst Standards gesetzt hat. Nachdem bereits Bände zu den Themen „Die Bistümer und ihre Pfarreien“ (1991), „Kirche und Muttersprache“ (1992), „Katholiken in der Minderheit“ (1994), „Der Diözesanklerus“ (1995) sowie „Caritas und soziale Dienste“ (1997) erschienen sind, liegt nun eine recht umfassende Darstellung des kirchlichen Lebens in den letzten 200 Jahren vor, die insbesondere auf die Alltagsgeschichte eingeht. „Herausgeber und Autoren gingen mit der Geschichte des kirchlichen Lebens einen in der deutschsprachigen Kirchengeschichtsschreibung eher unüblichen Weg. Diese konzentriert sich ja weitgehend auf die Erschließung historischer Quellen, auf das kirchenpolitische Geschehen, die theologischen Entwicklungen und auf biographische Studien, neben denen das tragende Geschehen des kirchlichen Alltags weniger in den Blick genommen wird. Die Geschichte des kirchlichen Lebens widmet sich gerade diesem Aspekt in großer Breite, ohne sie freilich erschöpfend abdecken zu können.“ (Bd. 8, S. 5)

Zum Aufbau des sechsten Bandes: Auf das Vorwort (S. 5–8), das Autorenverzeichnis (S. 9), das Abkürzungsverzeichnis (S. 15–18) und eine allgemeine Bibliographie (S. 19f) folgen ein einleitendes Kapitel (S. 21–28: Erwin Gatz, „Kirchengut und Kirchenfinanzierung im späten 18. Jahrhundert“) und fünf Hauptteile (mit weiteren 27



Bd 6:
ISBN 3-451-23668-0
EUR 50.00

Bd 7:
ISBN 978-3-451-23669-3
EUR 45.00

Bd 8:
ISBN 978-3-451-23676-1
EUR 80.00

Kapiteln): 1. „Die Zeit der Aufklärung und der Säkularisation“ (S. 31–48: Richard Puza, „Die Neuordnung in den habsburgischen Ländern unter Joseph II.“; S. 49–81: Winfried Müller, „Die Säkularisation im links- und rechtsrheinischen Deutschland 1802/1803“); 2. „Entwicklungen seit der Säkularisation“ (S. 85–107: Eugen Kleindienst, „Das eigene Finanzaufkommen kirchlicher Rechtsträger nach der Säkularisation“; S. 108–126: Winfried Müller, „Staatsleistungen an die Kirche in Bayern“; S. 127–162: Gregor Richter, „Staatsleistungen an die Katholische Kirche in Baden-Württemberg unter Berücksichtigung der Entwicklung in Baden, Württemberg und Hohenzollern“; S. 163–195: Hans-Georg Aschoff, „Staatsleistungen an die Katholische Kirche in Preußen, Hannover, Sachsen sowie den Mittel- und Kleinstaaten“; S. 196–199: Erwin Gatz, „Sonderentwicklungen im Geltungsbereich des französischen Rechtes“; S. 200–212: Richard Puza, „Entwicklungen in Österreich“; S. 213–227: Heiner Marré, „Die Kirchenfinanzierung durch Kirchensteuern“; S. 228–234: Erwin Gatz, „Hilfsvereine“; S. 235–264: Dirk Hermann Voß, „Bauunterhaltung, Patronate“); 3. „Entwicklungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (S. 267–271: Hans-Georg Aschoff, „Die Weimarer Republik. Rechtliche Rahmenbedingungen“; S. 272–280: Erwin Gatz, „Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und in den annektierten Gebieten“; S. 281–290: Richard Puza, „Die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich“); 4. „Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (S. 293–326: Karl Eugen Schlieff, „Die Neuordnung der Kirchensteuer in der Bundesrepublik Deutschland“; S. 327–340: Theodor Schmitz, „Die Kirchenfinanzierung in der SBZ/DDR 1945–1989“; S. 341–357: Richard Puza, „Die Kirchenfinanzierung in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg“; S. 358–372: Markus Ries, „Die Kirchenfinanzierung in der Schweiz“; S. 373–392: Josef Michaeler, „Die Finanzierung der Kirche in Südtirol seit der Neufassung des Italienischen Konkordates von 1983“; S. 393–407: Eugen Hillengaß, „Hilfswerke“; S. 408–430: Josef Binder, „Staatliche Förderung von gesellschaftlichen Aufgaben der Kirche“; S. 431–442: Josef Binder, „Schutz und Pflege kirchlicher Denkmäler“; S. 443–454: Richard Puza, „Die Kirchenfinanzierung nach dem CIC/1983 und den neuen konkordatären Vereinbarungen“); 5. „Struktur und Ausgaben des Finanzhaushaltes an ausgewählten Beispielen“ (S. 457–466: Eugen Kleindienst, „Augsburg“; S. 467–476: Erich Keuchel, „Dresden-Meißen“; S. 477–485: Walter Hagel, „St. Pölten“; S. 486–497: Hans Wendtner, „Der Haushalt des Verbandes der Diözesen Deutschlands“). Der Kapitelanfang enthält jeweils eine kurze Bibliographie. Am Ende des sechsten Bandes befindet sich ein dreifach gegliedertes Register (S. 498–500: „Sachregister“; S. 501f: „Namensregister“; S. 503–508: „Register der Orte, Regionen und Länder“). Die historiographische Beschäftigung mit dem Thema „Kirchenfinanzen“ ist für die heutige Zeit von größter Wichtigkeit, denn in öffentlichen Diskussionen werden immer wieder (vermeintliche oder tatsächliche) finanzielle Privilegien der Kirchen kritisiert, wobei hier insbesondere die Kirchensteuern und die Staatsleistungen an die Kirchen zu erwähnen wären. Das kirchliche Finanzwesen der deutschsprachigen Länder, wie es sich bis heute entwickelt hat, ist nicht zu verstehen ohne die Säkularisationen der Zeit um 1800 (in Österreich unter Kaiser Joseph II., im linksrheinischen Deutschland durch das revolutionäre Frankreich, im restlichen Deutschland

aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803). Seinerzeit wurde Kirchengeneigentum in großem Umfang verstaatlicht, wobei Rechtsansprüche der Kirche(n) gegenüber den jeweiligen Staaten entstanden sind, was durch Konkordate und Zirkumskriptionsbullen wie auch durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919 bestätigt wurde. Inzwischen sind Kirchensteuern und -beiträge die wichtigsten kirchlichen Einnahmequellen. Erträge aus Grundbesitz und Staatsleistungen spielen eine geringere Rolle. Die Bedeutung von Spenden hat zugenommen. Neben der Frage nach der Herkunft kirchlicher Gelder ist die Frage nach ihrer Verwendung von Interesse. Hier bieten vor allem die letzten vier Kapitel wichtige Informationen.

Klöster und Ordensgemeinschaften kommen im sechsten Band der „Geschichte des kirchlichen Lebens“ an mehreren Stellen vor. Zum einen geht es in den ersten drei Kapiteln um die Säkularisationen der Zeit um 1800 – und damit natürlich auch um die Aufhebung von Klöstern, vor allem von solchen, an denen die Landesherren ein finanzielles Interesse hatten. Zum anderen verweist das Stichwort „Klöster, Orden“ im Sachregister auf weitere Stellen. Bei der Lektüre des vorliegenden Bandes wird im Übrigen bewusst, dass die Säkularisationen vergangener Jahrhunderte zu einem guten Teil auf Kosten klösterlicher Gemeinschaften stattfanden, während die Kirchensteuereinnahmen späterer Zeiten in der Regel den Bistümern zugute kommen. Zum Aufbau des siebten Bandes: Auf das Vorwort (S. 5), das Autorenverzeichnis (S. 7), das Abkürzungsverzeichnis (S. 15–20), das Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur (S. 21–43) und die Einleitung aus der Feder des Hauptherausgebers (S. 45–48) folgen insgesamt elf Kapitel (S. 49–110: Marcel Albert, „Die Orden am Vorabend der Säkularisation [1775–1800]“; S. 111–148: Anja Ostrowitzki, „Aufklärung, Josephinismus, Säkularisation“; S. 149–204: Marcel Albert, „Ordensleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kontinuität, Restauration und Neuanfänge“; S. 205–241: Gisela Fleckenstein, „Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu den Kulturkämpfen“; S. 243–254: Gisela Fleckenstein, „Die Orden und Kongregationen in den Kulturkämpfen“; S. 255–289: Erwin Gatz, „Von der Beilegung der Kulturkämpfe bis zum Ersten Weltkrieg“; S. 291–310: Erwin Gatz, „Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft“; S. 311–350: Marcel Albert, „Die Orden im nationalsozialistischen und faschistischen Herrschaftsbereich“; S. 351–367: Erwin Gatz, „Vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil“; S. 369–411: Martin Leitgöb, „Die Orden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“; S. 413–420: Gisela Fleckenstein, „Statistische Anmerkungen“. Auch am Ende des siebten Bandes befindet sich ein dreifach gegliedertes Register (S. 421–434: „Register der Orte, Regionen und Länder“; S. 435–446: „Namensregister“; S. 447–465: „Sachregister“).

Die Relevanz des vorliegenden siebten Bandes für die Ordensgeschichte muss nicht eigens betont werden. Die diesbezüglichen Entwicklungen der letzten zwei Jahrhunderte werden relativ ausführlich beschrieben, wobei verständlicherweise wenig Raum für die Geschichte einzelner Gemeinschaften bleibt. Jedenfalls wird deutlich, dass klösterliche Gemeinschaften eine große Rolle in der Kirchengeschichte der deutschsprachigen Länder spielten und dass es zahlreiche Parallelen zwischen einzelnen Gemeinschaften gibt. Die Säkularisationen der Zeit um 1800 haben zwar für viele Klöster das Ende bedeutet, doch kam es ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu

einem starken Aufblühen der Ordensgemeinschaften (Stichwort [Frauen-]Kongregationsfrühling). Auch die verschiedenen Kulturkämpfe haben dieses Aufblühen nicht bremsen können. Ordensleute vollbrachten (und vollbringen) wertvolle Leistungen für Kirche und Gesellschaft. Trotz der Berufungskrise seit den 1960er Jahren sind sie nach wie vor wichtig für die katholische Kirche der deutschsprachigen Länder.

Zum Aufbau des achten Bandes: Auf das Vorwort (S. 5f), das Autorenverzeichnis (S. 7), das Abkürzungsverzeichnis (S. 19–28) und das Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur (S. 29–52) folgen insgesamt vierzehn Kapitel (S. 53–70: Erwin Gatz, „Zur kirchlichen Stellung der Laien im Zeitalter der Aufklärung“; S. 71–113: Dominik Burkard, „Aktivitäten von Laien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“; S. 115–191: Hans-Georg Aschoff, „Von der Revolution 1848/49 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges“; S. 193–220: Felix Raabe, „Die Katholiken und ihre Verbände in der Zeit der Weimarer Republik“; S. 221–252: Felix Raabe, „Katholische Verbände unter der NS-Diktatur“; S. 253–279: Felix Raabe, „Laienarbeit zwischen Kriegsende und Konzil“; S. 281–318: Erwin Gatz, „Vom Zweiten Vatikanischen Konzil bis zur Gegenwart“; S. 319–336: Andrea Wilke, „Laien in der Katholischen Kirche in der SBZ/DDR“; S. 337–377: Maximilian Liebmann, „Entwicklungen in Österreich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“; S. 379–442: Rolf Weibel, „Entwicklungen in der Schweiz seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“; S. 443–482: Erwin Gatz, „Religiöse Unterweisung – Jugendseelsorge – Jugendarbeit“; S. 483–519: Micheala Sohn-Kronthaler/Andreas Sohn, „Frauen in der Kirche“; 521–558: Gisela Fleckenstein, „Ehe und Familie“; S. 559 – 602: Dominik Burkard, „Presse und Medien“). Auch am Ende des achten Bandes befindet sich ein dreifach gegliedertes Register (S. 603–607: „Register der Orte, Regionen und Länder“; S. 608–618: „Namensregister“; S. 619–655: „Sachregister“).

Dieser achte Band, der vor allem aufzeigt, dass Laien für die katholische Kirche in den deutschsprachigen Ländern nicht erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine wichtige Rolle spielen, enthält keine Kapitel, die sich ausdrücklich mit dem Ordensleben beschäftigen. Ein Blick in das Sachregister zeigt jedoch, dass zu den Stichwörtern „Kloster“, „Klosteraufhebung“ usw. sowie „Orden, religiöse“ und „Ordensfrau“ zahlreiche Einträge vorhanden sind. Tatsächlich vollzog (und vollzieht) sich kirchliches Engagement von Laien vielfach in Kooperation mit Ordensleuten. Hier sind Vereine und Bruderschaften genauso zu nennen wie caritative Arbeit, Jugendseelsorge und Mission.

Die achtbändige „Geschichte des kirchlichen Lebens“ ist sicherlich eine Bereicherung für jede Ordensbibliothek, auch wenn sie in der Anschaffung nicht ganz billig ist. Ordensleute finden hier Informationen, die sie direkt betreffen, und außerdem viele Kontextinformationen, die für ihr Handeln in der heutigen Zeit wichtig sind. Die einzelnen Beiträge, die durchweg von ausgewiesenen Fachleuten verfasst worden sind, sind gut lesbar, so dass sich das Werk sowohl zum Nachschlagen als auch zum fortlaufenden Lesen eignet. Hier wäre sicherlich der siebte Band eine geeignete Einstiegslektüre. Fehler ließen sich in den hier besprochenen drei Bänden kaum aufweisen. Dass sich an einer Stelle die Schreibweise „Benediktbeuren“ statt „Benediktbeuern“ findet (Bd. 7, S. 298), fällt wohl nicht weiter ins Gewicht.

Michaela Sohn-Kronthaler / Andreas Sohn

Frauen im kirchlichen Leben

Vom 19. Jahrhundert bis heute

Kevelaer: Butzon & Bercker, 2008. – 160 S. – (topos plus; Bd. 672).

Vorliegende Übersicht über „Frauen im kirchlichen Leben“ ist aus einem Projekt über „Laien in der katholischen Kirche“ (Band 8 der Buchreihe „Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Freiburg u.a. 2008) erwachsen. Michaela Sohn-Kronthaler, Leiterin des Instituts für Kirchengeschichte und Kirchliche Zeitgeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz, und Andreas Sohn, Professor und Stellvertretender Direktor des Centre de Recherches sur les Espaces, les Sociétés et les Cultures an der Universität Paris XIII, legen mit dieser Übersicht einen wichtigen einführenden Beitrag zur Präsenz von Frauen in Kirche, Gesellschaft und Politik des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum vor (160 Seiten einschließlich Bibliographie zu den einzelnen Kapiteln und Personenregister). Nach einer kurzen geschichtlichen Bestandsaufnahme und methodischen Überlegungen in Kapitel 1 und 2 wird in den weiteren



ISBN 978-3-8367-0672-8

EUR 8.90

7 Kapiteln ein Blick auf die Geschichte der Frauenverbandsarbeit geworfen, auf Frauen in Gesellschaft und Politik sowie in verschiedenen kirchlichen Kontexten: im Ordensleben, den pastoralen Berufen und in der theologischen Wissenschaft.

In den beiden einführenden Kapiteln (1 Frauen in Religion und katholischer Kirche und 2 Zu Frauen in Kirche und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts) wird der Blick auf die Frauengeschichte als ein Desiderat einer Geschichte des Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert herausgearbeitet: „Denn nur dann lässt sich die Partizipation des Katholizismus in seiner Breite und Vielgestaltigkeit am politischen, sozialen und karitativen Leben im deutschen Sprachraum überhaupt angemessen beschreiben.“ (S. 15) „Frauen haben das kirchliche und gesellschaftliche Leben seit der Spätantike weitaus stärker und vielfältiger geprägt, als es gemeinhin in der öffentlichen und veröffentlichten Meinung seit Jahrzehnten dargestellt wird.“ (ebd.)

Kapitel 3 und 4 arbeiten genau diese Präsenz von Frauen in Kirche und Gesellschaft heraus, sie setzen bei der neu entstehenden katholischen Frauenbewegung an und skizzieren die soziale und politische Einflussnahme von Frauen auf Ebene der kirchlichen Verbände (Kapitel 3 Weibliches Vereins- und Verbandswesen) und in der Politik (Kapitel 4). Der Bogen wird bis in die Gegenwart gespannt, Schwerpunkt liegt jedoch auf der Phase der Ausgestaltung der neuen katholischen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert.

Zunächst wird kurz die Geschichte der beiden großen katholischen Frauenverbände in Deutschland nachgezeichnet: Aus den „Vereinen christlicher Mütter“, die auf Betreiben von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler entstanden sind und die eng mit den Pfarrgemeinden verbunden sind, geht nach Wiedergründung 1951 im Jahr 1968 die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) hervor, der mitgliederstärkste Frauenverband (mit 620.000 Mitgliedern in 6.000 Pfarrgemeinden) in Deutschland. Dann wird die Gründungsgeschichte des Katholischen Frauenbundes vorgestellt; 1903 gegründet hat der Frauenbund bereits 20 Jahre nach Gründung durch die Integration anderer Frauenvereine 230.000 Mitglieder, eine Zahl, die in der Gegenwart sogar unterschritten wird (220.000 Mitglieder). Beide Verbände werden – im Vergleich zur säkularen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts – als wertkonservativ vorgestellt: „Die überkommene gesellschaftliche Ordnung, welche den Geschlechtern ihren unverwechselbaren Platz zuwies und durch ein Geflecht christlicher Normen und Mentalitätsvorstellungen verfestigt wurde, stellte die konfessionelle Frauenbewegung weder vor noch um die Jahrhundertwende infrage. Emanzipatorische Motive, welche im säkularen Feminismus dominierten, spielten bei den katholischen Verbandsgründungen keine nennenswerte Rolle. Folglich wurde kein Konzept mit allgemeinen politischen und sozialen Emanzipationsforderungen, wie sie die liberale und sozialistische Frauenbewegung erhob, entwickelt.“ (S. 26) Sicher wäre es spannend, hier auf Lebensgeschichten und Werk einzelner Verbandsmitglieder zu schauen.

Der Bogen wird von der Gründungsgeschichte der Verbände sehr rasch in die Gegenwart gespannt. Ausgespart ist leider die Zeit des Nationalsozialismus, ein Defizit, das die Verf. im Vorwort selbst benennen. Elisabeth Prégardier hat wichtige Arbeiten geleistet zur Aufarbeitung des Frauenwiderstandes und auch der Leidgeschichten von Frauen in verschiedenen Konzentrationslagern der NS-Zeit. – Die gegenwärtigen Aktivitäten des Frauenbundes hätten etwas genauer recherchiert werden können, auch fehlt der doch wichtige Hinweis auf die Bedeutung des Bayerischen Landesverbandes des KDFB; neben Köln ist München – vor allem angesichts der großen Mitgliederzahl des Landesverbandes – ebenso ein wichtiges Zentrum der Steuerung der Verbandsarbeit. Das genannte Hohenheimer Theologinentreffen wird vom AGENDA-Forum katholischer Theologinnen veranstaltet, nicht vom Frauenbund; der Weltgebetstag ist keine Veranstaltung des KDFB, der Verband hat neben anderen christlichen Frauenverbänden einen Sitz im Komitee des Weltgebetstages (vgl. S. 48). – Es ist sicher nicht einfach, die katholische Frauenarbeit der Gegenwart in einem Zuge zu beurteilen, doch weniger kryptische Verallgemeinerungen wären hilfreicher: „Die Vielfalt individueller Lebensentwürfe und Präferenzen steht freilich häufig in Kontrast zu den neuen gesellschaftlichen Verengungen eines ‚modernen Frauenbildes‘. Dies erschwert verallgemeinernde Aussagen.“ (S. 49) Was wollen die Verf. sagen?

Ein wichtiger Verdienst von Kapitel 4 ist das Sichtbarmachen von „Katholikinnen im öffentlichen und politischen Leben“, von Frauen wie Hedwig Dransfeld, Helene Weber, Agnes Neuhaus und Ellen Ammann. Bei einer Neuauflage des Büchleins sollte die Nennung von zwei verschiedenen Daten im Blick auf die Gründung der Sozial-Caritativen Frauenschule in München vermieden werden (vgl. S. 64/65). Die Schule ist 1909 auf Initiative von Ellen Ammann entstanden, nicht 1912, wie es auf Seite 65 heißt.

Kapitel 5 „Zur Gleichstellung der Frau in der Kirche“ dient als Hinführung zur Skizzierung der verschiedenen pastoralen und kirchlichen Berufe, wie sie in Kapitel 6 bis 9 vorgestellt werden: Zunächst werden „Frauen in Orden und Kongregationen“ in den Blick genommen, dann die – oftmals in Publikationen vergessenen – Pfarrhaushälterinnen, danach „Frauen in Seelsorge und Katechese“ und abschließend „Frauen in der theologischen Wissenschaft“. Auf dem Hintergrund der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ werden sowohl Erreichtes als auch Defizite benannt: „Die wünschenswerte partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Männern und Frauen in kirchlichen Leitungspositionen ist somit vielfach – allein schon aus quantitativen Gründen – eher eine Randerscheinung.“ (S. 89)

Interessant und erhellend auch für die gegenwärtigen Diskussionen um Ämter und Dienste in der Kirche ist der Blick auf die Geschichte der pastoralen und kirchlichen Berufe. Hier geht ein Zusammenhang von Caritas und Gemeindegarbeit auf, wie er in den letzten Jahren leider außer acht geraten ist. Prälat Dr. Lorenz Werthmann, der Gründer und erste Präsident des Caritasverbandes, der 1920 – auf Initiative und in Zusammenarbeit mit der Freiburgerin Margarete Ruckmich – die Caritasschule begründet hat, wollte eine Bildungsstätte gründen, aus der „Berufsarbeiter für die Seelsorgehilfe und Caritas“ hervorgehen sollten. Die Ausbildung der Gemeindegahelferinnen bzw. der Seelsorgehelferinnen findet an der Sozialen Frauenschule bzw. Caritasschule – beide gehen in Freiburg eine Verbindung ein – statt. Pastoral wird hier in einem weiten Sinn verstanden, diakonisches und pastorales Handeln sind aufeinander bezogen. Auf diesem geschichtlichen Hintergrund könnte es vielleicht auch heute möglich sein, der Gemeindegarbeit ein stärker soziales und diakonisches Profil zu geben und Pastoralarbeit und Caritasarbeit neu zu verzahnen.

Das Ehepaar Sohn-Kronthaler gibt mit der vorliegenden Publikation wichtige Impulse für einen neuen Blick auf die Geschichte des Katholizismus im Sinne einer „geschlechtsbezogenen und zugleich geschlechterübergreifenden historischen Betrachtung“ (S. 16). Kirchengeschichte ist mit Frauen- und Geschlechterforschung, mit Alltags- und Sozialgeschichte zu verbinden: „Wie in der profanen Geschichtswissenschaft sollten weiterführende wissenschaftliche Erkenntnisse über weibliche Wirkungs- und Lebensexistenzen aus der Verschränkung von sozial-, gesellschafts-, mentalitäts-, geschlechter-, kultur- und alltagsgeschichtlichen Fragestellungen im Sinne einer *histoire totale* gewonnen werden können. Die historisch-theologische, interkonfessionelle Frauenforschung sollte hierauf ausgerichtet sein, um die Defizite einer stark androzentrisch bestimmten Kirchengeschichtsschreibung zu überwinden, und so eine Antwort auf die Frage nach den Frauen als handelnden Subjekten der Geschichte des Christentums – und übrigens der Religionen schlechthin – im regionalen, nationalen und globalen Kontext beibringen können. So ließen sich Frauen auch als Impulsgeberinnen, Wegbereiterinnen und Kündlerinnen neuer Entwicklungen in der christlichen Welt herausstellen.“ (S. 17) Die Publikation kann Impulse geben, weitere fundierte Arbeiten zur Präsenz der Frauen in der Geschichte des Christentums im europäischen – und sicher auch darüberhinaus weltweiten – Kontext vorzulegen. Dabei werden sich neue Perspektiven ergeben, die die Frage nach einer Sichtbarkeit der Charismen der Frauen auch auf institutioneller Ebene der Kirche in einer neuen Weise stellen lässt.

Für die evangelische Theologie hat Adelheid M. von Hauff einen wichtigen Band herausgegeben (Frauen gestalten Diakonie, Bde. 1 und 2, Stuttgart 2006/7), eine entsprechende Publikation zur Geschichte des Sozialkatholizismus aus Frauenperspektive müsste noch vorgelegt werden. Das Feld theologischer Frauenforschung ist noch lange nicht erschöpfend erschlossen.

Margit Eckholt

Jean Eudes

Taufe leben

Ein geistlicher Weg mit Jean Eudes.

München: Don-Bosco-Verl., 2008. – 240 S.

Das vorliegende Buch, das sich als Übungsweg versteht, ist geschrieben für Menschen, die sich auch heute spirituell auf die Suche nach einem authentischen christlichen Leben machen. Ursprünglich in Frankreich herausgegeben, hat sich Wolfgang Poeplau an die deutsche Übersetzung gemacht, um das Gedankengut des weithin unbekanntem französischen Volksmissionars Jean Eudes (1601 – 1680) weiter zu tragen. Das Buch entstand aus dem Gebetsleben eines Heiligen aus der Normandie, dessen geistlicher Schule seit vier Jahrhunderten Frauen und Männer folgen. Hierzulande ist es aktuell die Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten, die ihren Ursprung im Orden „Unserer Frau von der Liebe“ hat. Diese Gemeinschaft wiederum war von Jean Eudes gegründet worden.

In der Einleitung wird der Lebensweg des Heiligen vorgestellt, vor allem wird auf seine große rednerische Begabung, seine Liebe zur Theologie hingewiesen. Er wirkt als Ordensmann, Priester und Volksmissionar und erkennt angesichts der großen sozialen Not vieler Menschen, dass es mit dem Reden allein nicht getan ist. So unterstützt er Hilfsmaßnahmen, die Abhilfe schaffen sollen, besonders für Mädchen und Frauen, die sich ihren Gelderwerb mit Prostitution sichern müssen. Dieses Anliegen führt 1641 zur oben bereits erwähnten Gründung einer Frauengemeinschaft, die 1651 ihre kirchenrechtliche Anerkennung findet. Neben dem sozialen Einsatz geht es Jean Eudes zudem um die geistliche Erneuerung der Laien und der Kleriker. „Seine Absicht als Seelsorger war es, jedem Christen zu helfen, den Schatz der Taufe in sich zu entdecken“ (9), immer tiefer in das Geheimnis Jesu Christi einzutauchen und es als das Geheimnis des eigenen Lebens zu begreifen. Seine Texte wollen dazu Wegspuren aufzeigen und einladen, auch heute Jünger und Apostel Jesu zu werden. Dies ist nur dann möglich, wenn der Leser/die Leserin sich die Zeit nimmt, sich ganz auf Christus hin zu öffnen, die Texte liest und meditiert und auf diese Weise in einen inneren betenden Dialog eintritt.



ISBN 978-3-7698-1686-0

EUR 19.95

Der Aufbau des Übungsbuches ist immer gleich bleibend; nach der Darstellung des Inhalts und der Ziele der einzelnen Wegetappen geht es jeweils um vier Phasen: eine Zeit des Sich-Öffnens und Empfangens, eine Zeit der Betrachtung und des Lobes, eine Zeit, um Vergebung zu erleben und eine Zeit des sich Schenkens an Jesus. In dieses Grundmuster sind nun die einzelnen Kapitel eingewoben, in denen der Weg beschrieben wird vom Gottesverlangen über die Sehnsucht nach Heilung, vom Beten Lernen über die Gemeinschaft in der Kirche, von der Barmherzigkeit bis hin zur Hoffnung wider alle Hoffnung. Die ursprünglichen Texte von Jean Eudes sind jeweils kursiv gesetzt, sie werden kommentiert und mit Impulsfragen versehen, um deutlich zu machen, was es bedeutet, aus der Taufgnade zu leben.

Das Buch eignet sich grundsätzlich sowohl für Gruppen als auch als Anregung für den persönlichen Weg. Allerdings könnte die doch sehr binnenkirchlich geprägte Sprache für manche moderne Zeitgenossen ein Hindernis sein. Für die, denen religiöse Sprache und Begrifflichkeit nicht mehr geläufig sind, die beispielsweise mit Worten wie Gnade, Heilsgeschichte, Verheißung, Barmherzigkeit nicht sofort etwas anfangen können, ist der Zugang zur Gedankenwelt des Jean Eudes nicht einfach. Hier wäre noch mehr „Übersetzungsarbeit“ zu leisten.

Elisabeth Thérèse Winter

Ulrike Stölting

Christliche Frauenmystik im Mittelalter

Historisch-theologische Analyse

Mainz: Grünewald-Verlag, 2005. – 551 S.

Ulrike Stölting, Privatdozentin und Oberassistentin im Fach Historische Theologie und Religionswissenschaft der Universität des Saarlandes (Saarbrücken) hat mit vorliegender Publikation ihre Habilitationsschrift einem breiteren Publikum vorgelegt. Das 551 Seiten umfassende Werk (einschließlich ausführlichem Literaturverzeichnis zu den einzelnen Kapiteln) ist ein gewichtiger Zugang – in insgesamt 8 Kapiteln – zur christlichen Frauenmystik im Mittelalter. Der Problemaufriss (Kapitel 1) und die Einführung (Kapitel 2) skizzieren die methodischen Entscheidungen der Verf. und geben eine erste Begriffsbestimmung von Mystik; es folgt ein biographisch und werkorientierter Zugang zu den zentralen Epochen und Werken der christlichen Frauenmystik im Mittelalter: zu Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau (Kapitel 3), zu den flämischen Beginen-Mystikerinnen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Kapitel 4), zur



ISBN 3-7867-2571-3
EUR 39.80

neue Bücher – theologie und spiritualität

deutschen Mystik im 13. Jahrhundert – vor allem mit Zugängen zu Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta –, zur französischsprachigen Mystik im späten 13. und zu Beginn des 14. Jahrhundert – Marguerite d'Oingt und vor allem Marguerite Porète – (Kapitel 6), zur franziskanischen Frauenmystik im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts – Klara von Assisi, Douceline von Digne, Margareta von Cortona und vor allem Angela von Foligno – (Kapitel 7). Mit einem Resümee (Kapitel 8) werden die Ausführungen abgeschlossen.

Ulrike Stölting hat einen „historisch-theologischen“ Zugang zur christlichen Frauenmystik des Mittelalters gewählt (vgl. S. 11-14). Sie legt großen Wert auf die theologische Perspektive ihrer Studie; die Mystik der Frauen stellt für sie einen wesentlichen Beitrag zur Entfaltung der Theologie im Hochmittelalter dar. Um diese These zu belegen, hat sie sich für eine Zusammenschau der verschiedenen mystischen Ansätze von Frauen vom 12. bis 14. Jahrhundert entschieden. Dabei ist es wichtig, den Mystikbegriff zu präzisieren: Im Gegenzug zu Bernard McGinns großer Studie über die Mystik im Abendland hat sie sich gegen einen weiten Mystikbegriff entschieden, der die Gefahr laufe, die Grenzen von Mystik und Spiritualität zu verwischen (S. 16/17). Gleichzeitig setzt sie sich aber auch von einem Mystikbegriff ab, wie er in der Mediävistik von Kurt Ruh z.B. vorgelegt worden ist und der sich im engen Sinne auf die deutsche Mystik bezieht – eines Eckhart, Seuse oder der Frauen von Helfta. Sie entscheidet sich für einen theologischen Mystik-Begriff und sieht diesen vor allem in der „Hochzeit“ der Frauenmystik im 13./14. Jahrhundert entfaltet.

Diese Frauenmystik wird als ein „spezifisches Phänomen des Hoch- und des frühen Spätmittelalters erfasst (...), das damals erst auftrat und später in dieser Weise nicht mehr vorkam.“ (S. 14) In der Frauenmystik werde über eine allein neuplatonische Bestimmung der Mystik als „Einheitsmystik“ (vgl. Clemens Baeumker) ein intersubjektiver und dialogischer Mystikbegriff entfaltet. Frauen wie Mechthild von Magdeburg oder Marguerite Porète tragen zu dieser personalen Gestalt der Mystik bei – das ist die theologische These der Habilitationsschrift: „Die Einheit mit Gott wird aufgefasst als eine liebende Gemeinschaft des frommen Individuums mit dem personalen Gott; sie kann deswegen als intersubjektiv oder dialogisch bezeichnet werden.“ (S. 19) Das ermöglicht vor allem die enge Beziehung zu Jesus von Nazareth, die die Mystikerinnen entwickeln, ihre Jesusminne: „In der Zuwendung zum Menschen Jesus treten die konkreten und individuellen Züge deutlicher hervor als im Blick auf Gott; dieser bleibt ja in der Vorstellung notwendigerweise oft abstrakt, und seine personale Eigentümlichkeit wurde durch die Trinitätslehre eher noch verundeutlicht, insofern und wenn sich die Liebesmystik zwar Gott selbst, aber nicht selten auch den drei 'Personen' oder einer von ihnen zuwandte.“ (S. 19/20)

Die einzelnen umfassenden Kapitel 3 bis 7 zu verschiedenen Stationen der Frauenmystik orientieren sich an Leben und Werk der einzelnen Mystikerin. Wesentliches methodisches Vorgehen der Verfasserin ist eine Interpretation von Schlüsseltexten von Autorinnen wie Hildegard von Bingen, Mechthild von Magdeburg oder Marguerite Porète. Hier wird die historisch-kritische Perspektive ihres Vorgehens deutlich: Wichtig ist es Ulrike Stölting, die Werke der Mystikerinnen von den Interpretationen abzugrenzen, die durch die Fortschreibung der Werke durch Beichtväter usw. vorge-

nommen worden sind und die u.a. in der Viten- und Visionsliteratur zu finden sind: „Nur die Beschäftigung mit den noch erhaltenen, nicht selten aber selbst durch vielfältige redaktionelle Prozesse überformten mystischen Schriften kann einen Zugang zum Denken, zur Theologie, zur Mystik und zum mystagogischen Weg der einzelnen Autorinnen erschließen. In ihrer Gesamtheit repräsentieren sie auf recht bunte und variantenreiche Weise das Phänomen der Frauenmystik im 12. und 13. Jahrhundert, die so in ihren Eigenarten, Motiven und Konturen, in ihren strukturellen Übereinstimmungen wie ihren Unterschieden zu erkennen ist.“ (S. 12) „In dieser Studie sollen aber nur die Frauen zu Wort kommen und in ihrer Eigenart dargestellt und analysiert werden, die selbst Gewährspersonen oder Verfasserinnen mystischer Schriften waren. Auch in ihren Büchern finden sich gelegentlich auch hagiographische Teile im Stil der Vitenliteratur... Aber dennoch können die meisten anderen Texte – zu mehr oder weniger großen Teilen, mit unterschiedlicher Sicherheit – auf ihre „Autorinnen“ zurückgeführt werden. Deswegen lassen sich bei ihnen am ehesten die geschichtlichen und konkreten Ausprägungen der Frauenmystik erkennen.“ (S. 56)

In ihrer eigenen Auswertung im Resümee macht die Verf. deutlich, dass es wichtig gewesen wäre, dieses historisch-kritische Verfahren eventuell an einer einzelnen Schrift in aller Ausführlichkeit aufzuzeigen (S. 525) – eine Arbeit, die Ulrike Stöltzing vielleicht noch vorlegen wird. Die einzelnen Kapitel zur flämischen, deutschen, französischen oder franziskanischen Mystik beziehen wichtige Forschungsliteratur ein, sie stellen eine klar geschriebene Hinführung zum Leben und Werk der großen Frauen des christlichen Mittelalters dar. Es wäre vielleicht hilfreich gewesen, die theologische Qualität des Mystikbegriffs – ja ein Anliegen der Verf. – nochmals im einzelnen zusammenzufassen und sichtbar zu machen. Sie schreibt im Resümee: „Vor allem aber richtet sich die ‚Theologie‘ der Frauenmystik auf eine andere Problemstellung, nämlich auf die intersubjektive Beziehung zwischen Gott und ‚Seele‘ und die damit verbundenen spirituellen Schritte. Es handelt sich um eine subjektiv erlebte Theologie, die allerdings durchaus eine denkerische Auseinandersetzung bietet und auch theologische Folgen im üblichen Sinn hat, wie z.B. die Ablehnung jeder Werkgerechtigkeit.“ (S. 524) Genau hier könnte sich eine präzisere Entfaltung des spezifischen theologischen Gehaltes des Mystikbegriffes, den die Verf. vorlegen möchte, anschließen.

Ebenfalls hätte eine weitere These, die die Verf. im Resümee skizziert, in der Durchführung der Studie näher herausgearbeitet werden können: Die Eigenart der mittelalterlichen Frauenmystik ergibt sich – der Verf. zufolge – vor allem aus dem „Mit- und Ineinanderverwobensein von sich stärker erfahrendem Individuum und weithin geltender kirchlicher Tradition“ (S. 527/8) „Ein Charakteristikum der Frauenbewegung scheint zu sein, dass sie die Wendung zur Subjektivität gerade innerhalb der normativen christlichen Vorgaben versuchte. ... Diese Selbstverwirklichung trug bei den Frauen vor allem Züge einer tiefen weiblichen Spiritualität und eines subjektiven Erlebens, das sich dann nicht selten bis zu visionären Erfahrungen verdichtete. In ihnen wurde die geglaubte und alle Wirklichkeitserfahrung prägende biblische und kirchliche Bildwelt, bis hin zur ikonographischen Ausgestaltung von Kirchen, Klöstern und Städten, ganz persönlich internalisiert und emotional ratifiziert. In dieser Situation einer zunehmenden Individualisierung innerhalb der geltenden kirchlichen Raster kann wohl der

„Sitz-im-Leben“ für die Entstehung der Frauenmystik angesehen werden.“ (S. 528) Es verwundert ein wenig, dass dieser Gedanke, die die Frauenmystik auszeichnende Subjektivität bereite den Weg in die Moderne vor, nicht mit den Thesen von Saskia Wendel in Verbindung gebracht wird. Die Mystikerinnen „haben so – neben anderen Faktoren – dazu beigetragen, dem Einzelnen eine immer stärkere Bedeutung zukommen zu lassen und somit einen neuerlichen Schritt der Individualisierung vorzubereiten, der in der Frühen Neuzeit zum Durchbruch kommen konnte.“ (S. 535) Dieses Fazit von Ulrike Stölting ist die Grundthese der 2002 veröffentlichten Habilitationsschrift von Saskia Wendel „Affektiv und inkarniert. Ansätze Deutscher Mystik s subjekttheoretische Herausforderung“, auf die in der vorliegenden Arbeit jedoch nicht hingewiesen wird.

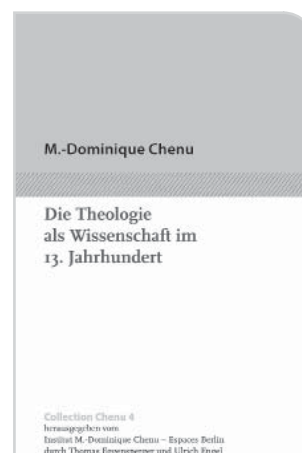
Margit Eckholt

Marie-Dominique Chenu

Die Theologie als Wissenschaft im 13. Jahrhundert

Aus dem Französischen von Michael Lauble. Mit einer Einführung von Andreas Speer, hrsg. von Thomas Eggensperger/Ulrich Engel, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 2008. – 175 S. – (Collection Chenu, Bd. 4).

Das Institut M.-Dominique Chenu (Berlin) unter Leitung der Patres Thomas Eggensperger und Ulrich Engel hat großes Verdienst mit der Herausgabe der deutschen Übersetzung des zentralen Werkes des Dominikaners Marie-Dominique Chenu über die „Theologie als Wissenschaft im 13. Jahrhundert“ erworben und ein lange fälliges Desiderat für die deutschsprachige Theologie erfüllt. Das Werk, in einer ersten, kürzeren Version bereits 1927 erschienen, dann 1943 und 1957 in jeweils erweiterter Form vorlegt, gehört zu den zentralen Beiträgen, die unter dem Namen „nouvelle théologie“ zu einer Erneuerung theologischer Methodik und theologischen Arbeitens in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts beigetragen haben. Seltsamerweise lag bis zu vorliegender Publikation keine deutsche Übersetzung vor. Sicher ist das Werk in Kreisen der Mediävisten und Thomasforscher seit langem kein „Geheimtipp“ und hat auch im deutschsprachigen Raum in theologischen Arbeiten wie z.B. der Thomas-Arbeit von Max Seckler Geschichte gemacht, doch beschränkt sich diese Rezeption auf Forschungsarbeiten. Vorliegende Übersetzung ermöglicht ein Erschließen der Impulse Chenus auch an theologischen Ausbildungsstätten und im Rahmen eines Studiums, das Theologie in besonderer



ISBN 978-3-7867-2739-2
EUR 14.90

Weise als Wissenschaft versteht und auf wissenschafts- und erkenntnistheoretische Überlegungen zum Status der Theologie im Konzert der Wissenschaften nicht verzichten möchte.

Gerade hier liegt der besondere Beitrag des Werkes von Marie-Dominique Chenu, zur Zeit seiner Entstehung Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts und gerade auch für heute, in Zeiten, in denen die wissenschaftliche Ausrichtung der Theologie von verschiedenen Seiten angefragt zu sein scheint. Chenu hat in seinen geschichtlichen Zugängen und subtilen Interpretationen der Werke der Theologen der Scholastik sehr genau und differenziert herausgearbeitet, wo der spezifische und neue Beitrag der theologischen Methode und des Werkes des Thomas von Aquin zu sehen ist. Er bereitet in 4 Kapiteln diesen Blick auf „Die theologische Wissenschaft“ vor: Zunächst skizziert er den Weg „Von der Dialektik zur Wissenschaft“ (Kapitel 1), dann nimmt er „Heilige Rhetorik und Apologetik“ in den Blick (Kapitel 2), geht vor allem auf Bonaventuras „Verständnis des Glaubens“ (Kapitel 3) ein und führt in die spannende Differenzierung von „Licht des Glaubens und theologales Wissen“ ein (Kapitel 4). Höhepunkt des Werkes ist das genannte Kapitel 5 und damit der Blick auf Thomas von Aquin und sein Konzept von Theologie als Wissenschaft, das Chenu an der sog. „Theorie der Subalternation“ festmacht, die sich im besonderen gegen ein Auseinandertreten von Glaube und Vernunft richtet. Die theologiegeschichtliche Brisanz dieser Ausarbeitungen wird von ihm im letzten Kapitel 6 „Wissenschaft und Weisheit“ herausgearbeitet und ein – gerade heute auch wieder neu diskutiertes – Verständnis von Weisheit erschlossen, dass gerade nicht Augustinus und Thomas gegeneinander ausspielt und als Alternative zur Wissenschaft zu verstehen ist, sondern in dem sich Wissenschaft und Weisheit begegnen. Chenu geht es um die „geistige und technische Einheit dieser Theologie“ (S. 160), und er sieht diese gerade in der großen theologischen Synthese des Thomas ermöglicht: „Thomas seinerseits ist, als er den Dualismus zwischen Wissenschaft und Weisheit aufhob, der inneren Inspiration treuer geblieben, jener Liebe zum Verstand („intellectum valde ama“), die sich im Glauben und unter der Disziplin des Geheimnisses stürmisch auslebt. Die aristotelische Epistemologie war das kostbare Werkzeug dieser Synthese, der Geist bleibt augustinish. Die Augustinisten, allem Anschein nach stärker mystisch orientiert, hatten nicht vermocht, sich die spirituelle Einheit einer Seele vorzustellen, deren primärer religiöser Akt die Benutzung ihres Verstandes ist. Mit Thomas wird die Wissbegier der menschlichen Intelligenz zum religiösen Akt, besser noch: zum Glaubensakt“ (S. 160)

Der Glaube wird auf diesem Wege gestärkt und wächst in seine „Gewissheit“ hinein, und umgekehrt ist gerade dieser neue wissenschaftliche Aufbruch nicht möglich ohne den – wie Chenu es in seinen beeindruckenden Schlussbemerkungen nennt – „Evangelismus“ des 12. und 13. Jahrhunderts. „Dieser evangelische Geist trägt und nährt die voll erblühte Theologie, und in diesem Aufschwung haben wir an der Universität von Paris nicht eigentlich die Entdeckung des Aristoteles zu erkennen, sondern das Erwachen eines von den heiligen Texten gespeisten Glaubens... Die Theologie, die theologische *Wissenschaft*, ist nur denkbar und realisierbar durch einen und in einem voll wirksamen Glauben; die wissenschaftliche Qualität dieser Theologie bemisst sich nicht in erster Linie nach der Strenge der verwendeten Vernunftwerkzeuge, sondern

zuallererst nach der Stärke des Glaubens...“(167/168) Dass eine Theologie wie die des Thomas entstehen konnte, ist gerade bedingt durch den Kontext der religiösen Aufbrüche in den neu gegründeten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, und die Option des Thomas für den Orden des heiligen Dominikus ist so nicht als sekundär zu veranschlagen für die Entstehung seines Modells von Theologie als Wissenschaft. Es ist eine faszinierende – sicher auch zu diskutierende – These, wenn Chenu am Schluss seines Werkes behauptet, dass die „Renaissance“ des 13. Jahrhunderts – der neue Aufbruch theologischer Arbeit aus den Quellen der Antike und des biblischen Erbes – die einzig gelungene in der Christenheit ist. „Diese Unbefangenheit in der En Vernunft, diese Meisterschaft im Urteil, diese Unerschrockenheit im Vorgehen, diese Heiterkeit der Seele: das war der Geist von Saint-Jacques in seinem Lehrer Thomas von Aquin, und dies bleibt das unverwüsthliche Kapitel des Thomismus, die schöne Frucht der einzigen Renaissance, die in der Christenheit gelang.“ (S. 170)

Thomas ist es gelungen, Glauben und Vernunft zusammenzuhalten, die Kraft dieser Vermittlung ist eine Kraft aus dem Wirken des Geistes Gottes, und gerade diese tut heute Not in neuen – und vielleicht noch komplexeren – Zeiten des Um- und Aufbruchs. Wichtig ist auch heute eine „Renaissance“ aus den Quellen der Tradition, neben den Schriften des Alten und Neuen Testaments und der „sapientia christiana“ der Patristik darf gerade die Gestalt der Theologie als „intellectus fidei“ nicht außer acht gelassen werden, wie sie Thomas vorgelegt hat. Dies ist in den aktuellen Diskussionen um den Status der Theologie als Wissenschaft – an den Universitäten, im Dialog von Natur- und Geisteswissenschaften – von außerordentlicher Bedeutung. Darauf hat auch Andreas Speer, Professor für Philosophie und Direktor des Thomas-Instituts an der Universität Köln in seiner hervorragenden Einführung in die vorliegende deutsche Ausgabe festgehalten. Der Beitrag von Andreas Speer ist eine beeindruckende „Relecture“ und „Übersetzung“ der Impulse Chenus in unseren zeitgeschichtlichen und wissenschaftlichen Kontext (z.B. S. 32) und ist für das Theologiestudium in ganz besonderer Weise zu empfehlen. „Betrachten wir den Kontext, in dem die bisherigen drei Auflagen von Chenus Buch entstanden sind – es ist der Weg der katholischen Kirche zum Zweiten Vatikanischen Konzil –, so hat dessen Neuauflage, die zudem erstmals in deutscher Sprache erfolgt, durchaus programmatischen Charakter für das Selbstverständnis christlicher Theologie innerhalb einer globalen Kirche in einer globalisierten Welt.“ (S. 32)

In besonderer Weise zu erwähnen sind sowohl die hervorragende Übersetzung aus dem Französischen durch Michael Lauble als auch das gute Lektorat. Fazit: Vorliegendes Werk hat einen breiten Leserkreis verdient, alle Theologen – auch die in der Praxis – und Studierende, die sich auf den Weg machen, Theologen und Theologinnen zu werden, sind eingeladen, sich mit den auch in unserer Zeit bedeutsamen Impulsen Marie-Dominique Chenus auseinanderzusetzen: „Es ist“, so hat Chenu in seinem Vorwort für die zweite Auflage geschrieben, „gerade der Wissenschaftscharakter der Theologie, der die mystische Präsenz des Glaubens verlangt.“ (S. 39)

Margit Eckholt

Fritz Wagner

Essays zur zisterziensischen Literatur

Heimbach / Eifel: Bernardus-Verl., 2009. – 306 S. – (Mariawalder Mittelalter-Studien; Bd. 3). – ISBN: 978-3-8107-9284-5. – EUR 16,80.

Erforschung der kulturgeschichtlichen und sozialen Aspekte des Alltagslebens und der Mentalität des mittelalterlichen Menschen, eindrucksvoll aufgezeigt an einer überschaubaren rheinischen Region, ist neben traditioneller Thematik der mittelalterlichen Philologie die Lebensaufgabe des mit vielen, auch internationalen Auszeichnungen und Ehrungen bedachten Berliner Emeritus Fritz Wagner.

Seit seiner Habilitationsschrift über die Predigt- und Exempelliteratur des Cistercienserpriors Caerarius von Heisterbach vermittelt er der Fachwelt und einer breiten interessierten Öffentlichkeit die ebenso karge wie bunte Welt des einfachen mittelalterlichen Menschen, der Adligen, Kleriker und Mönche, ihre Tugenden und Laster, ihre mit Ängsten und Hoffnungen durchwobene Religiosität. Viele der zumeist in Vorträgen und Fachzeitschriften niedergelegten Forschungsergebnisse sind hier in einer komfortablen Edition zusammengefügt.

„Jesus von Nazareth“ Kontrovers

Rückfragen an Joseph Ratzinger.

Mit Beiträgen von Karl Kardinal Lehmann u.a.

Berlin : Lit, 2007. - II, 160 S. ISBN 978-3-03735-174-1. – EUR 17.90.

Papst Benedikt XVI. präsentiert sein Jesus-Buch als Ertrag jahrzehntelanger persönlicher Suche „nach dem Angesicht des Herrn“ und zugleich als Einladung zu kontroverser Diskussion. Grund genug, Joseph Ratzingers Sicht von mehreren Seiten zu beleuchten. Theologen und Nicht-Theologen nehmen, nicht zuletzt kritisch, Stellung.

Richard Rohr

Ins Herz geschrieben

Die Weisheit der Bibel als spiritueller Weg.

Freiburg, Br. [u.a.]: Herder-Verlag, 2008. – 313 S.

Richard Rohr ist eine prophetische Stimme für spirituell suchende Menschen auf der ganzen Welt. Das neue Buch des Bestsellerautors handelt vom rechten Verständnis der Bibel und ist in gewisser Weise eine Summe seines Lebens. Richard Rohrs Verbindung von Bibeltext und gegenwärtiger Erfahrung ist nichts weniger als ein Schlüssel, um die ganze biblische Botschaft zu verstehen und als spirituellen Weg für die Gegenwart zu entdecken.

Hilde Regeniter

Der Pater und der Papst

Eberhard von Gemmingen. Die Biographie

Leipzig : Benno-Verlag, 2008. 143 S. – (Edition Radio Vatikan).

– ISBN 978-3-7462-2277-6. – EUR 14.50.

Der bekannte Fernseh-Kommentator Pater Eberhard v. Gemmingen schaut auf ein bewegtes Leben zurück. Seit einem Vierteljahrhundert prägt er als Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan den Sender des Papstes. Mit dem ersten Papst-Interview überhaupt ging er in die Geschichte ein. Seine Biografie zeichnet diesen Lebensweg äußerst lebendig nach: von der Kindheit in einer süddeutschen Adelsfamilie über den Eintritt in den Jesuitenorden bis hin zu seinen Begegnungen und Interviews mit Benedikt XIV. Zahlreiche, auch unbekannte Fotos geben Einblicke in das Leben und Wirken des bekannten Jesuiten im Vatikan. Auf der beiliegenden CD hören Sie noch einmal große Ausschnitte aus den Papstinterviews sowie die legendäre Reportage zum „Habemus Papam“ mit den ersten O-Tönen des Papst Benedikt XIV.

Der heilige Josef

Theologie, Kunst, Volksfrömmigkeit

Hrsg. von Hans-Otto Mühleisen und Karl Pörnbac her. – Lindenberg : Kunst-

verl. Fink, 2008. – 255 S. – ISBN: 978-3-89870-285-0. – EUR 24.00.

Fast jeder erinnert in seiner Familie, unter Bekannten oder Prominenten – in verschiedensten Namensformen – einen Josef oder eine Josefine. Wie kommt es zu dieser Beliebtheit des heiligen Josefs als Namenspatron? In den Berichten der Bibel bleibt er jedenfalls eher im Hintergrund. Nur in den Kindheitsgeschichten Jesu wird er als Mann Mariens und Beschützer der heiligen Familie erwähnt, zuletzt, als er nach Jerusalem pilgert. Die Apokryphen haben das Leben dieses Josef freilich phantasie- und liebevoll bis zu seinem Tod hin ausgemalt. So konnte er zu einer zentralen und populären Gestalt religiösen Lebens werden: als Pflegevater Jesu, als Mann Mariens und als Handwerker. Er wurde zum Vorbild für Väter, zum Patron der Familien, der Zimmerer, der Schreiner und seit 1956 für die Arbeiter überhaupt. Dichter haben den Josef immer wieder beschrieben. Die bildenden Künstler stellen in bunter Vielfalt wichtige Ereignisse seines Lebens dar: den Verkündigungstraum, die Vermählung mit Maria, die Herbergssuche und Geburt Jesu in Bethlehem, die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Ägypten. Ganz volksnah wird der sorgende Vater beim Kochen und Unterrichten gezeigt. Von vielsagender Symbolik ist der Josef, der hinter der Tür bleibt und von dort das Geschehen aufmerksam verfolgt. Das friedliche Idyll in Nazareth beflügelte die Phantasie ebenso wie die Sorge der Eltern um den zwölfjährigen Jesus im Tempel oder der Tod Josefs in Anwesenheit seines Sohnes. Der Sammelband spiegelt etwas von der Vielfalt möglicher Zugänge zu diesem volkstümlichen Heiligen: Theologie und Kunst deuten sein Leben in einer Weise, dass er zum Patron von Ordensgemeinschaften, von Kirchen,

Kapellen, Krankenhäusern und neuerdings wieder Hospizen werden konnte. So bietet der vorliegende Band nicht nur dem theologisch, literatur- und kunstgeschichtlich Interessierten eine Fülle teilweise überraschender Einblicke, sondern wird zugleich eine Fundgrube innerhalb der Frömmigkeitsgeschichte und Volkskunde.

Ora et labora

Der immerwährende Klosterkalender; Geburtstage, Namenstage, Jubiläen, Feste, Feiertage.

Hrsg. vom Stift Heiligenkreuz. Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2009. – 144 S.
– ISBN 978-3-7462-2670-5. – EUR 12.50.

Mit ihrer CD „Chant – Music for Paradise“ eroberten die Zisterziensermönche des Stifts Heiligenkreuz die internationalen Charts. Der Hektik entfliehen und zur Ruhe finden – ein schlichtes Motto, mit dem sich die gregorianischen Gesänge den Weg in die Herzen vieler Menschen bahnen. In diesem immerwährenden Kalender finden Sie Auszüge aus den lateinischen Texten und die dazugehörigen deutschen Texte der erfolgreichen CDs sowie stimmungsvolle Bilder, die Leben und Wirken der Mönche im Jahreskreis zeigen. Zu jeder Woche finden Sie ein übersichtliches Kalendarium mit allen Namens- tagen und christlichen Gedenktagen, das auch sehr viel Platz für eigene Eintragungen bietet. Der Welt zugewandt, in einer jahrhundertealten Tradition stehend und doch jung geblieben: Die stimmungsvollen Bilder geben Einblicke in das beeindruckende Leben hinter Klostermauern und lüften Geheimnisse eines Klosterlebens, das nur ein Ziel kennt – die Verheißungen Gottes.

Ludwig Weimer

Wo ist das Christentum?

Sören Kierkegaard neu gelesen

Bad Tölz : Verl. Urfeld, 2004. – 48 S. – (Urfelder Texte; Bd. 33).
– ISBN 3-932857-43-7. – EUR 4.90

Die Fragen, die Sören Kierkegaard nach dem Christentum stellt, sind heute so aktuell wie vor 150 Jahren. Kierkegaard schreibt z. B.: „... Das Christentum ist noch immer und in seiner Wahrheit da, jedoch als Lehre, als Doktrin. Was indessen (und das kann man ohne Untertreibung sagen) abgeschafft ist und vergessen, das ist das Christ-Sein, was es heißt, Christ zu sein.“

Ludwig Weimer legt in seinem Buch einige Grundlinien des Werkes von Kierkegaard dar, zum Beispiel auch die Frage, wie Gott im aufgeklärten Zeitalter spricht.

Reinhard Hauke

Herzlich eingeladen zum Fest des Glaubens

Projekte für Christen und Nichtchristen.

Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2009. – 120 S. – ISBN 978-3-7462-2667-5.

– EUR 5.00

„Der Schaukasten einer Kirche ist für mich ein wichtiges Instrument der missionarischen Seelsorge“, antwortet der Erfurter Weihbischof Dr. Reinhard Hauke auf die Frage, wie der Glaube zu den 75 Prozent ungetauften Thüringern kommen kann. „Muss dort beispielsweise für einen Kuchenbasar geworben werden? Es ist der Schaukasten der Gemeinde, die sich hier ins Herz blicken lassen und dadurch zum Mittag einladen will“, fährt der Seelsorger in der Diaspora fort. Denn der Nichtchrist tritt in das Leben der Christen ein, er besucht sie in ihren Kirchen-Räumen. Das geht meist mit Staunen und Begeisterung einher.

Weihbischof Hauke ermutigt in seinem neuen Buch „Herzlich eingeladen zum Fest des Glaubens“, sich auf die Situationen einzulassen, die Menschen unserer Tage zu den Seelsorgern bringen und auf die sie eine Antwort erwarten. Aufmerksamkeit für die religiöse Sehnsucht und die Bereitschaft zum Beschreiten bisher „ungeschützter“ Wege sind die Voraussetzungen bei der Suche nach neuen seelsorgerischen Ansätzen wie Hauke sie selbst geleitet hat: Die „Feier der Lebenswende“, das „Nächtliche Weihnachtslob“, das „Monatliche Totengedenken“ oder der „Valentins-Gottesdienst“ für Nicht-Christen. An vielen Beispielen stellt der erfahrene Seelsorger Projekte für Christen und Nicht-Christen vor, die gut nachzuvollziehen und umzusetzen sind. Das praktische Handbuch für alle in der Pastoral tätigen und engagierten Christen stellt die liturgischen Abläufe der Projekte zum Nachvollziehen vor.

Deutschlandweit bekannt wurde Weihbischof Reinhard Hauke durch ungewöhnliche pastorale Projekte, die Christen und Nichtchristen mit einbezogen. Durch innovative Ideen gelang es ihm, auch kirchenfernen Menschen den Zugang zu Glauben und Kirche zu ermöglichen. In diesem praktischen Taschenbuch finden Sie diese übersichtlich zusammengestellt. Eine überdurchschnittlich hohe Zahl von Erwachsenentaufen belegt den Erfolg dieses Ansatzes.

50. Jg. 2009, Heft 3

2009/Heft 3

ok

ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

kontemplative
Klöster im Kontext
der Globalisierung

Zukunftsfrage
Medienarbeit

Orden und
kirchliches
Arbeitsrecht

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

50. Jahrgang 2009, Heft 3

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMF.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressstelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand (in Deutschland) 40,00 Euro. Einzelheft inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Am 15. September hat eine der großen deutschen Kinofilmproduktionen dieses Jahres Premiere: „Vision - Aus dem Leben der Heiligen Hildegard“. Eine Ordensfrau steht im Mittelpunkt des Kinogeschehens. Von Mitte April bis Mitte Juli 2009 wurde die inzwischen neunte Staffel des ARD-Quotenschlagers „Um Himmels Willen“ um Schwester Hanna und ihre Mitschwestern im Kloster Kaltenthal gedreht - sie wird im Frühjahr 2010 ausgestrahlt. Zwei Beispiele, die zeigen, wie Ordensleben in der Öffentlichkeit auf Interesse stößt. Ordensfrauen und -männer werden als Menschen wahrgenommen, die bereit sind, gegen den Strom zu schwimmen und in exemplarischer Weise das Christentum und den Glauben in ihrem Leben zu verwirklichen.

Beide Beispiele sind fiktionale Darstellungen. Aus dem öffentlichen Straßenbild sind Ordensleute vielfach verschwunden und die Menschen meist ohne Kenntnis des Ordenslebens aus persönlichen Begegnungen. Wer jedoch nie einen direkten Bezug zu Schwestern, Brüdern oder Patres hatte, ist auf das Bild angewiesen, das ihm die Medien zeichnen. Darauf weist Anton Deutschmann in seinem Beitrag in diesem Heft der Ordenskorrespondenz hin (S. 321ff.). Der Beitrag ist Teil der Dokumentation der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung. Sie widmete sich unter dem Motto „Stellt euer Licht auf den Leuchter“ dem Verhältnis zwischen Ordensgemeinschaften und der deutschen Medienlandschaft. In Vorträgen, Diskussionen und Workshops wurde erörtert, wie es gelingen kann, über den fiktionalen Bereich hinaus das eigene Lebenskonzept und das eigene Leben in einem Orden einer Öffentlichkeit vorzustellen, die Ordensfrauen und -männern oft nicht mehr begegnet, und sich zugleich als Orden verstärkt in gesellschaftliche Debatten einzubringen.

Zu ihrem Selbstverständnis als Ordensfrau, die sich bewusst der medialen Öffentlichkeit stellt, äußerte sich im Rahmen einer Podiumsdiskussion der DOK-Versammlung unter anderen die Benediktinerin Sr. Philippa Rath aus der Abtei St. Hildegard. Sie war auch beratend für den neuen Hildegard-Film tätig. Anliegen der Gespräche mit der Regisseurin war es, möglichst präzise Darstellungen von Zeremonien und klösterlichen Lebensvollzügen zu ermöglichen. Dies ist noch keine Gewähr, dass der Film als ganzer aus Ordenssicht auf Zustimmung stoßen kann. In jedem Fall bietet ein solches Engagement jedoch die Voraussetzung dafür, dass Medienschaffende überhaupt in der Lage sind, zu transportieren, was Ordensleben ausmacht. Ob dies Regisseurin und Schauspielern gelungen ist, bleibt abzuwarten.

Inhalt

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

● Ordensleben

Enrica Rosanna FMA Die Zeit der treuen Hoffnung	261
Rudolf Henseler CSSR Virgines consecratae - verunglückte Ordensfrauen?	276
Michael Fischer Transformation des Selbstverständ- nisses der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz	284

● Dokumentation

Deutsche Ordensobernkonferenz Mitgliederversammlung 2009	
Rüdiger Funiok SJ „Stellt euer Licht auf den Leuchter“ Orden und Medien heute	296
Johanna Domek OSB / Thomas Klosterkamp OMI Mediennutzung durch Ordensleute Bricht „Die Welt“ ins Kloster ein?	310
Jürgen Bremer Medienrecht in der Praxis	317
Anton Deutschmann Ordensleute im Fernsehen Darstellung im fiktionalen Bereich	321
Max Kronawitter Wenn das Fernsehen kommt Tipps im Umgang mit TV-Teams	324

Nachrichten

Paulus Terwitte OFMCap.
Medienarbeit und Berufungspastoral 328

Franz-Xaver Hiestand SJ
Film-Exerzitien 333

M. Magdalena Schütz OSB
Der Klosterladen der Benedik-
tinerinnen auf der Fraueninsel
- ein Ort der Vermittlung 338

Norbert Lübke
St. Bonifatius
Internet-Kirche in www.funcity.de 343

Ludger Verst
Von der *Botschaft* zur *Kundschaft*
Das geistliche Wort in Print-
medien und Hörfunk“ 349

Aus dem Vatikan 357

Aus der Weltkirche 359

Aus der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 361

Dominicus M. Meier OSB
Ordenseinrichtungen und ihre
Eingebundenheit in das kirchliche
Arbeitsrecht und Besoldungs-
system 366

Neue Bücher

Buchbesprechungen 373

monastische Spiritualität 373

Kurzanzeigen 382

*Zeit des ersten Advents
Zeit des zweiten Advents
immer Adventszeit ...
Auch das Korn wartet
auch der Baum wartet
die Steine warten
die ganze Schöpfung wartet.
Zeit der Empfängnis
eines Gottes, der immer wieder
geboren werden muss.
Oh, wenn wir alle zusammen
warten würden
alle mit derselben Hoffnung
und innig warten würden
warten mit den Steinen
und mit den Bäumen
und mit dem Korn
unter dem Schnee
und schreien würden
mit Fleisch und Blut ...
und warten würden
mit dem ganzen Inneren
mit ganzem Verstand
und mit ganzem Herzen
Ihn allein erwarten würden;
und ... die ganze Erde, die Menschen
und jedes lebendige Wesen
warten würden mit uns
und Wälder und Flüsse und Ozeane.
Die Erde wäre
ein einziger Ozean der Hoffnung
und die Hoffnung hätte eine einzige
Stimme.*

David Maria Turoldo

Enrica Rosanna FMA

Sr. Enrica Rosanna FMA ist Professorin für Religionssoziologie und war viele Jahre Rektorin der Päpstlichen Fakultät für Erziehungswissenschaften. Im Jahre 2004 ernannte Papst Johannes Paul II. die aus Norditalien stammende Salesianerin zur Vizesekretärin der vatikanischen Ordenskongregation.



Enrica Rosanna FMA

Die Zeit der treuen Hoffnung¹

Vorwort

Pater David Maria Turollo - Ordensmann der Diener Mariens und großer Dichter - hat ein Gedicht verfasst, das ein einziger Hymnus auf die Hoffnung ist (Anm. der Red: Gedichtauszug vgl. S. 260). Es handelt sich um jene Hoffnung auf den Herrn Jesus, die unser Leben charakterisiert und ihm Geschmack gibt - eurem Leben als kontemplative Schwestern, einem kontemplativen Leben, das im Glauben gründet und von der Liebe her und zur Liebe hin orientiert ist. „Die Zeit der treuen Hoffnung“ ist der Titel, den ich meinem Beitrag gebe. Da Sie Frauen sind, die dem Herrn Jesus, dem Gesetz des Lebens, den Frauen und Männern unserer Zeit treu sind, sind Sie offen für die Zukunft, für die Anfrage Gottes und der Geschichte. Das sagt Ihre „Zusammenkunft“ in Rom, wo Sie „gemeinsam“ die Freude erneuern, Frauen der Hoffnung zu sein, eucha-

ristische Frauen nach dem Beispiel Mariens.

In der Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* schrieb Papst Johannes Paul II: „*In ihrem ganzen Leben ist Maria eine eucharistische Frau...Maria hat ihren eucharistischen Glauben bereits vor der Einsetzung der Eucharistie gelebt.*“² Maria wurde es aufgegeben zu glauben, dass der, den sie „durch das Wirken des Heiligen Geistes“ empfangt, „Sohn Gottes“ war. Oftmals frage ich mich: Was wird Maria empfunden haben, als sie die Apostel die Worte des letzten Abendmahls sprechen hörte: „*Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird*“? Was bedeutet dies für mich, für uns? Schöpfen wir aus der Eucharistie die Kraft und die Freude, um das Evangelium weiterzugeben?

Unser gemeinsames Nachdenken, das einige der heutigen Probleme in den Blick nimmt, ist notwendig und dringlich, und ich glaube, es muss gekennzeichnet

sein vom Anhängen an den Gott der Vorsehung, der die Geschichte lenkt. Die Themen, über die zu sprechen ist, beziehen sich nicht nur auf das monastische Leben, sondern führen in einen weiten und universalen Rahmen, der das ganze Geweihte Leben in der Kirche und im aktuellen Kontext umfasst. Wir sind Töchter dieser Welt und dieser Kirche, was heute in der Geschichte geschieht, betrifft uns und formt uns.

Bewusstsein der Globalisierung und der Verwurzelung eines Klosters in einer Gegend als Kriterien der Neubelebung

Wie ich kurz angedeutet habe, ist das monastische Leben gerufen, sich an einigen Erwartungen zu messen, die das ganze Geweihte Leben in der Kirche betreffen und die zu grundlegenden Kriterien werden für jede Dynamik der Neubelebung.

Fragen wir uns: Welches sind diese Erwartungen, an welchen sich das monastische Leben messen soll?

Es sind dieselben, die dem ganzen Geweihten Leben heute aufgegeben sind. Wir können sie zusammenfassen in zwei große Herausforderungen:

- Die Herausforderung der Säkularisierung, der Globalisierung, der nachchristlichen Kultur.
- Die Herausforderung der Irrelevanz des Geweihten Lebens in den neuen sozialen Kontexten, zusammen mit der Herausforderung der Überalterung, die die ganze Bevölkerung Europas berührt.

Die Säkularisierung

Stellen wir uns zunächst den Fragen zur Realität der Globalisierung. Die Globalisierung ist eine faktische Realität, ein sich ausbreitendes Phänomen - geboren im ökonomisch-wirtschaftlichen Bereich und allmählich sich in andere Bereiche hinein verzweigend -, ein Prozess des weltweiten Austausches, der Länder, Wirtschaftsformen, Märkte, Religionen, Kulturen, Werte miteinander in Beziehung bringt. Sie ist ein Prozess, der bessere Lebensbedingungen für alle schaffen könnte durch Teilen der Ressourcen, Anerkennung der wissenschaftlichen Entdeckungen, Bekämpfung der Armut, Wertschätzung der ethnischen Minderheiten. Sie führt jedoch zur Konzentration der Macht in den Händen weniger (macht die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer), fördert die kulturelle Vereinheitlichung (schaltet die Eigenart aus und lehnt die Verschiedenheit ab), erzeugt das Monopol in den Kommunikationssystemen (die Macht der Völker ist immer mehr in den Händen der Eigentümer der Medien), verursacht den Verlust persönlicher und kultureller Identität. Für die ärmeren Länder ist der negative Einfluss der Globalisierung besonders schwerwiegend: Ausbeutung der Bevölkerung, Beherrschung durch die multinationalen Konzerne, finanzielle Spekulationen, ökonomischer Protektionismus, Krise und Anfälligkeit der Demokratien, Missbrauch der Natur, Korruption, Verschwendung der Ressourcen, Preisgabe der Minderheiten. Wir könnten fortsetzen bis hin zur Finanzierung der Mittel, mit denen Millionen von Männern und Frauen gedemütigt, in ihrer Würde und in ihren

Rechten mit Füßen getreten werden. Durch die Auswirkungen der Globalisierung hat sich die Welt verändert und verändert sich ständig in struktureller Hinsicht: Die Geographie des Planeten verändert sich in Hinsicht auf Macht, Verteilung des Reichtums, Schaffung neuer Armutsmilieus, Finanzen, Migration der Völker, Präsenz alter und neuer Religionen und der Verbreitung des Katholizismus.

In diesem Kontext erfährt der Mensch die „Lebensmüdigkeit“, eine von vielen Faktoren verursachte Müdigkeit, unter ihnen die Fragmentarisierung der Existenz, Angst vor der Zukunft, Einsamkeit, Zunahme der Trennungen und Streitigkeiten, die manchmal über die Eintracht und den Frieden zu siegen scheinen. Mitten darin ist oft das Gefühl gegenwärtig, dass man ohne Gott leben, dass der Mensch sich selbst genügen kann, indem er sich als Maß der Wirklichkeit hinstellt.

Das geschieht derzeit in unserer abendländischen Gesellschaft, wo der Mensch, abgekoppelt von irgendwelcher Rückbindung an Gott, sich „ohne Himmel“ wiederfindet. Er erfährt sich also nicht mehr als aus den Händen des Schöpfers kommend, und noch weniger lebt er in der Perspektive einer jenseitigen Zukunft, in welcher er sich mit seinem Schöpfer wiedervereinen wird. Ist Gott vom eigenen Leben erst einmal ausgeschlossen worden, hat also der Mensch gewählt, „ohne Himmel“ zu leben, dann endet alles - Hoffnungen und Enttäuschungen, Erfolge und Niederlagen, Leben und Tod - schließlich hier, *unter dem Himmel*. Und so kommt es, dass der Mensch „ohne Himmel“ sich ebenso wie ein Mensch „ohne Zeit“ gestaltet, insofern, dass dieses Letzte wie in der

Gegenwart „plattgedrückt“ ist, ohne Rückbindung an die Vergangenheit und Öffnung auf die Zukunft hin. Was fest oder in der Vergangenheit verankert ist, verliert an Wert, wie auch das dann keinen Wert hat, was noch nicht ist und was man nicht mit Händen greifen kann.

Die Christen, wir Gottgeweihten, können diese Veränderungen nicht ignorieren, wenn wir in voller Treue unsere Taufe leben wollen, wenn wir unserer gewählten Berufung treu sein und die Bedürfnisse und die Suche der Menschen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

auffangen wollen. Uns obliegt es, unser Herz dem „Himmel“ entgegen aufzureißen, denn das kann einen Einbruch des Geistes in unser Leben bewirken und es von Ihm her erfüllen; an uns liegt es, die Wege Gottes in der Zeit und in unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Geschichte unaufhörlich zu entziffern, wie er seinen Plan der Liebe für jeden von uns voranbringt.³ Die letzte Synode hat uns etwas sehr Wichtiges gesagt: Gott spricht zu uns und er spricht zu uns wie zu Freunden ...

Das religiöse Phänomen und das Geweihte Leben

Innerhalb dieser globalisierten Kultur - von vielen definiert als post-christlich - verändert sich auch die „Geographie“

des religiösen Lebens, denn es zeigt sich in der Tat eine tiefe Veränderung des religiösen Phänomens und Empfindens (wie in einer religiösen Privatisierung und Gleichgültigkeit, einem Dazugehören ohne zu praktizieren, einer Uneinigkeit in moralischen Fragen, der Verbreitung der Sekten ...).

In den Ländern, die vor Langem evangelisiert wurden, wie Europa, ist in der Regel die Phase eines starken zahlenmäßigen Rückgangs derer festzustellen, die das Geweihte Leben wählen, während es in anderen Gegenden neuerer Evangelisierung, wie Asien und Afrika, ein Wachsen gibt. Entspricht die Heranreifung und die Aufnahme der Berufungen tatsächlich, wie es vernünftigerweise anzunehmen ist, der kirchlichen Vitalität (der Familie, der Pfarrei, der Verbände, der Diözesen, etc.), dann spiegeln die geringe Anzahl und die Schwäche der europäischen Berufungen eine Christenheit, die sich nun in der Minderheit befindet; sie ist geschwächt durch ein tief säkularisiertes kulturelles Klima, in dem die kirchliche Zugehörigkeit mehr das Bestehen einer an die soziokulturellen Traditionen anknüpfende Religiosität ausdrückt als eine bewusste und überzeugte Rückbindung an das sakramentale Leben, an das Lehramt und allgemeiner an den von der Kirche angebotenen, lehrmäßigen *Corpus*.

Diese Situation ist sehr deutlich, wenn man einige der in den letzten 30 Jahren stark veränderten Statistiken anschaut, die etwa die globale Verteilung der Neugetauften und des kirchlichen Personals darstellen. Auch das monastische Leben hat in den letzten Jahrzehnten eine doppelte Dynamik erfahren. Auf der einen Seite war da ein diffuser zahlenmäßiger Rückgang, vor allem in Euro-

pa, doch zugleich kam das Phänomen nicht homogen im selben Land oder im selben europäischen Kontinent vor, und hat gewissermaßen ein Muster, das „Leopardenflecken“ gleicht, wie man feststellt, wenn die Analyse vom Allgemeinen zum Einzelnen, zur Vielfalt der territorialen Situationen kommt.

Dennoch können wir trotz dieses bedeutenden Rückgangs nicht behaupten, dass die monastische Erfahrung und generell die religiöse Erfahrung sich im Ganzen im Zustand einer ausweglosen Krise befände. Was sich zahlenmäßig als in der Krise befindlich erweist, ist das monastische Leben in Europa und in anderen außereuropäischen Ländern wie zum Beispiel in den Vereinigten Staaten, wo eine geschichtliche Form kirchlicher Präsenz und territorialer Ausbreitung dabei ist sich zu verändern. Die zurzeit verfügbaren Daten erlauben jedoch nicht, aus ihnen einen generellen Verlust der spirituellen Identität abzuleiten oder zu behaupten, das monastische Charisma habe keine Zukunft mehr.⁴ Halten wir uns vor Augen, dass die Lebendigkeit der Religion, der Kirche und des Geweihten Lebens selbst nicht vom Kontext abhängt, auch wenn sie von diesem geprägt ist, vielmehr ist es Gott, der fruchtbar macht und Leben schenkt... Erinnern wir uns, was Jesus sagte und was auch heute von vitaler Bedeutung ist: „Die Ernte ist groß...“

Das Kloster im Kontext der Globalisierung⁵

Vertiefen wir uns nun weiter in das Nachdenken über die Klöster im Hinblick auf den globalisierten Kontext, indem wir die Aufmerksamkeit vor allem auf drei Aspekte lenken.

Das Kloster als beständiges kulturelles Laboratorium

Von jeher war das alltägliche monastische Leben geprägt von der Konkretheit. Die Klöster, die in ihrer Gegend gut verwurzelt sind, waren und sind immer noch Schmieden der agrarischen, pharmazeutischen, weingastronomischen, textilen, architektonischen, künstlerischen und städtischen Entwicklung. „*Ora et labora*“: Das benediktinische Adagio ist der wahre Unterbau des monastischen Lebens; es erinnert an das gleichberechtigte Zusammengehen von Gebet und Arbeit, was nicht eine kausale Synchronie ist, da es dem Bewusstsein entspringt: Das wahre „*Opus Dei*“ ist die Einheit des Lebens des Mönches, trotz der vielfältigen Aktivitäten.

Fragen wir uns: Welche Schwierigkeiten stellen sich heute dieser Einheit des Lebens entgegen?

Ein weiterer produktiver Sektor des monastischen Lebens ist der kulturelle Bereich. Mit Sicherheit war das intellektuelle Engagement der Mönche und Nonnen relevant (denken wir an die kulturellen Wurzeln Europas), aber der Wirkungskreis ihrer Aktivitäten war noch viel weiter und vielfältiger und erwies sich als ein wahres und einzigartiges „*kulturelles Projekt*“. Dies zeigt nicht nur eine Eigenschaft der Vergangenheit an, sondern ist in der gegenwärtigen Zeit weiterhin wirksam, wenn auch weniger sichtbar. Die Klöster sind in der Tat nicht eine Insel der Vergangenheit, ein Museum des Gedächtnisses, wo man ein Ticket kauft, um Tourismus zu machen, sondern zeigen sich als vitaler Raum, mit verschiedenen Berei-

chen, wo sich ein theologisches, anthropologisches und kulturelles Modell inkarniert und neu anbietet.

Daher ist für die Kontemplativen der Arbeitsbereich mit wesentlich, denn er ist das Thermometer, das das menschliche und spirituelle Wachstum der einzelnen und der Gemeinschaft anzeigt, und darüber hinaus die Garantie ihres psychischen Gleichgewichts. Wer in die Gemeinschaft eintritt, ist bereits zu Beginn gerufen, den eigenen Bereich der *professionellen Arbeit* zu definieren, wobei er Abhängigkeiten vermeidet und sich selbst zur Mitbestimmung oder Mitverantwortung erzieht, indem er alle auch noch so einfachen und alltäglichen Arbeiten der Gemeinschaft mitträgt. Die Mönche und Nonnen sind wahrhaft so, „*wenn sie von der Arbeit ihrer eigenen Hände Leben*“ (RB 48,8), natürlich ohne erdrückt oder für die Wirtschaft verzweckt zu werden, aber mit einem Sinn für Verantwortung sich ausstreckend zur Qualität der Existenz hin im Bewußtsein, dass diese *der bedeutendste Beitrag zur Vermenschlichung der Welt ist* (VC 89).

Fragen wir uns: Wie ist im Kloster diese Qualität der Existenz garantiert und was behindert sie?

Das Kloster als betender und geschwisterlicher Raum

Die Einheit des Lebens der Kontemplativen baut sich nicht nur um die Arbeit und um das Studium herum auf, sondern im Bejahen des Primates Gottes. Es ist die persönliche Begegnung mit Christus, dem vergleichbar, was Paulus von Tarsus auf dem Weg nach Damaskus erlebt hat, was das Sein des

Mönches verwandelt. Diese Begegnung ist die Grundbedingung für den Eintritt in das monastische Leben.

Fragen wir uns: Ist diese Begegnung für junge Menschen, die von einer entchristlichten Gesellschaft kommen, klar?

In der Regel begegnen wir Gottgeweihten Christus zwar nicht in einer so leuchtenden und umwerfenden Weise wie Paulus, aber wir sind eingeladen, ihm in der Gabe des gehörten und meditierten, liebevoll aufgenommenen Wortes, in der schlichten Schönheit der Liturgie, der Stille, der Kontemplation, zu begegnen.

Fragen wir uns: Pflegen wir noch die Schönheit der Liturgie, die die Menschen anzieht, um mit uns zu beten?

Offensichtlich bleibt die liturgische Verkündigung der Ort und das privilegierte Medium, diese Begegnung mit Christus im Kontakt mit dem heiligen Text zu leben. Das Wort sammelt, baut die Gemeinschaft auf, ohne dabei den personalen und unwiederholbaren Charakter jeder einzelnen Begegnung außer acht zu lassen. Die christliche Balance fordert in der Tat die harmonische Fusion der gemeinschaftlichen Dimension mit der persönlichen.

Gott spricht nicht nur zu seinem Volk, er spricht auch mich persönlich an. Sein Wort nimmt für mich einen Ton und eine Resonanz an, die einzigartig sind. Und so wird der universale Dialog des liturgischen Aktes persönlich und einzigartig in der heiligen Lesung, die ihn weiterführt: Ich erlebe an mich gerichtet, was der Herr zuvor allen gesagt hat.

Ich spüre, wie jenes Wort meine Schritte erleuchtet.

Das Kloster als Verankerungspunkt für den, der Hilfe braucht

Die alltägliche Begegnung mit Christus in der monastischen Gemeinschaft hat alles verändert, selbst die Wahrnehmung der Zeit ist anders geworden. Die Welt verschlingt die Zeit, weil *Zeit Geld ist*, Gelegenheit; vor allem ist sie knapp. Daher ist man im Alltag gezwungen, sie in Eile zu leben. Für den Mönch ist die Zeit unwiderruflich entschieden, und daher wird sie gelebt, verkostet in ihrer Langsamkeit: „Er erwartet keine neuen Aufbrüche, er träumt nicht von unerwarteten Gelegenheiten, vielmehr fühlt er vor sich eine Zeit des Reifens, des Wachsens, eine Zeit des Aufbaus, des menschlichen und spirituellen Fortschritts.“⁶ Die Zeit ist für den Kontemplativen wie der erste Kuss, „*wie der erste Schnee, den man sieht*“ (P. Evdokimov), und schon ein Verkosten des Ewigen im Alltäglichen.

Diese scheinbare „*Langsamkeit*“ erlaubt dem Kontemplativen, immer aufzunehmen, niemanden abzuweisen, nicht in *Teilzeit* da zu sein. Seine Versöhnung mit der Zeit öffnet ihm gleichsam ein Tor im Herzen – Gedächtnis an die geöffnete Seite Jesu (Joh 19,34). Wir können also sagen: Ungeachtet der hohen Mauern, der festgesetzten Besuchszeiten, der Klausur, der Stille sind die monastischen Gemeinschaften keine unerreichbaren und nur für wenige Eingeweihte zugänglichen Orte, sondern wahre „Dorfplätze“, wo das Leben ohne Unterlass fließt, wie die „*weiße Nacht*“, wahre Orte der Begegnung, wo die Menschen hinkommen in so vielen

wichtigen und tragischen Momenten ihrer Existenz, wo sie immer Aufnahme und ein offenes Ohr finden, die Diskretion des geschenkten Vertrauens und die Gewissheit des im Gebet bewahrten Gedenkens.

Mit den hohen Mauern, durchsichtig wie Kristall, übt die klausurierte Gemeinschaft den Dienst des Daseins und des Trostes aus, indem sie tief verwurzelt bleibt im Leben ihrer Kirche und ihrer Stadt, bis sie das Andere spürt, unabhängig von ihrer sozialen Kondition, als eine, die das Leben lebt. Die Klausur ist keine abgetrennte Welt, kein selbstgenügsames Dasein, vielmehr ist sie *„ein echtes Zentrum geistlicher Spannkraft, die sich durch die Quelle der Kontemplation nährt am Beispiel des Gebetes, dem sich Jesus in der Einsamkeit widmete“*⁷. Und aus diesem Grund ist sie in der Lage, sich selbst, die anderen, die Geschichte der Männer und Frauen mit den mitleidenden Augen Christi zu betrachten.

Fragen wir uns: Wie leben wir diesen „Dienst der Aufnahme“, des Rates, des Mitleids? Welche Erwartungen haben die Menschen, die an die Klosterpforte klopfen? Welche Fragen stellen sie uns? Und sind wir in der Lage zu antworten?

Anfragen und Kriterien für eine Dynamik der Neubelebung

Die beiden Parameter „Welt und Kloster“ erfordern heute eine kritische Lesart der Zeiten und der von den Menschen gelebten und gestalteten Kulturen. Sie erfordern auch das Bewusstsein der vor Ort geschehenden Veränderungen, der Gegenwärtigkeiten, der Dringlichkeiten,

der durch die Globalisierung bedingten territorialen Probleme. Zugleich jedoch erfordern sie die erneute Prüfung der Vitalität (oder Nicht-Vitalität) des einzelnen Klosters in Beziehung zu dessen geographischer Lage. Solche Vitalität wird mit Weisheit, Sorgfalt und kluger Unterscheidung abgewogen. (Ich bringe Beispiele: Es kann eine starke Präsenz von Klöstern in Gebieten geben, die dünn besiedelt sind und/oder in denen wenig junge Leute wohnen; Präsenz von Klöstern mit einem Mangel an Mitgliedern an Orten, wo viele junge Menschen wohnen; Klöster, die ihre Vitalität nur aus den Erfordernissen für den Unterhalt der Gemeinschaft beziehen, ohne ein klares Zeugnis für die Umwelt etc.) Wenn uns alles bisher Gesagte bewusst ist, stellen wir uns nun einige Fragen, um zu versuchen, manche Anfrage daraus abzuleiten, die zur Reflexion und zum Teilen einlädt und schließlich zum Handeln führen sollte.

Erste Anfrage: Welche Kenntnis haben wir Nonnen von der uns umgebenden Realität und wie betrachten wir sie kritisch, um unseren Beitrag zur Humanisierung der Gegend einzubringen? Welches Bild hat man vom monastischen Leben in der globalisierten Gesellschaft?

Gehen wir vom Bild des monastischen Lebens aus. Manche (oder vielleicht viele) haben ein „unwirkliches“, „abstraktes“ Bild von den Klöstern, losgelöst von der konkreten Geschichte, fern der Realität, der wahren kirchlichen Konsistenz des monastischen Phänomens. An Ihnen liegt es erkennen zu lassen, dass das Mönchtum in jeder Epoche, heute jedoch in besonderer Form, entweder

eine kirchliche Angelegenheit ist oder nicht authentisch sein kann, als reines Relikt aus einer glorreichen Vergangenheit oder als ein Produkt der Fantasie. Wir müssen deutlich sagen und auch bezeugen, dass das monastische Leben nicht aufhören kann, die Form des ersten Entstehens des Geweihten Lebens in der Kirche zu sein: die originale Form, die weiterhin bleibt in der DNA aller späteren Verzweigungen; aber sie ist gerufen, sich mutig zu wandeln, wenngleich unter der Konfrontation mit den Herausforderungen der aktuellen Geschichte.

Fragen wir uns: Welche Kenntnis haben wir von der menschlichen, zivilen, sozialen, ökonomischen, religiösen Wirklichkeit, in der wir leben?

Es geht natürlich um eine Kenntnis nicht im Sinne einer „Neugierde“, sondern im Sinne einer gläubigen, prophetischen Betrachtung. Ohne sie riskieren wir es, der gängigen Mentalität unterworfen zu werden, ohne es zu merken. An Ihnen liegt die Antwort ...

Zweite Anfrage: Leben unsere Klöster die Verwurzelung in der Umwelt wie eine lebendige Inkarnation des Evangeliums in der Geschichte?

Die *Trennung von der Welt* in der monastischen Tradition bedeutet keine ängstliche Distanzierung, die zur Isolation führt, sondern eine Trennung, die eine mit der Geschichte und der gegenwärtigen Zeit solidarische und klarere Vision erlaubt. In Wahrheit ist die christliche Kontemplation - auch und vor allem im monastischen Leben - nicht so sehr die Anschauung Gottes,

als würden wir schon hier und jetzt zur *Visio beatifica* gelangen, zum Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht, sondern sie ist viel eher die Bemühung, durch das betende Hören des Wortes Gottes die Wirklichkeit mit den Augen Gottes zu betrachten, die Welt, die Dinge, die Ereignisse, die Geschichte so zu sehen, wie Gott sie sieht.

Fragen wir uns: Sind wir uns dessen bewusst, dass heute Zeit der Gnade ist, dass wir heute die Gelegenheit haben zu wachsen, uns zu verändern, uns zu erneuern, dass nur die „Gegenwart“ in unseren Händen ist und wir verantwortlich für sie sind?

Dritte Anfrage: Leben wir die Situation der Überalterung im Bewusstsein, dass diese eine allgemeine Erscheinung in diesem historischen Moment in Europa ist, die Probleme mit sich bringt, aber auch Aufbrüche?

Das Altsein gehört zur anthropologischen Evolution, der alle Männer und Frauen unterworfen sind. In dieser Zeit ist es eine auffallende Wirklichkeit in Europa. Das Altsein hat seine Grenzen, seine schmerzlichen Kehrseiten, doch zugleich bedeutet es die Zeit der Ernte der Früchte, die das ganze Leben hindurch gesät und gepflegt worden sind. Die Alten der ersten christlichen Gemeinden waren die Hüter des apostolischen Erbes. Wie viel „an Jahren reiches Leben“ kann jetzt eingebracht werden, um das schöne Abenteuer des Geistes zu bezeugen, auch in der Welt der jungen Menschen!

Indro Montanelli, italienischer Journalist und Historiker, tiefer Kenner des 19. Jahrhunderts und der derzeitigen kul-

turellen Evolution, schrieb im *Corriere della sera* (17. August 2000) bezüglich der Begegnung Papst Johannes Pauls II. mit den jungen Menschen in Tor Vergata während des Jubiläums: „Dieser alte Großvater, dem die Worte auch in seiner Sprache nur schwer und mühsam über die Lippen kommen, hat den jungen Menschen Dinge gesagt, von denen das modernste und heutige 2000 Jahre alt ist. Aber ich meine, es ist gerade das, was die jungen Menschen unbewusst suchen in einer Welt der Flüchtigkeit, in welcher wir sie haben aufwachsen lassen; irgend etwas, das nicht der Zeit unterworfen ist, weil es ewig ist, und was ihnen einen stabilen Boden unter ihren Füßen bietet, auf dem sie stehen und ruhen können.“

Fragen wir uns: Wie wird im Kloster das Altsein gelebt? Welche Quelle, aber auch welche Mühe sind die alten Schwestern für unsere Gemeinschaft? Wie denken wir daran, die Probleme, die das Altsein mit sich bringt, zu lösen?

Vierte Anfrage: Pflegen wir durch die dem monastischen Leben eigenen Organe die Fähigkeit zur Unterscheidung, welche die der Veränderung unterworfenen monastischen Strukturen und die unverzichtbaren Fundamente des monastischen Lebens abwägen kann? Aus diesen Fundamenten entspringt ja die evangelisch-charismatische Vitalität eines Klosters.

Diesbezüglich halte ich es für unverzichtbar und vorrangig, das Wesentliche der monastischen Berufung, das sie nicht nur relevant sein lässt, sondern ihre erste Daseinsberechtigung ist, klarzustellen: die authentische Gottsuche aus dem Glauben im Dienst am Aufbau

des ganzen Leibes der Kirche. Dieses konstitutive Element drückt sich aus in den vier grundlegenden Dimensionen der monastischen Gemeinschaft - gemeinschaftliche Bindung, Feier der Liturgie, Lectio Divina, Gastfreundschaft. In dieser Hinsicht provoziert die postmoderne Kultur die Klöster zum Nachdenken, was nicht unbedingt und nicht in erster Linie negativ sein muss.

Fragen wir uns: Welche von diesen Dimensionen ist am meisten gefährdet in einem Kloster, das sich wegen Überalterung oder aufgrund der geringen Zahl an Nonnen in Schwierigkeiten befindet?

Fünfte Anfrage: Pflegen wir die Sensibilität für das Evangelium als ein Zeichen der Liebe, damit unsere Brüder und Schwestern es erkennen und in gewisser Weise vom Dasein unserer Klöster in ihrer Gegend profitieren können, so wie es die monastische Traditio immer bezeugt hat?

Benedikt XVI. sagt: „Eure Klöster sind Orte, an denen Männer und Frauen auch unserer Zeit zusammenkommen, um Gott zu suchen und die Gegenwart Christi, seiner Liebe, seiner Barmherzigkeit erkennen zu lernen. Werdet nicht müde, den Reichtum der evangelischen Botschaft in demütigem Vertrauen zu teilen mit denen, die sich an euch wenden; diese Botschaft verdichtet sich in der Verkündigung der Liebe des barmherzigen Vaters, der bereit ist, jede Person zu umarmen.“⁴⁸

Fragen wir uns: Sind unsere Nonnen in der Lage, dem, der Rat für sein Leben sucht, eine weise Antwort zu geben?

Sechste Anfrage: Schätzen wir den Mitgliederschwund der monastischen Gemeinschaft als ein Problem ein, das mit der Objektivität und im Licht des Heiligen Geistes zu betrachten ist, im Hinblick auf eine Neubelebung und auf das Wachstum der spirituellen und charismatischen *Communio* in der Kirche? Woher kommt dieser Rückgang? Haben wir vor allem den Kontext vor Augen, von dem wir gesprochen haben (Geburtenzahl; Situation der Kirche; Emanzipation der Frau; Zunahme der Möglichkeiten, die Berufung zum geweihten Leben in einer Vielfalt von wählbaren Formen zu verwirklichen ...)?

Bildlich ausgedrückt lässt sich sagen, das „Becken“ reicht zum Erneuern nicht aus. (Zum Beispiel gibt es in einem kleinen Ort fünf Klöster und die Geburten sind zurückgegangen und es gibt andere Einflüsse; außerdem gibt es aufgrund der Überalterung Mentalitätsschwierigkeiten zwischen den Generationen; ebenfalls zeigen sich Unbeweglichkeit und psychische Labilität, die die Begleitung der jungen Berufungen erschweren etc.).

In diesem Zusammenhang möchte ich mit Ihnen Gedanken von Experten teilen, die einige Situationen aufgezeichnet haben, mit denen Klöster heute zu tun haben könnten: Zuerst nimmt ohne Eintritt neuer lebendiger Kräfte die Last der Arbeit zu. Wir können sagen: „Genießt das Kloster *sui iuris* eine reale Lebensautonomie durch seine Natur, dann ist es wirklich eine Werkstatt der geistlichen Kunst. Aber in vielen Fällen wird eine solche Autonomie nur behauptet, sie ist ziemlich prekär oder *de facto* nicht vorhanden. In solchen Situationen muss abgewogen werden,

ob die Unfähigkeit, das Leben des Klosters in allen seinen Dimensionen weiterzuführen (Aufnahme und Ausbildung neuer Berufungen, Weiterbildung, Verwaltung, Leitung, Ökonomie ...), nur zeitlich begrenzt oder aber irreversibel ist, worauf entsprechend konsequente Entscheidungen zu treffen sind.“⁹

Es gehört auch zur Askese sicherzustellen, dass das monastische Leben unter Bedingungen gelebt wird, die es ermöglichen und in seiner spirituellen Fülle fördern; wenn eine Gemeinschaft reduziert ist bis auf eine ungenügende Anzahl, um das gemeinschaftliches Leben weiterzuführen, das auch Zeichen in der Kirche und in der Welt ist, bedarf es einer ernsthaften Unterscheidung, wobei man sich helfen lassen und mit Mut voranschreiten sollte in Richtung einer Vereinigung mit einem anderen Kloster, einer Zusammenarbeit oder einer gegenseitiger Hilfe.

Gewiss kann die Hilfe unter den Klöstern, auch wenn sie manchmal schwierig erscheint, für eine Gemeinschaft mit wenigen Mitgliedern eine Gelegenheit sein zum Aufschwung und zur Neubelebung, wenn die Autonomie des Lebens nur teilweise gefährdet ist. Erweist sich hingegen die Situation der Unfähigkeit als unumkehrbar, dann ist die Lösung - schmerzhaft und doch notwendig - die Aufhebung des Klosters anzugehen nach den gleichen Kriterien wie sie bei der Gründung galten, nämlich der Nützlichkeit für die Kirche und für das Institut. Wir können nicht in einer selbstgenügsamen und autokratischen Denkart stecken bleiben, wenn wir wirklich die *Communio* aufbauen und sie in der Kirche und unter den Menschen lebendig halten wollen. Die Schwäche der kleinen Gemeinschaften

wird auch verstärkt durch die Tatsache, dass dort neue Berufungen rar sind: Ende 2006 hatten in Europa 87,5% der Gemeinschaften unter fünf Nonnen und 70,5% derer, die aus höchstens 10 Ordensfrauen bestanden, weder Aspirantinnen, noch Novizinnen, noch zeitliche Professen. Scheinbar geht mit dem zahlenmäßigen Schwund der Gemeinschaft, zusammen mit der Überalterung der Schwestern, eine „Verarmung“ oder vielleicht ein „Rückzug“ einher, der die Aufnahme oder Integration neuer Mitglieder nicht leicht macht. Neuere Studien lassen erkennen, dass die „kleinen“ Gemeinschaften derzeit in größerer Gefahr sind und eine besondere Aufmerksamkeit brauchen. Natürlich ist „klein“ und „klein“ nicht dasselbe: Es gibt den Rückgang einer einst großen Gemeinschaft, wo die Dynamik der Verarmung es objektiv schwierig erscheinen lässt, an den Eintritt neuer Berufungen zu denken; es gibt aber auch den Anfang einer Neugründung, wo die geringe Anzahl, so hofft man, in sich das Potenzial für eine künftige Entwicklung trägt. Ich denke, das „Kleinsein“ unserer Tage spiegelt eher die erste als die zweite dieser Situationen wider.

Siebte Anfrage: Wie können wir der Zukunft unserer Klöster ins Auge schauen?

Die Frage nach Ende oder Überleben einer weiblichen monastischen Gemeinschaft ist delikater und komplexer und sie wird konkret angegangen, indem man sich ausmalt, wie das eigene Kloster in 10 Jahren aussehen könnte (Alter, Kräfte, Arbeit, Krankheiten, gemeinschaftliches Leben, Liturgie, Dienst der Gastfreundschaft etc.). Es gibt so viele Gründe und Kräfte, die zusammenwir-

ken können, um ein Kloster am Leben zu erhalten, aber es bedarf der Unterscheidung.

Leben und Krise, Entwicklungen und Wenden einer monastischen Gemeinschaft hängen von so vielen Faktoren ab, dass die Art, das Problem anzugehen, von Situation zu Situation variiert. Jede Gemeinschaft ist aufgrund ihrer Geschichte, ihrer Verwurzelung, der Zusammensetzung ihrer Mitglieder und der Beziehungen untereinander einmalig. Wir könnten eine Phänomenologie versuchen, aber wir müssen uns dessen sehr bewusst bleiben, dass die Geschichte einer Gemeinschaft Aspekte hat, die einer anderen nicht unterlegt werden dürfen. Die Realität des weiblichen Mönchtums ist sehr fragmentiert. Es kann eine Gemeinschaft mit einer äußerst geringen Mitgliederzahl, aber mit dem Potenzial zur Neubelebung geben, und eine Gemeinschaft mit vielen Mitgliedern, die *de facto* an der Grenze des Überlebens steht.

Sollte man eine Statistik aufstellen, um die Daten hinsichtlich der Zukunft des eigenen oder eines anderen Klosters aufzunehmen, so könnte man von einer ähnlichen Kriterienliste ausgehen wie die, die sich am Ende dieses Textes findet. Die gesammelten Daten könnten ausgewertet werden hinsichtlich einiger grundlegender Elemente, um das Profil einer monastischen Gemeinschaft und ihre reale Vitalität zu definieren. Die Auswertung der Daten könnte einer kleinen Kommission von „weisen Müttern“ anvertraut werden, die miteinander in Synergie und im Dialog mit der konkreten Gemeinschaft arbeiten. Werden aus den Daten Schlussfolgerungen gezogen, die die Fortsetzung der Existenz des Klosters wünschenswert

erscheinen lassen, könnten drei Wege angedacht werden:

- Hilfe durch ein anderes Kloster/andere Klöster
- Vorübergehender Ortswechsel, um über eine Lösung der Situation und eine Art Neugründung mittels beständiger „Bildungsarbeit“ nachzudenken.
- Adoption des Klosters durch eine ihm schvesterlich verbundene Gemeinschaft

Sollten solche Elemente nicht vorhanden sein, so könnte man an eine Zeit der Reifung im österlichen Sinne der Annahme der eigenen Grenze denken, an das Beenden einer Geschichte. Erst nach dem Erzählen der eigenen Geschichte kann jemand sinnvoll sterben; durch schriftliches Erzählen, durch ein Werk, das die Erinnerung an dieses Zeugnis sichert und durch liebevolle Begleitung bei der Rückgabe seiner selbst an den Herrn der Geschichte und Zeiten.

Aber dies alles braucht Zeit und Weisheit. Es scheint daher notwendig, mit viel Geduld die „Kommission“ der Unterscheidung und der Hilfe vorzubereiten. Eine Art Kollegium von „geisterfüllten Weisen“, das *ad hoc* gebildet wird; mit der Hilfe und Supervision von Experten/innen und mit der Hilfe von sehr beweglichen und maßvollen, wesentlichen Strukturen, die manche Phasen dieses Hilfsprozesses auffangen können. Das alles erfordert eine Entwicklung durch den Dialog und geduldige Unterscheidung. Doch es ist keine verlorene Zeit. Es ist ein kostbarer Moment für das Mönchtum und für die Kirche.¹⁰

Achte Anfrage: Welche Rolle könnten die Föderationen im Hinblick auf die

lebendige Zukunft der Klöster spielen? Die Rolle der Föderationen muss mit Weisheit und Klugheit abgewogen werden. Es ist wirklich notwendig, die tatsächliche Auswirkung der Föderation im Bereich der Klöster zu prüfen: die Zugänge und die Trennungen von der Föderation abzuwägen, wie sie bis heute beurteilt wurden, die Rolle der Föderationen in Bezug auf das Leben des Klosters etc.

Fragen wir uns: Wenn man eine andere Rolle vorsieht: Welche? Warum?

Schlussfolgerung

Ich denke, der Weg, den das Geweihte Leben gerade durchläuft, erfordert eine zweifache Haltung: Wir müssen rückwärts und vorwärts zu schauen verstehen, mit Vertrauen auf den Herrn, aber auch realitätsnah und bodenständig. Das heißt, eine kreative Treue (bezogen auf die Vergangenheit) und eine treue Kreativität (bezogen auf die Zukunft) leben. Rückwärts schauen, zu den Wurzeln unserer persönlichen Geschichte und denen unserer monastischen Gemeinschaft zurückkehren, in ihrem Wachsen durch die Zeit! Die Geschichte ist Meisterin des Lebens, sagten die Alten. Die Fähigkeit zur Erinnerung ruft uns auch die Treue Gottes ins Bewusstsein in den schwierigen Situationen, in den Prüfungen, in den Freuden, in den Er rungenschaften. Sie erlaubt uns, uns dankbar daran zu erinnern, wie Gott auch aus unmöglichen Situationen das Gute entstehen ließ.

Wir haben vorhin die „Lebensmüdigkeit“ der heutigen Menschen erwähnt. Auf diesem Hintergrund „meine ich, dass der spezifische Beitrag, den Mönche und

Nonnen den Brüdern und Schwestern unserer Zeit, die mit der Lebensmüdigkeit konfrontiert sind, anbieten können; jener der „Beständigkeit“ ist; nicht so sehr als *stabilitas loci* verstanden, ein „beständiges“ Leben an einem bestimmten Ort (dies trifft auf die große Mehrheit der Personen zu), sondern vielmehr eine „Beständigkeit in Gott“; eine Beständigkeit, die sich artikuliert als der eigenen Berufung treue *Beharrlichkeit*; eine flexible und kreative Beharrlichkeit, sowie eine demütige und alltägliche Suche nach der Einswerdung des eigenen Wesens – im Licht eines hochherzigen Glaubens, einer Hoffnung, die zu wagen vermag, und einer Liebe, die unaufhörlich vom Herzen Christi genährt wird; eine *Beharrlichkeit, die sich entwickelt* zum Zeichen der eigenen alltäglichen Treue zur Treue dessen, der der „treue Zeuge“ ist (Offb 1,5).

Er hat Sie gerufen, ihm zu folgen, um ohne Unterlass sein Angesicht zu suchen, das heißt die Zeichen seiner Gegenwart – in den Abgründen der Existenz, in der Freude und in der Erschöpfung eines jeden Tages, vor allem in der alltäglichen Herausforderung des gemeinsamen Lebens, das immer dazu anspornt und verpflichtet, eine reine und aufrichtige schwesterliche Liebe zu pflegen; eine Treue, die Sie zu konkreten Entscheidungen, vielleicht zu mutigen, wenn auch schmerzlichen Einschnitten und Veränderungen führt, damit die Klöster auch heute die Schönheit des Antlitzes des Herrn aufleuchten lassen können; eine Treue, die Trennungen, Schließungen, Zusammenarbeit fordern könnte ... Noch heute gilt die Mahnung der Schrift: „Höre!“

Wir könnten die Bedeutung der monastischen Beständigkeit ebenso mit

diesem anderen Ausdruck zusammenfassen: „Beständigkeit des Herzens, verstanden als ‚Ruhens in sich selbst‘ in Gottes Gegenwart, (...) der das Herz ‚zur Einheit führt‘, und es befähigt, mit innerer Freiheit die Prüfungen und Leiderfahrungen anzunehmen, die sich ihm auf seinem Weg entgegenstellen können, und der ihm die Kraft gibt, um sich herum eine Atmosphäre von Liebe und Barmherzigkeit zu verbreiten, eine Berufungskultur, die neue Generationen von jungen Menschen anzieht.

Eine so verstandene Beständigkeit hat offensichtlich symbolischen Wert auch für unsere Brüder und Schwestern in der Welt. Auch von ihnen ist Beständigkeit gefordert, innerhalb ihres eigenen Lebensstandes, an den Orten und in den Dingen des eigenen alltäglichen Lebens, der eigenen Mühe, der eigenen Freude und des eigenen Leidens. Auch sie brauchen die Übung dieser Beständigkeit, die sie einem oberflächlichen Leben entzieht (...). Auch sie sind gerufen treu zu bleiben in der Liebe und in den zwischenmenschlichen Beziehungen, wobei sie letztere in aufrichtiger Liebe gestalten, um eine Atmosphäre der Liebe und der Eintracht zu schaffen, die fähig ist, den Gefahren einer kalten Selbstbezogenheit entgegenzuwirken.

Von uns allen ist also eine ‚Beständigkeit‘ gefordert, die in Gott gründende Beharrlichkeit ist; eine Beharrlichkeit, die sicherlich einen hohen Preis hat. Aber in ihr sprießen, wachsen und reifen das wahre Glück und der Friede des Herzens, den der Herr denen versprochen hat, die ihn zur Mitte der eigenen Existenz werden lassen.“¹¹

Und dann gilt es vorwärts zu schauen, Augen für die Zukunft zu haben. Auf das Morgen mit Hoffnung schauen,

trotz der Überalterung, des Fehlens von Berufungen, der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, der Untreue ..., in der Gewissheit, dass Gott die Geschichte lenkt. Thomas Merton sagte, die wahre Hoffnung sei nicht in irgendetwas, von dem wir meinen, es tun zu können, sondern sie liege in Gott, der dabei ist, aus alldem etwas Gutes entstehen zu lassen, in einer uns unbekanntem Weise. Die Hoffnung lässt uns durch alles hindurch die Hand Gottes sehen, seinen ausgestreckten Arm, der uns leitet auch in den Finsternissen und Unklarheiten, der uns leitet in den Herausforderungen und in den Veränderungen.

Es ist das Paradox der Hoffnung: Wenn wir an das Morgen glauben, gelingt es uns, heute besser zu leben; wenn wir die Wiederkunft des Herrn mit Hoffnung erwarten, können wir ihn schon jetzt unter uns gegenwärtig entdecken. Es gibt, wie ich meine, eine sehr fruchtbare Weise, in der Hoffnung zu leben. Saint-Exupéry schrieb: *„Wenn du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, die Arbeit einzuteilen und Aufgaben zu vergeben, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem endlosen weiten Meer!“* Haben aber nicht genau dies so viele Schwestern in der Geschichte Ihres Klosters getan? Haben sie nicht mit erneuertem Herzen in der Gegenwart gearbeitet? Waren sie etwa nicht „innovativ“, haben sie nicht neu abgewogen, neu strukturiert in der Hoffnung einer brennender Liebe, in geduldig gelebter Alltäglichkeit, ohne den Blick von der Zukunft abzuwenden, die der in der Geschichte kommende Gott ist? Die Hoffnung hält in der Tat die Praxis des Glaubens in der Geschichte leben-

dig. Dazu ruft uns Benedikt XVI. auf: *„Indem wir in unserer Rückbindung an den Herrn und in unserer Sendung beständig bleiben, bekennen wir auch gegenüber der Welt das eigene feste Vertrauen auf den Herrn der Geschichte, in dessen Hände Zeit und Schicksal der Personen, der Institutionen sind: Ihm vertrauen wir auch die geschichtliche Verwirklichung seiner Gaben an“.*

Schließlich möchte ich im Herzen einer jeden von euch die Worte der heiligen Mutter Teresa von Avila aufklingen lassen, einer kontemplativen, weisen und starken Frau, die aus der Liebe Gottes und aus der Liebe zu Gott den Mut fand, ihre persönliche Reform und die des Karmels zu verwirklichen:

„Nichts soll dich ängstigen, nichts dich erschrecken.

Alles vergeht, Gott ändert sich nicht.

Die Geduld erreicht alles.

Wer Gott hat, dem fehlt nichts.

Gott allein genügt.“¹²

.....

- 1 Referat bei der Konföderationsversammlung der Benediktinerinnen vom HlSt. Sakrament, Rom, Mai 2009. Übersetzung: Sr. Mirijam Schaeidt OSB, Trier.
- 2 Ecclesia de Eucaristia, offizielle deutsche Übersetzung in: http://www.vatican.va/holy_father/special_features/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_20030417_ecclesia_eucharistia_ge.html.
- 3 Beitrag von Dom Donato Ogliari, Abt von Noci, in: <http://www.abbazialasca.it>.
- 4 Cf Dal Piaz, G., *Il monachesimo femminile. Aspetti sociologici* (unveröffentlicht).

- 5 Cf Gaetani, L., Le mura dei vostri monasteri siano di cristallo, in: L'Osservatore Romano, 21. November 2008.
- 6 Bianchi, unveröffentlicht.
- 7 Benedikt XVI., An die Unbeschuhten Karmelitinnen von Villair de Quart – Aosta. Deutsche Übersetzung in: http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/angelus/1999/documents/hf_jp-ii_ang_18071999_ge.html.
- 8 Benedikt XVI., Gruß an die Sublacenserkongregation 2008, 20. September, in: http://www.santanselmo.org/news/nw_udienza_20_sett_08.htm.
- 9 Vgl. CIVCSVA, unveröffentlicht.
- 10 Vgl. CIVCSVA, unveröffentlicht.
- 11 Gedanken des Abtes von Noci, zit.
- 12 Teresa von Jesus, Poesie 9.



»Es ist das Paradox der Hoffnung:
Wenn wir an das Morgen glauben,
gelingt es uns,
heute besser zu leben.«

Enrica Rosanna FMA

Rudolf Henseler CSsR

P. Dr. Rudolf Henseler CSsR ist seit 1980 Professor für Kirchenrecht an der Theologischen Fakultät der Steyler Missionare in Sankt Augustin und Lehrbeauftragter an der Universität Münster. Seit 2007 ist der Redemptorist zudem Ordensreferent der Erzdiözese Köln. Sein wissenschaftlicher Schwerpunkt liegt im Bereich des Ordensrechts.



Rudolf Henseler CSsR

Virgines consecratae - verunglückte Ordensfrauen?

Einleitung

Der Codex Iuris Canonici (CIC)¹ ebenso wie der Codex Cononum Ecclesiarum Orientalium (CCEO)² haben bekanntlich eine uralte Erscheinungsform des gottgeweihten Lebens wiederentdeckt³, die freilich in der Liturgie der Kirche durch alle Jahrhunderte ununterbrochen eine Rolle spielte: Ob Agnes oder Cäcilia, ob Barbara oder Odilia, die Kirche feiert vieler jener Frauen in ihrer Liturgie, Frauen, die um Christi willen ein jungfräuliches Leben geführt haben. Wer mit dieser Materie ex officio und nicht nur gelegentlich zu tun hat, stellt allerdings nicht nur bei Fernstehenden, sondern auch bis in den Kern des Gottesvolkes hinein, ja sogar beim Klerus bis hinauf in den Episkopat, ebenso auf der Konferenz der Ordensreferenten der 27 deutschen Diözesen, teilweise eine ziemliche Reserviertheit gegenüber dem ordo virginum fest. Dabei hat der kirchliche Gesetzgeber nichts neues erfunden,

sondern lediglich eine altkirchliche Institution wiederentdeckt, ähnlich wie den Status des Eremiten und – allerdings nur im CCEO – auch den Witwenstand.⁴ Über den Stand der gottgeweihten Jungfrauen ist mittlerweile bereits so viel gesagt und geschrieben worden, dass hier weder die historischen noch die theologischen Begründungen wiederholt werden müssen. Die Papstansprache zum römischen Kongress der virgines im Mai 2008⁵ oder die sehr gute Homepage des Bistums Regensburg⁶ in bezug auf die virgines mögen hierzu als Hinweis genügen; dass in letzter Zeit im Fach „Ordensrecht“ die ein oder andere bemerkenswerte kanonistische Lizentiatsarbeit zu diesem Thema geschrieben wurde, sei hinzugefügt.⁷ Hier soll der – vielleicht (aber auch nur) auf den ersten Blick kontraproduktive – Versuch gemacht werden, die am häufigsten vorgebrachten Einwände, Vorbehalte und Vorurteile gegen die virgines einmal zur Sprache zu bringen.

Zehn Einwände gegen den ordo virginum

1. „Verunglückte Ordensfrauen“

Die Tatsache, dass sich zuweilen unter den Kandidatinnen des ordo virginum ehemalige Ordensfrauen befinden, lässt den ordo virginum für manchen Betrachter als ein Sammelbecken für verunglückte Ordensfrauen erscheinen, denen man obendrein dann unterstellt, dass diejenigen, die ihre klösterliche Gemeinschaft verlassen haben, eben gemeinschaftsunfähig seien und daher nun das gottgeweihte Leben in der Abkapselung suchten. Nun ist nicht zu bestreiten, dass es in der geistlichen Suchbewegung einer Frau auch jenen Schwenk vom Ordensleben hin zum individuell gelebten Jungfrauenstand geben kann und tatsächlich gibt, doch sind solche Suchbewegungen nichts seltenes. Auch die Heiligenbiographien lehren uns, dass es oft geraume Zeit dauert, bis Menschen das gefunden haben, wonach es sie drängt, wozu sie sich berufen fühlen. Vom Eremitentum zum Zönobitentum oder umgekehrt: Diese Wege sind nicht wenige gegangen.⁸ Wer aber wollte Eremiten oder virgines, die per definitionem nicht in Gemeinschaft leben, damit schon für gemeinschaftsunfähig bezeichnen? Man kann sehr wohl als „ens sociale“ Gemeinschaft schätzen und gleichzeitig auf sie verzichten, sowie man ja auch die Ehe wertschätzen kann (und soll) und dennoch auf sie verzichten kann. Manches Phantasiekostüm der virgines, das dann hin und wieder einem Ordensgewand gleicht, verstärkt aber für manche das Bild der verunglückten privatisierenden Ordensfrau, der ordo virginum wird zur kirchlicherseits teilweise ungeliebten Institution des allgemein

greifbaren gesellschaftlichen Individualisierungsschubs.⁹

2. Nur ein „Gelübde“

Nun ist es nicht ein *Gelübde* im eigentlichen Sinne, welches eine virgo ablegt. Der CIC spricht in c. 604 § 1 vielmehr von einem sanctum propositum. Wie aber verhält es sich mit Armut und Gehorsam? Geht es an, die evangelischen Räte – so fragen nicht wenige – so auseinanderzureißen, dass alleine die Jungfräulichkeit übrigbleibt, während bspw. der „wiederentdeckte“ Eremit gemäß can. 603 CIC § 2 die *drei* evangelischen Räte durch Gelübde oder eine andere heilige Bindung öffentlich verspricht? Kann man sich aus den consilia evangelica ein consilium aussuchen und die anderen vernachlässigen? Gehören sie in der Nachfolge Christi nicht ihrem Wesen nach zusammen? Auch hierzu äußert sich Papst Benedikt in seiner Ansprache, als hätte er diese Einwände gekannt: „Es ist ein Weg, der anscheinend

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

keine spezifischen Merkmale des religiösen Lebens, vor allem des Gehorsams, aufweist. Aber für euch wird die Liebe zur Nachfolge: Euer Charisma schliesst eine Ganzhingabe an Christus, eine Angleichung an den Bräutigam ein, die implizit die Erfüllung der evangelischen Räte erfordert, um die Treue zu ihm unversehrte zu bewahren.“ Damit wird klar gesagt: Die Jungfräulichkeit wird

öffentlich und explizit versprochen, die anderen evangelischen Räte dagegen in impliziter Weise. Eine ungehorsame oder eine in Reichtum schwelgende virgo, zumindest eine solche ohne soziales Gewissen, ohne soziale Verantwortung, ohne ein Herz für die Armen und Bedürftigen, ohne reale Mildtätigkeit und soziales Engagement, wäre ein Widerspruch in sich.

3. Fokussierung auf ein Nicht-Geschehen (nicht gehabte Sexualität bzw. kein vollzogener Geschlechtsverkehr)

Während Armut und Gehorsam sozusagen aktive Tugenden darstellen (ich soll arm leben und mich sozial engagieren, ich muss ebenso hier und jetzt gehorsam sein gegenüber dem Willen Gottes und meinen kirchlichen Oberen gegenüber), bedeutet die Jungfräulichkeit dagegen die Fokussierung auf ein Nicht-geschehen: Ehelosigkeit, Keuschheit, Jungfräulichkeit sind darin inbegriffen. Manche, auch kirchliche Zeitgenossen, verziehen bereits bei dem Wort Jungfrau oder Jungfräulichkeit das Gesicht: Assoziationen wie „alte Jungfer“ u.ä. werden geweckt. Jungfräulichkeit bedeutet hingegen das Versprechen für die Zukunft, dass ein sexueller Akt nicht geschehen wird und zugleich das Versprechen in die Vergangenheit hinein, dass er nie geschehen ist. Der Ostkodex scheint dies anders zu sehen, insofern hier nur vom Versprechen der castitas die Rede ist und er zugleich eine consecratio von Witwen kennt, die das gleiche Versprechen ablegen, das natürlich nur auf die Zukunft hin ausgerichtet sein kann. Was nun die Lebensführung *vor* der consecratio einer virgo angeht, stellt sich für viele ein weiteres Problem.

4. Die Einbeziehung der Vergangenheit

Während der Zölibat und auch das Ordensgelübde sich auf die Zukunft beziehen, und es somit Priester geben kann, die die Priesterweihe nach dem Tod der Ehefrau empfangen haben, und Ordensfrauen, die nach einer (nicht mehr bestehenden) Ehe die Gelübde abgelegt haben, ist nach der klaren *sententia communis* zur consecratio virginum nur jene Frau zugelassen, die die körperliche Unversehrtheit *integer* bewahrt hat. Diese Härte hat offenbar mit der Glaubwürdigkeit dieses Standes zu tun, so dass es hier nicht um ein bloßes Symbol, sondern um eine carnale Wirklichkeit gehen soll. Freilich sind die „Empfehlungen der DBK für die Spendung der Jungfrauenweihe an Frauen, die in der Welt leben“, hier nicht ganz eindeutig, heißt es doch, die Bewerberin dürfe nicht „offenkundig ein dem jungfräulichen Stand widersprechendes Leben geführt haben“. Was heißt hier „offenkundig“? Darf sie ein solches Leben insgeheim geführt haben? Was aber vor allem Stein des Anstoßes ist, ist dies, dass ein einmaliges und selbst ein sehr lange zurückliegendes „Ereignis“ die Zulassung zur consecratio verunmöglicht. Viele fragen hier, ob dies nicht eine zu biologistische Betrachtungsweise sei und obendrein eine unbiblische: Hat Jesus nicht allen möglichen Arten von Sündern verziehen, vom raffgierigen Zöllner bis zur Ehebrecherin? Wenn alles verziehen werden kann – sofern nur die rechte Disposition vorhanden ist –, warum ist in diesem Fall ein für allemal Schluss, also eine Zulassung zum ordo virginum nicht mehr möglich, wenn bei einer Frau – abgesehen von einer Vergewaltigung, bei der auf Seiten

des Opfers kein *actus humanus* gegeben ist – irgendwann einmal ein vollendeter Geschlechtsverkehr vorgelegen hat. Man kann einwenden, dann sei die Frau eben keine Jungfrau mehr, das sei halt eine Definitionsfrage, und eine *virgo* sei nun mal selbst umgangssprachlich just so und nicht anders definiert als durch ihre körperliche Unversehrtheit. Andererseits, und diese Dinge kommen vor im Ordensreferat, wenn etwa eine 45-jährige Bewerberin für den *ordo virginum* ehrlich erklärt, mit 17 Jahren habe sie einmal mit ihrem damaligen Freund einen Beischlaf vollzogen, ist es dann wirklich vorbei mit ihrem *sanctum propositum*? Sie mag damals sofort gebeichtet haben, sie mag daraufhin die Lossprechung erhalten haben, aber für den Stand der *virgines consecratae* ist sie „unbrauchbar“ geworden, quasi „*una donna contaminata*“. Ist das theologisch/biblisch in Ordnung?, so fragen viele.

5. Keine *vita communis*

Das Fehlen eines für das Ordensleben sehr wichtigen weiteren Constitutivums, das Fehlen der *vita communis*, ist für die Kritiker des *ordo virginum* Ausfluss eines neuen unheilvollen Individualismus. Auch wenn man weiß – und ich weiß es als Ordensmann, als ehemaliger Konsultor der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des apostolischen Lebens sowie als Ordensreferent im Erzbistum Köln –, also auch wenn man weiß, dass eine Gemeinschaft nicht nur eine Hilfe, sondern auch eine Last sein kann, und dass nicht wenige Austritte auf Probleme im Gemeinschaftsleben zurückzuführen sind, so ist das Leben in Gemeinschaft doch essentiell und konstitutiv, wie es in sehr schönen Worten die Formulierung des

can. 602 CIC zum Ausdruck bringt.¹⁰ Neben den fehlenden evangelischen Räten der Armut und des Gehorsams fehlt der *virgo* also auch die *vita communis*, was sich für die Kritiker nicht zuletzt auch in der Phase der „Ausbildung“ negativ bemerkbar machen soll. Während die Orden und Kongregationen versuchen, möglichst ein Noviziat mit nur einem einzigen Novizen zu vermeiden, indem sie oft die Novizen verschiedener Provinzen zu einem gemeinsamen Noviziat zusammenfassen, ist die Kandidatin des *ordo virginum* auf sich alleine gestellt und auf gelegentliche Gespräche mit einem sogenannten Mentor angewiesen. Was für diese Kandidatinnenphase gilt, gilt natürlich auch für die folgenden Lebensabschnitte. Der CIC empfiehlt zwar, dass die *virgines* zur gegenseitigen Unterstützung Vereinigungen bilden können, aber vielen erscheint dies als ein nur sehr schwacher Ersatz für eine echte *vita communis*.

6. *Virgines*, schlecht vorbereitet und schlecht ausgewählt?

Der hier vorgetragene Einwand besagt, dass eine Ordensschwester, bevor sie zur ersten Profess zugelassen wird, zunächst eine Kandidatur und ein Postulat durchläuft, sodann ein ein- oder zweijähriges Noviziat absolviert, währenddessen sie in der Regel beinahe täglich Konferenzen der Novizenmeisterin oder deren Stellvertreterin (*socia*) hört, in denen die Grundlagen des Glaubens ebenso wie die Geschichte und Spiritualität ihrer klösterlichen Gemeinschaft behandelt werden, ferner eine Einführung in Liturgie und Gebetsleben der Kirche und vieles mehr stattfindet. Im Rahmen dieser manchmal mehrjährigen Vorbereitung kann die Novizin sich selbst prüfen, ob

für sie die Ablegung der Profess der richtige Weg ist, auch die Noviziatsgemeinschaft als ganzes steht diesbezüglich in einem dynamischen Entscheidungsprozess. Natürlich haben das gewichtigste Wort am Ende die Entscheidungsträgerinnen, die Novizenmeisterin und ihre Stellvertreterin und natürlich die Provinzoberin mit ihrem Rat bzw. bei monastischen oder rein kontemplativen Klöstern die Äbtissin oder Priorin (mit Beteiligung des Kapitels). Vergleicht man dagegen die entsprechenden Regelungen bei den *virgines*, so wirft das Fragen auf. Von täglichen Konferenzen kann keine Rede sein; es handelt sich um einzelne Gespräche des Mentors mit ihr, der sie begleitet; sie steht alleine da und ist nicht in eine Gruppe eingebunden; ihre psychische und affektive Reife für diesen Schritt ebenso wie ihre gesamte kirchliche Sozialisation lässt sich viel schwerer, weil nur aus größerer Distanz beurteilen.

Nur punktuell begegnet sie den Menschen, die für sie Verantwortung tragen, sie lebt nicht mit ihnen in engem Kontakt zusammen, wie es dies eine Novizin mit ihren Mitnovizinnen und der Novizenmeisterin über einen längeren Zeitraum hin tut. M. E. ist der hier vorgetragene Einwand der gewichtigste und letztlich einzig ernstzunehmende. Ich habe mich deshalb im Ordensreferat darum bemüht, Kandidatinnen für den *ordo virginum* wenigstens streckenweise an ausgesuchten Konferenzen bestehender Noviziate teilnehmen zu lassen.¹¹ Damit sind zwar nicht alle oben vorgebrachten Bedenken zerstreut und behoben, aber es ist doch ein Anfang gemacht hin zu einer gediegeneren Ausbildung und damit auch sorgfältigeren Auswahl.

7. Das Brautkleid

Manche, die an der liturgischen *consecratio* einer *virgo* teilgenommen haben, gehen mit einem gemischten Gefühl davon. Da ist nicht die schlichte Ordensfrau in ihrem grauen, braunen oder schwarzen Habit, sondern eine Frau im Brautkleid mit Schleier, Brautring und Blumenstrauß, alles sieht aus wie bei einer Hochzeit, nur der Bräutigam ist unsichtbar. Nun ist dies nicht bei jeder *consecratio virginis* der Fall, es gibt hier viel Freiheit in der Wahl, aber immerhin ist dies möglich und daher auch für nicht wenige irritierend. Diese Irritation wird möglicherweise verstärkt durch den folgenden Punkt:

8. Der Bischof und die Kathedrale

Der Codex sieht vor, dass der Diözesanbischof in einem approbierten Ritus das *sanctum propositum* entgegennimmt und die *consecratio* vornimmt. Dies wird er gewöhnlich in der Kathedrale tun. Hierdurch erhält das Geschehen – wiederum im Vergleich zu der schlichten Ablegung der Profess in einem klösterlichen Verband – eine Öffentlichkeit, Feierlichkeit und insgesamt eine Bedeutung, die für viele die Maßstäbe verzerrt. Gesamtkirchliche Strukturen sollen in bezug auf die *virgo* nicht geschaffen werden, der Bezug zur Ortskirche und zum Ortsbischof ist nach der kodikarischen Konzeption für die *virgines* wesentlich. Diese besondere Beziehung zum Diözesanbischof ergibt sich aber auch für die Klöster *sui iuris* gemäss *can. 615* sowie für die klösterlichen Verbände diözesanen Rechts. Bei der einzelnen *virgo* aber springt dies mehr ins Auge, daher rührt von manchen nicht unbedingt Wohlmeinenden die bekannte spöttische Frage:

Ist sie nun sponsa Christi oder sponsa Episcopi?¹²

9. Oft sonderliche Kandidatinnen

Die Ordensreferenten berichten übereinstimmend von etlichen ungeeigneten, sonderlichen und psychisch angeschlagenen Kandidatinnen für den ordo virginum; einige Vertreter der Konferenz entwickeln hieraus grundsätzliche Vorbehalte gegen den status virginum. Aber gibt es nicht auch ungeeignete Priesteramtskandidaten, ungeeignete Novizen, ja auch ungeeignete und sonderliche Brautleute? Warum gibt es die grosse Zahl von Eheverfahren gemäß can. 1095 (psychische Ehevertrags- und Eheführungsunfähigkeit)?¹³ Oft dient die vita privata = non communis der virgo als Hinweis auf potentielle Störungen der Gemeinschaftsfähigkeit der Kandidatin, erst recht, wenn diese es schon einmal erfolglos in einer Ordensgemeinschaft versucht hat oder gar erfolglos war in ihrem Bestreben, in eine solche Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

10. virgines: zu alt?

Es gab vor noch nicht allzu langer Zeit für geistliche Berufe so etwas wie eine sogenannte Normalbiographie. Nach der Ausbildung, z.B. dem Abitur, ging man in das Postulat bzw. das Noviziat, bei der ersten Gelübdeablegung war der „Normalkandidat“ (die „Normalkandidatin“) so etwa um die 20 Jahre alt, um das Alter von 25 Jahren herum erfolgte bei den Klerikerstudenten dann die Priesterweihe.¹⁴ Heutzutage haben wir bei Männer- und Frauenorden eine zunehmende Zahl von Bewerbern/ Bewerberinnen, die erheblich älter sind, was einige Vorteile in bezug auf die Reife, aber auch eine Menge an Nachteilen

mit sich bringt, was hier nun nicht ausführlich zu erörtern ist. Manche Orden haben bereits wieder eine Obergrenze für Kandidaten/-innen gezogen. Ein(e) 18-20-Jährige(r) ist eben in einer ganz anderen Weise noch formbar, leitbar, lenkbar als ein Mensch in der Lebensmitte oder gar darüber hinaus. Nun sehen die Empfehlungen der DBK bezüglich der Jungfrauen vor, dass „eine Bewerberin in der Regel nicht jünger als 30 und nicht älter als 50 sein sollte“. Nicht zu jung also, der Entschluss sollte reiflich überlegt sein, die Person gefestigt in Glaube und Lebensführung, aber auch nicht zu alt, es soll ja noch ein Zeichen sein, ein Opfer überdies auch. Dennoch beraubt man sich eines Zeichencharakters, welches Ordensschwestern dagegen geben können: nämlich schon in der Blüte ihrer Jugend diese Entscheidung für Christus, diese Antwort der Liebe geben zu können. Es muss also auch die Chance geben, dass Christus wirklich die erste, vielleicht sogar die einzige Liebe im Leben (gewesen) ist.

Schluss

Nun soll es mir nicht ergehen wie seinerzeit dem Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger, der nach einer angeblich verunglückten Rede zurücktreten musste. Ob aber die Rede verunglückt war oder die Hörer nur außerstande waren, die Anführungszeichen mitzuhören, die jener gedanklich gesetzt hatte, ist eine Frage, die für mich beantwortet ist.¹⁵ Ich habe eingangs schon hingewiesen auf die vielen theologischen und historischen Gründe für diesen Stand der Jungfrauen. Diese aber will ich hier nicht nochmals anführen, es ergäbe einen zweiten und noch viel längeren Artikel. Dieser aber

ist bereits mehrfach geschrieben worden. Zudem habe ich ja wenigstens einige positive Argumente aus der o.g. Papstansprache einfließen lassen. Meine Ausführungen gehören also streckenweise in den Mund des advocatus diaboli, und sie sind auch als solche zu lesen.

.....

¹ Can. 604 CIC § 1: Zu diesen Formen des geweihten Lebens tritt der Stand (Rang, Ordo) der Jungfrauen, die zum Ausdruck ihres heiligen Vorhabens, Christus in besonders enger Weise nachzufolgen, vom Diözesanbischof nach anerkanntem liturgischen Ritus Gott geweiht, Christus, dem Sohn Gottes, mystisch vermählt und für den Dienst der Kirche bestimmt werden.

§ 2: Um ihr Vorhaben treuer zu halten und den ihrem eigenen Stand entsprechenden Dienst für die Kirche durch gegenseitige Hilfe zu vervollkommen, können die Jungfrauen Vereinigungen bilden.

² Can. 570 CCEO: Durch das Partikularrecht können andere Lebensformen von Asketen eingerichtet werden, die das eremitische Leben nachahmen, die entweder zu den Instituten des geweihten Lebens gehören oder nicht; ebenso können (vom Partikularrecht) Lebensformen geweihter Jungfrauen und geweihter Witwen eingerichtet werden, die – jede für sich in der Welt – durch die öffentliche Profess die Keuschheit versprechen. Das „seorsum“ ist in der deutsch-lateinischen Übersetzung (herausgegeben von Libero Gerosa und Peter Krämer, Paderborn 2000) mit „besonders“ übersetzt, was die Wortbedeutung zwar auch hergibt, hier aber keinen Sinn macht und zu der merkwürdigen Übersetzung führt, dass die Jungfrauen besonders die Keuschheit versprechen, was sicher nicht gemeint sein dürfte, wie mir unabhängig voneinander zwei Altphilologen versicherten: dass nämlich das seorsum in der lateinischen Satzkonstruktion nicht auf die castitas zu beziehen sei. Siehe das lateinische Original: *Iure particulari aliae species constitui possunt ascetarum, qui vitam eremiticam imitan-*

tur, sive ad instituta vitae consecratae pertinent sive non; item virgines et viduae consecratae seorsum in saeculo castitatem professione publica profitentes constitui possunt. Auffällig freilich, dass hier von castitas und nicht von virginitas die Rede ist. Synonyme sind das jedenfalls nicht.

³ Papst Benedikt in seiner Ansprache auf dem Jungfrauenkongress vom Mai 2008 spricht davon, dass dieser Stand nach dem II. Vatikanum wieder aufgeblüht sei. Und weiter: „Seine Wurzeln sind jedoch sehr alt; sie reichen tief in die Anfänge des evangelischen Lebens zurück, als sich – wie eine unerhörte Neuheit – das Herz einiger Frauen dem Verlangen nach der geweihten Jungfräulichkeit zu öffnen begann; das heißt jenem Verlangen, Gott ihr ganzes Sein zu schenken, was in der Jungfrau von Nazaret und ihrem ‚Ja‘ seine erste außergewöhnliche Verwirklichung gefunden hatte.“ Ital. Original in: Osservatore Romano vom 16.05.2008.

⁴ Vgl. can. 570 CCEO (Anm.2), wo virgines und viduae consecratae in einem Atemzug genannt werden.

⁵ Papst Benedikt XVI. bezeichnet in dieser seiner Ansprache die geweihte Jungfräulichkeit in der Welt als „ein Geschenk in der Kirche und für die Kirche“. Vgl. Rudolf Henseler, „Jungfräulichkeit“ in: LThK, 3. Aufl., Bd. 5 Sp. 1099 und ders. in: Lexikon des Kirchenrechts, Freiburg 2004, 441-442.

⁶ verantwortet von der Ordinariatsrätin Maria Luisa Öfele, selbst eine prominente virgo, die auf dem besagten Kongress von und vor rund 500 virgines aus der ganzen Welt die Ansprache an den Heiligen Vater gehalten hat.

⁷ So bei mir an der Theol. Fakultät der Universität Münster im Curriculum „Lizentiat im Kanonischen Recht“ im Fach „Ordensrecht“.

⁸ Bspw. hat der hl. Klemens Maria Hofbauer, bevor er später sozusagen zum 2. Gründer des Redemptoristenordens wurde, eine zeitlang als Eremit bei Tivoli gelebt. Er schloss sich später sogar einer in Italien bestehenden Eremitenvereinigung an. Es gilt als sicher, dass er dort mehrere Jahre

verbracht hat (vgl. Otto Weiß: Begegnungen mit Klemens Maria Hofbauer, Regensburg 2009, 45-47).

- ⁹ Die genannte Papstansprache allerdings hält dem entgegen: „Auf diese Weise wird sich euer betendes ‚Ich‘ allmählich ausweiten, bis es schliesslich im Gebet nur mehr ein grosses ‚Wir‘ geben wird. Das sind das kirchliche Gebet und die Liturgie. Im Dialog mit Gott öffnet ihr euch dem Dialog mit allen Geschöpfen, denen gegenüber ihr euch auch als Mütter, Mütter der Kinder Gottes fühlt.“ Damit ist der Vorwurf des Individualismus im innersten Kern theologisch-spirituell überwunden, vergleichbar der Begründung von Papst Paul VI. in seiner nachkonziliaren Enzyklika „Mysterium fidei“, in der er die *singulari modo* zelebrierte Messe verteidigt, weil auch sie eine *actio Christi et Ecclesiae* ist und der Priester hierin eine *representatio Christi et Ecclesiae* ausübt, somit dieser heilige Vorgang niemals Privatmesse genannt werden und sein kann. Auch hier zeigt sich, dass etwas scheinbar „Privates“ letztlich im kollegialen „Wir“ des Gebetes und in der Repräsentation des Ganzen mündet. Sowohl die Jungfrau, die ohne Gemeinschaft allein in der Welt lebt, wie auch der Eremit, der *per definitionem* (allein) lebt, ebenso wie der *singulari modo* zelebrierende Priester sind in jeder Weise immer in das ekklesiale „Wir“ eingebunden, und sie repräsentieren es zugleich.
- ¹⁰ Can. 602 CIC: Das brüderliche Leben, das einem jeden Institut eigen ist, und durch das die Mitglieder gleichsam zu einer Familie eigener Art in Christus vereint werden, soll so geregelt werden, dass es zu gegenseitiger Hilfe und zur Erfüllung der persönlichen Berufung dient. Durch die brüderliche Gemeinschaft, die in der Liebe wurzelt und gegründet ist, sollen die Mitglieder ein Beispiel für die universale Versöhnung in Christus sein.
- ¹¹ Jedenfalls haben mir zwei klösterliche Gemeinschaften diese Bereitschaft signalisiert.
- ¹² So wurde es tatsächlich in einem Beitrag auf der Ordensreferententagung geäußert.
- ¹³ Ich selber war beinahe 26 Jahre Diözesanrichter und als solcher gerade mit dieser Materie bestens vertraut.
- ¹⁴ Die Jubiläen, welche die noch starken (älteren) Jahrgänge an Ordensschwwestern und Ordenspriestern feiern, beweisen, dass in der Tat diese Normalbiographie bei weitem die Ausnahmen überwog, z.B. meist Goldene Profess um das 70. Lebensjahr (20+50) und entsprechend Goldene Priesterweihe um das 75. Lebensjahr (25+50).
- ¹⁵ In seiner Funktion als Bundestagspräsident hielt Philipp Jenninger zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome 1938 am 10. November 1988 bei einer Gedenkstunde des Deutschen Bundestages eine Rede, die versuchte, die Ursachen der Begeisterung der Deutschen für den Nationalsozialismus (Jenninger: „Faszinosum“) zu erklären. Seine Rede trug er, wie er Jahre später selbst einräumte, insoweit falsch vor, dass aufgrund von Sprechlage und Betonung der Eindruck entstehen konnte, Jenninger würde sich nicht ausreichend vom nationalsozialistischen Gedankengut distanzieren. Hierzu trug vor allem das eingesetzte Stilmittel der erlebten Rede bei, mit der Jenninger eine angeblich passive bis einschränkend zustimmende Stimmungslage im deutschen Volk dem Nationalsozialismus gegenüber wiederzugeben versucht hatte. Nach erheblichen Protesten (eine nicht geringe Zahl von Abgeordneten hatte noch während der Rede den Bundestag verlassen) trat er am 11. November 1988 zurück und kandidierte auch bei der Bundestagswahl 1990 nicht erneut für ein Mandat. Am 9. November 1989 hielt Ignatz Bubis eine Rede, in der er Passagen aus der umstrittenen Rede Jenningers wörtlich übernahm. Bubis wollte damit demonstrieren, dass die Rede Jenningers nicht inhaltlich verkehrt war, sondern nur wenig überzeugend vorgetragen worden war. Heute wird die Rede im Studium der Sprachwissenschaft oft herangezogen, um aufzuzeigen, wie stark beabsichtigte Inhalte durch den Gebrauch der Sprache beeinflusst werden (aus Wikipedia).

Michael Fischer

Prof. Dr. Michael Fischer, geboren 1962, ist verantwortlich für den Bereich Leitbild/Qualitätsmanagement der St. Franziskus-Stiftung Münster. Er ist Lehrbeauftragter an der Hochschule der Kapuziner in Münster sowie seit 2006 Professor für Qualitätsmanagement an der Privaten Universität Hall (Tirol). Seine Tätigkeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Kirchen- und Ordensberatung sowie im Aufbau von Organisations- und Unternehmensprofilen.



Michael Fischer

Die Transformation des Selbstverständnisses der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritiz

Von ihrer Gründung bis zur Übergabe ihrer Werke in die St. Franziskus-Stiftung Münster

Die Franziskanerinnen von Münster St. Mauritiz haben in ihrer über 160-jährigen Geschichte sowohl einen äußeren wie inneren Wandel vollzogen. Äußerlich haben sie ihre barmherzigen Werke in eine kirchliche Stiftung überführt und somit ihr Lebenswerk in andere Hände übergeben. Diese Übergabe setzte allerdings einen inneren Wandlungsprozess voraus. In diesem Artikel wird die Transformation des Selbstverständnisses dieser Ordensgemeinschaft von ihrer Gründung bis zur Übergabe ihrer Werke nachgezeichnet.¹

Gründung und Stabilisierung 1844 bis 1853

Der Ordensgründer Johann Bernsmeyer OFM wurde am 15. Mai 1777 in Verl, einer ländlichen Gemeinde der dama-

ligen Grafschaft Rietberg in Westfalen, geboren.² In seiner Tätigkeit als Seelsorger in der münsterländischen Landgemeinde Telgte lernte Pater Christoph, wie sein Ordensname lautete, die große Armut der Bevölkerung kennen. In dieser Zeit reifte bei ihm der Entschluss, eine Schwesterngemeinschaft zu gründen, die sich in besonderer Weise der kranken Menschen annehmen sollte. Was die Gründung der Schwesterngemeinschaft betrifft, hat Bernsmeyer keine Notizen hinterlassen. Daher gibt es dazu nur lückenhafte Angaben. Am 2. Juli 1844 nahm Bernsmeyer vier junge Frauen in seine Gemeinschaft auf. Seit diesem Datum existiert die Kongregation der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus. Bereits im Jahr 1845 pflegten die ersten Schwestern vornehmlich

Kranke und Arme in der Stadt Telgte. Sie lebten nach der Dritten Regel des hl. Franziskus. Für seine Schwesterngründung entwarf Bernsmeyer Statuten, die 1847 vom Provinzial der Sächsischen Franziskanerprovinz bestätigt wurden. Die ersten Statuten der Schwesternkongregation ermöglichen einen interessanten Einblick in das Selbstverständnis der noch jungen Gemeinschaft. In diesen Statuten werden die Pflichten jener Schwestern dargelegt, welche die Kranken in der Stadt zu versorgen hatten. Die Pflichten verdeutlichen, mit welchem Selbstverständnis sich die Schwestern in den Dienst der Krankenpflege gestellt haben. Ebenso wird deutlich, dass sich die Schwestern sowohl um das geistliche wie das körperliche Wohl der ihnen anvertrauten Menschen sorgten.

- *Wird bei einer Schwester ein Kranker zur Pflege angemeldet, so muss dieselbe der Mutter davon Meldung tun. Die Mutter hat den geistlichen Präses auf Verlangen davon in Kenntnis zu setzen und alsdann eine Schwester zur Pflege zu bestimmen.*
- *Die Mutter hat über die Anzahl und Namen der Kranken, wie auch über die Art der Krankheit, Genesung und Tod, über die Zeit der Pflege mit Monat und Tag (Datum) ein Buch zu führen.*
- *Wenn eine Schwester zur Pflege der Kranken geht und zurück kommt, so hat sie sich jedes Mal bei der Mutter zu melden.*
- *Die Schwestern, welche Kranke pflegen, sollen dieselben mit aller Liebe, Geduld und Gelassenheit bedienen. Sie haben sich bei dem Arzt zu befragen, wie es mit dem Kranken soll gehalten werden, um sich nach dessen Vorschrift genau zu richten.*
- *Die Schwestern sollen vorzüglich auf das Seelenheil des Kranken zu wirken suchen. Sie müssen demselben aus einem Erbauungsbuch langsam und deutlich vorlesen, vorbeten und ihn zur Geduld in den Leiden ermahnen und soviel sie können, zum Empfang der heiligen Sakramente vorzubereiten suchen.*
- *Sie sollen so viel sie können, alles unnötige Reden mit dem Kranken meiden.*
- *Die Schwestern sollen bei dem Kranken über Tag nur zur Löschung ihres Durstes Wasser oder eine Tasse Kaffee trinken. Bei der Nachtwache eines Kranken mögen sie Kaffee, Tee, Bier oder Wasser trinken, oder auch etwas Speise genießen, geistige Getränke ausgenommen, es sei denn, dass der Kranke eine ansteckende Krankheit hat. Dasselbe gilt auch beim Auskleiden einer Leiche.*
- *Wenn die Schwestern über Tag bei einem Kranken verbleiben, so gehen sie zu einem bestimmten Haus, um allda zu speisen.*
- *Wenn die Kranken Kleidung und reine Wäsche bedürfen, so muss sich die Schwester dieselbe von der Mutter geben lassen und nach beendigter Krankheit selber der Mutter wieder zurückstellen.³*

Bereits wenige Jahre nach der unsicheren Gründungsphase der Schwesterngemeinschaft kehrten etwas mehr Stabilität und Ruhe ein. Dies lässt sich an zwei Ereignissen festmachen: Erstens an der Übergabe der Aufsicht an den Bischof von Münster und zweitens an der Verlegung des Mutterhauses ebenfalls nach Münster. Im Jahre 1851 erklärte sich Pater Bernsmeyer aufgrund seines fortgeschrittenen Alters

bereit, die Aufsicht dem Bischof von Münster zu übergeben. Ab diesem Zeitpunkt übernahm der Bischof die innere Leitung der Gemeinschaft und verlegte 1853 das Mutterhaus nach Münster. Mit der Verlegung des Mutterhauses und der gleichzeitigen Errichtung eines weiteren eigenen Hospitals neben dem neuen Mutterhaus konnte die noch junge Gemeinschaft endgültig Fuß fassen. Bereits zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Schwestern weit über die Grenzen des Münsterlandes hinaus einen exzellenten Ruf erworben.⁴

Aufbau und Blütezeit 1854 bis 1962

Nach vielen ungewissen und schwierigen Anfangsjahren sollte nun eine Zeit des Aufbaus und des Wachstums folgen. Es wurden zunächst Niederlassungen in Deutschland gegründet, später auch in Übersee. Am 29. Februar 1848 brachen vier Schwestern nach Schlesien auf, nachdem dort eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Nachdem die Epidemie eingedämmt war und das

Lazarett in Schlesien aufgelöst werden konnte, blieben zwei Schwestern zurück und bildeten die erste Niederlassung der Kongregation. Dies war der Beginn neuer Niederlassungen außerhalb des westfälischen Stammgebietes. Das damit verbundene Selbstverständnis der Schwestern brachte ein Kuratoriumsmitglied im Jahre 1855 anschaulich auf den Punkt: „Politische- oder Diözesane Grenzen kennen die beiden (Schwestern, Anm. d. Verf.) nicht. Die Grenzen ihres Wirkens würden da sein, wo es keine Kranken und keine Elenden gäbe. Ihr Wirkungskreis ist also unbegrenzt.“⁵ Diese Aussage bezog sich zwar auf die beiden in Schlesien gebliebenen Schwestern, sie spiegelt aber das allgemeine Grundverständnis der noch jungen Gemeinschaft wider.

Bereits im Jahr 1852 hatten die Schwestern die Krankenbetreuung in vier Hospitälern in Westfalen und in drei weiteren in Schlesien übernommen. Die Initiatoren der Krankenhausgründungen waren vornehmlich örtliche Pfarrgeistliche. Die Übernahme der Krankenpflege durch die Schwestern in

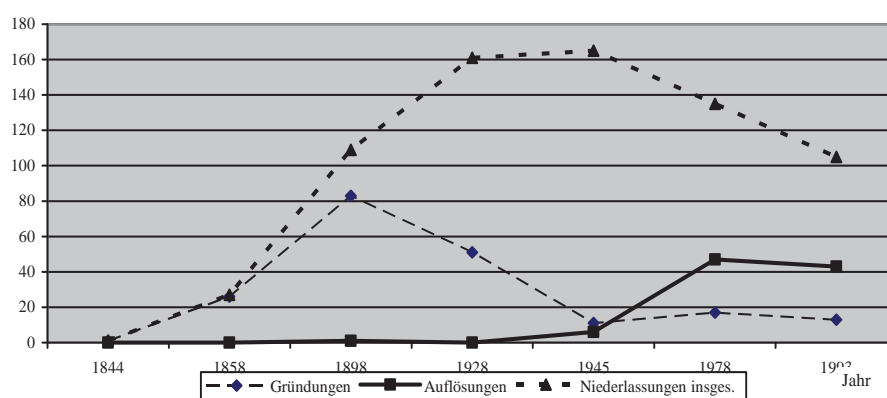


Abb. 1: Anzahl der Ordensniederlassungen in Deutschland

einem Krankenhaus erfolgte gewöhnlich dadurch, dass ein Ortspfarrer das Mutterhaus bat, Schwestern zu entsenden. Zwischen dem Mutterhaus und dem Träger des Hospitals wurden dann Gestellungsverträge abgeschlossen.⁶ Daraufhin entsandte das Mutterhaus die erforderlichen Schwestern, die dort eine kleine Kommunität bildeten, die eine Filiale des Mutterhauses wurde. Unterstützung erhielten die Hospitäler in der Bauphase und für die Versorgung der Patienten oft von Privatleuten. Diese Phase der Expansion soll an der Anzahl der deutschen Niederlassungen verdeutlicht werden. Das Schaubild⁷ (vgl. Abb. 1) zeigt, dass die Kongregation nach ihrer Gründung in ihrem Stammland schnell gewachsen ist. Die Ausweitung der Niederlassungen währte bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts. Nicht nur im Gründungsland der Ordensgemeinschaft, sondern auch in anderen Ländern entstanden neue Niederlassungen.

Anfangs haben die Schwestern im Münsterland Kranke gepflegt, dann in Schlesien, in der habsburgischen Monarchie sowie im Königreich der Niederlande. Es bedurfte schließlich eines äußeren Anlasses, nämlich des bedrückenden Kulturkampfes im Jahre 1875 in Deutschland, um das Arbeits-

gebiet auch nach Übersee, zunächst auf die Vereinigten Staaten (1875), auszudehnen.⁸ Von dort aus zogen die Schwestern nach China (1925 - 1948), Japan (1958) und Taiwan (1968). Von Deutschland aus gingen die Schwestern nach Indien (1973). Weitere Niederlassungen existieren in Haiti (1989), in Tschechien (1993) und in Tansania (2002).⁹

Die dargelegte Entwicklung zeigt, dass die Ordensgemeinschaft nach der ersten, teilweise turbulenten Gründungsphase einen lang anhaltenden und kontinuierlichen Aufschwung erlebte, der sich in der Gründung neuer Niederlassungen in Deutschland und in weiteren Ländern der Erde niederschlug. Parallel zur Ausweitung des Wirkungskreises ist die Anzahl kontinuierlich gewachsen. Die nächste Graphik veranschaulicht diese Entwicklung weltweit.

Wie sich dem Schaubild (vgl. Abb. 2) entnehmen lässt, ist bis Anfang der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts die Schwesterngemeinschaft kontinuierlich gewachsen. In ihrer Blütezeit gehörten dem Orden ungefähr 3500 Schwestern an. Einen deutlichen Einbruch und eine Kehrtwende dieser Entwicklung markiert das Jahr 1962: Ab diesem Zeitpunkt ging die Anzahl der Ordensfrauen zurück.

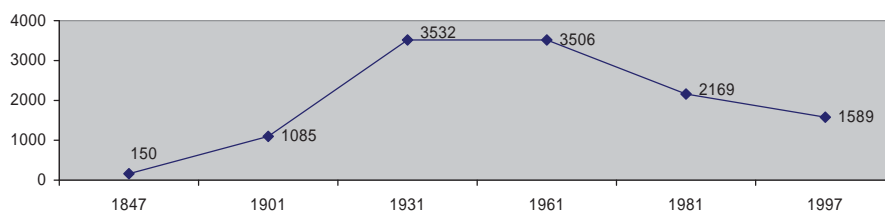


Abb. 2: Anzahl der Schwestern des Ordens weltweit

Die Phase des Aufbaus bis zur Blütezeit ist geprägt von dem Selbstverständnis, dorthin zu gehen, wohin die Schwestern gerufen werden, um Kranken und Bedürftigen zu helfen. Insbesondere während der Einsätze als Lazarett-schwestern in mehreren Kriegen tritt dieses Selbstverständnis klar zutage.

Eine Zeit des Umbruchs und der Neuorientierung: 1962 bis zur Übergabe ihrer Werke im Jahr 2004

Eine weitere, bis heute anhaltende Phase ist durch einen grundlegenden Wandel und die Suche nach einer neuen Orientierung gekennzeichnet. Diese Phase beginnt im Jahr 1962. Sie ist durch zwei Ursachen ausgelöst, die nicht unmittelbar miteinander zusammenhängen: Der anhaltende Rückgang des Ordensnachwuchses und die Impulse durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962 – 1965).

Der erste und bis heute anhaltende Reformimpuls resultiert aus dem Rückgang des Ordensnachwuchses. Die Anzahl der Schwestern ging seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts kontinuierlich zurück. Freilich hat zum damaligen Zeitpunkt noch niemand die Tragweite dieser Entwicklung realisiert, zumal auch noch nicht absehbar war, wie lange dieser Rückgang anhalten würde.

Ebenso hofften die Schwestern, dass die Eintrittszahlen eines Tages wieder zunehmen würden. In den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts wuchs langsam das Bewusstsein dafür, dass die Ordensgemeinschaft auf den anhaltenden Rückgang reagieren muss und

nicht weiter nur auf mehr Ordensnachwuchs hoffen kann. Ebenfalls im Jahr 1962 begann das Zweite Vatikanische Konzil, das durch seine grundlegenden Anfragen an das Ordensleben eine nachhaltige Suchbewegung der Ordensleute auslöste. Wenngleich die Impulse des Konzils in den Klöstern allgemein verzögert aufgegriffen wurden, haben sie dort doch Reformbemühungen angeregt. Beide Ereignisse, das Zweite Vatikanische Konzil und der sich abzeichnende und anhaltende Rückgang der Ordensschwestern, hatten einen entscheidenden Einfluss auf den Transformationsprozess der Ordensgemeinschaft, der zu einer Veränderung des Selbstverständnisses und zu einer Erweiterung des Sendungsauftrags führte. Daher sollen zunächst beide Reformimpulse kurz dargestellt werden.

Die ersten Jahre nach dem Konzil waren eine bewegte Zeit für die Klöster. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass das Konzil eine anhaltende Bewegung der Suche und der Neuorientierung ausgelöst hat. Bisherige Selbstverständlichkeiten und Sicherheiten waren fragwürdig geworden und die Frage nach der eigenen Identität wurde ausdrücklich gestellt. Drei Themenbereiche – es gab in der Folge des Konzils weitaus mehr Themen – prägten die Veränderungsprozesse der Orden nach dem Konzil: die Suche nach angemessenen Lebensformen¹⁰, die Frage nach der Gemeinschaft¹¹ und die theologisch spirituelle Vertiefung des Ordenslebens. Neben den vielen Impulsen des Konzils, die noch bis in die 1970er und 1980er Jahre in die Ordensentwicklung hineinwirkten, wurde die Frage nach der Zukunft der ordenseigenen Werke in den 1990er Jahren immer drängender.

Immerhin waren zum damaligen Zeitpunkt in den Hospitalgesellschaften der Mauritzer Franziskanerinnen, die sechs Krankenhäuser betrieben, bereits mehr als 4000 weltliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt. Für diese Personen trug die Ordensgemeinschaft die Verantwortung. In der folgenden Zeit wurde also die Frage immer dringlicher, wie es mit den Krankenhäusern der Ordensgemeinschaft weitergehen könne. Bis die Schwestern allerdings ihre ordenseigenen Werke im Jahr 2004 in andere Hände übergaben, haben sie noch intensiv um ihr eigenes Selbstverständnis gerungen.

Die innere Verabschiedung von ihren Werken

Die Mauritzer Franziskanerinnen haben seit den 1990er Jahren nachdrücklich mit der Frage nach der Zukunft ihrer Werke gerungen. Die Lektüre der Ordensdokumente bestätigt, dass sich in dem turbulenten Transformationsprozess der Gemeinschaft die beiden zuvor genannten Reformimpulse überlagern.¹² An einigen markanten Ereignissen wird dieser Veränderungsprozess skizziert. Es können und sollen hier nicht alle Reformlinien aufgezeigt werden, sondern nur jene, die im Zusammenhang mit der Übergabe der Krankenhäuser und dem veränderten Selbstverständnis stehen. Im Schlussdokument des Generalkapitels aus dem Jahre 1994 deutet sich bereits eine Erweiterung des Selbstverständnisses der Ordensgemeinschaft an. Dort betonen die Schwestern, dass ihr berufliches Apostolat vom heilenden Dienst an den Kranken auch in der Zeit der staatlich organisierten Krankenpflege seine Bedeutung behält. Zugleich

aber weisen sie darauf hin, dass der Auftrag für den heilenden Dienst über ihr berufliches Apostolat hinausreicht. So heißt es im Schlussdokument: „Wir wollen den heilenden Dienst Jesu bezeugen durch unser Mitsein und Mitfühlen mit den Menschen, denen wir täglich begegnen.“¹³ Der heilende Dienst der Schwestern bezieht sich demnach nicht mehr nur auf kranke Menschen, sondern auf Obdachlose, materiell arme, alte und behinderte Menschen, die in der heutigen Gesellschaft der besonderen Sorge bedürfen. Die Modernisierungsverlierer werden fortan in den heilenden Dienst der Schwestern einbezogen.

Zwischen den beiden Generalkapiteln in den Jahren 1994 und 2000 haben sich weitreichende Reformgedanken durchgesetzt. Diese Entwicklung wird im Provinzkapitel im Jahr 1997 sichtbar. Die dort entwickelten Provinzstatuten dokumentieren den eingeschlagenen Reformweg. Weil immer mehr Schwestern aus dem aktiven Dienst ausscheiden, ist es gemäß des Provinzkapitels für die Gemeinschaft wichtig, sich mit der Frage des Loslassens und der Übernahme anderer Aufgaben auseinander zu setzen. So heißt es in den Statuten: „Wenn wir aus der hauptamtlichen Berufstätigkeit ausscheiden, übernehmen wir nach unseren Möglichkeiten andere oder ehrenamtliche Dienste. Auch im Apostolat des Gebetes können wir Hilfe schenken und Erfüllung finden. Den Schwestern sollte die erforderliche Unterstützung beim Loslassen von Aufgaben angeboten werden.“¹⁴

Ein besonderes Anliegen der Schwestern ist, schwerkranke und sterbende Menschen in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern in den Krankenhäusern

zu begleiten.¹⁵ In diesem Kapitel wird also das Thema Loslassen deutlich zur Sprache gebracht.

In einem sogenannten „Wegweisenden Text“ dieses Provinzkapitels wird noch explizit auf die nachkonziliaren Ereignisse Bezug genommen: Der tiefgreifende Rollenwandel der Frau in der Gesellschaft und die allgemeine Säkularisierung mit den sich verändernden Werthaltungen sind wichtige Faktoren, die sich auf das Leben der Ordensgemeinschaft auswirken. Es wird betont, dass sich das über 150-jährige Apostolat zum Teil gewandelt hat; diese Tatsache in Verbindung mit der Altersstruktur stellt die Gemeinschaft vor neue Herausforderungen.¹⁶ Als geistliches Leitwort der weiteren Entwicklung gilt ein Gedanke des heiligen Franziskus, der die gegenwärtige Situation der Mauritzer Franziskanerinnen gut beschreibt: „Was ich tun konnte, habe ich getan; möge nun Christus euch lehren, was ihr tun sollt.“

In der Vorbereitung auf das Generalkapitel des Jahres 2000 zeichnen sich schon klare Zukunftsoptionen ab: Die Schwestern verstehen ihr Apostolat nicht mehr nur in der Sorge um kranke Menschen. Ebenso denken sie darüber nach, die ordenseigenen Krankenhäuser in andere Hände zu übergeben. Ein Auszug aus einem Bericht über den Stand der Kongregation beim Generalkapitel 2000 verdeutlicht diesen Bewusstseinswandel: „Die Altersstruktur unserer Gemeinschaft, die rückläufige Mitgliedszahl, notwendige Konventsauflösungen, die Veränderungen im Krankenhauswesen führen dazu, dass sich viele Schwestern zunehmend nicht mehr in dem Maße wie früher mit der Aufgabe identifizieren, Träger ordens-

eigener Hospitäler zu sein. Die Aufgaben verlagern sich zu sozialen Brennpunkten: z.B. Pflege und Betreuung an Aids erkrankter Menschen, Mithilfe in Hospizen, Seelsorge in Krankenhäusern und Altenheimen, Besuchsdiensten in Pfarrgemeinden, um nur einige zu nennen. Es kristallisieren sich andere Aufgaben heraus, die allerdings kaum dem ursprünglichen Krankendienst entsprechen.“¹⁷

Im Hinblick auf eine Übergabe ihrer ordenseigenen Krankenhäuser an andere machen sich die Schwestern Gedanken, wie die kirchliche Identität weiterhin gewahrt werden kann. Sie wollen nicht nur ihre Werke, sondern auch die damit verbundenen Werte weitergeben. Dazu heißt es im bereits erwähnten Dokument: „Es muss über Alternativen nachgedacht werden, mit welcher Struktur die Spiritualität unseres Ordens und die Kernidentifikation mit einem kirchlichen Unternehmen gewährleistet werden kann. Es wird eine wesentliche Aufgabe sein und bleiben, die Wurzeln und Leitideen des Ordens auch im Rahmen des Leitbildprozesses den Laien näher zu bringen.“¹⁸

Im Generalkapitel im Jahr 2000 wird in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, dass sich die Kongregation in einer sehr kritischen Phase befindet und zwischen drei möglichen Zukunftsszenarien wählen kann: dem Aussterben, einem minimalen Überleben oder einer geistlichen Neugründung. Die Generaloberin gibt ihren Schwestern zu bedenken: „Viele Kongregationen werden ein Weiterexistieren verpassen und die, welche sich für ein minimales Überleben entschieden haben, werden evtl. ihre Daseinsberechtigung verlieren, weil sie nicht wissen, für was sie stehen.“¹⁹

In diesem Bericht wird ersichtlich, dass sich die Gemeinschaft der Zukunftsfrage stellt. Die Generaloberin weist in ihrem Bericht darauf hin, dass eine Neuorientierung der Gemeinschaft ansteht: „Wir sind uns bewusst, dass wir weder die Möglichkeiten noch die Energie haben, um das zu tun, was früher getan worden ist. Was für Wahlmöglichkeiten haben wir jetzt vor uns? Wiederum: Wer wir sind und warum wir hier sind, wird zur wichtigsten Frage unseres Lebens. Unsere Statistiken (Statistiken über die Altersstruktur der Ordensgemeinschaft, Anm. d. Verf.) regten uns dazu an, eine intensive Neubewertung unserer Lebensweise und unserer Leitungsstrukturen zu empfehlen (...).“²⁰

Hier wird in aller Deutlichkeit die Frage nach der eigenen Identität und Berufung gestellt. Weder das Aussterben noch das minimale Überleben, sondern die Idee einer Neugründung ist die neue Vision. Eine Neugründung, so ist dem Dokument zu entnehmen, zeichnet sich durch drei Charakteristika aus: „Eine sich wandelnde Antwort auf die Zeichen der Zeit, eine Wiederaufnahme des Gründungscharismas und eine grundlegende Erneuerung des Glaubenslebens, des Gebetslebens und ein Ausgerichtetsein auf Christus.“²¹

Das Schlussdokument des Generalkapitels 2000 ist ein wichtiger Meilenstein im bislang eingeschlagenen Transformationsweg der Ordensgemeinschaft. Das Dokument ist das Ergebnis einer längeren Suchbewegung, in der intensiv um das Selbstverständnis und den Sendungsauftrag der Ordensgemeinschaft gerungen wurde.

Schon das Thema dieses Generalkapitels „Für das Leben der Welt“ deutet an, dass sich das Sendungsbewusstsein der

Schwestern von der Versorgung kranker Menschen auf die Nöte einer globalisierten Welt erweitert.²² In der Einleitung des Generalkapitels klar benannt: „Beim Generalkapitel 2000 waren die Kapitularinnen aufgerufen, unter dem Thema ‚(...) für das Leben der Welt‘ (Joh 6,51) die Lebensweise der Kongregation im Sinne des Evangeliums zu überprüfen und neu auszurichten.“²³ Nach wenigen, einleitenden Sätzen folgt eine Ausführung zum Thema Globalisierung.²⁴ Das Dokument begreift die Menschheit als eine globalisierte Schicksalsgemeinschaft, die zugleich Chance und Risiko für alle bedeutet. Das menschliche Leben auf der Welt wird durch Armut, Arbeitslosigkeit, ungleiche Bewertung der Geschlechter, Analphabetismus, Krieg und Zerbrochenheit bedroht und zerstört. Aus diesen Phänomenen ergeben sich die Herausforderungen für die Schwestern: „Die Globalisierung fordert

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

uns dazu heraus, für die Wahrung der Menschenwürde einzutreten und die Achtung vor der ganzen Schöpfung zu fordern, die unter ihrer Last Gebeugten aufzurichten und den Verzweifelten Mut zu geben, die Solidarität mit der ganzen Menschheitsfamilie zu üben, der Armut, die sich aufgrund der Dynamik von Macht und Weltwirtschaft entwickelt, von ‚unten und oben‘ entgegenzuwirken.“²⁵

Auf der Grundlage dieser Zeichen der Zeit entwickelt das Generalkapitel die Antwort der Schwestern in einem sogenannten „Mission Statement“, in dem das erweiterte Selbstverständnis und der Sendungsauftrag zum Ausdruck kommt. Das Mission Statement enthält das gemeinsame Verständnis der Identität der Schwestern und des Ordenscharismas.

„Wir sind Mitglieder einer internationalen, multikulturellen Kongregation von Franziskanerinnen. Wir haben uns verpflichtet, das Evangelium im Geist des hl. Franziskus von Assisi, unseres Gründers Pater Christoph Bernsmeyer OFM, unserer ersten Schwestern und aller, die ihnen folgten, zu leben. Wir haben uns verpflichtet zu einem einfachen Lebensstil in Gemeinschaft. Wir fühlen uns herausgefordert durch die Werte des Regulierten Dritten Ordens: Umkehr, Kontemplation, Armut und Demut. Wir sind dem gemeinsamen Auftrag verpflichtet, Christi heilende Gegenwart der Menschheit zu bringen und kreative Wege als Antwort auf Menschen in Krankheit, Armut und Not zu unterstützen. Wir geben Zeugnis von unserer franziskanischen Spiritualität, indem wir der ganzen Schöpfung Ehrfurcht entgegen bringen, Frieden und Gerechtigkeit leben und fördern und die Würde aller Menschen respektieren.“²⁶

Wenngleich das erweiterte Selbstverständnis auch noch offen und wenig konkret formuliert ist, ist die Veränderung dennoch klar zu erkennen. Hiermit ist sicherlich eine wichtige Entwicklungsetappe nach einem jahrelangen Diskussionsprozess über das Selbstverständnis der Ordensgemeinschaft markiert. Welche Konsequenzen

sich daraus für die Ordensgemeinschaft ergeben werden, wird sich in den nächsten Jahren zeigen.

Die Übergabe der ordenseigenen Werke in eine Stiftung

Diesem inneren Transformationsprozess folgte nun der äußere Wandel. Im Jahr 2001 hat sich das deutsche Provinzkapitel zur Übergabe der Krankenhäuser durchgerungen, zwei Jahre später folgte der Entschluss, die Häuser in eine Stiftung zu überführen. Schließlich fand im Februar 2004 die offizielle Übergabe statt.

Die Übergabe der ordenseigenen Werke markiert einen tiefen Einschnitt in das Selbstverständnis des Ordens, denn die Schwestern übergaben einen wesentlichen Teil ihres Lebenswerks. Die Generaloberin der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz, Schwester Mary Ann Minor, drückte dies in ihrer Ansprache anlässlich der Feier zur Übergabe der ordenseigenen Krankenhäuser in die hierfür gegründete St. Franziskus-Stiftung deutlich aus: „Dieses Ereignis ist wirklich ein schmerzvolles für uns Schwestern, aber gleichzeitig ist es auch eine Zeit, um über eine neue Vision für unsere Zukunft nachzudenken (...). Wir selber lebten sehr arm und waren Tag und Nacht verfügbar für jene, die unseren Dienst brauchten. Wir waren sehr glücklich und verbreiteten unsere Freude bei allen, mit denen wir zusammentrafen. Wir gaben bereitwillig unser ganzes Leben für die Menschen und wurden immer wieder gestärkt durch unser Gebet und die heilige Eucharistie (...). Wir alle fanden unsere größte Zufriedenheit und Erfüllung darin, dass wir Christi heilende Hän-

de für die Geringsten der Brüder und Schwestern sein durften (...). Diejenigen von Ihnen, die nun die Verantwortung übernommen haben für die Fortsetzung des Apostolates der Schwestern in unseren Hospitälern, haben ein sehr, sehr wertvolles Erbe erhalten. Ihnen ist viel mehr anvertraut worden, als nur Land, Gebäude und Geld. In ihre Hände gelegt sind die Tradition von 160 Jahren hingegebenen Dienstes an den Kranken, 160 Jahre persönliches Opfer und 160 Jahre vom Gebet getragenes Engagement. Ihnen ist die Geschichte und das geistliche Vermächtnis, das in den Herzen und im Geist der Schwestern lebendig ist, anvertraut.“²⁷

Es kann wohl kaum deutlicher in Worte gefasst werden: Es geht bei der Übergabe nicht nur um Gebäude, es geht nicht nur um Vermögen und es geht nicht nur um Grund und Boden, vielmehr geht es im Kern um eine über Generationen gewachsene Identität. Diese, so ist es in die Stiftungsurkunde eingeschrieben, gilt es auch ohne die Anwesenheit der Ordensschwwestern zu bewahren und fortzuführen. Die Generaloberin drückte in der bereits erwähnten Feier ihre Hoffnung aus: „Wir glauben, dass Sie unser Erbe weitertragen, unser Erbe der Liebe und des Dienstes an den Kranken, den Armen, den Ausgestoßenen und allen, die nicht für sich selbst sorgen können. (...) Tragen Sie dieses kostbare Erbe mit seiner Vision, der Philosophie der Pflege, des Mitgefühls, der Freude und des Engagements tief in Ihrem Herzen.“²⁸ Für die Stiftung und deren Einrichtungen geht es darum, dieses Erbe anzunehmen, es als ihren zentralen Auftrag zu verstehen und es immer neu im unternehmerischen Gestalten, Lenken und Leiten umzusetzen. Dies

ist sowohl eine auf das gesamte Unternehmen bezogene Herausforderung, als auch der Auftrag an jede Mitarbeiterin und jeden Mitarbeiter persönlich.

Die Stiftungsfeier bildete den vorläufigen Abschluss eines langen Weges. Das Lebenswerk, das die Gemeinschaft aufgebaut hat, wurde in andere Hände übergeben. Die Schwestern haben nicht nur ihre Werke, sondern ebenso die damit verbundenen Werte übergeben. Dies wird zur Herausforderung an die neuen Verantwortungsträger. In der Urkunde anlässlich der Übertragung der Krankenhäuser auf die St. Franziskus-Stiftung Münster heißt es: „Sie (die Ordensgemeinschaft, Ergänzung d. Verf.) verbindet mit dieser Übertragung die Hoffnung, dass die St. Franziskus-Stiftung Münster diese Werke im Sinne der Ordensgemeinschaft fortführt. Insbesondere, dass allen der St. Franziskus-Stiftung anvertrauten Menschen mit Liebe, Achtung, mit Geduld und Freundlichkeit zum Guten gedient wird und sich die St. Franziskus-Stiftung Münster ganzheitlich um die ihr anvertrauten Menschen sorgt.“²⁹



1 Die Geschichte der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz und die Transformation ihres Selbstverständnisses ist ausführlich beschrieben in Fischer, M., Das konfessionelle Krankenhaus: Begründung und Gestaltung aus theologischer und unternehmerischer Perspektive, Münster, Lit-Verlag, erscheint im Herbst 2009. An dieser Stelle danke ich der Ordensgemeinschaft der Franziskanerinnen Münster St. Mauritz, insbesondere Sr. M. Diethilde, für den Einblick in die notwendigen Dokumente.

- 2 Vgl. Füsser, U., Bernsmeyer, Johann, in: Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte. Who was who in Nursing History, hg. v. Wolf, H.-P., Band 3, Urban & Fischer, München 2004, 33-34.
- 3 Elsner, S., Die Genossenschaft der Krankenschwestern des hl. Franziskus von St. Mauritz - Münster. Eine Geschichte dienender Liebe, St. Mauritz/Münster, Selbstverlag 1948, 22f.
- 4 So findet sich im Stadtarchiv von Münster folgende Notiz: „Es ist gewiß ein ehrenvolles Zeugnis für dieses junge Institut, dass es sich in den wenigen Jahren seines Bestehens einen Ruf erworben hat, dass selbst aus fremden Staaten Schwestern verlangt werden und zugleich ein Beweis, wie das Institut bemüht ist, nach allen Seiten in der uneigennützigsten Weise Dienste zu leisten und auch wirklich leistet.“ Siehe Frese, W., Die Kongregation der Krankenschwestern nach der Dritten Regel des hl. Franziskus, Pater Christoph Bernsmeyer OFM und die Anfänge der Kongregation, Heft 1, Münster 1985, 136.
- 5 StA Münster, LRA Münster Akte 981 – 1855 Dez. 26, zitiert nach ebd., 136.
- 6 Bei einem Gestellungsvertrag „(...) handelt das einzelne Ordensmitglied nach der Weisung der Obern und nimmt selbst keinerlei Einfluss auf die Gestaltung des Vertrages (...) Entweder entsendet die Ordensgemeinschaft eine bestimmte Anzahl ihrer Mitglieder zur Aufgabenerfüllung oder sie übernimmt selbst die Einrichtung. Bei der letztgenannten Möglichkeit übernimmt der Anstaltsträger entweder selbst die Bewirtschaftung und wälzt die Anstaltsleitung als solche auf den Orden ab oder er integriert die Ordensleute gemeinsam mit anderen, nicht klösterlichen Arbeitskräften, in die Betriebsorganisation, wobei das Kloster nur einzelne, spezielle Aufgabenbereiche selbständig führt.“ Siehe Glenski, S., Die Stellung der Ordensangehörigen in der Krankenversicherung, Dissertation, Universität Köln 2000, 20.
- 7 In dieser Tabelle ist die Entwicklung der Filialen in der rheinischen, westfälischen und polnischen (ehemals schlesischen) Provinz zusammengefasst. Die Filialen werden von den Schwestern liebevoll als Töchterhäuser bezeichnet.
- 8 Vgl. Frese, W., Die Kongregation der Krankenschwestern nach der Dritten Regel des hl. Franziskus Münster, 136.
- 9 Der Einsatz von Ordensfrauen im Ausland bringt für diese Frauen spezifische Probleme mit sich. Vgl. dazu Hoffmann, C., Ausländische Ordensfrauen in Deutschland, in: Ordenskorrespondenz 44(2003), 133-137.
- 10 Vgl. Isenring, Z., Die Frau in den apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften. Eine Lebensform am Ende oder an der Wende?, Universitätsverlag, Freiburg 1993, 81f. und Schmiedl, J., Veränderte Lebenswelten. Die deutschen Frauenorden seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in: Ordenskorrespondenz 45(2004), 272-285.
- 11 Vgl. zu diesem Themenkomplex Zulehner, P. M., Menschliches im Dienste Gottes und der Menschen, in: Geist und Leben 58. Jg. (1985), 28-41.
- 12 Natürlich dokumentieren die offiziellen Verlautbarungen nur die nach außen hin sichtbaren und niedergeschriebenen Entwicklungsetappen. Diese sind die Frucht vorangegangener Diskussionsprozesse innerhalb der Ordensgemeinschaft.
- 13 Schlussdokument des Generalkapitels 1994 der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus.
- 14 Provinzstatuten der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus, 1997, 5.1.
- 15 Vgl. ebd.
- 16 Für den anstehenden Neuaufbruch ins nächste Jahrtausend wünschen sich die Schwestern folgende Haltungen: innere Bereitschaft und Verfügbarkeit; Einsatz von Zeit und Eigenaktivität; Vorschläge, Anerkennung und Meinungsbildung; Wachsamkeit für Aufbrüche und Anstöße aus der Basis; Wahrnehmen von Grenzfragen, die Kräfte für neue Aufgaben freisetzen können; ehrenamtliche Aufgaben über den aktiven Dienst hinaus;

- persönliche Lebensplanung; Mitverantwortung und Mitentscheidung und die Fortsetzung begonnener Prozesse. Vgl. Wegweisender Text, Provinzkapitel der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus, 1997.
- 17 Vgl. Bericht über den Stand der Kongregation der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus von September 1994 bis September 2000 beim Generalkapitel 2000, 14.
- 18 Ebd., 14. Mit dem Hinweis auf den Leitbildprozess ist die Leitbildentwicklung der ordenseigenen Hospitäler gemeint, in der ein erster Schritt getan wurde, um das geistige Erbe der Franziskanerinnen an spätere Verantwortungsträger weiterzugeben.
- 19 Ebd., 22.
- 20 Ebd., 23.
- 21 Ebd., 22.
- 22 Vgl. Schlussdokument des Generalkapitels 2000 der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus, 2000.
- 23 Ebd., 1.
- 24 Gabriel, I., Ordensleben unter den Bedingungen der Globalisierung, in: Ordenskorrespondenz 45 (2004), 334-358. In diesem Artikel wird ausführlich das Phänomen der Globalisierung beschrieben und gefragt, welche Rolle die Orden in diesem Prozess spielen können.
- 25 Schlussdokument des Generalkapitels 2000 der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus, 2000, 2.
- 26 Siehe ebd., 3-4.
- 27 Die Generaloberin Sr. Mary Ann Minor hat im Rahmen der Übergabe der ordenseigenen Werke eine kurze Ansprache gehalten, aus der die Sätze im Wortlaut entnommen sind.
- 28 Ebd.
- 29 Urkunde anlässlich der Übertragung der Krankenhäuser auf die St. Franziskus-Stiftung Münster.



...Dokumentation

Rüdiger Funiok SJ

1942 geboren in (tschechisch) Oberschlesien, wurde Prof. P. Dr. Rüdiger Funiok 1962 Mitglied des Jesuitenordens. Nach dem Studium der Philosophie, Theologie, Pädagogik und Kommunikationswissenschaft folgten Promotion und Habilitation im Fach Pädagogik. Seit 1987 ist er Leiter des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Erwachsenenpädagogik (IKE) und seit 1992 Professor für Kommunikationswissenschaft an der Jesuitenhochschule in München.



Rüdiger Funiok SJ

„Stellt euer Licht auf den Leuchter!“¹

Orden und Medien heute

Einleitung

Ein zentrales Kennzeichen unserer Weltgesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts lässt sich mit „Mediatisierung“ umschreiben². Der Informationsaustausch privater, geschäftlicher, betrieblicher oder kultureller Art wird über Medien vermittelt; es gibt ein breites Nachrichten und Unterhaltungsangebot über gedruckte und Online-Zeitungen, über Radio und Fernsehen, Musik und Filme über Audio- und Video-Discs, und es gibt die Computerspiele. „Mediatisierung“ bedeutet, dass fast alle gesellschaftliche Bereiche, um öffentlich präsent zu bleiben, auf ihre Darstellung in den öffentlichen Medien angewiesen sind – auch Kirche und Orden. Daraus ergeben sich eine Reihe von Herausforderungen an die Ordensleitungen – nach dem Motto „Stellt euer Licht auf den Leuchter!“ (Mt 5, 14f.).

Die Mitgliederversammlung 2009 des Deutschen Ordensobernkongress (DOK) stand unter dem programmatischen Titel „Stellt euer Licht auf den Leuchter – Ordensleute und Medien heute“. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in dieser Ausgabe neben dem Hauptvortrag von P. Funiok SJ acht der elf Workshops der Tagung.

Aber auch die „private“ Mediennutzung der einzelnen Ordensleute soll hier angesprochen werden – als selbstverständliches Mittel, um schnell und günstig untereinander Informationen auszutauschen, um in Kontakt mit Behörden und kirchlichen Stellen zu treten. Und (säkulare) Medien sind der

bevorzugt Weg, um sich über politische, kulturelle und kirchliche Entwicklungen zu informieren – selbst Kontemplative brauchen ein gewisses Maß an Informationen über die Welt, um für sie beten zu können. Umso mehr werden apostolisch Tätige die Medien nutzen müssen, um über die geistige Situation der Gegenwart auf dem Laufenden zu sein. Das große Interesse, welches das Workshopangebot „Mediennutzung durch Ordensleute – bricht die Welt ins Kloster ein?“ gefunden hat, signalisierte jedoch eine ambivalente Beurteilung durch die höheren Oberinnen und Obern.

Eher löblich und wünschenswert: Informationsorientierte Mediennutzung

In einer qualitativen Studie habe ich untersucht, welche Mediennutzungsmotive es in meiner Hochschul-Kommunität in München gibt (53 Mitbrüder aller Altersstufen).³ Meine Fragen lauteten: Welche tagesaktuellen Informationsmedien nutzt du? Wie kombinierst du alte und neue Medien? Wie hat sich die Mediennutzung im Laufe deines Lebens verändert? Gemeinsam ist allen Bewohnern eine optimale Medienausstattung: Neben Internetanschluss in allen Zimmern gibt es – vor allem für Gäste – ein Internetcafé mit 3 Computern und dann das klassische Zeitungszimmer, beide in der Nähe der Brieffächer und des Anschlag-Bretts im Pfortenbereich. 14 Interviews mit Mitbrüdern zwischen 30 und 83 Jahren ergaben: Ältere lesen Qualitätszeitungen nebeneinander. Für Informationen aus dem Heimatland werden Online-Zeitungen bevorzugt, vor allem von den Jüngeren. Es gibt

eine beachtliche Wertschätzung des künstlerischen Films.

Bei der Nutzung alter und neuer Medien erwies sich fachliches Expertentum, ausgeprägte religiös-kirchliche Interessen und die internationale Herkunft bzw. entsprechende Sprachkenntnisse als Faktoren, welche die Medienauswahl bestimmen. Im Sinne einer „Anschlusskommunikation“ bedeutsam sind außerdem die Gespräche im Refektor oder in der Erholung: „Hast Du gesehen, in der gestrigen FAZ steht ein Artikel, der dein Fachgebiet betrifft? ...“ In einer Familie weiß man meist, wie weich oder hart gekocht die Einzelnen ihr Frühstücksei haben wollen; in einer Ordenskommunität kennt man voneinander die Wissensgebiete.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

So viel zur Mediennutzung von uns Jesuiten, die zugegebenermaßen nicht auf alle Ordensgemeinschaften übertragbar ist. Was aber, wenn nicht Informationssuche, sondern das Unterhaltungsbedürfnis die Medienwahl bestimmen – gar noch die Suche nach Erlebnisbereichen, die in einer zölibatären Lebensweise nicht vorkommen? Die drei Bs der BILD-Zeitung (Blut – Busen – Babies) – also reißerisch aufgemachte Berichte über Unglücke und Verbrechen, die Präsentation von (weiblicher) Nacktheit und rührende Geschichten über Kinder oder Tiere – kennzeichnen auch viele Fernseh- und Internetangebote, einschließlich der

Computerspiele. Durch Gespräche weiß ich, dass auch ältere Ordensschwester gern am Computer zur Entspannung Spiele machen, z.B. Solitaire. Was aber, wenn es nicht bei diesen Kartenlegespielen bleibt, sondern Spielhandlungen betrifft, die für Ordensleute bedenklich erscheinen müssen – zumal wenn sie nicht beim gemeinsamen Fernsehen im Erholungszimmer, sondern bei der privaten Internetnutzung genossen werden?

Nicht nur problematisch – die unterhaltsame Mediennutzung

Eine verständliche Reaktion besorgter Oberinnen und Oberer ist das Aussprechen von Verboten; diese werden von denen, die es wirklich betrifft, häufig nicht beachtet. Größere Wirksamkeit erwartet man sich da von technischen Filtern. Im meinem Ordenshaus hat der Mitbruder, der das Computersystem verwaltet, alle Internet-Adressen und Suchbegriffe gesperrt, in denen die Buchstabenfolge „sex“ vorkommt. Das führt freilich zu dem kuriosen Ergebnis, dass der Server der University of Sussex nicht anwählbar ist, ebenso Frage nach Alltagsererzitten! Verbote und technische Filter bringen es nicht wirklich – das zeigt schon die Medienerziehung von Kindern in der Familie.

Wenn heute die Mediennutzung schon ab 14 Jahren in die Eigenverantwortung gegeben werden muss, so gilt das erst recht von Männern und Frauen, die ab 25 Jahre in einen Orden eintreten. Was man da sieht und hört, womit man seine begrenzte Freizeit – die bei Ordensleuten immer auch eine Zeit der Stille sein sollte – verbringt, das ist letztlich in die Eigenverantwortung zu stellen. Aber das heißt auch, dass damit

zumindest ein partieller Medienverzicht verbunden ist. Es soll hier aber auch die Kultivierung der Bedürfnisse, auch der kommunikativen Bedürfnisse einschließlich des Bedürfnisses nach Spiel, als Ziel genannt sein.

Im Sinne einer gesamt menschlichen Reife stellt sich für jede Ordensperson die Aufgabe, einen Konsumstil zu entwickeln, der als Ausdruck freier Selbstbestimmung gelten kann, der also wirklich Freiheit praktiziert, zugleich aber auch ökologisch und sozial verantwortlich ist. Um unserer Verantwortung für die Natur zu entsprechen, werden heute Tugenden eines „neuen Lebensstils“, der „Bescheidenheit“ und des „Maßhaltens“ in vielen Bereichen propagiert. Damit ist, wie der Kölner Pädagoge Gerhard Mertens feststellt, der alte antike und christliche Gedanke des Verzichts bzw. der Askese neu formuliert. So anerkennenswert es sei, wenn man nach gründlicher Überlegung freiwillig auf bestimmte Konsumgüter verzichte und sich damit eine Bedürfnisbefriedigung teilweise oder ganz versage, so sei doch daran festzuhalten: Askese ist ein *Begleitwert*, der lediglich im Dienst der Einübung (=Askese) eines bestimmten Lebensstils steht – z.B. eines Lebens für die Wissenschaft, für die Kontemplation oder für ein soziales Engagement. Die Askese ist nicht der *Zielwert*, sondern allenfalls ein Mittel, wenn auch ein nützliches und notwendiges.

Diese Unterscheidung mag manchen sophistisch vorkommen. Sie verweist jedoch darauf, dass jeder Konsumstil (mit seinen Verzichtsmomenten) Teil eines bewusst gewählten und immer wieder reflektierten Lebensstils ist. Die freie und bewusste Wahl dürfe und solle sich an der Weiterentwicklung der individuellen

Erlebnis- und Gestaltungsmöglichkeiten, also an der eigenen Selbstentfaltung orientieren – ohne freilich die sozialen und ökologischen Rücksichten außer Acht zu lassen. Nicht das generelle Nein einer die Freiheit überrumpelnden Verzichtspapole, sondern das vernünftig-abwägende, kritisch-bewusste, selektierende Konsumverhalten taugt als Ziel einer, an die Freiheit und Vernunft appellierenden Verbraucherbildung. Ein freier Konsumstil sei auch dadurch gekennzeichnet, dass er „die schöpferischen, geselligen, spielerischen Kräfte des Individuums entfalten“ helfe.⁴

Im Gegensatz dazu stehen für Mertens Konsumstile, die von einer Instrumentalisierung des Konsums oder von der Dominanz *eines* Bedürfnisses geprägt sind. Diese Verschiebungen lägen z.B. vor, wenn es beim Konsum nicht mehr um Selbstentfaltung und Genießen geht, sondern vordringlich um Statusrepräsentanz – und damit um zwanghaft gesuchte soziale Anerkennung – oder um Konkurrenzkampf. Solche Zwänge und Fixierungen auf bestimmte Bedürfnisse und Konsumgüter signalisieren in der Tat jeweils einen Verlust an Freiheit und möglicher Selbstentfaltung. Sie weisen auf *Abhängigkeiten* hin, die aber nicht den Konsumgütern selbst anzu-lasten sind, sondern ihre Wurzel im Individuum selbst, in seinen Ängsten und Suchttendenzen haben.

Oft ist von *Konsumpassivismus* die Rede, vor allem im Blick auf das Bedürfnis nach medialer Unterhaltung. Zuviel Fernsehen mache passiv, meinen viele. Für den Schweizer Philosophen Hermann Lübbe liegt das moralische Problem des Fernsehens nicht in der Unmoral der Inhalte vieler Unterhaltungsangebote, sondern in den „akkumulierende(n) Wirkungen

unterschiedlicher Mediennutzung“⁵, also auch von Informationssendungen. Durch das ständige Vorhandensein eines übervollen Fernsehangebots gebe es eine stete „Verführung zum Passivismus andauernden Unterhaltenseins.“⁶ Dieser Verführung müsse man durch die „Tugend der Mäßigkeit“ und die bewusste Ausbildung eines Zeitungsstils, der dem Fernsehen entsprechende aktive Tätigkeiten entgegengesetzt, begegnen. Lübbes Ausführungen sind ein beredtes Beispiel für die Bewertung des filmischen Unterhaltungsbedürfnisses, die sich oft findet: Sich vom Fernsehen oder im Film unterhalten zu lassen, verstärke auf jeden Fall Passivität.

Dem steht die Deutung der Filmwahrnehmung als einer inneren Aktivität gegenüber. Der in Augsburg lehrende theologische Ethiker Thomas Hausmaninger sieht in der Unterhaltung eine „spezifische Form des Tätigseins“, eine mit Lust verbundene Aktivität – was er mit den Kategorien von Thomas von Aquin weiter entfaltet: nach der *delectatio sensibilis* (Angesprochensein der Sinne) gebe es beim Filmerleben die *delectatio emotionalis*, die *delectatio cognitionis* und schließlich die *delectatio reflexiva*, das Nachdenken über den Film (was ja bei den Filmexerzitien praktiziert wird).⁷

Die Mediennutzung, die informationsorientierte und die unterhaltende, ist also in Eigenverantwortung zu stellen. Nur durch die Berücksichtigung aller drei Verantwortungsperspektiven – der Verantwortung für sich selbst, für die soziale Mitwelt und für die natürliche Umwelt – kann ein Konsum- oder Mediennutzungsstil als zugleich gerecht und mitverantwortlich gelten. Die – in liberaler Perspektive – einzig zulässige

Einschränkung der Konsumentensouveränität begründet sich in den Rechten Dritter, die durch meinen Konsumstil betroffen sind.

Was heißt es, dass individuelle Mediennutzung *sozialverträglich* sein muss?

Man kann da an Probleme denken, die sich aus der gemeinsamen Mediennutzung im kommunitären Kontext ergeben. Es geht aber auch um Stellungnahmen zu Inhalten, in denen die Rechte von Minderheiten missachtet werden, für deren Zustandekommen Menschen missbraucht wurden wie im Fall der Kinderpornographie. Damit wären wir bei der politischen Dimension auch unseres privaten Handelns, bei der Mitverantwortung für eine humane und demokratische Medienkultur. Die Mediennutzung muss aber auch *umweltverträglich* sein. Da gilt einmal vom Stromverbrauch, dem Verbrauch an Rohstoffen bei der Herstellung der Geräte, aber auch vom Recycling des zum Teil hochgiftigen Elektronikschrotts.

Wenn diese beiden Verantwortungsperspektiven mit im Blick sind, dann braucht das Kriterium der Stimmigkeit mit der eigenen Lebensführung und dem individuellen Lebensentwurf sich nicht verdächtigen lassen, einer Beliebigkeit Vorschub zu leisten. Das konsequente Ansetzen am Individuum und seiner Entfaltung ist berechtigt und liegt in der Linie der neuzeitlichen Geistesgeschichte, welche das II. Vatikanische Konzil aufgenommen hat. Es ist auch speziell der Publikumsethik angemessen; denn ihr Ansatzpunkt ist der konsumierende Mensch. Die Frage der Mediennutzung an der persönlichen Entfaltung festzumachen, mag ungewöhnlich sein, kann sich aber als fruchtbar erweisen und der Zustim-

mung sicherer sein als Appelle, die als von außen kommend erlebt werden. Im Rahmen des „Prozesses der Selbsterkundung“ ist nach der „humanen Angemessenheit“ der eigenen Bedürfnisse zu fragen. Diese sind dabei nicht nur nach ihrer Dringlichkeit, sondern auch nach ihrer „Ranghöhe“ zu beurteilen. Mit einer Unterscheidung moderner Konsum- und Glücksforschung formuliert: Im nur extrinsisch motivierten Konsum werden Bedürfnisse lediglich zum Statuserhalt oder zur Kompensation von Selbstwertdefiziten befriedigt. Ein „instrumenteller Konsum“ hingegen orientiert sich intrinsisch an selbstkongruenten Zielen wie der Weiterentwicklung von Autonomie, Kompetenz und einer sozialer Zugehörigkeit, was die Sorge um andere mit einschließt. Eine derart verfeinerte Bedürfnisbefriedigung dient der Weiterentwicklung des individuellen Erlebnispotentials *und* der sozialen Verantwortung.⁸

Nicht zu vergessen ist bei der Mediennutzung von Ordensleuten der Generationen- und Kulturaspekt: Jüngere Mitschwestern und Mitbrüder aus früher unterentwickelten Schwellenländern nutzen die neuen Medien inzwischen bei Konferenzen u.ä. kompetenter und selbstverständlicher als Ordensmitglieder. Wie es mit ihrer unterhaltenden Mediennutzung bestellt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Medien und Kommunikation – Auskünfte der Medienwissenschaft

Was sind Medien? Nach Thomas Mock⁹ sind in der medien- und kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung mit Medium/Medien vier Bedeutungs-

ebenen angesprochen; (Massen-)Medien sind demnach immer

1. *Mittel der Wahrnehmung*: physikalische Medien wie unsere Sinne, aber auch Luft und elektromagnetische Felder als Voraussetzung von Interaktion und Kommunikation (physikalische Medien);

2. *Mittel der Verständigung*: die Zeichensysteme, welche den Transfer, Austausch und Konstruktion von Bedeutungen ermöglichen, wie Sprache, Schrift, Geräusche, Gestik, Mimik etc. (semiotische Medien);

3. *Mittel der Verbreitung*: Materialien, technische Artefakte oder Geräte wie Papier, Telefon, Fernseher, Computer, Internet etc., welche Mitteilungen übertragen, wiedergeben, verarbeiten oder speichern (technische Medien);

4. *eine Form von Kommunikation*, in der wir bestimmte Kommunikationsmittel (wie Brief, Telefon, E-Mail, Zeitung, Hörfunk, Fernsehen etc.) in spezifischer Weise, unter Ausbildung sozialer und individueller Gewohnheiten, gebrauchen und die von Institutionen wie Verlagen, Rundfunksendern, Netzunternehmen erstellt und publiziert werden (soziologische Medien).

Diese differenzierende Begriffsexplikation ist lediglich durch zwei weitere Bestimmungen zu ergänzen. Da ist einmal der gesellschaftliche Grundauftrag an die Medieninstitutionen: Öffentlichkeit herzustellen, d.h. für Publika Informationen mittels durchsetzungsfähiger Themen auszuwählen, aufzubereiten und bereitzustellen und damit die *öffentliche Kommunikation* anzuregen. Dies geschieht in einem periodischen Spiralprozess, der auch Publizistik genannt wird. Diese Grundaufgabe der Medieninstitutionen ist das primäre Charakteristikum von

Massenmedien und nicht deren technische Neuerungen – der publizistische Grundauftrag bleibt zentral, ganz gleich ob das Fernsehen über Funk, Kabel oder das Internet verbreitet wird. Massenmedien sind von ihrer gesellschaftlichen Funktion her zu bestimmen und daher immer *publizistische Medien*.

Eine zweite Ergänzung betrifft die individuellen Bedeutungen oder Funktionen der Massenmedien:

- Medien ermöglichen soziale Teilhabe, sie können Gemeinschaft stiften auf lokaler, nationaler oder internationaler Ebene – und das unter Beteiligung unserer Gefühle;
- Medien ermöglichen den Aufbau von Wissen, sei es tagesaktuelles oder längerfristiges Bildungswissen, Alltagswissen oder wissenschaftliches Wissen;
- Von der Jugend bis ins hohe Alter greifen wir ihre Inhalte und Formate auf, um uns selbst zu verstehen und zu definieren (identitätsstiftende Funktion);
- Medien bieten also das Material für unser Weltverstehen, unser Weltbild (einschließlich der Transzendenz) und gleichzeitig deren Bedingung („Was nicht in den Medien ist, ist nicht im allgemeinen Bewusstsein“);
- Medien transportieren Werte und Überzeugungen, sie erzählen von Menschen und wir verstehen deren Handeln als Beispiele richtigen oder kritikwürdigen Verhaltens; sie können interkulturelle Brücken schlagen oder vorurteilshafte Ablehnung verstärken.

Beim Computer mit seinen vielfältigen Programmen und Nutzungsarten, seiner Verbindung mit dem Internet, wird zu



Recht gefragt, ob es sich bei ihm nur um ein neues Einzelmedium handelt oder nicht vielmehr um die moderne technische Infrastruktur für Kommunikation, Kooperation, Kalkulation, Überwachung und Steuerung; viele sprechen von ihm als einem „Hybridmedium“. Er kombiniert nicht nur früher getrennte Einzelmedien und Geräte, sondern lässt auch die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit verschwinden: Unser Sitznachbar im ICE benutzt ihn als mobilen Teil seines Büros oder (beim Abspielen einer DVD) als Kinoleinwand. Die Produktion, Distribution und Rezeption medialer Angebote lässt sich handlungstheoretisch als „Medienhandeln“ bezeichnen; die dazugehörigen Akteure sind Einzelpersonen, aber auch Unternehmen oder öffentliche Institutionen, staatliche oder gesellschaftliche Kontrollorgane. Die verteilte und gestufte Verantwortlichkeit dieser Medienakteure ergibt sich aus den verschiedenen Rollen, aus deren ökonomischen Zielsetzungen, aber auch dem gesellschaftlichen Auftrag. Die Medienpädagogik – also die Theorie und Praxis einer selbstbestimmten und kritischen Mediennutzung – hält daran fest, dass auch die *rezeptive* Mediennutzung (von Zeitung, Radio, Fernsehen) ein eigenständiges inneres Medienhandeln darstellt: Jeder Leser, jede ZuhörerIn, jeder Zuschauer eignet sich – auf dem Hintergrund seiner biographisch gewachsenen Interessen, seiner Wissensstruktur und augenblicklichen Aufmerksamkeitshaltung – die gleiche Medienbotschaft auf seine je eigene Weise an. Dieser individuelle Verstehens- und Interpretationsprozess ist also immer ein *aktives* Handeln, kein bloßes Geprägt- oder gar Manipuliertwerden, kein geistloses Konsumieren.

Die Medienpädagogen lassen es nicht bei der Rehabilitierung der rezeptiven Mediennutzung bewenden, sie möchten Jugendliche und Erwachsene zu aktiver, d.h. produzierender Mediennutzung ermuntern und befähigen. Eine solche wird übrigens durch Computer und Internet immens erleichtert – und zwar für Angehörige aller sozialen Schichten. Auch HauptschülerInnen mit sog. Migrationshintergrund schicken ihren Großeltern im Heimatland über das Netz ein Kurzvideo von der letzten Familienfeier in Deutschland, schauen bei Wikipedia (einer kollektiv erstellten Enzyklopädie) in ihrer Muttersprache nach (und da gibt es unter demselben Begriff andere Inhalte zu lesen als in der deutschen Version!) und gestalten ihre private Homepage mit Audio-Anhängen ihrer Lieblingsmusik.¹⁰

Die Nutzung der Medien in der Sicht der Kirche

In kirchlichen Dokumenten werden die Medien *Instrumente der sozialen Kommunikation* genannt. Soziale Kommunikation ist vorher schon da, freilich verstreut in Kommunikations-Inseln; Medien machen die allgemein interessierenden Themen und Gesprächsbeiträge *öffentlich*. In der Pastoralinstruktion „*Communio et Progressio*“ von 1971 heißt es von den Medien: „Sie vermitteln nämlich jedermann ein Bild des Lebens in der heutigen Welt und öffnen Geist und Sinn für die gegenwärtige Zeit. Ihrem inneren Wesen nach sind diese Erfindungen darauf angelegt, die Probleme und Erwartungen der menschlichen Gesellschaft sichtbar zu machen, dadurch schneller Antworten zu finden und die Menschen in immer engere Verbindung

zueinander zu bringen.“ (Nr. 6) Dabei versammeln die Medien idealerweise alle Gesprächspositionen um einen runden Tisch, der gleichsam als Gesprächspodium auf der Bühne der Gesellschaft steht; die Moderatoren sind die Journalisten. (Communio et Progressio, Nr. 19)

Aber es gibt auch eine *ordensinterne Öffentlichkeit*: alle Themen und Gesprächsbeiträge von allgemeinem Interesse, soweit sie nicht ins Forum Internum gehören. Zu dieser ordensinternen Öffentlichkeit zählen auch unsere Schüler und ihre Eltern, die Patienten oder Ratsuchenden, ferner unsere Förderer und die dauerhaft an uns interessierten Menschen (man nennt sie „Anspruchsgruppen“ oder Stakeholder). Was die Nutzung der Medien für die Glaubensverkündigung anlangt, so formulierte Paul VI. 1975 in seiner Pastoralinstruktion „Evangelii nuntiandi“ (Nr. 45 f.):

„Wie wir bereits gesagt haben, kann in unserer Zeit, die von den Massenmedien oder sozialen Kommunikationsmitteln geprägt ist, bei der *ersten Bekanntmachung* mit dem Glauben, bei der katechetischen Unterweisung und bei der *weiteren Vertiefung* des Glaubens auf diese Mittel nicht verzichtet werden. In den Dienst des Evangeliums gestellt, vermögen diese Mittel den Bereich der Vernehmbarkeit des Wortes Gottes fast unbegrenzt auszuweiten ... In ihnen findet sie [die christliche Botschaft, R.F.] eine moderne, wirksame Form der Kanzel. Durch sie vermag sie zu den Volksmengen zu sprechen. Indes stellt die Nutzung der sozialen Kommunikationsmittel für den Dienst der Verkündigung heute eine Herausforderung dar. Die Botschaft des Evangeliums müsste über sie zu vielen gelangen, aber doch so, dass sie *immer den einzelnen inner-*

lich zu treffen vermag, sich in das Herz eines jeden einsetzt, als wäre er allein, in seiner ganzen persönlichen Einmaligkeit, und ganz persönliche Zustimmung und Einsatzbereitschaft weckt. Darum bleibt neben dieser Verkündigung des Evangeliums in umfassendster Weise die andere Form seiner Vermittlung, nämlich von Person zu Person, weiterhin gültig und bedeutsam.“

Breitenwirksame Medienangebote müssen Aufmerksamkeit erregen können und unterhaltend sein

Die persönliche Ansprache ist aber auch bei säkularen Themen unerlässlich. Um interessant zu sein, müssen mediale Mitteilungen *narrativ* gestaltet werden, d.h. sie müssen Geschichten erzählen, nicht nur Informationen oder Wahrheiten bieten. Auch ganz um Objektivität bemühte Nachrichten haben die Form kleiner Geschichten, wenigstens im Kopf des Publikums. Bestimmt enthält auch das Ergebnis-Protokoll einer Sitzung des Provinzkonvikts oder Aufsichtsrats implizit Geschichten. Es ist die journalistische Aufgabe des Öffentlichkeitsreferenten, diese Geschichten herauszuarbeiten, an Personen – vor allem an prominenten Personen – festzumachen, Kontroversen im Hintergrund zu verdeutlichen, mit farbigen Details Leseanregungen zu geben.

Um in die Massenmedien aufgenommen zu werden, müssen Mitteilungen *Aufmerksamkeitswert* besitzen, d.h. die in ihnen beschriebenen Ereignisse müssen *aktuell* sein, in *räumlicher (oder kultureller) Nähe* passiert sein, *bedeutend* oder *folgeschwer* sein. Sie werden abgedruckt, wenn es sich um ein *dramatisches* Ereignis handelt, *Fortschritt*

oder Weiterentwicklungen enthalten, mit *prominenten Personen* verbunden sind, *Gefühle* ansprechen oder als *Kuriosität* unter „Vermischtes“ abgedruckt werden können.

Damit sind die sog. *Nachrichtenwerte* benannt – Aufmerksamkeitswerte, die in Gesellschaften mit freier Medienordnung interkulturelle Gültigkeit besitzen. Wenn auch in ethischer Perspektive die Richtigkeit (oder mit Ziffer 1 des Pressekodex größer ausgedrückt: Wahrhaftigkeit) die erste Forderung an den Journalismus ist, so ist *ein* journalistisches Qualitätskriterium unentbehrlich: Nachrichten oder andere Mitteilungen müssen *stimulieren*. Der Einstieg eines Artikels muss zum Weiterlesen motivieren, das heißt: er muss in irgendeiner Weise unterhaltend sein. Noch weiter gehen da die fiktiven Medienformate wie wir sie aus *Fernsehserien* kennen. Da wird die deutsche Nachkriegsgeschichte an einer Berliner Jugendclique mit Dreiecksbeziehungen, Lug und Trug, Krankheit und Solidarität erzählt – Guido Knopp tat das jüngst in seinem ZDF-Dreiteiler „Die Wölfe“. Und da wird medizinische Therapie und Pflege am Team Dr. Brinkmann in der „Schwarzwaldklinik“ oder dem von „Dr. House“ verdeutlicht. Die verschiedenen Krimi-Serien stellen die Polizeiarbeit mit den Soko-Teams vor: in München, Rosenheim, Regensburg, Stuttgart, Würzburg, Hamburg, Berlin, Leipzig, Münster, Frankfurt, Saarland, Bodensee, Wien oder Kitzbühel – mit viel Lokalkolorit, interessanten Charakteren, zunehmend auch weiblichen Ermittlern, einschließlich diverser Familien, Partnerschaft- und Lebensproblemen der Beamtinnen und Beamten. Diese *Personalisierung und Entertainisierung* muss sich ebenso die Politik

gefallen lassen (unsere „Angi“) – und eben auch die Kirche und das Ordensleben: von der „Geschichte einer Nonne“ und dem „Abtrünnigen“ bis zu „Pater Brown“ und „Um Himmels Willen“. Das sind unterhaltsame Zurichtungen von Kirche und Orden für das breite Publikum; trotz aller Kritik, die hier angebracht ist, halten diese Serien zentrale christliche Anliegen (meist ist es der selbstlose Einsatz für andere) in der Öffentlichkeit präsent. Verschwände Kirche aus der Unterhaltungsecke der Medien, wüssten noch weniger Menschen etwas über das Christentum. Ich will keine Apologie von Unterhaltungsformaten entwickeln, sondern Regeln („Zehn Gebote“) für denjenigen Mediengebrauch formulieren, den wir Ordensleute selbst gestalten und zu verantworten haben.

Zehn Gebote für die Medienarbeit von Ordensleitungen

1. Gebot: Unterstützen Sie die personale Kommunikation durch geeignete Medien!

Ihre Mitschwestern/Mitbrüder sowie die Angestellten Ihrer Einrichtungen sind die wichtigste Stakeholder-Gruppe: Sie sollten durch Sie zuerst von einer Entwicklung oder Entscheidung erfahren – und nicht zuerst aus der Presse. Oft ist ein Brief an jede einzelne Person das beste Mittel.

Bei Gedrucktem ist auf generations- und altersspezifische Nutzungsvorlieben zu achten: Die Jüngeren bzw. mit Internetanschluss Ausgerüsteten können es per E-Mail erfahren, andere brauchen es ausgedruckt (als Fax oder als Brief), die Älteren in einer mindest 14-Punkt-Schrift.

2. Gebot: Stellen Sie die Arbeit und die Angebote Ihrer Ordensgemeinschaft selbstbewusst, aber rezipienten-orientiert und professionell dar!

Eigenvermittelnde, auch (im missionarischen Sinne) werbende Darstellung ist weiterhin berechtigt. Daneben sollte es immer auch die sog. Kommunikative Diakonie geben: Anderen, vor allem Benachteiligten eine Stimme geben, Öffentlichkeit für sie herstellen. Beispiele sind die Zeitschriften für unsere Förderer und Affilierten, die Spiritualitäts-Zeitschriften (einer einzelnen Ordensgruppe oder verschiedener Orden), die Museen und Ausstellungen in unseren Häusern.

Selbstproduzierte Filme über die Klöster/Missionsstationen der eigenen Kongregation haben die Möglichkeit, sich von angeblichen Sachzwängen des Fernsehprogramm-Umfelds zu lösen; sie können ruhigere Schnitte haben und eindeutiger und ausführlicher für uns zentrale Schwerpunkte herausstellen. (Beispiel: Medienarbeitsstelle St. Ottilien, P. Martin Trieb <http://www.erzabtei.de/html/medien.htm>). Andererseits besteht aber auch die Gefahr, dass sie die kirchliche Insidersprache übernehmen und religiöse Fachbegriffe nicht genügend erklären. Die Darstellung durch andere (z.B. Fernsehanstalten) setzen demgegenüber oft andere Schwerpunkte, können damit beim breiteren Publikum stärkere Aufmerksamkeit wecken, betonen aber oft (für uns) Nebensächliches. (Beispiele: „Donauklöster“ und „Mönche, Grübler und Gelehrte“ des BR, „Te Deum“ von 3sat). Es ist möglich, kürzere und längere Videoclips auf der Ordens-Homepage einzustellen und mit youtube oder anderen, bei Jugendlichen beliebten Internetportalen zu verlinken. Das ist vor

allem für die Berufungspastoral wichtig (das auf der DOK-Mitgliederversammlung gezeigte Beispiel findet sich auf www.jesuiten.org/aktuell/jesuitwerden/lebenszeugnisse.htm).

3. Gebot: Ehren Sie Heldinnen und Helferinnen Ihrer Ordensgemeinschaft!

Stellen Sie Bücher, Zeitschriften, Filme über große und kleine *Heilige* des eigenen Ordens her bzw. erwerben die Rechte zum Vertrieb. Für Videocassetten erworbene Rechte können nicht einfach (mit einer Überspielung auf DVD) für dieses neue Trägermedium übernommen werden. Helden oder Opfer ehren wir auch durch Gedenkstätten für die Opfer der Euthanasieprogramme der Nazis, die in unseren Klöstern vorübergehend untergebracht waren.

4. Gebot: Machen Sie die christliche Kunst in Ihren Häusern und Kirchen der Öffentlichkeit zugänglich!

Die traditionellen Medien sind gedruckte Kirchenführer, Bildbände. Neue und intensivere Möglichkeiten ergeben sich, wenn wir spirituelle (nicht nur kunsthistorische) Kirchenführungen anbieten (Beispiele: Limburger Dom, Sr. Ruth Pucher MC Wien: www.ordentlich.at)

Diese „Öffnung“ der Klosterpforten ist übrigens eine späte Wiedergutmachung und Transparenz: Zum Bauen von Klöstern wurden Bauern oft ausgesaugt – jetzt können ihre Nachfahren sehen, wozu die Abgaben verwendet wurden.

Beliebte Mischformen stellen die Musik-CDs mit geistlicher Musik oder die Hör-CDs mit spirituellen Texten dar (Beispiele: Alfred Delp; Exerziten des Ignatius – s. www.inigo-medien.de).

Vielfach werden diese Schätze in „Klosterläden“ zugänglich gemacht. Wichtig

für dieses Label: Die am Publikum orientierten Öffnungszeiten und Verkaufsberatung (für religiöse Bücher und Musik) sind eine durchaus pastoral zu nennende Arbeit.

5. Gebot: Gestalten Sie den Empfangsbereich Ihrer Häuser einladend!

Unsere Eingangsbereiche brauchen zwar nicht als „Info-Desk“ gestylt sein, wie wir sie beim Einwohnermeldeamt oder in Bahnhöfen finden, aber sie sollten doch einladend sein und die Besucher weiterleiten. Bei nicht besetzter Pforte sollte eine Telefonliste Auskunft darüber geben, unter welcher Nummer man den „Dienst habenden“ Ansprechpartner anrufen kann. Der Ansagetext auf unseren Anrufbeantwortern sollte aktuell sein (auch für den jeweiligen Tag gültig).

Denken wir auch an unsere „virtuelle Pforte“, unsere Homepage. Sie muss einladend gestaltet sein, d.h. lebendig, munter machend, mit hellen Farben. Die Vision der Gemeinschaft muss darin einen visuellen, d.h. bildlichen Ausdruck finden.

6. Gebot: Verlängern Sie Ihre Medienarbeit durch (missionarische) Bildungsarbeit!

Als vorbildlich beurteile ich das Salzburger Bildungszentrum „Bondeko“ (Kissuaheli: Solidarität), das von allen missionarisch tätigen Ordensgemeinschaften am Ort getragen wird (<http://www.kirchen.net/bondeko/page.asp?id=402>) und das seine Veranstaltungen immer auch in den städtischen Veranstaltungskalender einstellt (vgl. http://www.salzburger-fenster.at/rubrik/veranstaltungenkultur/1707/bondeko-gespraechsabend_5849.html).

Denken wir immer auch an die neuen „Bildungsorte“ im Netz, welche junge Leute besuchen! So hat der Direktor unseres Berliner Canisius-Kollegs (P. Klaus Mertes SJ) eine „Vorlesung“ aus dem Werk des russischen Martyerpriesters Alexander Men bei „Myspace“ eingestellt (vgl. <http://vids.myspace.com/index.cfm?fuseaction=vids.individual&videoid=33526094>).

7. Gebot: Planen und praktizieren Sie eine offene Pressearbeit!

Strategisches Ziel einer offenen Pressearbeit ist der Erhalt des Vertrauens in Ihre Ordengemeinschaft als einer kompetenten, fachlich und moralisch glaubwürdigen Gruppe von Menschen. Damit ist Öffentlichkeitsarbeit ein zentrales Instrument der Zukunftssicherung Ihrer Gemeinschaft.

Deshalb sollte die Pressearbeit auch an der Provinzleitung angebunden sein – auch wenn man Unterstützung durch „untere“ Mitschwestern und auch Nicht-Ordensmitglieder holt. Wichtig ist, dass klar ist, wer dafür zuständig ist, öffentliche Erklärungen abzugeben. Öffentlichkeitsarbeit ist eine Aufgabe, die vorrangig von der Leitung selbst wahrgenommen oder zumindest verantwortet werden muss – und nur mit klarer Zuständigkeit delegiert werden kann. Das gilt vor allem bei Krisen/Skandalen. Eine erfolgreiche Krisenkommunikation beginnt mit präventiven Schritten: Weiß man intern, dass da etwas „kocht“, sollte man rechtzeitig Fakten sammeln, sich auch schon Ansprechpartner bei den Medien überlegen, Check- und Faxlisten vorbereiten. Und wenn die kommunikative Krise da ist, Transparenz, Ehrlichkeit, Offenheit praktizieren – sonst reimen sich die Me-

dien selbst etwas zusammen. Beispiel: Zwangsarbeiter in Klöstern, Engelwerk in Auerbach. In der Pressemappe zu *Jubiläen* sind die Relevanz für die eigenen Stakeholder-Gruppen, aber auch für die breite Öffentlichkeit aufzuzeigen und entsprechende „Aufhänger“ zu wählen.

8. Gebot: Legen Sie in Medien den Glauben und die christliche Spiritualität in einer allgemein verständlichen Sprache aus!

Ordensleute werden vornehmlich eingeladen, Radiobesinnungen zu sprechen. Solche ins Programm eingestreuete Besinnungen sollten die Hörerinnen und Hörer ihre Beheimatung in der christlichen Weltanschauung positiv erleben zu lassen. Nach Johanna Haberer¹¹, evangelische Professorin für Religionspublizistik in Erlangen, haben Radiobesinnungen und Fernsehgottesdienste wichtige Funktionen: Kulturelle Bildung, theologische Standortbestimmung der Kirche, Vergewisserung im Kirchenjahr, den Stimmlosen eine Stimme geben, öffentliche Seelsorge und Sinnangebot zur Krisenbewältigung. Welche Haltung sollte man als Autor und Sprecherin der Besinnung einnehmen? Die Hörer lieben wie sich selbst, Dinge so konkret und anschaulich wie möglich beschreiben, eigene Glaubenserfahrungen einbringen, die biblische Sprach- und Lebenswelt in heutige Problemwahrnehmungen übersetzen – das alles sind Ratschläge, wie sie wohl auch eine gute Homiletik macht. Haberer verknüpft und erweitert sie mit dem Blick auf das journalistische Handwerk: Recherche, Portraits von Menschen, Reportagen, Kommentare, Glossen. Das alles gilt auch für die Besinnungsformen im Fernsehen: für den großen

Klassiker „Wort zum Sonntag“, aber auch für neuere Formen in den Privaten Kanälen. Eine Sensibilität für die heutige Sprache braucht es auch beim Texten zu Meditations-Bildern (Beispiel: „Ferment“), beim Abfassen religiös-spiritueller Bücher für ein breites Publikum (Beispiel: Anselm Grün OSB). Zu denken ist auch an Theaterstücke und Filmdrehbücher mit religiösen Stoffen. Und wiederum ist das Internet zu nennen: jene Seiten, auf denen Sie etwas über Glaube und Spiritualität sowie ihre Gemeinschaft sagen.

9. Gebot: Motivieren Sie erfahrene Seelsorgerinnen/Seelsorger für Beratung in Medien!

Da gibt es seit Jahren den Telefondienst nach den Übertragungen der Sonntagsgottesdienste im ZDF, die Beantwortung von Briefen im Anschluss daran. Eine neue Form ist die Internet-Seelsorge.¹² Internet-Exerzitien stellen wie die virtuellen Seminare an den Hochschulen erhebliche zeitliche Anforderungen: Man kann nur ca. 15 Personen in einem vier- bis sechswöchigen Kurs individuell begleiten.

10. Gebot: Erweitern Sie das Spektrum öffentlicher Kommunikation mit christlichen Themen und Personen!

Die Fernseh-Dokumentationen von Reinhold Iblacker SJ haben erstmals ins Fernsehen gebracht: Sterbende, Schwerstbehinderte, Betende. Nicht jeder kann Autor von Radio- und Fernsehsendungen sein. Aber sehr viele erhalten Anfragen bezüglich Interviews. Es braucht Übung und Erfahrung, wie die Privatsphäre von einem selbst und von Mitbrüdern geschützt und wie dennoch die eigene Sicht der Dinge zur

Geltung gebracht werden kann. Was die Redaktion aus unseren Statements macht, das haben wir nur teilweise in der Hand. Lassen Sie sich nennen und zeigen, was die betreffenden Journalisten schon an religiös-spirituellen Beiträgen realisiert haben. Einem blutigen Anfänger oder einem vorurteilsbehafteten Besserwisser brauchen Sie kein Interview zu geben. Dennoch sollten wir Verständnis haben für den Zeitdruck und die Zwänge des Programmumfelds, unter denen auch qualifizierte und uns gewogene Journalisten stehen.

Ausblick: Die kommunikativen Tugenden von Ordensleuten in der Mediengesellschaft

Ich habe Formen und Funktionen von rezeptiver und aktiver Medienarbeit aufgezählt – und dabei meist Medienprojekte und Medienarbeiten genannt, die Ordensleute bereits verwirklichen – natürlich nicht in allen Gemeinschaften und nicht überall mit ausreichender Professionalität. Aber der Grund ist gelegt; es geht darum, das Vorhandene auszubauen. Dabei sollte vier vom Evangelium inspirierte Haltungen und Intentionen praktiziert werden:

- Ihr seid Licht für die oft dunkle Welt! Alles, was ihr in der Nachfolge und Kraft Jesu Christi macht, kann leuchten, kann Menschen Orientierung geben. Stellt dieses Licht, das ihr seid – schon vor aller systematischen Medien- und Öffentlichkeitsarbeit – nicht unter einen Krug, sondern setzt es auf den Leuchter!
- Dieser „Leuchter“ – also ein Mittel, um das Leben in der Nachfolge Jesu sichtbar zu machen – ist in erster Linie das *persönliche Glaubenszeugnis*

(vgl. das obige Zitat aus Evangelii Nuntiandi). Persönliche Glaubenszeugnisse lassen sich auch über Medien vermitteln, wenngleich sich in der face-to-face-Situation im Zweifelsfall die Glaubwürdigkeit noch schärfer prüfen lässt. Persönlich formulierte Glaubenszeugnisse erreichen auch über Medien die Menschen, können sie ins Herz treffen. Aber täuschen wir uns nicht: Diese Leuchter zu benutzen, braucht vor allem zwei Dinge: *Man muss die Medienarbeit wollen und sie sich etwas kosten lassen*, vor allem gedankliche Arbeit und Führungskräfte-Zeit. Ich zähle nochmals die vielfältigen Formen auf: Kirchenführungen, Ausstellungen und Museen, religiöse Bücher, Hör-CDs, Fotos, Radio-Besinnungen, Internetseelsorge, ehrliche Öffentlichkeitsarbeit in Krisensituationen, Homepages, E-Mails, Filmproduktionen.

- Diese verschiedenen Medien haben ihre eigene Ästhetik, ihre eigenen Qualitätskriterien. Deshalb müssen wir uns bei unserer Medienarbeit um *Professionalität* bemühen. In einer Gesellschaft, in der viele um das knappe Gut Aufmerksamkeit konkurrieren, müssen wir unsere Medienbotschaften ausreichend gut, am besten exzellent gestalten. Das sind wir dem Evangelium schuldig. Seine Botschaft wird in dieser von Stimmen vollen Welt so leicht überhört. Um sie vernehmbar zu machen, müssen wir nicht lauter schreien, aber uns dennoch bemerkbar machen. Vielleicht dadurch, dass wir die Hand heben und warten, bis es ruhig geworden ist – ein Trick, den ich in meiner Lehrerausbildung gelernt ha-

be. Oder indem wir ein Bild hochhalten, das Rätsel aufgibt und einlädt, sich damit zu beschäftigen. Aber dieses Bild muss gut gemacht sein, muss auch durch formale Qualität bestehen. Früher waren die neuesten Kunstrichtungen und ästhetischen Stile in Klöstern zu finden; heute ist manches sehr hausbacken und nur gut gemeint. Wir müssen uns Expertise von außen holen – aber auch selbst unseren Geschmack soweit bilden, dass wir beurteilen können, wer und was gut ist (ohne es selbst zu produzieren).

- Beteiligen Sie Ihre Gemeinschaft an der Planung Ihrer Medienarbeit, greifen Sie die Ideen Ihrer Mitbrüder und -schwestern auf – Sie haben in ihnen dann von der Sache überzeugte Botschafterinnen und Botschafter. Und haben Sie bei Ihrer Medienarbeit einen langen Atem, arbeiten Sie nachhaltig! Medienarbeit ist kein Kurzzeit-Projekt, sondern mindestens etwas Mittelfristiges. Eine „Marke“ bekannt zu machen, dauert meist ein bis zwei Jahrzehnte.

„Stellt Euer Licht auf den Leuchter“ – dieses Motto gilt vor allem für die Medien- und Öffentlichkeitsarbeit im Namen der ganzen Gemeinschaft. Für die persönliche Mediennutzung ließe sich mit Paulus formulieren: „Prüft alles, das Gute behaltet!“ – und es gibt zweifellos nicht nur Problematisches, sondern viel Wertvolles in den Medien, man muss es nur gezielt aufsuchen.

.....

¹ Eröffnungsreferat auf der DOK-Mitgliederversammlung 22.6.09 in Vallendar.

- ² Meyen, Michael: Medialisierung. In: Medien & Kommunikationswissenschaft 57 (2009), 23–38. Lundby, Knut (Ed.): Mediatization. Concept, Changes, Consequences. New York: Peter Lang.
- ³ Funiok, Rüdiger: Durchaus von dieser Welt. Mediennutzung von Jesuiten. In: medien+erziehung H. 6, 2008, 46–53.
- ⁴ Mertens, Gerhard: Konsum und personale Identität. In: Handbuch der Wirtschaftsethik. Hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von W. Korff u.a. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1999, Bd. 3, 449–463, hier 455 f.
- ⁵ Lübke, Hermann: Mediennutzungsethik. Medienkonsum als moralische Herausforderung. In: H. Hoffmann (Hrsg.), Gestern begann die Zukunft. Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung der Medienvielfalt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, 313–318, hier 317.
- ⁶ Ebd., 314.
- ⁷ Hausmanning, Thomas: Grundlinien einer Ethik medialer Unterhaltung. In: W. Wolbert (Hrsg.), Moral in einer Kultur der Massenmedien. (Studien zur theologischen Ethik, 61). Fribourg: Universitätsverlag & Freiburg: Herder 1994, 77–96.
- ⁸ Vgl. Rüdiger Funiok: Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer 2007, 170.
- ⁹ Mock, Thomas: Was ist ein Medium? Eine Unterscheidung kommunikations- und medienwissenschaftlicher Grundverständnisse eines zentralen Begriffs. In: Publizistik 51 (2006), 183–200.
- ¹⁰ Vgl. Wagner, Ulrike (Hrsg.): Medienhandeln in Hauptschulmilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource. München: Kopaed 2008.
- ¹¹ Haberer, Johanna: Gottes Korrespondenten. Geistliche Rede in der Mediengesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer 2004.
- ¹² Vgl. Vauseweh, Ramona: Online-Seelsorge. Zur Präsentation von Seelsorge- und Beratungsangeboten im World Wide Web. Erlangen: CPV Christliche Publizistik Verlag 2008.

Johanna Domek OSB / Thomas Klosterkamp OMI

Mediennutzung durch Ordensleute – Bricht „die Welt“ ins Kloster ein?

Konsequenzen für das Leitungsamt im katholischen
Ordenswesen

Einleitung

„Bricht die Welt ins Kloster ein?“ - als eine junge Benediktinerin diesen Titel hörte, sagte sie spontan „Hoffentlich!“ Gleichzeitig wäre es wahrscheinlich nicht schwer gewesen, eine Ordensfrau oder einen Ordensmann zu finden, die sagen: „Bitte nicht zu viel Welt ins Kloster!“ Nun ist „Weltflucht“ sicher kein vorrangiges Thema mehr für das nachkonziliare Ordensleben. Die Medienrevolution der letzten Jahre zwingt uns, im Ordensbereich aber mehr und mehr dazu Stellung zu beziehen, wie wir in guter Weise mit einer neuen, immer noch wachsenden Kommunikationskultur umgehen, die uns im Ordensleben das fundamental wichtige Miteinander nicht unbedingt erleichtert.

Klar ist: Moderne Kommunikationsmittel sind heute keine Randerscheinung mehr, sondern haben ihre festen Platz in der Gesellschaft, und damit wohl auch in den meisten klösterlichen Gemeinschaften. Der Umgang mit Medien (Telefon, Fernsehen, PC und Internet ...) ist heute für fast alle Ordensleute eine Selbstverständlichkeit. Die modernen Kommunikationsmittel erleichtern vielfach die spezifische Sendung der verschiedenen Ordensgemeinschaften. Effektiv genutzt, sind sie ein wirklicher Segen! Die Erziehung zum richtigen Umgang mit den

Medien bleibt daher eine Herausforderung. Die Erfahrung lehrt, dass der falsche Gebrauch der Medien hingegen ggf. für den einzelnen Ordenschristen, für die Verantwortlichen im Leitungsdienst und die ganze Gemeinschaft zu einem Problem werden kann. Die Rechte des Einzelnen und die Aufgabe des Oberen bezüglich der Mediennutzung sollen daher im Folgenden reflektiert werden.

Wichtig zu wissen: Der vorliegende Artikel ist Frucht eines gemeinsamen Workshops mit gleichem Titel. Dieser wurde im Rahmen der letzten Mitgliederversammlung der DOK in Vallendar angeboten. Die Teilnehmerzahl von fast 90 Ordensfrauen und Ordensmännern hat gezeigt, dass die Fragestellung ein wichtiges und zugleich heikles Thema anspricht, das für die breite Landschaft deutschen Ordenslebens von Interesse ist. Um die verschiedenen Denkansätze besser zu verstehen, die dieser Artikel zu bündeln versucht, scheint es wichtig zu sein, dass wir der Leserschaft unsere je eigenen Perspektiven und Standpunkte darlegen. Entspringen sie doch nicht der Theorie, sondern der Erfahrungswelt einer Ordensoberin kontemplativer Tradition und eines Höheren Oberen einer missionarischen Gemeinschaft. Welt ist nicht gleich Welt. Kloster ist nicht gleich Kloster. Differenzierung ist alle Tage eine nötige Übung.

Positive Erfahrungswerte

Sr. Johanna macht klar: „Meine Gedanken sind im Kontext eines benediktinischen Frauenklosters in Köln gewachsen. Wir sind in unserem Kloster derzeit 28 Schwestern, darunter drei zeitliche Professen und eine Postulantin. Davon sind: vier über 90, drei über 80, fünf über 70, drei über 50, zehn über 40 und drei über 30 Jahre alt. Ich selbst bin seit 35 Jahren in unserm Kloster, mit 19 Jahren eingetreten, mit 31 das erste Mal Priorin geworden, mit einer Unterbrechung von vier Jahren nun fast 20 Jahre in diesem Dienst. Ich lerne unentwegt und immer noch gern, wobei meine Art, das Leben zu verstehen nicht die einer Analytikerin, sondern eher die einer Handwerkerin ist: d.h. ich habe mit den Dingen zu tun, mache Erfahrungen, denke darüber nach und versuche zu verstehen – die Dinge und die Erfahrungen.

Was die Mediennutzung bei uns angeht, sieht das im Moment so aus: In unserem Kloster gibt es ein Fernsehgerät. Die Benutzung ist freigestellt. Aber es wird höchstens ein- oder zweimal in der Woche benutzt. Seit verganginem Jahr hat jede Schwester, die will, ein Telefon. Die Schwestern sind sehr froh über das Telefon, gehen sehr verschieden damit um. Außerdem gibt es im Konvent zwölf PCs, neun davon mit Internetzugang. Anfangs war ich eine der Schwestern mit großer Reserve gegenüber der PC-Welt, dem Internet und einer eigenen Website. Aber eines Tages habe ich verstanden, dass ich das „Portal“, damit meine ich unsere Homepage, genauso annehmen muss wie die Pforte des Klosters, von der Benedikt in seiner Regel sagt, da solle immer ein freundlicher Bruder sitzen, der Bescheid zu geben

versteht, und überhaupt solle man allen, die kommen, entgegengehen. Unsere Website hatte im Jahr 2007 130.122 Besucher, im Jahr 2008 118.453 Besucher. Das macht für die beiden Jahre einen Tagesdurchschnitt von 340 Besuchern aus, viele mehr, als täglich an der Klosterpforte schellen. Ein weiteres Engagement ist die Kooperation einer unserer Schwestern mit „Funcity“. Durch die Präsenz in der virtuellen Stadt und dem virtuellen Kloster, mit verschiedenen Ordensmännern und Ordensfrauen, finden

Info

Sr. Johanna Domek OSB, geboren 1954, ist seit 1974 Benediktinerin vom Heiligsten Sakrament in Köln-Raderberg. Von 1986 bis 1992 und seit 1996 ist sie Priorin der Gemeinschaft. Sie ist bekannt durch zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge.

P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI (Jg. 1965) gehört seit 1987 zur Gemeinschaft der Hünfelder Oblaten. Studium in Mainz, Lyon und Rom. Nach der Kaplanszeit war er Schul- und Studentenseelsorger. 2000 wurde er zum Novizenmeister und 2003 zum Provinzial der Deutschen Ordensprovinz ernannt. Seit 2007 ist er der erste Provinzobere der neugegründeten Mitteleuropäischen Ordensprovinz. P. Klosterkamp lehrt zugleich Kirchengeschichte an der KFH in Mainz.

distanzierte Menschen durch einen Klick über die Klostermauern wieder Kontakt zu Kirche, Ordensleuten, Gebetszeiten und Fürbitten. Immer ist jemand da.“

P. Klosterkamps Erfahrungswelt ist eine andere: „Die Ordensprovinz, der ich vorstehe, erstreckt sich über die Länder Deutschland, Österreich und Tschechien. Die Provinz zählt 18 Niederlassungen. In ihr leben fast 180 Ordensmänner allen Alters. Die größte Gruppe sind Mitbrüder über 65 Jahre. 80 Patres und Brüder sind unter 65 Jahre alt, 65 von ihnen sind unter 45 Jahre alt. Derzeit sind zehn junge Mitbrüder in der Erstausbildung in Postulat, Noviziat oder Scholastikat. Außerhalb unserer Provinz leben 40 weitere Mitbrüder, die aus der Provinz stammen und als Missionare in Namibia, Südafrika, Paraguay, Haiti, Pakistan und Kanada wirken. Zu ihnen unterhält die Ordensprovinz einen vitalen Kontakt. Das Charisma unserer Gemeinschaft ist in Inland wie

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ausland mit ihren vielfältigen Formen die missionarische Seelsorge. Kommunikation ist in vielfacher Hinsicht das A und O unseres Tuns und Seins. Die Nutzung von Medien (Telefon, Handy, Fax, Internet, TV ...) gehört zum Alltag eines jeden Mitbruders. Patres und Brüder jeden Alters haben in der Regel Zugang zu diesen Medien im eigenen Arbeitszimmer. Für die rasche Kommunikation mit den auswärtigen Missionen ist die Nutzung des Internets unerlässlich geworden. Die verschiedenen Homepages

der Gemeinschaft richten sich gezielt an alle Interessierten, die eine allgemeine Information über die Gemeinschaft haben wollen, an unsere Förderer und Wohltäter, an unser Jugendapostolat und an Interessenten für das Ordensleben in unserer Gemeinschaft. Die Nutzung moderner Medien übersteigt die Inanspruchnahme unserer klassischen Kommunikationswege (Prospekte, Zeitschriftenapostolat ...) mittlerweile bei weitem.“

So verschieden die Ansätze des Ordenslebens bei Benediktinerinnen oder Hünfelder Oblaten auch sind, die Medienutzung hat überwiegend einen positiven Effekt für die Sendung der jeweiligen Ordensgemeinschaft. Der Workshop bei der DOK-Mitgliederversammlung hat gezeigt, dass das allgemeine Erfahrungen in der deutschen Ordenslandschaft sind.

Gefahren und negative Möglichkeiten

Es gibt aber auch die andere Seite. Konstatiert werden muss, dass durch Telefon, TV und Internet z.B. frühere Formen von Schweigen oder Klausur gesprengt worden. Eine Verschiebung von Prioritäten kann zunächst unbewusst, dann aber sehr bemerkbar den Bereich des kommunikativen Lebens stören. Die banalsten Beispiele bestehen darin, wenn sich eine klösterliche Gemeinschaft in ihren Rhythmen nach dem TV-Programm ausrichtet oder wenn die vielen alten Ordensleute in den Konventen mit dem Fernsehen „beschäftigt“ werden. Die vermehrte Nutzung der Medien kann dazu führen, dass sich Ordensleben in immer neuen und schnell veränderbaren Verhältnissen abspielt.

Auch vom Missbrauch muss an dieser Stelle die Rede sein. Missbrauch besteht dann, wenn einzelne Ordensleute sich im Internet Situationen aussetzen, die gegen den eigenen Lebensentwurf stehen. Dazu gehört z. B. der Zugang auf Internetseiten mit pornographischem Inhalt. Das ist ein Problem, das, bis hin zu Fällen von Abhängigkeit, vornehmlich eine Realität männlichen Ordenslebens ist. Das Anschauen von kinderpornographischen Inhalten im Internet ist zudem ein Straftatbestand. Hier können Einzelne die ganze Gemeinschaft in Verruf bringen. Die Nutzung von sogenannten Chatrooms birgt eine andere Problematik. Sie ermöglichen einerseits Freundschaften, die wegen der Entfernung oder Lebenssituation sonst nicht gepflegt werden könnten. Andererseits sind viele solcher Kontakte nicht nur zeitraubend, sondern auch oberflächlich. Andere sind intensiv und bindend. Ordensleute können hier auch, ohne jemals ein Gegenüber zu sehen tragfähigere Beziehungen eingehen, als sie in der eigenen Gemeinschaft pflegen. Entfremdung vom eigenen Konvent kann hier die Folge sein. Ordensfrauen mögen hier anfälliger sein als Ordensmänner.

Ordensleute, besonders die Oberinnen und Oberen, müssen wissen: Wenn heute durch elektronische Medien allgemein menschliches Sein und Tun beeinflusst werden, dann muss man davon ausgehen, dass auch im größeren Ausmaß psychische und soziale Veränderungen im Bezug auf Identität, Körperlichkeit und Wirklichkeitswahrnehmung vor sich gehen. Diese Nebenwirkungen haben eine Relevanz für das Ordensleben. Neben der Nutzung von Medien gibt es also immer auch eine

unterschwellige Wirkung der allgemeinen Medienkultur, mit der die Welt ins Kloster einbricht. Jeder Mediennutzer, ob im Kloster oder nicht, steht vor der Herausforderung, diese Nebenwirkungen für sein Leben offen zu legen.

Freiheit, Recht und Pflichten

Diese Herausforderung an den Nutzer führt uns zum Thema der persönlichen Freiheit des einzelnen Ordenschristen, sowie zu den Themenkreisen seiner Rechte und Pflichten. Wer sich in den Ordensgelübden an Gott, die Kirche und die spezifische Ordensgemeinschaft bindet, bleibt ein freier Mensch, sie oder er grenzt aber freiwillig im Rahmen der getanen Gelübde die Möglichkeiten der Lebensgestaltung ein. Das betrifft notwendig auch den Bereich der Medien.

In diesem Zusammenhang scheint der Hinweis wichtig, dass jeder Ordenschrist ein Recht auf Beziehungen hat. Es geht um das grundsätzliche Recht auf gelungenes Leben in der eigenen Gemeinschaft auch angesichts von mangelnden sozialen Beziehungen in der eigenen Gemeinschaft, auch angesichts von erfahrem Mangel im Bereich der Affektivität. Und jeder Ordenschrist weiß, wie viel Kraft es einem abverlangt, dass jede und jeder in der Gemeinschaft zu diesem Recht kommt. Hier artikuliert sich eine ganze Reihe von Pflichten für den Ordenschristen. Das gilt auch für die Mediennutzung im Ordensleben. Ordensleute, die Medien nutzen, haben die Pflicht, sie wirklich zu verstehen. D.h., dass auch die Nebenwirkungen erkannt und ggf. im eigenen Leben entlarvt werden müssen.

Die Medien stellen die Nutzer in eine Fülle komplexer Möglichkeiten. Jede

Schwester und jeder Bruder, die z.B. das Internet nutzen, können darin persönliche Beziehungen und soziale Kontakte pflegen, begegnen Potentialen und Defiziten, können ihre Sendung fördern ... Das alles muss aber im Kontext des persönlichen Reifungsweges stehen. Mit Reife ist hier vor allem die Fähigkeit gemeint, aus Erfahrungen existentiell und konkret zu lernen. Dabei ist immer wieder neu eine Balance zu finden, zu der – wie es bei jeder lebendigen Balance ist – das Wackeln dazugehört.

Aufgabe des Leitungsamtes

Der kollegiale Austausch im Rahmen des DOK-Workshops hat gezeigt, mit welcher Sorge Oberinnen und Obere dem Mediengebrauch in den Jurisdiktionsbereichen und Konventen begegnen. Diese Sorge ist eingebettet in die grundsätzliche „Hirtensorge“ und „Hirtenliebe“ der Oberinnen und Oberen.

Darum gilt grundsätzlich: Die Sorge der Verantwortlichen darf sich nicht an den Grenzen und Mängeln erschöpfen! Im Vordergrund steht die Herausforderung, kreativ mit der Möglichkeit des einzelnen Ordenschristen und der ganzen Gemeinschaft umzugehen. Den Schwestern und Brüdern in der Leitungsverantwortung bleibt also keine andere Möglichkeit, als ins unvermeidliche Risiko zu gehen, d.h. das, was sich zeigt, wach anzufragen und gleichzeitig einen kreativen Umgang mit den gegebenen, gesuchten oder gefundenen Möglichkeiten zu forcieren.

Ordensleute sind heute gefordert, immer wieder ihre Richtung zu finden, ohne in Panik zu geraten wegen einer vielleicht unumgänglichen Fehlerquote. Sie dürfen grundsätzlich nie das Wich-

tigste aus dem Auge verlieren: dass wir in der Gemeinschaft unter allen Umständen und mit allen Mitteln, die uns in die Hände kommen, lieben lernen sollten. Das ist nicht nur das Wichtigste im Christenleben, sondern auch die strengste und herausforderndste Schule. Ihre Hauptfächer heißen: „Richtung halten“, „in Beziehung bleiben“ und „Kompromisse gestalten“. Dabei ist Naivität hinsichtlich der Mittel und ihrer möglichen Wirkungen genauso wenig angebracht und wünschenswert wie Berührungsangst.

Im Bezug auf die Medien gilt: Es gibt also keine Alternative zum Lernen des Umgangs mit Medien. Es geht um das recht Maß und das Wie. Lernorte zum guten Umgang mit Medien müssen daher konsequent geschaffen werden. Ein erster Lernort ist somit die Kommunität als Lebensgemeinschaft selber. Der zunehmende Gebrauch von Medien führt zu neuen Verhältnissen, die sich zudem schnell weiter verändern. Neue Verhaltensweisen müssen nicht nur eingeübt werden, sondern auch einigermaßen im Gemeinschaftsganzen geordnet werden. Da diese Verhaltensweisen immer sehr personengebundene Vorgänge sind, sind sie eng mit der jeweiligen Reife, Unreife und Lebensphase Einzelner verbunden. D. h., es stellt sich die Aufgabe, in den Gegebenheiten von Medienlandschaft und Mediennutzung durch Ordensleute kreativ mit den Chancen und Herausforderungen umzugehen mit einem wachen Sinn für beides.

Der Lernort überhaupt ist die Erstausbildung vor den Ewigen Gelübden. Die Ausbildungssituation hat heute auch die Aufgabe, den Formandi einen adäquaten Mediengebrauch zu vermitteln. Mit der Warnung vor Gefahren ist es

dabei nicht getan. Mehr und mehr Gemeinschaften haben sich dazu durchgerungen, den Mediengebrauch in der Ausbildungszeit bewusst zeitlich zu reglementieren. Auch der Zugang zu PC, TV und Telefon kann während der Ausbildung ohne weiteres vom privaten Zimmer oder der Zelle in die Gemeinschaftsräume verlegt werden. Das bleiben Hilfen, die den Einzelnen nicht davon dispensieren dürfen, im Umgang mit den Medien seinen eigenen, dem Ordensleben und seiner Sendung entsprechenden Weg zu finden.

Gewiss sind Oberinnen und Obere auch und vor allem gefragt, wenn es um die Einhaltung vereinbarter Grenzen oder um Schadensbegrenzung geht. Darum ist ein weiterer Lernort die Krise. Eine Hilfestellung für Oberinnen und Obere lautet: Kompromisse sind immer wieder zu schließen. Diese müssen aber miteinander gestaltet werden. Der Weg aus der Krise muss konsequent von den Verantwortlichen begleitet werden. An die Stelle der „Angst vor der Fehlerquote“ muss die „Handlungsklarheit in der Richtung“ treten. Dabei ist zu bedenken, dass sich bei gravierenden Missbräuchen die Hirtensorge sowohl auf die Hilfe für den Einzelnen wie auf den Schutz für die ganz Gemeinschaft erstrecken muss.

Für die Oberinnen und Oberen, die am Workshop der DOK-Mitgliederversammlung teilgenommen haben, haben sich folgende Fragen im kollegialen Austausch als hilfreich erwiesen. Diese Fragen seien hier noch einmal zur persönlichen Reflexion genannt:

Was ist für mich besonders bereichernd am Weltzugang durch Medien?

Wo habe ich selbst Gefährdung erfahren?

- Was habe ich dann getan?
- Was habe ich gelassen?
- Ist mir etwas klarer geworden?

Benenne ich in der Gemeinschaft Gefahren, die Medien bergen? Wie reagiere ich?

- Reagiere ich mit Alternativen?
- Reagiere ich mit Verboten?
- Reagiere ich mit Herausforderungen?
- Wie sehen solche Herausforderungen aus?

Wenn ich jemanden in der Gefahrenzone weiß, wie ist meine Art, das anzusprechen?

- Worum Sorge ich mich spontan am leichtesten?
- Was fällt mir am schwersten, was kann ich nicht?

Wenn die Welt ins Kloster wächst

„Bricht die Welt ins Kloster ein?“ war ursprünglich die provozierende Frage. Unsere Antwort muss wohl heißen: eher nein! Es ist kein (gewaltsamer) Einbruch. Eher wächst die Welt ins Kloster hinein. Solange wir leben, wächst sie immer neu hinein. Das war übrigens immer so. Und wir haben daran manches zu lernen, solange wir leben. Wir sind als Ordenschristen herausgefordert, dem Leben – so wie es denn ist – nahe zu bleiben.

Die Botschaft von Papst Benedikt XVI. zum 43. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 24. Mai 2009 trug den Titel: „Neue Technologien – neue Verbindungen. Für eine Kultur des Respekts, des Dialogs und der Freundschaft.“ Dieses Postulat gilt es,

im Ordensleben zu verfolgen. Können Ordensleute mehr und mehr Garanten dafür werden, dass die Medienkultur wenigstens in unserem Einflussbereich zu einer „Kultur des Respekts, des Dialogs und der Freundschaft“ wird? Hin und wieder kommen solche „Kulturbeiträge“ ja auch von außen, wenn „die Welt“ eben ins Kloster hineinwächst. So erhielt kürzlich eine Ordensschwester, die viel mit virtueller Seelsorge zu tun hat, folgende E-Mail. Sie zeigt, wie Formen, mit denen manche von uns noch zu ringen haben, für viele Menschen schon ganz natürlich sind und wie diese die Kraft haben, Wesentliches ins Wort zu bringen:

„Seit längerem bin ich auf Ihrer Internetseite. Jetzt endlich habe ich Mut gefasst und schreibe Ihnen. Sehr schön fand ich, dass Sie viele Informationen über Ihren Orden und Ihr Noviziat geschrieben haben. Seit langem beschäftige ich mich mit dem Thema Berufung, erst war es allgemein, und dann ist es immer persönlicher mit mir und Gott

geworden. Es fängt klein an, kaum spürbar und dann wird es immer größer, unheimlicher, unfassbarer, aber immer schöner und man möchte immer mehr von Gott, von seinem eigenen Leben. Es lässt mich kaum los, ist fast nicht in Worte zu fassen. Ich weiß, dass ich mehr vom Leben möchte, einen Sinn finden möchte, und ich glaube zu wissen, dass Gott mich zu diesem ‚Sinn finden‘ einlädt. Auf eine ganz wunderbare Weise, die ich noch nicht recht verstehen und begreifen kann. Aber inzwischen weiß ich, dass ich mich darauf einlassen will, obwohl es auch etwas Angst macht, das muss ich zugeben. Es ist ein ständiges Suchen, Sich-Fragen und Zuhören ... Können Sie das verstehen? Nun ja, nun würde ich gerne mehr über Ihren Klosteralltag erfahren, Ihre Lebensweise. Ich befinde mich zur Zeit in der Ausbildung und werde dieses Jahr 18 Jahre alt. Ich hoffe, Sie können mir weiterhelfen, zumal Ihre Homepage schon so wahnsinnig viele Informationen gegeben hat!“

Jürgen Bremer

1948 geboren in Holzminden, absolvierte Jürgen Bremer ein Studium der Rechtswissenschaften in Köln. Nach Tätigkeiten als Journalist beim „Kölner Stadt-Anzeiger“ und dem WDR kam er 1999 zum Fernsehsender PHOENIX nach Bonn. Dort steht er der Kommunikationsabteilung vor und ist zugleich Redaktionsleiter der Sendung „Gespräche“. Bremer ist seit 2002 Lehrbeauftragter für Medienrecht an der Fachhochschule Bonn/Rhein-Sieg.



Jürgen Bremer

Medienrecht in der Praxis

Die katholische Kirche und ihre Organisationen sind wichtige Pfeiler der deutschen Gesellschaft. Sie stehen damit auch im Blickfeld der Öffentlichkeit und der Medien. Grundkenntnisse über die Spielregeln, unter denen die Medien arbeiten, sollte deshalb auch innerhalb der Kirche zum Allgemeingut gehören. Denn fast jede Form der öffentlichen Kommunikation unterliegt prinzipiell einigen medienrechtlichen Beurteilungen. Grundlegend für das Medienrecht ist Art. 5 Grundgesetz, der das Recht auf freie Meinungsäußerung beinhaltet. Das Grundrecht steht jedem zu, nicht nur Journalistinnen und Journalisten, auch dem Priester, der von der Kanzel predigt. Für die medienrechtliche Beurteilung ist dabei ohne Belang, ob die Meinungsäußerungen richtig oder falsch sind, ungerecht, unseriös, wertvoll oder wertlos erscheinen. Dies alles ist nach unserer Verfassung unerheblich in der Frage, ob die Aussagen zulässig sind oder nicht. Die Verfassung zieht die Grenze allein dort, wo es ersichtlich nur um die Schmähung

eines anderen geht und die Kritik keine sachliche Substanz erkennen lässt. Weiterhin dürfen die Meinungsäußerungen nicht gegen allgemeine Gesetze und den Jugendschutz verstoßen. Anders sieht es mit Tatsachenbehauptungen aus. Diese werden in Art. 5 Grundgesetz nicht erwähnt. Die Rechtsprechung hat daraus geschlossen, dass Tatsachenbehauptungen nicht den weitgehenden Schutz des Grundgesetzes genießen wie Meinungsäußerungen. Sie sind nur insoweit zulässig, als sie sich als wahr beweisen lassen. Hier steht derjenige in der Beweispflicht, der die Behauptung in der Öffentlichkeit aufgestellt hat. Für die Medien gilt insoweit eine Verbreiterhaftung. Das heißt: Auch wenn Dritte Tatsachen behaupten, dürfen sie diese nicht einfach in die Öffentlichkeit transportieren. Sie müssen mit der notwendigen Sorgfalt prüfen, ob die Tatsachenbehauptungen stimmen oder nicht.

Die Sorgfaltspflicht ist die Kehrseite der vielen Presseprivilegien. Die Medien müssen ihre Aufgabe seriös wahrneh-

men, d.h. sie müssen richtig informieren und ihre Informationen sorgfältig zusammentragen. Dies bedeutet nicht, dass sie vor einer Veröffentlichung alles gerichtsfest bis zur völligen Aufklärung eines Sachverhalts recherchiert haben müssen. Aber je kritischer ein Bericht, desto mehr Anforderungen werden an die Recherche gestellt. Zu der gebotenen Sorgfalt gehört auch, dass den Betroffenen eine Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben wird. Und diese Stellungnahme darf wiederum nicht so verkürzt werden, dass der Sachverhalt in seinem Kern verfälscht wird. Verzichteten können die Medien auf das Angebot

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

zur Stellungnahme nur ausnahmsweise, wenn innerhalb einer angemessenen Frist keine Äußerung erfolgt oder ein Interesse der Öffentlichkeit an einer sofortigen Veröffentlichung besteht.

Die Rechtsordnung verlangt eine nach den Umständen gebotene Sorgfalt. Nicht jedes Detail wird insbesondere von der Tagespresse ausrecherchiert werden können. Deshalb geht die Rechtsordnung von einem flexiblen, am Einzelfall orientierten Maßstab aus. Dies ist der verfassungsrechtliche Ausgangspunkt des Medienrechts und gilt im Wesentlichen sowohl für die Wort- wie für die Bildberichterstattung. Gegenüber dem Staat hat der Gesetzgeber den Pressevertreterinnen und -vertretern in diesem Zusammenhang weit-

gehende Informationsprivilegien und Auskunftsrechte zugebilligt. Gegenüber Privaten - dazu zählen medienrechtlich auch die Kirchen, ihre Organisationen und ihre Vertreter - haben die Massenmedien keinen Auskunftsanspruch. Ein solcher Anspruch ist weder gesetzlich noch verfassungsrechtlich vorgesehen. Die Massenmedien und Privaten treten auf der Basis der Gleichberechtigung miteinander in Kontakt. Jeder Private kann selbst entscheiden, ob, mit wem, wie und in welchem Umfang er die Öffentlichkeit informieren will. Er kann Presstexte an ausgewählte Medien schicken, zu Pressekonferenzen einladen, Presseanfragen beantworten oder auch nicht. Inwieweit eine Reaktion nicht nur rechtlich zulässig, sondern in der Praxis auch sinnvoll ist, steht auf einem anderen Blatt.

Wer um Interviews gebeten wird, oder selbst zu Interviews einlädt, kann die Rahmenbedingungen damit auch selbst festlegen. Man kann vereinbaren, dass der Text vor Drucklegung autorisiert wird, dass die Aussagen ganz wiedergegeben werden müssen, dass eine Sperrfrist eingehalten wird etc. Diese Kautelen müssen jedoch vor dem Interview vereinbart werden. Ob sich die Medien darauf einlassen, ist dann wiederum eine andere Frage. Sind einzelne Bedingungen jedoch einmal vereinbart, sind sie auch rechtlich verbindlich.

Grundsätzlich besteht auch kein Anspruch der Massenmedien auf Zulassung zu Veranstaltungen Privater. Vielmehr gilt insoweit das Hausrecht des Veranstalters und der aus dem Privatrecht abgeleitete Grundsatz, dass jeder selbst darüber befinden kann, welche Besucher er unter welchen Bedingungen zu seinen Veranstaltungen

zulassen will. Eine Ausnahme ist in §6 Versammlungsgesetz vorgesehen, der Pressevertretern ein Zutrittsrecht zu öffentlichen Veranstaltungen einräumt.

Einem Veranstalter ist es grundsätzlich gestattet, den Zugang zu seiner Veranstaltung zu kontrollieren und damit eine Berichterstattung zu verhindern, bzw. nur bestimmten Medien Zugang zu gewähren. Handelt es sich aber bei der Veranstaltung um ein Ereignis von großer allgemeiner Bedeutung (etwa ein Kirchentag) kann ein Recht auf Berichterstattung doch in einem gewissen Umfang gegeben sein.

Hat sich die Kirche aber einmal geäußert, hat auch sie im nachhinein nur noch geringe Einflussmöglichkeiten, wie die Medien auf die Informationen reagieren: Ob sie sie ganz verwerten, nur zum Teil, oder gar nicht. Aber eines müssen die Medien schon beachten: durch Kürzungen darf ein Sachverhalt nicht verfälscht werden.

Die Kirche ist eine öffentliche Institution. Aber auch ihre Vertreterinnen und Vertreter besitzen eine Privatsphäre, die die Medien nicht verletzen dürfen. Tabu ist für die Öffentlichkeit der sogenannte Intimbereich. Körper, Krankheit und Sexualität der Menschen sind in der Regel der Medienöffentlichkeit entzogen. Dieser Kernbereich der Persönlichkeit ist nach unserem Medienrecht geschützt. Veröffentlichungen können ausnahmsweise zulässig sein, wenn Betroffene selbst an die Öffentlichkeit gehen, oder Prominente eine gesellschaftlich bedeutende und erhebliche Diskrepanz zwischen öffentlichem Auftreten und privater Lebensführung erkennen lassen.

Die Aufgabe der Massenmedien ist es, die gesellschaftlichen, politischen und

kulturellen Entwicklungen kritisch zu begleiten. Mit Kritik müssen daher auch Vertreter der Kirche rechnen und ggf. damit leben. Falls die Kritik aber auf falschen Tatsachenbehauptungen beruht, kann sich der Betroffene wehren. Ist die falsche Darstellung schon in der Öffentlichkeit, ist der Schaden schon angerichtet. Lässt sich das verhindern? Theoretisch ja, in der Praxis ist es schwierig.

Nur wenn es – zum Beispiel nach einem Gespräch mit einem Journalisten – nachvollziehbare Anhaltspunkte dafür gibt, dass eine Kritik auf falschen Tatsachen beruht, kann – wenn eine sog. Erstbegehungsfahr besteht – mit einem Antrag auf eine Einstweilige Anordnung eine Unterlassungsverpflichtung vorläufig durchgesetzt werden. Dieser vorbeugende Unterlassungsanspruch ist, wenn er mit konkreten Tatsachen untermauert und damit durchgesetzt werden kann, ein wirksamer Rechtsschutz. In der Praxis werden Einstweilige Anordnungen aber eher selten erlassen.

Ist die Veröffentlichung schon auf dem Markt, stehen den Betroffenen mehrere Möglichkeiten zur Verfügung. Schnell und vergleichsweise einfach lässt sich eine Gegendarstellung durchsetzen. Mit der Gegendarstellung hat der Gesetzgeber eine Art Waffengleichheit einführen wollen. Wer an den Presse-Pranger gestellt wird, soll auch seine Sicht der Dinge darlegen dürfen. Die Gegendarstellung ist deshalb im wesentlichen nur an Formalien gebunden, die strikt eingehalten werden müssen. Eine Wahrheitsprüfung findet daher nicht statt, sie darf nur nicht offensichtlich unwahr sein. Der Gegendarsteller kann also – auch wenn er es nicht sollte – lügen.



Die Gegendarstellung muss u.a. folgende Punkte enthalten: die Überschrift „Gegendarstellung“, die Bezeichnung der Veröffentlichung und deren Abdruckdatum und Abdruckstelle, das Zitat der falschen Behauptungen in der Veröffentlichung, die eigene Erwiderung sowie die eigene Unterschrift. Es darf nur auf Tatsachenbehauptungen erwidert werden, nicht auf Meinungsäußerungen und Wertungen. Der Umfang der Erwiderung muss angemessen sein und der Betroffene muss ein berechtigtes Interesse an der Gegendarstellung haben. Hat die Redaktion einen Fehler in angemessener Weise schon von sich aus berichtet, fehlt in der Regel das berechnigte Interesse des Betroffenen auf eine eigene Gegendarstellung. Zum Schluss muss der Abdruck der Gegendarstellung ausdrücklich verlangt werden.

Ein Unterlassungsanspruch kann geltend gemacht werden, wenn die Gefahr besteht, dass unrichtige Darstellungen oder Schmähkritiken weiter veröffentlicht werden, etwa wenn nach einer Gegendarstellung die Redaktion auf ihrer Darstellung beharrt.

Der Unterlassungsanspruch ist wichtig, um Wiederholungen zu vermeiden. Er ist aber insoweit häufig für die Betroffenen unbefriedigend, weil die Öffentlichkeit häufig zwar die unrich-

tige Darstellung in der Presse gelesen, aber vom Unterlassungsanspruch nichts mitbekommen hat. Deshalb ist in diesen Fällen zu prüfen, ob die Redaktion ein Verschulden an der unrichtigen Berichterstattung trifft. Ist sie ihren Sorgfaltspflichten nicht in ausreichendem Maß nachgekommen, könnte ein Anspruch auf Widerruf oder eine Richtigstellung durchsetzbar sein.

Der Nachteil dieses Anspruches ist, dass es verhältnismäßig lange dauern kann, bis er im Instanzenzug durchgesetzt ist. Der Anspruch setzt voraus, dass eine Tatsachenbehauptung vorliegt, die nicht bewiesen werden kann. Dies muss in einem ordentlichen Gerichtsverfahren belegt werden, das die verschiedenen Instanzen durchlaufen kann. Häufig wird über alle Gerichtsinstanzen hinweg gestritten, auch darüber, ob es sich um eine Meinungsäußerung oder eine Tatsachenbehauptung gehandelt hat. Die Betroffenen brauchen demgemäß einen langen Atem.

Bei vorsätzlichen oder fahrlässigen Rechtsverletzungen durch Medienberichterstattungen kommt nicht nur bei unwahren Tatsachenbehauptungen, sondern auch bei zutreffender Berichterstattung etwa über Sachverhalte aus der Privatsphäre ein Schadensersatzanspruch infrage.

Anton Deutschmann

Dr. Anton Deutschmann, geboren 1968, war nach dem Studium der Theologie als Redakteur und Filmproduzent tätig, unter anderem als Produktionsreferent der Deutschen Bischofskonferenz. In den letzten zehn Jahren hat er über 50 Filme im Bereich der katholischen Medienarbeit redaktionell oder als Produzent mitverantwortet. Heute ist Anton Deutschmann Direktor von steyl medien - der Medienproduktion der Steyler Missionare.



Anton Deutschmann

Ordensleute im Fernsehen

Die Darstellung im fiktionalen Bereich

Einleitung

Kirchliches Leben wird vielfach nur noch medial vermittelt wahrgenommen. Menschen ohne persönliche Begegnung mit der Kirche können sich kein eigenes Bild der Institution und ihrer gesellschaftlichen Rolle machen, sondern beziehen ihre Informationen aus zweiter Hand – den Medien. Dies gilt im besonderen Maße in Bezug auf Ordensleute: Wer nie den persönlichen oder zumindest vermittelten Kontakt zu Schwestern, Brüdern oder Patres hatte, ist auf das Bild angewiesen, das ihm die Medien zeichnen.

Bei der vielfältigen Diversifizierung der Medienlandschaft in Deutschland sollte im Workshop der Schwerpunkt auf das Leitmedium „Fernsehen“ gelegt werden. Trotz der Konkurrenz durch Printmedien und den wachsenden Möglichkeiten des Internets ist das Fernsehen nach wie vor die primäre

Informationsquelle und auch im Bereich der Unterhaltung führend. Eine Präsentation sollte verdeutlichen, wie Ordensleute heute im Fernsehen dargestellt werden. Dabei ist allerdings noch weiter zu differenzieren, ob es sich um dokumentarische oder fiktionale Formate handelt. Die Frage nach dem Dokumentarfilm wurde im Anschluss an die Präsentation von Max Kronawitter auch mit praktischen Beispielen veranschaulicht. Der erste Schwerpunkt wurde daher auf die Behandlung der fiktionalen Stoffe gelegt, also der Frage, welche Rollen Ordensleute im Spielfilm oder der quotenträchtigen Fernsehserie übernehmen.

In diesem Bereich können sich Ordensleute nicht selbst präsentieren, sondern werden als Kunstfiguren dargestellt, wie etwa Polizisten in Kriminalfilmen oder Ärzte in den entsprechenden Serienformaten. Klar ist, dass solche Formate kein getreues Bild der Wirk-

lichkeit zeichnen können und wollen, aber dennoch das Bild einer (Berufs-) Gruppe prägen können.

Die Komödie

Was macht Ordensleute als „Darsteller“ für die Komödie geeignet? In den meisten Komödien geht es nicht darum, Charaktere in ihrer Tiefe zu entwickeln, sondern man arbeitet mit einfachen Klischees: Ordensleute, die sofort über die „Maske“ erkannt werden, sind weltfremd und begegnen der Welt daher mit unbeholfener Naivität - das macht eine Reihe von klassischen Gags möglich. Dies kann durchaus liebevoll und niveauvoll geschehen, indem der „normalen Welt“ ein Spiegel vorgehalten wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Einer der größten Erfolge dieses Genres war sicherlich „Sister Act“ (1992): Das Aufeinandertreffen zweier fremder Welten - der des mafiös geführten Nachtclubs und der Welt des beschaulichen Klosters - führt zahlreiche komische Situationen herbei. Mittel der Verständigung und „Versöhnung“ der beiden - gleichermaßen klischeehaft gezeichneten Welten - ist die Musik. Nach ähnlichem Muster ist die deutsche Komödie Vaya con Dios gestaltet (2002), die sich um drei Brüder eines fiktiven Ordens dreht, die plötzlich aus der Beschaulichkeit ihres Klosters geris-

sen werden, und sich unvorbereitet der „wirklichen“ Welt ausgesetzt sehen. In Komödien wie diesen wird durchaus ein freundliches, liebevolles Bild von Ordensleuten gezeichnet, allerdings mittels der Darstellung eines weltfremden, gutmütigen und naiven Klischees.

Die Tragödie

Im anspruchsvollen Kino und Fernsehspiel der letzten Jahre kann Ordensleuten auch die Rolle des Antagonisten zukommen. Ausgelöst durch die öffentliche Thematisierung von Missbrauchsfällen und Erziehungsmethoden früherer Jahre in Ordenseinrichtungen hat sich auch der Spielfilm dieser Thematik angenommen. Vor allem in den USA produzierte Filme (z.B.: The boys of St. Vincent 1992, Our fathers 2005, Deliver us from the Evil 2006) zeigen Patres und Brüder als grausame Erzieher, die unter dem Mantel christlicher Fürsorge in ihren Internaten ein Terrorregime errichten und ihre Schützlinge missbrauchen. Ähnlich werden Ordensschwester in dem erfolgreichen Spielfilm „Die unbarmherzigen Schwestern“ (2002) als Schrecken verbreitende Erzieherinnen dargestellt, die zudem die Arbeitskraft der ihnen anvertrauten Mädchen schamlos ausbeuten.

Wirkmächtig sind diese Produktionen beim Zuschauer sicherlich auch, weil sie starke Emotionen wecken und auf wahren Begebenheiten beruhen. In den USA, Irland, aber auch in Spanien wurden derartige Produktionen durch einen öffentlichen Diskurs ausgelöst und begleitet. In der deutschen Produktionslandschaft ist man im fiktionalen Bereich noch eher zurückhaltend mit diesen Themen.

Die Quotenlieblinge

Eine ganz andere Darstellung von Ordensleuten im Fernsehen findet sich in den quotenträchtigen Unterhaltungsserien, die Ordensleute zu Fernsehlieblingen werden lassen. Genannt seien Serien wie „Wie gut, dass es Maria gibt“, „Der kleine Mönch“ oder „Um Himmels Willen“. Ordensleute sind hier engagierte „Problemlöser“, die die kleinen und großen Katastrophen des Alltags souverän zu bewältigen wissen, oder als Detektiv für Gerechtigkeit sorgen. Eine solche Darstellung von Ordensleuten oder Klerikern ist bereits seit den 50er Jahren stets ein Erfolgsrezept für Filmproduzenten – man denke nur an die Don Camillo Reihe.

Nach der Präsentation der Formate wurde im Workshop angeregt diskutiert, wie diese Darstellung aus der Sicht von Ordensleuten heute zu bewerten sind und inwieweit sie das Bild von Orden in der Öffentlichkeit beeinflussen können.

Angesichts der Situation, dass viele Menschen Ordensleuten nur noch über die mediale Darstellung begegnen, wurde diskutiert, inwieweit sich Zuschauer das in den Medien gezeichnete Bild zu Eigen machen.

Dies führte zu der Frage, ob es dagegen sinnvoll und angeraten scheint, sich vermehrt in Medien selbst darzustellen, um ein eventuell schiefes Bild korrigieren zu können.

»Wer nie den persönlichen Kontakt zu
Schwestern, Brüdern oder Patres hatte,
ist auf das Bild angewiesen,
das die Medien ihm zeichnen.«

Anton Deutschmann

Max Kronawitter

Max Kronawitter, Jahrgang 1962, ist Theologe und Filmemacher. Neben der Tätigkeit in seiner eigenen Produktionsfirma „Ikarus-Film“ arbeitet er seit 1989 für „steyl medien“. In einer Vielzahl von Fernsehfilmen, insbesondere für das Bayerische Fernsehen, hat er sich mit Ordenthemen befasst. Kronawitter ist Träger des Katholischen Medienpreises 2005.



Max Kronawitter

Wenn das Fernsehen kommt

Tipps für Ordensleute im Umgang mit TV-Teams

Einleitung

Nicht wenige Ordensoberinnen und Ordensobern treibt die Frage um, wie sie mit Anfragen von Fernsehsendern umgehen sollten. Bereits gemachte Erfahrungen mit Medien spielen dabei eine Rolle. Man erinnert sich an den enormen technischen Aufwand, an die viele Zeit, die man investiert hat und nicht zuletzt an das Ergebnis, das womöglich nicht den Erwartungen gerecht geworden ist. Erschwert wird die Entscheidungsfindung durch die Überzeugung, dass es ohne mediale Berichterstattung immer schwerer wird, die Botschaft eines Klosters der säkularisierten Welt verständlich zu machen. Was tun? Unser Workshop in Vallendar versuchte zumindest der praktischen Seite des Problems einige Antworten hinzuzufügen.

Auf die Einführung (Dr. Anton Deutschmann, siehe oben), wie Ordensleben in Spielfilmen und TV-Serien dargestellt

wird, folgte die verständliche Reaktion der Teilnehmer: „so sind wir doch nicht“. Der Workshop verstand sich deshalb als ein Plädoyer, diesem recht klischeehaften Bild der fiktiven Medienformate, durch Berichte, Reportagen und Dokumentationen ein authentischeres entgegenzusetzen. Doch wie kann es gelingen, die Anliegen der Medienschaffenden und der Ordensleute weitgehend zur Deckung zu bringen?

„Das Fernsehen“, der große Unbekannte

Eine Betrachtung der Fernsehlandschaft sollte zunächst einmal zeigen, mit wem man es eigentlich zu tun hat, wenn „das Fernsehen“ anruft.

Das Fernsehen, wie es Jahrzehnte die BRD geprägt hat, gibt es heute so nicht mehr. Neben die öffentlich-rechtlichen Sender mit ihrem hohen Niveau sind nicht nur die vorwiegend kommerziell ausgerichteten landesweiten Privatsen-

der getreten. Neben religiösen Spartenkanälen wie etwas Bibel-TV gibt es auch eine Vielzahl von Lokalsendern, die auf regionaler Ebene durchaus Bedeutung haben. Alle Anstalten haben zwar Interesse an Ordenleuten, der Blick darauf ist aber jeweils ein anderer. Versuchen die große Dokumentationen über Klöster, wie etwa die BR-Reihe „Donauklöster“ ein relativ umfassendes Bild vom Klosterleben zu zeichnen, so sind private Sender an der Vermittlung von Spiritualität oder Verkündigung in der Regel wenig interessiert. Klöster sind für sie in erster Linie Fundgruben für Exotisches. Wenn Menschen aus einer anderen Welt (so wird das Kloster oft empfunden) sich dann doch mit sehr Weltlichem beschäftigen, dann ist das ein Thema wert: die Nonne in St. Pauli, der zaubernde Missionar, die Schwester als Kabarettistin, der Pater mit dem schnellen Motorrad ...

Entspricht eine Ordensgemeinschaft derartigen Anfragen, so ist die Frustration am Ende meist besonders groß. Denn oft bleibt die Darstellung auf das Kuriose reduziert. Spirituelle Aspekte werden ausgeblendet. Am Schluss steht die Nonne oder der Mönch als „bunter Vogel“. Dennoch gibt es auch hier Kniffe, um diesem Dilemma zu entgehen.

Tipp: Ein Trick ist es etwa, bei Interviews das Kuriose stets mit dem Spirituellen zu verknüpfen. Wenn eine Ordensschwester, um bei dem Beispiel von St. Pauli zu bleiben, in ihren Antworten immer betont, dass es die Botschaft Jesu ist, die sie ins Rotlichtmilieu treibt, wenn sie die Betreuung von Prostituierten stets als Konsequenz ihrer Berufung beschreibt (auch wenn sie sich dabei stets wiederholen sollte), dann nimmt sie dem Filmemacher die

Möglichkeit, im Interview die spirituelle und die weltliche Antwort voneinander zu trennen. Die Weise, wie man in einem Interview antwortet, hat also durchaus Einfluss darauf, was ein Autor aus diesem Statement machen kann. Neben den landesweit ausgestrahlten Privaten, verdient das Fernsehen vor

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ort eine Sonderstellung. Oft rührt das kirchliche Interesse der Lokalsender daher, dass es dafür eigene Redaktionen gibt, die von den Diözesen eingerichtet sind. Dann hat man es - im Gegensatz zu vielen Privatsendern, die kaum Spezialisten für religiöse Themen haben - tatsächlich mit Leuten zu tun, denen Kirche und Ordensgemeinschaften nicht fremd sind. Das Problem der Lokalsender ist eher das geringe Budget, das nicht selten dazu führt, dass eher Praktikanten unterwegs sind. Die können sehr engagiert sein, können freilich auch sowohl in technischer als auch in inhaltlicher Hinsicht völlig überfordert sein. Gerade weil die Anfragen vom Fernsehen so unterschiedlich sein können, sollten Ordensleitungen zunächst immer fragen: *Mit wem habe ich es zu tun und in welchem Umfeld soll der Beitrag über unser Klosterleben gesendet werden?* Einige Tipps:

- Reden sie mit dem Anrufer über seine Sicht des Klosterlebens. So bekommen Sie einen Überblick über seinen Kenntnisstand.

- Lassen Sie sich, wenn Sie unsicher sind, Arbeitsproben geben.
- Schauen sie sich vorher das Programmumfeld an. Oft lässt sich schon beim Anschauen ähnlicher Sendungen erkennen, ob man in diesem Rahmen dargestellt werden möchte.
- Nutzen Sie gegebenenfalls das Internet, um mehr über den Autor und die Sendung zu erfahren
- Klären Sie Einzelheiten der Aufnahmen: Wieviele Mitarbeiter kommen? Wie lange wird es dauern? Was erwartet man von uns? Dürfen wir das Material vor der Ausstrahlung sehen?
- Fragen Sie nach dem Konzept des Beitrages: In der Regel müssen Autoren bevor sie von den Sendern losgeschickt werden, erst ein Konzept vorlegen.

Fazit: Konzentrieren Sie sich nicht nur auf die Frage „Was wollen die von uns?“, sondern auch auf Ihr eigenes Anliegen „Was wollen wir?“.

Auf die Verpackung kommt es an

Inhalte werden beim Fernsehen stets in Verpackungen präsentiert, den sogenannten Formaten. Diese unterschiedlichen Formate folgen eigenen medialen Gesetzmäßigkeiten, über die sich auch kein Autor hinwegsetzen kann. Zu diesen Gesetzmäßigkeiten gehört auch, dass in einem Kurzbeitrag oder einem Nachrichtenfilm (Länge ca. 1:30 bis 2:30 min) kein Interview länger als 20-30 Sekunden sein darf. Ähnliches gilt oft auch für Magazinbeiträge in der Länge von 5 bis 10 Minuten, auch wenn dort Statements des Protagonisten mehrmals

auftauchen können. Wird ein Ordensangehöriger für ein derartiges Format befragt, muss ihm klar sein, dass seine Aussage nur gesendet werden kann, wenn er sie in diesen Rahmen fügt. Mag das geführte Interview noch so umfangreich gewesen sein, mag das Aufzählen von Argumenten noch so vollständig gewesen sein: Der Redakteur wird zu einem Aspekt nur einen Ausschnitt von maximal 30 Sekunden verwenden.

Fazit: Wer in einem Kurzbeitrag viel unterbringen möchte, muss sich genau überlegen, was er in der verfügbaren Zeit sagen will.

Der Einwand, in 30 Sekunden kann man nichts Substanzielles über das Ordensleben sagen, mag richtig sein. Aber: Auch Politiker sind gezwungen, komplexe Inhalte auf den Punkt zu bringen. Gelingt es ihnen nicht, so kommen sie in den Nachrichten nicht vor.

Das ideale Format zur Darstellung von authentischem Ordensleben sind die längeren Dokumentationen oder Portraits, wie sie meist von den öffentlich-rechtlichen Sendern, vor allem von den Länderanstalten, realisiert werden. Nicht selten liegt die Verantwortung dafür bei den Kirchenredaktionen, die man bei den Privaten vergeblich sucht. Auch wenn es den Ordensgemeinschaften oft schwer fällt, die Tore für ein derartiges Projekt zu öffnen, so ist damit doch eine fantastische Chance verbunden. Ohne eigene Produktionskosten entsteht ein Hochglanzprodukt, das nach außen transportiert, wie Klosterleben heute aussieht. Mag der Aufwand noch so hoch sein, mögen die 14-tägigen Dreharbeiten noch so viel Unruhe stiften, mögen Widerstände in den eigenen Reihen noch so ernsthaft sein: Eine 30-mi-

nütige Dokumentation, die in der Regel ein Millionenpublikum erreicht, ist eine Gelegenheit, die sich kein Kloster entgehen lassen sollte. Der Aufwand für die Dreharbeiten relativiert sich, wenn man überlegt, wie viel Zeit und Energie man oft in Veranstaltungen investiert, die auf wenige hundert Besucher beschränkt bleiben. Gleiches gilt für die Predigtvorbereitung. Ein filmisches Portrait eines Ordensmannes könnte zur größten Predigt des Lebens werden.

Wenn sie denn kommen

Hat die Ordensleitung nach all den Vorüberlegungen den Aufnahmen zugestimmt und den Rahmen abgesteckt, so gibt es immer noch viele Möglichkeiten, das Projekt zu beeinflussen.

Das Team

Zunächst ist zu beachten, dass das Team keine homogene Einheit ist und sich in der Regel stets neu konstituiert. Es besteht aus dem Produktionsapparat (Kameramann und Ton-Mann) und dem Regisseur, der in der Regel auch der Autor des Beitrags ist. Da es sich dabei oft um freie Mitarbeiter handelt, kann es durchaus sein, dass ein alter Hase an der Kamera von einem Journalisten begleitet wird, der eher wie ein Praktikant wirkt. Aber Vorsicht! Der Regisseur, mag er noch so jung wirken, ist der Chef.

Fazit: Konzentrieren Sie sich auf den Regisseur. Er ist für den Beitrag verantwortlich und entscheidet am Schneidetisch über den Inhalt, wenn das Team längst beim nächsten Dreh ist. Nehmen Sie den Regisseur unter ihre Fittiche. Was er nicht versteht, kann auch nicht im Film vorkommen.

Interviews

Das Fernsehen ist ein visuelles Medium, deshalb ist der Inhalt eines Interviews nur ein Teil der übermittelten Information. Die Weise *wie* etwas gesagt wird, ist genau so wichtig. Aber auch *wo* es gesagt wird. Ein Interview vor einer Bücherwand akzentuiert eine Aussage anders, als ein Interview im Garten oder in der Klosterkirche.

Tipp: Überlegen Sie, in welche Räume Sie die Fernsehleute führen. In welchem Rahmen fühlen sie sich wohl? Wollen Sie auf einem barocken Stuhl antworten oder auf einem Bürostuhl von Ikea? Wollen Sie Ihr Statement in einem Rosengarten hinter dicken Klostermauern abgeben oder sollen im Hintergrund womöglich Kinder zu sehen sein?

Wenn die Gesprächspartner vor einem Interview die Fragen erhalten haben, ist ihre Neigung besonders groß, sich ein Redemanuskript vorzubereiten. Interviews sollen jedoch wie ein lockeres Gespräch wirken, nicht wie ein kleiner Vortrag. Wer sein Sprüchlein vorher auswendig gelernt hat, wirkt meist etwas verkrampt. Inhaltliche Vorbereitung ist zwar sinnvoll, aber: Geben Sie auch der Spontaneität noch eine Chance!

Es sind nur einige Tipps, die hier anklängen konnten. Dennoch wollen Sie zeigen, dass man dem Fernsehen nicht ohnmächtig ausgeliefert ist, wenn man ihm die Tore öffnet. Auch wenn dann ein anderer Regie führt: Den Rahmen geben Sie vor. Wo dieses Zusammentreffen zweier Welten gelingt, dort kann aus einem notwendigen Übel ein missionarisches Ereignis werden.

Paulus Terwitte OFMCap.

Geboren 1959 im münsterländischen Stadtlohn, trat Br. Paulus Terwitte OFMCap. mit 19 Jahren in den Kapuzinerorden ein und studierte Theologie in Münster und Graz. Nach Tätigkeiten für seinen Orden in Offenburg, Stühlingen, Gera, Frankfurt und Dieburg ist er seit April 2009 Leiter der kapuzinischen Berufungspastoral in Würzburg. Er ist einer breiten Öffentlichkeit durch zahlreiche Publikationen und Medienauftritte bekannt.



Paulus Terwitte OFMCap.

Medienarbeit und Berufungspastoral

Ein Workshop-Bericht

Wer Menschen sucht, die zum Ordensleben berufen sind, muss auffindbar sein. Schon deswegen gehören Medienarbeit der Orden und Berufungspastoral eng zusammen. Sie sind ihrer Natur nach Kerngeschäft von Ordensleitung. Das ist längst nicht selbstverständlich, wird jedoch in den Orden in Deutschland mehr und mehr eingesehen. Dazu hat auch die Arbeit der agbo (Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden) und dem AVO (Audio-Visueller Ordensstreif), beide zur DOK gehörig, beigetragen. Die Beauftragten für Berufungspastoral und für Medienarbeit werden langsam aus der Ecke geholt, ein persönliches Steckenpferd zu reiten. Wie langsam, ergab die Umfrage unter den insgesamt fast fünfzig Teilnehmerinnen und Teilnehmern an dem Workshop, der zweimal durchgeführt wurde: Es gibt zwar kaum freigestellte Schwestern und Brüder für die Berufungspastoral oder die Medienarbeit der

Orden, doch haben einige Gemeinschaften schon Mitglieder zumindest stundenweise für beide oder eine der beiden Aufgaben teilberuflich beauftragt.

1. In der Medienarbeit der Orden geht es darum, wie a) sich die Gemeinschaft darstellt und b) wie sie dargestellt wird.

Zu a):

Medienarbeit der Orden ist nicht nur dann gegeben, wenn man anfängt, Prospekte oder Zeitschriften zu drucken. Die Selbstdarstellung beginnt bereits beim Tragen von (Ordens-) Kleidung, bei der die Gestaltung von Eingangsbereichen der Konvente und der Ausstattung der Sprechzimmer. Solche und viele andere „Kleinigkeiten“ prägen der „Gesicht“ einer Gemeinschaft. So äußert sie sich, und so wird sie wahrgenommen – wie auch anders? Es gehört zur Aufgabe der Leitung, aktiv das Design des Alltags zu gestalten und mutig

Einfluss darauf zu nehmen, welche Vasen aufgestellt werden, welche Teppiche nicht mehr benutzt werden oder wie der Pfortenbereich gestaltet wird. Manchmal reicht schon ein Blick auf den Schaukasten am Kloster, um zu wissen, ob die Leitung im Blick hat, wie der Orden präsentiert wird. Wird sie aktiv, müssen manche „alte Zöpfe“ schmerzlich abgeschnitten werden, damit die Medien unserer Geschichte uns nicht hindern, zeitgemäße Medien – will sagen: Äußerungsformen unseres Selbstverständnisses – zu schaffen.

Natürlich gehören auch Zeitschriften, Internetauftritt und Filmproduktion zur aktiven Medienarbeit der Orden. Dort kann jedoch nur abgebildet werden, was innen an Gestaltung verwirklicht wird. Wir wollen ja von unserer Wirklichkeit sprechen, und nicht etwas zeigen, was es so eigentlich gar nicht mehr oder noch nicht gibt. Im Workshop zeigte sich, dass es in vielen Orden bewährte Medienschaffende gibt, die jedoch mit wenig Anbindung an die Leitung „ihre Sache“ machen. Es geht nicht um Schuldzuweisung. Oft fehlt das Bewusstsein auf beiden Seiten, dass hier ein zentraler Dienst getan wird, den man nicht einfach so laufen lassen kann. Tut man das, steht der Orden in der Situation, verschiedene Gesichter zu haben und schließlich selber gar nicht mehr wahrgenommen zu werden: Die Missionszeitschrift z.B. trägt eine Handschrift, die nicht im Jahresbericht auftaucht. Das Mitteilungsblatt für die internen Nachrichten sieht wieder anders aus, die Aushänge der Hausoberin wieder anders und das Mitarbeiterorgan hat wieder einen anderen Zuschnitt. Damit es zu einem einheitlichen Mediena Ausdruck kommt, braucht es eine

starke Leitung, die Vorgaben macht, in denen immer noch Freiraum genug sein kann für eine eigene Gestaltung, jedoch immer in einem erkennbaren Gemeinschaftsrahmen.

Zu b):

Vielleicht ist die schwache Arbeit von Leitungen an einem zeitgemäßen Erscheinungsbild eine, wenn auch nicht die einzige Ursache dafür, dass sie von Journalisten immer wieder mit den gleichen Symbolen dargestellt wird. Journalisten sind nicht Prediger, sondern Beschreiber dessen, was sie wahrnehmen für Menschen, die sehen sollen, was wahrnehmbar ist. Gebrannt von Artikeln und Reportagen, die so gar nicht wiedergeben, was man eigentlich wiedergegeben sehen wollte, gibt es erschreckend deutlichen Widerstand gegen die Kollegen der schreibenden und sendenden Kunst. Sicher mag da mancher unter dem Druck einer Quotenenerwartung und einer viel zu geringen Bezahlung etwas zuwege gebracht haben, was allzu seicht und allzu publikumsgefällig geworden ist.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Doch müssen sich Leitungen fragen, ob sie wirklich aktiv genug jene „Fremden“ beherbergt haben, in denen uns nach einem Wort Benedikts ja Christus begegnen will. Oder etwas weniger fromm: Wer will, dass Medien ihn sachgerecht wahrnehmen, muss die Medienvertreter freundlich empfangen und am Besten

sie mindestens einmal jährlich zu einem Hintergrundgespräch bitten bei Kaffee und gerne auch selbstgebackenem Kuchen. Außerdem: Pressemitteilungen, die nicht Werbung sind oder Predigt, sondern einfach Information, müssen von der Ordensleitung regelmäßig herausgegeben werden, wenn man nicht abwarten will, bis sich jemand interessiert, und dann womöglich natürlich immer wieder – seufz! – für dasselbe.

Immerhin haben einige Orden mangels eigener begabter Brüder und Schwestern Laien eingestellt, dies aber oft nur für die Pressearbeit ordenseigener Werke. Zu einzelnen Tagesordnungspunkten der Sitzungen der Ordensleitung werden sie jedoch fast nie eingeladen. Daher ist in der Öffentlichkeit von der Freude, vom Leid und von der faszinierenden Erfahrungswelt, in der sich Orden bewegen, nur wenig die Rede. Will man keine Laien beauftragen, ist es Aufgabe eines Oberen / einer Oberin, unter den jüngeren Schwestern und Brüdern Begabte für Medienarbeit zu entdecken und zu fördern.

Da ist es gut zu wissen, dass es nicht nur im Ordensleben so etwas wie ein Postulat und Noviziat gibt. Die Journalistenausbildung kennt ebenfalls Stufen, auf denen man ausprobieren kann, ob man für eine aktive Medienarbeit interessiert ist. Da es viele Kollegen gibt, die Quereinsteiger sind, sollten die Leitungen, in denen die Medienarbeit noch nicht aktiviert ist, mutig auf Einzelne zugehen und sie bitten, etwa beim Institut zur Förderung des publizistischen Nachwuchses (www.ifp-kma.de) etwas auszuprobieren.

Der wichtigste Ertrag für eine Gemeinschaft, die sich in der Medienarbeit

Kompetenzen erworben hat, könnte der sein, dass man sensibel für die Empfänger von Medienbotschaften wird. Die müssen einen nämlich verstehen. Dort muss es ankommen. So ist z.B. ein Internetauftritt nicht schon dann gelungen, wenn der den Mitgliedern der Gemeinschaft gefällt. Denn sie sind dessen Adressaten.

2. In der Berufungspastoral der Orden geht es a) um die Berufungspastoral nach innen und b) um die Berufungspastoral nach außen.

Zu a):

Wenn eine Leitung die oben angedeuteten Medienthemen angeht, wird sie schnell merken, dass es dort um zentrale Fragen des Selbstverständnisses geht. Journalisten fragen gerne nach und entdecken schnell, ob da Floskeln aufgesagt werden oder eine wirkliche Überzeugung zu Tage tritt. Die Frage nach dem neuen Internetauftritt führt unweigerlich zu Diskussionen, was denn nun eigentlich wichtig ist und was nicht. Es sind schon gute geistliche Gespräche entstanden anhand solcher scheinbar nur technischer Herausforderungen. Denn da geht es um jedes Wort, um jedes Symbol – und darum, ob es wirklich das aussagt, was man aussagen will.

Schon deswegen gehören Medienarbeit und Berufungspastoral eng zusammen. Sie handeln an der Schnittstelle von Innen und Außen. Die Beauftragten für Berufungspastoral sind daran interessiert, dass zunächst den eigenen Leuten klar ist, wie und was sie eigentlich glauben, hoffen und lieben – und wie sie davon sprechen. Berufungspastoral nach innen ist eine Art Sprecherziehung in Sachen Auskunftgeben über die

Hoffnung, die uns erfüllt. Schon daran lässt sich ermessen, dass es Aufgabe von Leitung ist, Berufungspastoral mit Leben zu erfüllen. Einkehrtage und Exerzitien sollten in Absprache mit den Beauftragten für Berufungspastoral geplant werden. Geistliche Worte der Oberin / des Oberen könnten sich auch ergeben, wenn sie mal bei ihren Beauftragten nachfragen, was ihnen unter den Nägeln brennt.

Die Beauftragten für Berufungspastoral sind so etwas wie Ökonome des Geistlichen Lebens und sollten ebenso oft einbezogen werden in Leitungsberatungen wie die Ökonome des finanziellen Wohlergehens. Es ist erfreulich, dass sich immer mehr Gemeinschaften entschließen, echte Beauftragungen zu vergeben und dafür schmerzlich Tätigkeiten aufzugeben, an denen man nicht zuletzt auch Geld verdient hat. Die mit einem deutlichen Stundensatz Berufungspastoral-Beauftragten, die dann auch noch ausgestattet werden mit einem entsprechenden Budget, rechnen sich nicht gleich. Sie sind aber der institutionalisierte Ausdruck dafür, dass die Gemeinschaft noch mit Berufungen rechnet.

Zu b):

Die Beauftragten müssen ermutigt werden, zu Händen der Leitung ein Konzept zu entwickeln. Die Leitung setzt es in Kraft. Sie achtet darauf, wie es umgesetzt wird und ist im lebendigen Austausch mit den Beauftragten. Langsam setzt sich ein Paradigmenwechsel durch: Aus denen, die Berufungspastoral eher in ihrer Freizeit mit Duldung der Leitung gemacht haben, werden Verantwortliche, die mit Kompetenzen amtlich ausgestattet werden

und denen man auch entsprechende Fortbildung und den räumlichen und finanziellen Spielraum für ihre Arbeit gibt. Sie handeln aus der Überzeugung der Ordensleitung, dass Gott auch heute Menschen in die Nachfolge Jesu ruft nach dem Vorbild derer, die am Anfang der Gemeinschaft standen.

Die Berufungspastoral, so heißt es etwas im Konzept der Deutschen Kapuziner, „zielt darauf, suchende und fragende Menschen auf diese beglückende Möglichkeit der Verwirklichung des eigenen Lebenssinnes hinzuweisen und sie dann intensiv auf dem Weg der Berufsfindung zu begleiten. Es geht nicht um Manipulation oder Werbung, sondern um den Dienst an der Lebenswahrheit dieser jungen Menschen. Wir stehen zu dieser speziellen Berufungspastoral unsere Provinz, die in die Pastoral der grundlegenden Dimensionen der Berufung eingebettet ist: der Berufung

- zum Menschsein,
- zum Glauben und
- zum Christsein, zu einem kirchlichen Beruf oder
- zu einer Neuausrichtung in der bereits ergriffenen Berufung.

Sie ist Sache unserer ganzen Provinz. Durch ein überzeugtes und überzeugendes Leben, durch das begleitende Gebet für die Arbeit der Berufungspastoral und das Gebet um geistliche Berufe, durch die Thematisierung dieses Anliegens in Predigt, Vortrag, Exerzitienarbeit usw., durch das Verweisen auf die Angebote der Berufungspastoral und durch das Nutzen der vorhandenen Kontakte zu suchenden und fragenden Menschen im Umfeld unserer Brüdergemeinschaften.“ Erst jetzt kann dann davon geredet werden, was man alles so „machen“ kann in der Berufungspastoral. Da wird

jede Gemeinschaft auf Anregung ihrer Beauftragten eigene Wege finden und gehen. Alle Aktivität muss getragen sein vom Willen der Leitung, Berufene zu finden und ihnen dienen zu wollen, die vielleicht ganz anders sind als „man“ sie erwartet oder gar „gebrauchen“ kann. Insofern ist aktive Berufungspastoral auch ein gefährliches Unternehmen. Man stelle sich nur vor, der Ordensgründer oder die -gründerin würden heute in den eigenen Orden eintreten wollen ...

Im Workshop wurde deutlich, dass viele Gemeinschaften am Anfang stehen,

Berufungspastoral und Medienarbeit als Kernaufgabe der Leitungen zu sehen. Die Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (agbo) und der Audiovisuelle Ordensstreif (AVO) der DOK sind in dieser Hinsicht auch als profetische Arbeitsgruppen zu sehen. Dort werden Kompetenzen vermittelt und Leitbilder entwickelt, die eine fruchtbare Gestaltung dieser Aufgaben ermöglichen. Ihre Moderatoren stehen gerne als Ansprechpartner zur Verfügung, die helfen, einzelne Schritte interessierter Gemeinschaften zu begleiten.

»Medienarbeit und Berufungspastoral
gehören eng zusammen.
Sie handeln an der Schnittstelle
von Innen und Außen.«

Paulus Terwitte OFMCap

Franz-Xaver Hiestand SJ

P. Franz-Xaver Hiestand SJ trat 1988 in den Jesuitenorden ein. Knapp zehn Jahre war er als Leiter der katholischen Universitätsgemeinde von Bern tätig. Seit 2006 ist er am Aufbau der Hochschulseelsorge an der neugegründeten Universität Luzern federführend beteiligt.



Franz-Xaver Hiestand SJ

Film-Exerzitien - ein moderner Weg, um sich von Jesus formen zu lassen

Das Wort „Exerzitien“ klingt streng. Manche erinnern sich, wenn sie es hören, an das französische „cahier des exercices“ oder ans „Exerzieren“ in der Armee. In beiden Wörtern schwingt die Bedeutung „üben“ mit. Tatsächlich sind auch „Exerzitien“ Übungen; und zwar Übungen, um die eigene Wahrnehmung zu schärfen, das eigene Leben stärker auf Gott auszurichten und dadurch verwandelt zu werden. Doch wie passen solche „strengen“ Exerzitien, in welchen sich der geistliche Mensch in der Abgeschiedenheit mit großem Ernst Abläufe und Methoden aneignet, um sich letztlich von Gott selbst besser schulen zu lassen, mit Filmen zusammen, wo doch letztere in frommen Kreisen rasch im Verdacht stehen, bloß laute, schnelllebige und oberflächliche Machwerke geldgieriger Traumfabriken zu sein?¹ Seit 2003 gab es im deutschen Sprachraum mindestens einmal pro Jahr ein Angebot, das die klassischen Ignatianischen Einzelexerzitien mit Filmen kombinierte. Bald war es der Filmpro-

duzent P. Christof Wolf SJ aus München, der diese Exerzitien begleitete; bald der Verfasser dieses Berichtes; bald arbeiteten beide im Lassalle-Haus (in Bad Schönbrunn in der Zentralschweiz) oder im Haus Hoheneichen (in der Nähe Dresdens) zusammen. Mittlerweile durften sie genügend Erfahrungen sammeln, um Antworten auf die Frage nach der Vereinbarkeit von Exerzitien und Filmen zu erlangen.

Am Anfang der Film-Exerzitien standen die Vermutung und die Hoffnung, dass das Potenzial des Mediums Film auch für die klassische Form der Ignatianischen Einzelexerzitien fruchtbar gemacht werden kann. Denn in den Jahren zuvor hatten sich zunehmend häufiger Stimmen geäußert, welche darauf hingewiesen hatten, dass vor allem Autorenfilmer Transzendenz-Erfahrungen vermitteln möchten. Sie hatten darauf aufmerksam gemacht, dass Filmemacher wie Theo Angelopoulos, Robert Bresson oder Krzysztof Kieslowski mit ihrer inhaltlich und formal zu-

rückhaltenden Erzähltechnik auf eine Ebene verweisen, welche jenseits des Bildes liegt.² Stimmen aus den letzten Jahren zielten in ähnliche Richtungen. So meinte der deutsche Film-Regisseur Wim Wenders (und Ehrendoktor der katholischen Theologie) vor kurzem: „In den letzten zwanzig, dreißig Jahren hat das Kino die Kirchen in großem Masse ersetzt. Wenn sich heute überhaupt noch jemand für zwei Stunden einer Botschaft aussetzt, dann im Kino oder beim Rockkonzert.“³ Und der jüngst verstorbene US-amerikanische Schriftsteller und Pulitzer-Preisträger John Updike schrieb: „Jedenfalls hat das Kino mehr für mein spirituelles Leben getan als die Kirche. Meine Vorstellungen von Ruhm, Erfolg und Schönheit stammen alle von der Leinwand. Während sich die christliche Religion überall auf dem Rückzug befindet und immer mehr an Einfluss einbüßt, füllt der Film dieses Vakuum und versorgt uns mit Mythen und handlungssteuernden Bildern. Film war für mich während einer bestimmten Phase meines Lebens eine Ersatzreligion.“⁴ Ganz abgesehen davon, dass zwischen dem Ritual der Vorführung eines Filmes und dem Gottesdienst-Ritual strukturelle Analogien auszumachen sind, hofften die Begründer der Ignatianischen Film-Exerzitien, dass die Botschaft von aneinandergereihten Bildern auch Menschen anspricht, ja verwandelt, welche von der christlichen Religion nichts mehr erwarten. „movie“, das englische Wort für „Film“ bezieht sich ja in einem doppelten Sinn auf das Thema des Bewegens. Einerseits drückt es aus, dass in einem Film Bilder bewegt werden. Andererseits meint es, dass die bewegten Bilder auch die Zuschauer emotional anrühren und in diesem Sinne bewegen.

Tatsächlich hat sich nach den Exerzitien, welche bisher stattgefunden haben, deutlich gezeigt, dass sich viele innere Prozesse, welche sich bei klassischen Ignatianischen Einzel-Exerzitien vollziehen, auch bei Ignatianischen Exerzitien mit Filmen abspielen. Im Gegensatz zu Film-Seminaren oder „Besinnungstagen mit Filmen“, in welchen vorwiegend diskursiv über Filme verhandelt wird,

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

sind die Film-Exerzitien vor einer Atmosphäre durchgehenden Schweigens geprägt, an welche sich die Exerzitien-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer bereits beim ersten gemeinsamen Abendessen halten. Entsprechend rasch stellt sich auch jene geistliche Konzentration ein, welche sonst bei Einzelexerzitien im Schweigen zu beobachten ist.

Wer zuhause noch erschöpft war, weil er täglich zwischen zahlreichen Wahlmöglichkeiten hin- und hergerissen wurde, wird, sobald er am Ort der Exerzitien einigermaßen in die Ruhe und ins Schweigen gelangt ist, spüren, dass längst verloren geglaubte Kräfte zurückkehren. Er fühlt sich dem Zwang, sich ständig entscheiden zu müssen, entronnen, weil in diesen Film-Exerzitien eine klassische, täglich gleich wiederkehrende Struktur bereits äußerlich vieles ordnet.⁵ Die Energie, welche beim Exerzitanden zuvor in zahlreichen Entscheidungsprozessen versickerte, mündet nun in wenige Tätigkeiten. Im

Schweigen kann sich der Exerzitand auf das konzentrieren, was tiefer in ihm lebendig ist. Es fällt ihm zunehmend leichter, das Wort, das Gott für ihn hat, von den zahlreichen anderen Botschaften, die sonst auf ihn hereinprasseln, zu unterscheiden!

Wie in klassischen Ignatianischen Einzel-Exerzitien meditiert der Exerzitand auch in Film-Exerzitien während 5 bis 8 Tagen täglich viermal und trifft sich einmal täglich zur selben Zeit mit einem Begleiter, um über das Meditierte zu berichten. Wie in der klassischen Exerzitien-Form nimmt er auch in Film-Exerzitien täglich an der Eucharistiefeier teil und bleibt durch das Hören der jeweiligen Tages-Lesungen und die Feier auf seinem inneren Weg mit dem Weg der Weltkirche verbunden.

Anders im Vergleich zur klassischen Form der Ignatianischen Exerzitien ist bloß, dass der Exerzitand abends - in der Regel täglich - einen modernen, zeitgenössischen Film sieht. Die Begleiter präsentieren, bevor sie den jeweiligen Streifen abspielen, keine Einführung, weil sie die Wahrnehmung der Exerzitanden in dieser Phase bewusst nicht steuern wollen. Sie laden die Teilnehmer aber ein, auf einem Blatt Papier im Anschluss an den Film Beobachtungen zu den Haupt- oder Nebenfiguren, zu Szenen, von welchen sie sich berührt fühlten, sowie zu Emotionen niederzuschreiben, welche sie beim Sehen empfunden haben. Erst beim Frühstück tags darauf stellen sie den Teilnehmern noch eine kurze Zusammenfassung des Filminhaltes und einige weiterführende Fragen zur Filmstory zur Verfügung.

Je weiter der Exerzitand seinen Weg voranschreitet, umso mehr wird er auch in Film-Exerzitien von jener Dynamik,

welche von klassischen Exerzitien angestrebt wird, ergriffen. Die Erfahrungen beim Begleiten von Film-Exerzitien in den letzten Jahren zeigten, dass zeitgenössische Filme, in welchen christologische Motive implizit oder explizit aufscheinen, jene Dynamik, welche in den Exerzitien angestrebt wird, unterstützen. Der durchschnittliche Teilnehmer der Exerzitien ist häufiger männlichen Geschlechts, jünger als in klassischen Einzel-Exerzitien und verfügt meist noch über keine Erfahrungen mit der Meditation biblischer Texte. Doch - so paradox es klingt - gerade Filme helfen vielen Exerzitanden, biblische Texte zu meditieren. Als erste Aufgabe soll der Exerzitand nämlich den Film, welchen er nach dem ersten Abendessen sieht, am folgenden Tag mehrmals meditieren, das heißt auf ignatianische Weise vor seinen inneren Augen ablaufen lassen und betrachten. Dabei soll er sich fragen, wo und wie er im Film-Geschehen selbst auftritt und agiert.

Im ersten Begleitgespräch am Tag nach der Ankunft sondiert der Exerzitand zusammen mit dem Begleiter mehrere Möglichkeiten, das bisher auf der Basis des Filmes Meditierte im Gebet mit Hilfe von biblischen Stellen zu vertiefen. Einige Exerzitanden entscheiden sich in der Folge, ihre Meditationen ausschließlich auf der Basis des jeweils neuen Films zu gestalten. Andere lassen sich, nachdem sie erste positive Erfahrungen mit dem Meditieren der Filmhandlung oder einzelner Filmszenen gemacht haben, darauf ein, in den nächsten Tagen auch anhand biblischer Szenen zu meditieren. Nicht wenige meditieren in der Folge also auch mehrere Bibel-Stellen; vorzugsweise solche, in welchen Jesus als Protagonist auftritt.

Exerzitanden, welche noch nie biblische Texte meditiert hatten, betonen darum nicht selten, dass ihnen die Filme halfen, zur klassischen Ignatianischen Methode der Bibel-Meditation vorzudringen. Zuerst lernten sie, die Film-Handlung mit ihren „inneren“ Augen zu wiederholen und zu imaginieren, indem sie einfach Film-Szene um Film-Szene vor ihren Augen noch einmal abrollten. In einem zweiten Schritt vermochten sie auch sich selbst in diese Handlung zu versetzen und Bezüge zu eigenen Situationen herzustellen. Und so, wie sie sich zuerst einem Film näherten, nähern sich sich danach einer Bibelstelle. Nachdem sie sie gelesen haben, lassen sie sie wie einen Film vor ihren inneren Augen abrollen und fragen sich, welche Rolle sie selbst in der entsprechenden biblischen Handlung übernehmen. Offensichtlich ist es für etliche heutige Menschen einfacher, sich das eigene Leben anhand von Film-Szenen zu vergegenwärtigen als anhand von biblischen Texten. Offenbar vermögen Filme den „tua res agitur“-Effekt eher zu bewirken als biblische Texte. Offenbar stellt sich gerade bei Menschen, für welche auch im Alltag eher Filme als Printmedien oder Rundfunk als Leit-Medien fungieren, bei Filmen rascher die Erkenntnis ein: „In dieser Geschichte, in dieser Szene bin auch ich mitgemeint.“ Die suggestive und teilweise überwältigende Sprache der Bilder reißt sie schneller mit als eine spröde Bibelperikope. Und eine mit psychologischem Feingespür und zahlreichen Schattierungen und Ambivalenzen gezeichnete Film-Figur oder -Szene eignet sich für sie leichter als Identifikationsangebot als eine biblische Auseinandersetzung. Denn letztere wirkt für Menschen,

welche mit diesem *genre littéraire* nicht vertraut sind, rasch allzu holzschnittartig.

Konkret gesagt, wer geübt ist, Romane oder Gedichte zu lesen, bekundet in der Regel wenig Mühe, sich die Not des verlorenen Sohnes oder die Güte des Vaters lebhaft auszumalen und darüber länger zu meditieren. Wer hingegen häufig mit Bildern arbeitet oder auf Bilder reagiert, dem liefert die Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, wie sie in Wim Wenders „Don't come knocking“ oder in „Le fils“ der Gebrüder Dardenne in eindringlichen Momenten bildlich festgehalten wird, eher Meditationsstoff. Offenbar gelingt es ausgewählten modernen, zeitgenössischen Filmen, vielschichtige persönliche Situationen oder Entwicklungsdynamiken in Bildern einzufangen, welche von der Theologie zwar in abstrakter Sprache benannt und kategorisiert, aber nicht mehr adäquat und verständlich wiedergegeben werden können.

Allerdings bedürfen die Begleiter von Film-Exerzitien erhöhter Vorsicht bei der Auswahl der Filme. Wer sich in der Stille einem Film aussetzt, erfährt diesen intensiver, dünnhäutiger und unmittelbarer, als wenn er ihn, Popcorn kauend, im Lichtspieltheater oder bei Bier und Snacks im Freundeskreis genießt. Passagen eruptiver psychischer oder körperlicher Gewalt, Szenen mit destruktiver Sexualität oder minutenlange hypnotisch aneinandergereihte Bilderreigen, welche mit narkotisierender Musik unterlegt sind (wie in „Koyanisqatsi“ mit der Musik von Philipp Glass) übersteigen das Maß, das in Film-Exerzitien zumutbar ist. Ebenso muss bei der Wahl der Filme mitbedacht werden, dass Exerzitien eine ganzheit-

liche, fortschreitende Integration der Persönlichkeit des Exerzitanden anzielen, sehr viele Filmgeschichten jedoch vom Schema geprägt sind, dass die Handlung mit einer Entzweiung oder Schuld einsetzt, welche mehrere Abenteuer, eine lange Reise oder heftige und langwierige Kämpfe mit dem Bösen zur Folge haben und die Heimat, die Erlösung, die Versöhnung oder die Integration bestenfalls am Ende angedeutet werden. Exerzitanden können dadurch, dass jeder Film mit Bildern der Desintegration beginnt, immer wieder auf ihre Erfahrungen eigener Desintegration und gravierender Verletztheit zurückgeworfen werden.

Für Menschen jedoch, welche sich erstmals länger in die Stille wagen, eignen sich, das ist die frohe Zusammenfassung der bisherigen Erfahrungen, Film-Exerzitien als Hinführungen in jene Zone, in welcher sie Gott deutlicher erahnen und von Worten seines Sohnes unmittelbar getroffen werden, um danach ihr Leben neu auf ihn auszurichten.

Gut ausgewählte Filme, welche inhaltlich der jeweiligen Exerzitienphase entsprechen, führen die Exerzitanten in die Grund-Dynamik der Exerzitien. Zuweilen werden den Teilnehmern vor der Leinwand Szenen des eigenen Lebens, die ihnen längst entglitten waren, neu bewusst. Einzelne Bilder brennen sich in ihre Seelen ein und wirken länger nach als Worte. Gleichzeitig verhindert die Kraft ihrer Bilder ein bloß selbstbezogenes Kreisen um die immergleichen Fragen. Und von Bildern kann eine eminent reinigende Wirkung ausgehen. Manchmal genügt schließlich eine facettenreiche Film-Sequenz oder sogar ein einziges Bild, damit ein Exerzitand deutlicher ahnt, wie er auf Jesus Chris-

tus bezogen ist und was dieser von ihm will. So wird der Exerzitand über das Betrachten von Filmgeschichten in der Stille fähig, sich in das Leben Jesu zu versenken und auf geheimnisvolle Weise sein eigenes Leben tiefer und besser zu verstehen. Dies wiederum ermöglicht ihm, wichtige Entscheidungen auf christlicher Grundlage zu fällen oder sogar in Lebensentscheidungen zu stimmigen Lösungen zu gelangen.

.....

- 1 Im Rahmen dieser Zeitschrift muss nicht weiter erläutert werden, wie die klassischen Ignatianischen Exerzitien entstanden. Es braucht nicht näher geschildert zu werden, wie der Baske und Gründer des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, davon überzeugt war, dass sich ihm Gott mehrmals unmittelbar mitgeteilt habe. Es wird als bekannt vorausgesetzt, wie Ignatius von Loyola seine eigene Erfahrung auch anderen Menschen zugänglich machen wollte und zu diesem Zweck verschiedene Übungen erarbeitete, aufgrund derer sie zu ähnlichen Erfahrungen gelangen sollten wie er sie machen durfte und wie er diese Übungen „Exerzitien“ nannte und im „Exerzitien-Buch“ zusammenstellte.
- 2 Stadler-Griesemer Pia: Transzendenz ins Bild gerückt. Interview mit Charles Martig. In: forum. Pfarrblatt der katholischen Kirche im Kanton Zürich. 14 (2002), S. 4.
- 3 Hess Nicole: „Das Kino hat die Kirchen ersetzt“. Interview mit Wim Wenders. In: Tages Anzeiger vom 6.8.2005, S. 18.
- 4 Zitiert nach: Herrmann Jörg: Ekstasen des Sehens. Das Kino als Ort religiöser Erfahrung. In: NZZ 1 vom 3./4.1.2004, S. 59.
- 5 Frauen sind in den entsprechenden Zusammenhängen stets mitgemeint.

M. Magdalena Schütz OSB

Sr. M. Magdalena Schütz, Jahrgang 1935, war bis 1995 als Lehrerin und Leiterin der Berufsfachschule des Klosters Frauenwörth auf der Insel Frauenchiemsee tätig. Danach übernahm Sie die Leitung des Klosterladens der Abtei.



M. Magdalena Schütz OSB

Der Klosterladen der Benediktinerinnen auf der Fraueninsel - ein Ort der Vermittlung

Verbreitung von Medien vor Ort als seelsorglicher Auftrag

Die Benediktinerinnen auf der Fraueninsel im Chiemsee blicken auf eine über 1200 Jahre alte Geschichte zurück. Bayernherzog Tassilo III. stiftete das Kloster um 780. Auf ihn geht die bis heute erhaltene repräsentative agilolfingische Torhalle des ersten Klosters zurück. In der Klosterkirche werden bis heute sehr lebendig die Reliquien der namentlich ersten bekannten Äbtissin verehrt, der Seligen Irmengard, einer Urenkelin Karls des Großen.

Zur bedeutsamen Geschichte des Klosters kommt seine einzigartige Lage auf der ca. 11 ha großen Fraueninsel inmitten des Chiemsees, des Bayerischen Meeres zu Füßen der Chiemgauer Alpen. Die Bewohner der Fraueninsel leben heute von Fischerei, Handwerk, Gastbetrieben und Zimmervermietung.

Auf der größeren Nachbarinsel, der Herreninsel, ziehen die Museen im ehemaligen Augustiner Chorherrenstift und das Prunkschloss Ludwigs II. die Touristen an. Viele kulturelle Veranstaltungen auf beiden Inseln bringen die Besucher über den See. Beide Inseln können nur per Schiff erreicht werden, ganzjährig, auch im Winter.

Die Abtei Frauenwörth zählt heute – 2009 – 22 Konventschwestern, drei Novizinnen und eine Postulantin. Nach Schließung der Internatsschulen, 1983 Gymnasium, 1995 Berufsfachschulen mit Berufsaufbauschule, fand sich ein sehr rühriger Freundeskreis. Mit dessen Rat und Tat konnten folgende Betriebe eingerichtet und renoviert werden:

- ein Seminarhaus mit 120 Betten
- ein Gästehaus mit 10 Zimmern für

- Privat- und Einzelgäste
- eine Klosterwirtschaft
- ein Klosterladen mit 120 qm und großzügigen Lagerräumen (150 qm)
- die Likörkellerei mit Anlieferung und Versandabteilung
- die Buchhaltung und die Internet-Zentrale.

In allen Betrieben arbeiten Schwestern (außer Klosterwirtschaft), dazu in der Klosterkirche eine Schwester als Mesnerin in Vollzeit. Alle diese Orte sind

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- mit unterschiedlichen Schwerpunkten - Orte mit seelsorglichem Auftrag. Als Benediktinerinnen empfangen wir alle Besucher dieser Orte als unsere Gäste, offen, bereit und freundlich. Die Regel des hl. Benedikt legt uns ans Herz, sie sogar wie Christus selbst zu empfangen (Regula Benedicti Kap. 53). Wie alle getauften Christen sehen wir uns auch als Ordenschristen im Besonderen beauftragt, für Menschen zu sorgen, ihnen zu dienen und das Reich Gottes zu verkünden. In den einzelnen Betrieben wissen wir uns getragen in unserem seelsorglichen Auftrag von Christus selbst, unserer Ordensregel, der Äbtissin und letztlich von der ganzen Gemeinschaft. Der Klosterladen bietet sich als ein besonderer Ort der Vermittlung dar. Es werden hier Medien verbreitet, d. h. Waren angeboten und gekauft, die den seelsorglichen Auftrag unterstützen und vertiefen. Lebendig wird dieser Auftrag jedoch erst durch die verkaufenden Personen im Laden,

die als überzeugte Christen ihren Glauben leben und so weitergeben können. Zur Zeit engagieren sich im Laden neun Mitarbeiterinnen:

- 1 Schwester Vollzeit (verantwortlich für den gesamten Klosterladen)
- 1 Schwester mittags ca. 1,5 Std.
- 1 junge Buchhändlerin Vollzeit
- 1 gelernte Verkäuferin Vollzeit
- 1 Buchhändler Teilzeit 4 Tage (verantwortlich für die Buchabteilung)
- 1 gelernte Verkäuferin Altersteilzeit 4 Tage
- 1 Rentnerin/Oblatin Wochenende
- 1 Lehrerin/Insulanerin 2 Tage
- 1 Rentnerin/Oblatin 2 Tage.

Der Klosterladen ist ganzjährig durchgehend geöffnet:

- im Sommer: 10.00 - 17.45 Uhr werktags / 13.00 - 17.00 Uhr sonntags
- im Winter: 10.00 - 17.15 Uhr werktags / 13.00 - 17.00 Uhr sonntags, außer: Karfreitag, Oster- und Pfingstsonntag, 25. Dezember.

Eine Besonderheit der Kundenfrequenz ist die Wetterabhängigkeit und die Ferienzeit der jeweiligen Bundesländer. Ausgesprochen ruhige Monate sind November, Januar, Februar, März. Höhepunkte des Besucherstromes verzeichnen die ersten beiden Adventswochenenden, wenn zum Christkindlmarkt die Fraueninsel von Tausenden überflutet wird. Die Kunden des Klosterladens setzen sich wie folgt zusammen: Seminarteilnehmer und Kloster Gäste Feriengäste auf der Insel und in der Umgebung, Stammkunden aus der Umgebung („Pfarrer Montag“, Familien mit Kindern am Wochenende), Schulklassen, Kommunionkinder, Segelschüler, Gruppenreisende aus nah und fern: Senioren, Betriebsausflüge, Behinderte; Gruppen der Kirchenführungen; In-

und Ausländer, darunter besonders Italiener, Russen und Schweizer; Besucher im Internet - Tendenz steigend. In Bezug auf die Forschungsergebnisse von Sinus-Sociovision für die Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Koordinierungskommission Medien im Auftrag der MDG (Mediendienstleistungs-GmbH) lassen sich auch in unserem Laden zwei Besuchergruppen unterscheiden:

1. Die Konservativen und Traditionsverwurzelten, ca. 20 Prozent, mit Tendenz zur Bürgerlichen Mitte, deren Altersschwerpunkt über 50 Jahre liegt. Sie sind meist verheiratet oder verwitwet, haben akademische Abschlüsse oder eine qualifizierte Berufsausbildung und schätzen traditionelle Werte und „klassische Schönheit“. Sie verbringen ihre Freizeit mit Lesen, Theaterbesuch, Garteln, Wandern und Kochen, lieben Schmuck und Naturkost. Entsprechende Produkte suchen sie dann auch im Laden. Für sie ist die Kirche die verantwortliche Erbin der abendländisch-christlichen Weltanschauung, sie soll weiter Halt und Orientierung geben. Ihre konkrete Gemeinde in der Kirche suchen sie sich mittlerweile selbst aus. Im Laden schätzen sie eine angenehme Atmosphäre, kommen in ruhigeren Zeiten, stöbern in den Buchregalen, erwerben Schmuck und Ikonen und freuen sich z. B. über die Klassik-CDs der Reihe „Musica Bavarica“.

2. Im gewissen Gegensatz dazu steht die Gruppe der Postmateriellen, ca. 10 Prozent, mit Altersschwerpunkt 30-50 Jahre mit kleineren Kindern, Akademiker, tolerant und weltoffen. Sie suchen den Laden am Wochenende auf oder als Seminarteilnehmer, z. B. eines Yoga-, Qigong- oder Malkurses und schätzen

dazu die ayurvedische Küche in unserem Haus „Irmengard“. Entsprechende Literatur, auch besondere Geschenkartikel finden sie dazu im Laden. Kirchlich haben sie, besonders die Frauen, ein ausgeprägtes Bedürfnis, die Botschaft Jesu für sich selbst wieder neu zu entdecken. Dazu greifen sie z.B. im Regal zum Buch: Linda Jarosch und Anselm Grün: „Königin und wilde Frau - lebe, was du bist!“ Auch Titel der Lebenshilfe sind willkommen sowie etwa eine neue CD aus Taizé. Neben diesen aus der Sinus Milieu Studie besonders hervorgehobenen Gruppen begegnen wir einer großen Anzahl einfacher Menschen, glücklich über die Teilnahme an einer Gruppenfahrt, oft unsicher, z. T. religiös unwissend, vielleicht aus der ehemaligen DDR. Sie fragen dann, was der Mann am Kreuz bedeutet oder der Vogel auf der Taufkerze. Sie kaufen schließlich eine schöne Ansichtskarte oder einen Engel-Anhänger, der leider noch nicht gesegnet ist, auch Lebkuchen und natürlich Likör. Ganz allgemein suchen und erwarten die Menschen im Klosterladen Oase und Paradies:

Helle freundliche Atmosphäre, Ruhe, Ordnung, Ästhetik, liebevolle Hand:

- Klosterbücher, Führer für Auszeit im Kloster
- CD „Music for Paradise“ (weltweit 500 000 Mal verkauft!)
- „Himmelsküsse“ aus Gut Aich (Honig + Nüsse)
- exquisite Kunstkarten etc.
- Heil und Glück: Gesegnetes, Geweihtes (Wir verweisen auf den Priester!); Weihrauch, ein ganzjähriger Renner in vielen Variationen
- Gesundes: Likör als „Medizin“, Lavendelsäckchen, Gesundheits-Bücher, Hildegard v. Bingen ...

Schutz und Sicherheit:

- Engelboom: Karten, Holz, Bronze-Handschmeichler
- Festhaltekreuze
- Christophorus fürs Auto
- Medaillen für Täuflinge

Echtes und Unverdorbenes:

- Keine schreiende Reklame mit Kauf-Fallen
- Authentisches
- bio und fair
- nichts chemisch Belastetes, alles soll frisch und gesund sein
- Der Laden soll echter Klosterladen sein, zu einem aktuellen Kloster gehören, von Klosterbewohnern geführt – kein Geschäft in der Stadt mit Schild „Klosterladen“ ohne Kloster weit und breit!

Menschlichkeit und Angenommensein:

- Offenheit, Begrüßung, Abschiedswunsch
- Ernstnehmen jedes Kunden
- Zeit und Geduld für Beratung und Gespräch
- Geradlinigkeit, Ehrlichkeit
- angemessene Preise, Kulanz bei Umtausch
- Verpackungs- und Versandservice.

Antwort auf Fragen nach Gott und der Kirche, nach dem Wesentlichen im Leben: Wie oft lautet die Einleitung zu einem Gespräch: „Ach Schwester, warum ...!“ Es geht dann um eine schwere Krankheit, um einen Unfall, den Tod eines Kindes, um Drogen, Scheidung und andere schwerwiegende Ereignisse im Leben dieses Menschen. Auch Information bei Nachholbedarf ist gefragt, z. B. bei Symbolen – was bedeuten die 7 Zeichen auf dem Bronzeleuchter? –, bei Bräuchen – Bischof Nikolaus, Osterlamm – und kirchlichen Fachbegriffen wie Rosenkranz (Wir geben dazu eine

„Gebrauchsanweisung“ mit), Versehgarnitur, Weihwasserbecken u.a.

Wir im Klosterladen „antworten“ auf die Fragen und Wünsche der Kunden mit einem „normalen“ Geschäft bezüglich Öffnungszeiten, Kasse, EC-Annahme, Sonderangeboten etc. Wir bieten: eine unverfängliche Kontaktstelle, unkompliziert für den Menschen als Kunden. Er kann im Laden nur durchgehen, nur schauen, muss nichts kaufen, braucht keine „Bindung“ einzugehen, kann seine Neugierde versteckt halten – mit einem ansprechenden Raum: Wir achten auf angepasste Beleuchtung, auf angenehme Temperatur, auf gute Luft und Sauberkeit. Wir halten Ordnung, bieten Überblick. Wir achten auf Ästhetik, vermeiden billigen Kitsch und jede Art von Esoterik. So bemerken Kloster Gäste oft: Hier ist Wohlfühl-Athmosphäre, fast wie im Wohnzimmer zu Hause – mit einem ausgesuchten Sortiment:

- ca. 25 Prozent Bücher, davon ca. 40 Prozent Spiritualität (incl. Benediktinisches), ca. 25 Prozent allgem./aktuelles religiöses Buch, ca. 10 Prozent Bibel, Liturgie, Religionspädagogik, ca. 25 Prozent Kinder- und Jugendbuch (Umsatz steigend)
- ca. 75 Prozent Nicht-Bücher, Non-books, davon ca. 60 Prozent eigene Spezialitäten (Liköre, Marzipan, Lebkuchen, Pralinen etc.) und Produkte aus anderen Klöstern (Umsatz steigend), 20 Prozent Devotionalien (Umsatz etwas sinkend) und 20 Prozent Karten, Kalender, Kerzen, CDs u. a.

Besonders gut „gehen“: Weihrauch mit Weihrauchgefäßen, Trockenblumengebinde aus Salzburg, Schmuck und Geschenkartikel. Alle diese Waren wirken als Medien, d.h. sie wecken Interesse, machen aufmerksam, vermitteln Freude

am Schönen und Lust am Leben, zeigen den Glauben.

Das tun sie unaufdringlich oder auch deutlich. Da sie von Schwestern ausgesucht sind, wecken sie Vertrauen. So werden sie oft rasch wie selbstverständlich gekauft. Mit freundlichen, engagierten Mitarbeitern werden die Kunden als unsere Gäste offen, präsent, höflich und authentisch erwartet – mit Liebe bei der Sache. Bei dem gemeinsamen Ziel, gut zu wirtschaften und den Umsatz zu steigern, dazu als Herzensanliegen, den Glauben weiterzugeben, stoßen wir im Ladenteam immer wieder an unsere Grenzen und Defizite. So hat sich in den letzten Jahren die Zugehörigkeit zu einer ER-FA (Erfahrungsaustausch-Gruppe der Medien-Dienstleistung GmbH (MDG) als äußerst hilfreich erwiesen. 14 Klosterläden von verschiedenen Orden an deutschlandweit verstreuten Orten tref-

fen sich zweimal im Jahr im rotierenden Wechsel. So ist es möglich, andere Läden kennen zu lernen, Erfahrungen auszutauschen, Schwachstellen zu entdecken, lobende Bestätigung zu erfahren und damit den Einsatz im Laden zu verbessern. Dazu wurden jeweils auch Referenten zu fachspezifischen Themen eingeladen, ein besonderer Vorteil für die Quereinsteiger/innen unter den Ordensmitgliedern. Darüber hinaus bietet die MDG betriebswirtschaftliche Analyse, stellt Betriebsvergleiche an und lädt ein zu grundlegenden Seminaren, um die Mitarbeiter weiterzuqualifizieren. So hoffen wir, unseren Klosterladen weiterhin als ein wichtiges wirtschaftliches Standbein unseres Klosters und als einen Ort unseres seelsorglichen Auftrags in die Zukunft zu führen. Die Balance zu halten zwischen Arbeit und Gebet bleibt eine dauernde Aufgabe.

Norbert Lübke

Norbert Lübke, Jahrgang 1952, Dipl. Päd. ist Leitender Referent des Fachbereichs Jugendpastoral des Bistums Hildesheim. Mit der Internetseelsorge beauftragt, koordiniert er seit 1998 das Funcity-Kirchenteam.



Norbert Lübke

St. Bonifatius

Internet-Kirche in www.funcity.de

Die St. Bonifatius-Internetkirche in www.funcity.de ist ein profiliertes kirchliches Angebot in einem auf Fun ausgerichteten kirchenneutralen Umfeld einer virtuellen Stadt. Jeder Internet-Nutzer kann diese Funcity-Community besuchen und sich nach Anmeldung häuslich mit Wohnung usw. einrichten – alles kostenfrei und damit niederschwellig.

Wer die Startseite von Funcity aufruft, sieht im Panorama bereits die Kirche, sie ist schnell zu erreichen und nicht zu übersehen. Die Internetkirche bietet eine gute Möglichkeit, einfach mal schnell und „unerkannt“ ein kirchliches Angebot wahrzunehmen. Durch anonyme Distanz kann persönliche Nähe entstehen. City-Pastoral im Internet ist eine Kurzbezeichnung.

Geschichte

1997 wurde Funcity als Internet-Treffpunkt für die Hörer von privaten Hörfunksendern Norddeutschlands

gegründet und hat sich zu einer eigenständigen Community entwickelt. Seit dem 6.4.1998 gibt es in www.funcity.de eine Kirche mit dem programmatischen Namen St. Bonifatius. Zur Zeit

Ein Kloster im Internet

Seit 1998 gibt es in www.funcity.de eine Internetkirche mit „echten“ Seelsorgerinnen und Seelsorgern, katholischem Profil und ökumenischer Ausrichtung. Wöchentliche Chats laden zum Meinungsaustausch ein, das Fürbitten-Brett nimmt Gebete auf, weitere Angebote erreichen Menschen über Funcity hinaus. Ein Kloster focussiert die spirituelle Dimension. Die Kirche in einer Web-Community mit ca. 40.000 „Einwohnern“ gestaltet City-Pastoral im Internet: persönliche Kommunikation auf direktem Weg.

19 Seelsorgerinnen und Seelsorger aus dem norddeutschen Raum gestalten das Angebot. In einem an Unterhaltung orientierten Internetauftritt vermuten viele zunächst kein reales kirchliches Angebot. „Kann die katholische Kirche sich mit ökumenischer Ausrichtung in einem solchen Spaß-Umfeld behaupten?“, fragen viele. In St. Bonifatius stoßen Menschen auf eine ernsthafte kirchliche Präsenz.

Der typische Einwohner ist unter 35 Jahren, „eher“ weiblich, ca 40 Prozent aus Niedersachsen, aber immerhin auch zwei Prozent aus Rheinland-Pfalz (Stand: Oktober 2006); aus dem Ausland wird vor allem aus den USA und der Schweiz kontaktet.

Ca. 15.000 Besuche im Vorraum der Kirche pro Monat zeigen das Interesse an Anregung, Austausch und gegenseitiger Unterstützung. Die Internetkirche bietet so etwas wie „City-Pastoral im Internet“. Hier surfen kirchennahe Menschen vorbei, distanzierte und kritische bemerken das ernste Angebot in einer Fun-Umgebung. Menschen kommen mit der Kirche in Kontakt, die sonst von diesen Menschen nicht wahrgenommen wird. Die Kirche hebt sich von den anderen, teilweise futuristisch aussehenden Neubauten ab: Alt hat hier eine innere Verbindung zu Beständigkeit und Verlässlichkeit. Wird auf die „Kirche“ geklickt, eröffnen sich verschiedene Möglichkeiten.

Angebote

Im *Pfarrhaus* stellen sich die Team-Mitglieder mit einem Kurztex und Bild vor. Direkt von dort aus sind alle per E-Mail zu erreichen. Die Seelsorgerinnen und Seelsorger zeigen bewusst Gesicht

und stellen sich vor: Das erleichtert Suchenden, eine passende Ansprechperson zu finden. Das Pfarrhaus ist 24 Stunden an sieben Tagen in der Woche geöffnet. Ein wesentlicher Teil dieses Angebots besteht in der Beantwortung persönlicher E-Mail-Anfragen. Hier kommen existentielle Fragen zur Sprache, die sonst ungestellt bleiben, weil sie keinen Adressaten finden würden.

In dieser *E-Mail-Seelsorge* entwickeln sich oft persönliche Kontakte, auch über eine längere Zeit. Die Anfragen kommen von kirchendistanzierten, glaubensfernen und -freien sowie von kirchlich engagierten Menschen. Wichtig für alle ist: Räumliche Distanz macht persönliche Nähe möglich.

Der *Kirchenchat* ist durchgehend geöffnet, also nicht nur dienstags und donnerstags von 20.30 bis 22.00 Uhr, wo durch das Kirchenteam eine seelsorgerische Moderation stattfindet. Wer anwesend sein wird, steht in einer Liste und kann von allen eingesehen werden. Über ein vorgeschlagenes Thema wird angeregt diskutiert, z.B. „Beten – Wie geht das?“, „Wozu bin ich berufen“, „Tod und Sterben“, „Zorn und Wut“. Aktuelle Ereignisse werden aufgegriffen. Persönliches hat ebenfalls Zeit. Inzwischen ist es zu einer guten Übung geworden, die Chat-Zeiten mit Fürbitten, Vaterunser und Segen zu beenden. Gastfreundschaft und zuvorkommender Umgang untereinander prägen diese Chatzeit. Im Kirchenchat kann man auch als Gast mitmachen, muss sich also nicht erst als Einwohner in der Community anmelden.

Auf drei Brettern kann man etwas einschreiben: Im *Fürbitten*-Brett finden sich eigene Texte, persönliche Anliegen, Gebete und Gedanken, unkonventionell

formulierte Gebete, persönliche Nöte und spirituell-religiöse Fragen. Bei „*Worte zum Nachdenken*“ schreiben die Besucher Gedichte, Texte und Aphorismen hinein, die für sie Anregung zu eigenem Nachdenken und Lebensdeuten geworden sind. Im *Gästebuch* ist Platz für Mitteilungen, Meinungsäußerungen. An dieser Stelle werden auch die Chat-Themen vorher bekannt gegeben. Bei Bedarf wird der E-Mail-Kontakt gesucht. Einer aus dem Kirchenteam kümmert sich um die Bretter, liest die Einträge und reagiert darauf. So entstehen Kontakte. Seit dem Jahr mit der Bibel 2003 gibt ein monatlich wechselnder *Bibel-Vers* Orientierung. Dieser findet sich direkt über dem Kirchenchat-Fenster. Einen wöchentlich als E-Mail versendeten *Gemeindebrief* gibt es seit 1999/2000. Dieser greift das Evangelium vom Sonntag mit kurzen Glaubens-Impulsen auf. Der Gemeindebrief hat einen Abonnentenkreis mit einer redaktionellen Auflage von ca. 2500, der weit über Funcity hinausreicht. Seit 2003 gibt es kurze Impulse für die Adventszeit, einen echten *Adventskalender* (vom 1. Advent, nicht 1. Dezember an) per E-Mail, der 2008 an ca. 1400 Interessierte verschickt worden ist. Ein Vers aus der Bibel und ein kurzer, merkbarer Impuls für den Tag zeichnet dieses Angebot aus. In der Fastenzeit bieten wir seit 2004 etwas vergleichbares an: Die *Oster-Wege* enthalten jeden Morgen ein Gedanke für den Tag. Seit 2000 gibt es ein regelmäßiges Angebot für *Exerzitien im Alltag*. Interessenten bekommen vier Wochen lang täglich einen Gebets- und Meditationsimpuls zugemalt. Die Altersspanne der Teilnehmenden von 19 bis 71 Jahren macht deutlich, dass hier ein über Fun-

city hinaus gehendes Interesse besteht. Die Leserinnen und Leser reagieren mit E-Mails, was eine intensive spirituelle Begleitung zur Folge haben kann. Von Januar 2004 bis Juli 2008 gab es sonntags abends einen monatlichen *Online-Gottesdienst*, der wegen personeller Veränderungen beendet worden ist. Den Übergang vom Sonntag in die Woche gestalten wir nun monatlich ab Mai 2008 mit einer *Komplet*.

Das Kloster

Seit dem 1. Advent 2008 ist das Angebot um ein Kloster erweitert worden, was eine massive Medienöffentlichkeit hervorgerufen und das gesamte Angebot bekannter gemacht hat. Unser Interesse besteht darin, dass spirituelle Angebot zu erweitern und sichtbarer zu machen und eine weitere Möglichkeit zu bieten, Ordensgemeinschaften kennen zu lernen. Dabei haben wir uns an der Realgestalt von Klöstern zu orientieren und die unterschiedlichen Lebensweisen von Kloster abzubilden. Zum *Klosterteam* gehören zur Zeit (Stand Juni 2008) zwölf Ordensfrauen und ein Ordensmann aus unterschiedlichen Ordensgemeinschaften, die in Klosterzimmern sich vorstellen und ansprechbar sind. Die Frage, wie diese Klosterzimmer (Zelle hat im umgangssprachlichen Bereich eher mit Gefängnis zu tun) gestaltet werden, hat uns lange beschäftigt. Nun gibt es in jedem Klosterzimmer eine Klausur, wo es per Klick nicht mehr weiter geht, sondern beschrieben wird, was diese Klausur als Raum und Zeit nur für Gott ausmacht und warum es wichtig sein kann, dass jeder eine solche „Klausur“ für sich selbst entwickelt.

Ein *Oratorium* bietet Raum für Besinnung, Fürbitte mit Anzünden einer Kerze, die von einer Ordensgemeinschaft monatlich wechselnd gebetet wird, ausgewählte Texte aus der Heiligen Schrift, Bild mit Meditation dazu und geistliche Lieder zum Anhören.

In der *Recreation* sind auf spielerische Weise Bilder von Ordensgeschichte und Ordensgründern sowie historischen Aktivitäten zusammen getragen, die zum Ausprobieren und Erkunden einladen.

In der *Bibliothek* lassen sich die dazu gehörenden Informationen – auch für das Kloster-Quizz – finden, Angaben über Orden und Ordensgründerinnen und Ordensgründer, wichtige spirituelle Anliegen und Grundausrichtungen der Ordensgemeinschaften, Grundgebete eine Anleitung zum Beten.

Das Buch zu Erfahrungen mit Seelsorge in Funcity kann unter folgendem Link bestellt werden: http://shop.jhd-gmbh.de/product_info.php?info=p9_Per-Mausklick-in-die-Kirche.html

Die Kirche mit Pfarrhaus, Chat, Brettern und Kloster und dessen Angeboten wie Oratorium ist durchgehend erreichbar, also an sieben Tagen je 24 Stunden. Selbstverständlich lebt ein solches Internet-Angebot vom direkten, persönlichen Austausch der beteiligten Seelsorger in Kirche und Kloster. Dazu dient eine interne Struktur von Beratung, Auseinandersetzung und Fortbildung.

Chancen

Die meisten kirchlichen Angebote im Internet finden sich auf speziellen kirchlichen Internet-Seiten, die bewusst

aufgesucht werden (müssen). die Internet-Kirche St. Bonifatius dagegen steht in einem säkularen Fun-Umfeld. Die Nutzer von Funcity surfen öfter dort, als dass sie kirchliche Angebote wahrnehmen. Das ist in diesem Umfeld kein Manko, sondern Chance. Freiwillig und selbstbestimmt tarieren die Besucher der Internet-Community ihre Nähe und Distanz zur (Internet-)Kirche aus. Wenn auf welchem Weg auch immer Kontakt erwünscht ist, wird er vom Kirchen- und Kloster-Team aufgegriffen.

Dabei gilt für die Authentizität des Teams der Glaubwürdigkeits-Test: „Bist du wirklich aus Überzeugung Priester, Ordensfrau?“ – „Warum arbeitest du für die Kirche?“ Glaubens-Farbe bekennen ist erforderlich, die an anderen Stellen so oft besprochene Sprachfähigkeit über Glaubens„dinge“ unabdingbar. Unsere Erfahrung ist: Glaubwürdige Personen, die sich selbst mit ihrem Glauben zur Sprache bringen können, sind wichtiger als theologische Wahrheiten.

Das Team öffnet sich den vielfältigen Erfahrungen von Menschen und eröffnet verschiedene Möglichkeiten der Teilhabe: Chat, Bretter-Einträge, Kontakt zu einem Seelsorger usw. ermöglichen durch das Medium Internet eine missionarische Ausrichtung der Arbeit, die auch deshalb wirkt, weil sie dort sichtbar wird, wo sie nicht erwartet wird.

Bei Funcity haben wir es mit einer Community zu tun, in der wir uns um das Heil der Stadt kümmern, in der wir wohnen. (vgl. Jer 29,7) Die Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen ist gut entwickelt und sehr vertrauensvoll.

Regelmäßig kommen neue interessierte und neugierige Menschen in die Kirche, entdecken die Angebote, beteiligen sich

und bekommen so Kontakt zu anderen. Zwischen denen, die ihre Gedanken und Bitten in die Bretter hinein schreiben, entwickelt sich ein Dialog untereinander und mit den Seelsorgerinnen und Seelsorgern.

Wer da ist, gehört dazu, ob als angemeldeter Einwohner oder als Gast. Gastfreundschaft wird eine besondere Bedeutung beigemessen. Die „Gemeinde“ konstituiert sich aus denen, die sich einbringen oder einfach nur da sind, hat einen konstanten Kern und viele, die für eine begrenzte Zeit sich zugehörig wissen oder die nach vielen Monaten auf einmal wieder da sind. Das Medium E-Mail führt zu schnellen und direkten Reaktionen.

Wenn die Suche nach Sinn, Spiritualität, Beziehung, Glück und eigener Lebensdeutung und Kirche Menschen, übrigens nicht nur junge, im Internet suchen lässt, dann ist es gut, sich als Kirche dort finden zu lassen. Funcity ist eine junge Community, aber auch ältere Menschen über 70 sind dort beheimatet.

Besonders in den Einträgen bei den Fürbitten lässt sich erspüren, dass eine ganz persönliche Not ins Gebet gebracht wird, eine unmittelbare, für einige Ohren unkonventionelle Ansprache Gottes stattfindet („hey du da oben“), die deutlich macht, dass mit dem eigenen Leben im Angesicht Gottes gerungen wird.

Gemeindegrenzen und auch solche von Bistümern werden bei diesem Angebot wie bei allen anderen internet-basierten Möglichkeiten überschritten. Kaum feststellbar ist, wer woher kommt. Die „territoriale“ Begrenztheit liegt vor allem in der Sprache begründet. Alle, die deutsch lesen und schreiben können,

wo immer auf der Welt sie sich aufhalten, partizipieren von diesem Angebot, egal wo sie sich gerade befinden.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein E-Mail-Kontakt aus der Anfangszeit der Internet-Kirche kann das verdeutlichen: Ein Mann schreibt mir eine Mail am 25. Dezember, dass er an Weihnachten in der Kirche bei funcity vorbeigeschaut und eine Fürbitte eingetragen habe. Er selbst, wie er bemerkte, in der tief verschneiten winterlichen Landschaft in Kanada zuhause, hatte einfach keine Chance, zu einem Gottesdienst zu kommen. „Das war mein Weihnachtsfest.“ Ein Zeichen von Weltkirche, die sich, wo auch immer, von wem auch immer, finden lassen kann. Die weltweit vernetzten Ordensgemeinschaften sind ein deutliches Zeichen für eine Weltkirche, in der Grenzen keine Rolle mehr spielen und deren Glieder durch eine gestaltete Verantwortung füreinander verbunden sind. Das Medium Internet ermöglicht dies, ebenso auch für Internetseelsorge in funcity.

Nachdem die Funcity-Kirche den Chatbereich im Jugendzentrum des Katholikentages 2008 in Osnabrück verantwortet hat, werden wir beim 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München ebenfalls vertreten und sichtbar sein. Bereits jetzt organisieren sich Kirchen-Chatter dafür, und es wird zu einer Begegnung kommen. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass die

geknüpften Kontakte nicht in der „virtuellen Welt“ verbleiben, sondern in die „reale“ übersetzt werden. Früher telefonierte man miteinander, heute ist auch chatten angesagt. Es gibt dabei nur einen Unterschied in der Nutzung der technischen Möglichkeiten. Was ist also „virtuell“, was „real“? Oder bedienen wir uns nur unterschiedlicher Medien jenseits von Postkarte und Brief? Die Frage ist nicht mehr, zu welcher Pfarrei oder zu welchem Bistum man selbst gehört (vielleicht nach einigen Umzügen gar nicht mehr weiß), sondern

dort, wo es gelingt, sich mit eigenen Fragen und Interessen mit anderen zu verbinden und zu vernetzen.

Vom Apostel Paulus auf dem Areopag in Athen über Buchdruck, Zeitung, Radio-Übertragung und Fernseh-Gottesdienst sowie Telefonseelsorge eröffnet sich im Internet ein weiteres Medium, in dem Menschen agieren und wo sich Kirche mit einem profilierten, persönlich-authentischen Angebot finden lassen sollte. Kirche und Kloster in www.funcity.de ist ein solches.

»Durch die Internetkirche kommen
Menschen mit der Kirche,
die sonst von ihnen
nicht wahrgenommen wird,
in Kontakt.«

Norbert Lübke

Ludger Verst

Ludger Verst ist Theologe und Journalist. Seit 1999 ist er Geschäftsführer der Agentur INTERFAITH - Labor für soziale Kommunikation und seit 2000 Ausbildungsleiter in der katholischen Journalistenschule ifp in München.



Ludger Verst

Von der *Botschaft* zur *Kundschaft*

Workshop „Das geistliche Wort in Printmedien und Hörfunk“

Prolog

„Wir möchten Ihnen die Zuversicht ins Herz pflanzen, dass Jesus auch für Sie gestorben ist“, überfallen zwei Gemeindeglieder einen Bewohner an der Haustür. Der erwidert: „Da kommen Sie zu spät. Für mich ist der schon lange gestorben.“ – So die Karikatur einer nicht untypischen kirchlichen Kommunikationssituation, entdeckt in einem Info-Magazin zur Gemeindegliedermission. Kommunikations-Highlights dieser Art wiederholen sich täglich tausendfach. Sie prägen das Bild, das man von „Kirche“ hat: salbungsvoll, umständlich, langweilig. Ein bekanntes Problem, ein hartnäckiges zudem – nicht nur, was den Gottesdienst betrifft. Das Problematische ist: Kirchliche Botschaften sagen gern allen alles auf einmal und sagen damit vielen so gut wie gar nichts. Das Publikum verweigert sich theologischen Monologen zu lebensfremden Themenfeldern. Vor allem am frühen Morgen im Radio. Zwischen sechs und acht will

Botschafter und Botschaft

Theologinnen und Theologen sprechen dieselben Menschen an wie Ärzte, Architekten und Verwaltungsbeamte auch. Der berufsspezifische Unterschied ist die Abhängigkeit der Botschaft vom Botschafter. Vom Erfurter Bischof Joachim Wanke stammt die hellsichtige Feststellung: „Außerhalb der 1. Person Singular gibt es keine Wahrheit des Evangeliums.“ Mit diesem Leitsatz gingen die 15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops an die in erster Linie praktische Textarbeit. Sie lernten verschiedene (Kurz-)Formen von Verkündigung in Print- und Audio-Form kennen. Aus Text- und Programmbeispielen wurden Lese- und Hör-Eindrücke gewonnen und miteinander verglichen mit dem Ziel, medientaugliche Print- bzw. Radiofassungen zu erarbeiten.

keiner Dogmatik-Vorlesungen, sondern Musik, Service, Nachrichten; kurz, aktuell und mit lokalem Bezug.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das gilt auch in punkto Religion. Religionsinteressierte wollen wissen, was es mit Gott und dem Sinn ihres Lebens auf sich hat. Und sie wollen dies kompetent und möglichst auf den Punkt gebracht. Sie suchen sich dazu entsprechende Anbieter. Die traditionellen Großkirchen haben hier, weil institutionell und auch publizistisch weithin präsent, nach wie vor einen erheblichen Vorsprung. Der Anspruch aber, allen gleichermaßen ein geistliches Zuhause bieten zu können, greift indes zusehends ins Leere. Auch wenn es schwer fällt:

Die Kirche braucht neue Präsentationsformen des Christlichen.

Durch Beispiel gebende Aktionen und projektbezogene Engagements können Christen über Gemeindegrenzen hinaus neu Profil gewinnen. Eine pastoral aufgeweckte Kirche wird nach innen wie nach außen deutlich machen, dass Christsein eine je aktuelle präsentative Form persönlicher Entscheidung ist. Kirchliche Medienarbeit kann hier unerwartete, weil unkonventionelle Erlebnisräume des Glaubens schaffen, gerade im Blick auf kritisch Distanzierte und so genannte „treue Fernstehende“. Religion lässt sich aber in den Medien nicht so präsentieren oder vermitteln,

wie man etwa einen objektiven Sachverhalt eines Gesetzestextes darzustellen und zu erläutern versucht. Die Wahrheit, um die es im Glauben geht, ist nicht objektiv ein für allemal dieselbe, sondern je neu im persönlichen Standpunkt und im Handeln zu bezeugen. Bezeugen ist ein juristischer und eben auch ein theologischer Begriff. Wie bezeugt ein Christ in Radio, Fernsehen oder Zeitung seinen Glauben? Indem er ein Glaubensbekenntnis schreibt oder spricht und andere dies lesen oder hören können? Objektiv gesehen würde dies vielleicht reichen. Man könnte den- oder diejenige womöglich als Christen oder Christin bezeichnen. Mehr nicht. Das „Credo“ ist zwar geschrieben oder gesprochen worden, aber noch nicht vermittelt. Es ist – im strengen Sinn des Wortes „vermitteln“ – noch nicht angekommen beim Empfänger, sondern noch in irgendeiner unverbindlichen Mitte.

Es muss dem Adressaten deutlich werden: Was bedeutet mir mein „Credo“? Warum glaube ich dieses und nicht jenes? Christlicher Glaube braucht Inhalte, Gefühle, Gesten, die gezeigt und erwidert werden. Insofern bedeutet Botschaft mehr als Information; sie bedarf der Kommunikation. Die Kommunikation des Evangeliums macht aus dem objektiven Textmaterial der Bibel ein christliches Zeugnis dadurch, dass es subjektiv aufgegriffen, geteilt und so in Kraft gesetzt, wirklich wird.

Ein Seelsorger muss Religion lesbar, hör- und sichtbar machen

Glaubenskommunikation ist subjektive Präsentation eines größeren Traditionsgeschehens: Ich zeige jemandem etwas,

und ich kann das nur tun, indem ich im Zeigen mich selbst zeige. Das gilt erst recht bei Dingen, die das Leben als Ganzes betreffen: „Wer eine Sicht des Lebens zeigen will, muss Gesicht zeigen“ (M. Meyer-Blanck). Das Zeigen von Religion, Glaube, Kirche hat zunächst gewissermaßen einen „musealen“ Sinn. Wer etwas zeigen will, muss etwas davon kennen und es an Menschen, Gegenständen, Entwicklungen aufzeigen können. Er selbst muss von der Sache etwas verstehen und wollen, dass es auch die Empfänger verstehen. Ich zeige dir etwas; du musst es nicht toll finden. Aber ich zeige dir etwas, wozu ich selbst eine lebendige Beziehung habe. Der Kommunikator gehört mit in den Vermittlungsprozess. Er ist nicht nur geschickter medialer Arrangeur oder neutraler Informationslieferant, nicht nur Elementarierer, Moderator, Fachmann, sondern über dies hinaus auch selbst religiöses Zeichen, ohne das es gar keine Botschaft geben könnte: Ich zeige euch das, was mich beeindruckt. Davon will ich reden, das will ich zeigen. Im Grunde steht am Anfang jeder (Glaubens-) Kommunikation ein bewegender Eindruck, der seinen die Adressaten ansprechenden Ausdruck sucht. Wie können wir heute das Evangelium Jesu Christi kommunizieren, damit das Erlebnis des Heiligen in Erscheinung tritt?

Die tiefgehenden gesellschaftlichen Veränderungen der letzten 40 Jahre haben dazu geführt, dass Katholiken und Protestanten nicht mehr nur einem bestimmten soziokulturellen Milieu angehören, sondern so verschieden sind wie die Gesellschaft selbst. Im Moment erreicht die Kirche nur die Mitglieder der Bürgerlichen Mitte (17% der Bevölkerung), die Traditionsverwurzelten (12%)

und die Konservativen mit hohem Einkommen (5%). Das sind aber nur 34% der Bevölkerung. Einige der Postmateriellen (13%) finden sich womöglich in hochkarätigen kirchlichen Bildungsveranstaltungen, aber nicht in einschlägigen kirchlichen Verbänden. Die „Modernen Performer“ (12%) leben, wenn sie verheiratet sind, in den Neubaugebieten um die Großstädte herum, finden aber wohl kaum den Weg zur Kirche im alten Ortskern. Dies zeigt, dass eine neue Konzeption der Seelsorge und mit ihr eine flexible, adressatenbezogene Publizistik notwendig ist, wenn sich die Kirchen nicht mit den Traditionsverwurzelten und einem Teil der Bürgerlichen Mitte als „Kundschaft“ begnügen wollen.

Das Ziel ist Spiritualität im jeweils passenden Medienformat

Das Kommunikationsprofil kirchlicher Botschaften wird mit dem Ziel auf den Prüfstand müssen, Spiritualität in jeweils passendem Medienformat zu vermitteln. Das ist nicht nur ein frommer Wunsch. Immer häufiger präsentieren Theologinnen und Theologen im Radio geistliche Impulse von 1:30 Minuten Länge. Dem geht ein hartes Stück Arbeit voraus. Sie ist orientiert am Status quo professioneller Medienarbeit. Für die Radiospots heißt das: Die Themen werden an gängigen Nachrichtenfaktoren gemessen. Die kennt jeder in jeder Redaktion, warum also nicht auch ein Theologe: Aktualität und Nähe, öffentliche Bedeutung, Human interest, Originalität, Konflikt, Liebe, Fortschritt, um die wichtigsten zu nennen. An diesen publizistischen Werten ist im Radio und auch anderswo die christliche Nachricht aus- und aufzurichten. Häufig aber sind



kirchliche Beiträge nur (kirchen-) aktuell und sonst ohne erkennbaren lokalen Bezug. Dann fallen sie beim Publikum durch. Sie haben keine ausreichende Relevanz, um eine für die Öffentlichkeit bedeutsame Geschichte zu erzählen. „Gott“ an und für sich ist nämlich noch kein Thema. Er wird es erst, wenn er in eine relevante Geschichte verwickelt wird. Dass dies geschieht – und womöglich noch professioneller wird –, dafür sind kirchliche Medien-Seelsorger selbst verantwortlich. Sie müssen nach den göttlichen Spuren in den Geschichten der Menschen suchen, nach seiner Präsenz in den Dörfern und Städten, in den Glücks- und Unglückserlebnissen der Zeitgenossen. Christen glauben ja: Gott selbst begibt sich in all diese aktuellen, kuriosen, konflikthaften und dramatischen Situationen hinein und erregt dadurch allererst menschliches Interesse. „Human interest“-Geschichten über Gott erzeugen im Normalfall einen hohen Kommunikationswert.

Zwei Beispiele

Unbestreitbar dürfte sein, dass theologische (Fach-)Begriffe grundsätzlich ebenso Sinn machen wie auch verstehbar sein müssen. Das ist in punkto Glauben nicht anders als beim Eishockey. Auch da darf ich erwarten, dass mir einer das Wesentliche des Spiels kurz und knapp erklärt. Begriffe wie „Auferstehung“, „Heiliger Geist“ oder „Dreifaltigkeit“ lassen sich entweder in lebendige, besser noch erlebte Geschichten übersetzen, oder sie taugen nicht.

Auferstehung kann ich nur verstehen, wenn ich schon hier und jetzt Auferste-

hungserfahrungen machen kann – zum Beispiel nach einer persönlichen Niederlage. Mein Heilwerden und mein Neubeginn sind meine Auferstehung. Wie bei Jesus von Nazaret auch. Als Verbrecher hingerichtet, hat Gott ihn von den Toten auferweckt. Das kann für mich nur dann wirklich, wahr und wichtig sein, wenn ich mit einem Gott rechne, bei dem dies möglich ist. Und wenn schon bei Toyota nichts unmöglich ist, um wie viel mehr dann erst bei Gott.

Oder: *Warum es das Leiden in der Welt gibt?* – Natürlich kann ich diese Menschheitsfrage nicht kurz am Bistrotisch ein für alle Mal beantworten. Aber Glauben heißt eben auch: Bestimmte Fragen aus- und wachhalten. Wie im Sport gibt es im Leben Siege und Niederlagen, Auf- und Absteiger. Aber erst ganz am Ende folgt die Offenbarung. Dann ist das Ende jedes theologischen Fachbegriffs gekommen. Begriffe sind geronnene Erfahrungen. Ich muss in ihnen etwas Lebendiges, etwas Göttliches erkennen können. Dazu braucht es „heiligen Geist“ – wieder so ein Wort. Es besagt: Gott thront nicht teilnahmslos über den Wolken, sondern er ist in jedem seiner Geschöpfe anwesend und eröffnet ihnen unendlich viele Möglichkeiten. Schon jetzt ein Stück vom Himmel hier auf Erden.

Kurze geistliche Impulse wie diese für die Lokalzeitung oder das Lokalradio gehören inzwischen zu den pastoralen Standards vieler in der Seelsorge Tätiger. Ein geistlicher Impuls ist eine Stellungnahme zu einem aktuellen (lokalen) Ereignis aus christlicher Sicht. Er ist journalistisch gelungen, wenn er Kommunikationswert erzielt, d.h. zumindest

zwei der nachfolgenden Kommunikationsansprüche einlöst. (1) *Neuigkeitswert*: Was erfahren meine Leser, Hörer, Zuschauer Neues? (2) *Gesprächswert*: Wird mein Publikum darüber reden? (3) *Gebrauchswert*: Können meine Rezipienten davon profitieren? (4) *Unterhaltungswert*: Wird mein Publikum interessiert oder mit Spannung dabei sein?

Was weckt Publikumsinteresse?

Die Frage, was das Publikum interessiert, ist in der kirchlichen Publizistik lange Zeit stiefmütterlich bedacht, wenn nicht gar ganz ignoriert worden. Das rächt sich heute. Eine Studie zu „Religion und Mediennutzung 2004“ hat die weitgehende Irrelevanz der kirchlichen Verkündigungs-Sendeplätze im Radio wie im Fernsehen schonungslos aufgedeckt. Selbst „Klassisch Kulturorientierte“, ein den Kirchen traditionell nahe stehendes Publikum, erwartet kaum mehr Impulse für die persönliche Lebensführung im Kirchenprogramm.

In den Bistümern – und darüber hinaus in der katholischen Journalistenschule in München, die spezielle Kurse für Theologinnen und Theologen anbietet – werden diese empirischen Befunde selbstbewusst zur Kenntnis genommen und bearbeitet. Wer hier ein Trainingsprogramm mitmacht, analysiert publiziertes Material und produziert danach eigene Beiträge mit klarer Ansage, für welches Organ, welche Welle oder welchen Kanal konkret geliefert werden soll. Kirchliche Medienverkündigung ist ja kein publizistischer Sonderfall, ein „geistlicher Impuls“ kein eigenes Genre, das Theologen irgendwann erfunden und unter Artenschutz gestellt haben.

Zur medienpastoralen Grundausbildung

gehört der professionelle Umgang mit möglichst vielen journalistischen Darstellungsformen. Intensiv geübt werden sollten (Kurz-) Nachrichten, Berichte, Statements, Interviews, Umfragen, Kommentare, Reportagen, Porträts, O-Tonstücke und gebaute Beiträge. Alles, was Theologen in Presse, Hörfunk, Fernsehen und Internet, also jenseits von Gottesdienst-Übertragungen zu sagen und zu zeigen haben, ist in einer der genannten Präsentationsformen darstellbar. Das journalistische Credo eines Medien-Seelsorgers könnte lauten: Ich kommuniziere Ereignisse medienwirksam. Ich wecke das Interesse und die Emotionen meines Publikums, indem ich meinen Rezipienten praktische Hilfen und geistliche Identifikationsmöglichkeiten biete.

Medienpastoral bedeutet demnach: Heraus aus dem Muster einer überraschungssicheren Kirche der Insider und hinein in die Passage, dorthin, wo gerade Publikum ist. Im ursprünglichen Sinn „auf Sendung sein“, so dass aus der Botschaft Kundschaft werden kann: in den Straßencafés und Wohnsilos, vor dem City-Center, in der U-Bahn, „auf dem Marktplatz mit den zufällig Anwesenden“ (vgl. Apg 17,17) – getreu dem Motto: „Kommt her und seht, dann geht und sagt!“

Basics für die Praxis

Was ein Rezipient wahrnimmt, bestimmt der Rezipient und nicht der Absender einer Botschaft. Der Absender macht ein Angebot. Der Rezipient nimmt es an. Oder eben nicht. Meistens nicht!

Rezipienten nehmen nur solche Botschaften wahr, an denen sie eine Ich-Beteiligung haben. Ein selbstaktiver Selektionsfilter wählt aus dem Über-

angebot von Wahrnehmungsreizen diejenigen aus, zu denen eine Ich-Beteiligung besteht – zum Schutz gegen Wahrnehmungsüberlastung.

Gesagt bedeutet nicht gehört, gehört bedeutet nicht verstanden, verstanden bedeutet nicht einverstanden, einverstanden bedeutet nicht getan. Jede der Rezeptionsbarrieren ist nur mit Involvement überwindbar: Ich-Beteiligung. Daraus folgt: die Ich-Beteiligung potenzieller Rezipienten erforschen.

Das „spirituelle Bedürfnis“ gibt es in allen soziokulturellen Milieus der Gesellschaft in fast gleicher quantitativer Verteilung. Lediglich eine Korrelation mit dem Lebensalter (je älter, desto höher der Anteil) ist signifikant nachweisbar. Das bedeutet: Die potenziellen Rezipienten kirchlicher Kommunikation sind in allen demografischen Gruppen anzutreffen.

Das Evangelium ist kein „Segment-Produkt“. Die Botschaft Jesu Christi richtet sich grundsätzlich an alle Menschen. Sie bedient nicht etwa aus Gründen der Effektivität ein spezielles Zielgruppenpublikum und grenzt dafür andere aus. Die Inhalte kirchlicher Kommunikation können nicht beliebig den Kriterien des Involvements und den Bedürfnissen der Rezipienten angepasst werden, nur damit diese sie wahrnehmen und akzeptieren.

Für die *Gestaltung* kirchlicher Beiträge in Zeitung und Radio – wie auch in Fernsehen und Internet – spielen indes je unterschiedliche Zielgruppenkriterien (Milieu, Religionsinteresse, Medienutzung) eine Rolle. Diese konnten im Rahmen des Workshops nicht mehr genauer dargestellt werden. Festgehalten werden kann: Ein geistlicher Impuls muss sich daran messen lassen, welchen Kommunikationswert er erzielt,

d.h. welche personalen oder medialen Anschlusskommunikationen er erzeugt. Kommunikationswert wird gestalterisch erzielt durch die Berücksichtigung folgender Faktoren:

„Sender“-Interesse

- Anlass: Aktuelles Ereignis oder Problem
- Botschaft: Idee, Argument, Information, Anliegen
- „Spirituelle Mehrwert“: Erfahrung, Problemlösung, neue Sichtweise

Publikumsinteresse

- Relevanz: Warum sollte diese Information hier und heute interessieren?
- Human interest: Neuigkeit, Konflikt, Beziehung/Liebe, Fortschritt
- Nutzwert: Unterhaltung, Information, Sensibilisierung, (Neu-) Orientierung, Lebenshilfe, Sinn

Informationsgestaltung

- Szenario/Atmosphäre: lebendig, sympathisch, kritisch (nicht dozierend!), publikumsspezifisch, motivierend, humorvoll
- Stil: prägnant, anschaulich (Zitate, O-Töne etc.), originell (vor allem Einstieg und Schluss); keine Floskeln, kein Nominalstil!
- Logische Stringenz: *einen* Gedanken entwickeln, der berührt.

Epilog: Zwei Versionen eines Radiotextes

Zeit zur Umkehr – Zeit der Hoffnung (Version A)

„Was auch kommen mag, die Kirche hat Schaden genommen.“ Das habe ich in

den letzten Tagen immer wieder gehört. Die Aufhebung der Exkommunikation der vier Bischöfe durch den Vatikan hat gezündet. Es gab sowohl Betroffenheit als auch Empörung.

Die Erschütterung in der Kirche ist aber auch ein Grund zur Hoffnung. In der Kirche brechen der Mut zur Meinung und die Bereitschaft zur Diskussion auf. Glaubwürdige Betroffenheit, das Bemühen, zu erklären, und die sachliche Kritik sind Kennzeichen einer inneren Verbundenheit in und mit der Kirche. Das Bedenken neuer Wege und der Blick in die Zukunft verbinden.

Die Spannungen und Mauern gegen grenzüberschreitendes Denken schreien nach Abriss. Die kommende Fastenzeit, die am Aschermittwoch beginnt, ist „eine Zeit abzureißen und eine Zeit aufzubauen“ (Koh 3,3).

Wir können auf vieles verzichten, aber nicht auf Liebe und Verantwortung. Wenn das Hören vorausgeht, das Hören auf Gott, kann eine neue lebendige Einheit von Rom, Essen und Bochum-Ost entstehen: Neues Leben aus der Asche, getragen von Liebe und Verantwortung.

Bewertung

Dieser Text einer Pastoralreferentin aus Bochum für die kirchliche Sendereihe „Augenblick mal“ sollte zu Aschermittwoch auf 98.5 Radio Bochum gesendet werden. Die Autorin wollte den Beginn der österlichen Bußzeit mit einem aktuellen Krisenereignis von allgemeinem Interesse verknüpfen. Die Absicht ist begrüßenswert, die Umsetzung indes verbesserungsbedürftig.

Die Kritik im Einzelnen:

(1) Der Informationswert des Textes geht gegen null. Während der ers-

te Absatz noch das Problem nennt, um das es geht, verflüchtigt sich der Gegenstand im Weiteren zusehends. Spätestens am Beginn des dritten Absatzes kann kaum einer dem Gesagten mehr folgen. Dies hat zwei inhaltliche Gründe. Erstens: Nach Absatz zwei ist der Beitrag im Grunde abgeschlossen. Das Problem, das anfangs unlösbar scheint („Was auch kommen mag, die Kirche hat Schaden genommen“), hat sich in Wohlgefallen aufgelöst, weil die Verfasserin eine harmonische Zukunft kirchlicher Kommunikation erwartet, ohne dafür substanzielle Anhaltspunkte zu nennen. Sie sagt: „Das Bedenken neuer Wege und der Blick in die Zukunft verbinden.“ Alles klar. Scheinbar. – Zweitens: Die Verfasserin will, weil sie im Auftrag der Kirche spricht, den Aschermittwoch würdigen und sieht darin einen nahe liegenden Bezug zum angesprochenen Problem. Also muss sie das Textpaket noch einmal aufschnüren, um im Namen der Kirche die Kirche selbst zur Umkehr aufzurufen. Dies tut sie mit Hilfe biblischer Autorität, indem sie Koh 3 zitiert. Sie selbst aber verliert nun ganz den Faden ihrer Argumentation, was der letzte Abschnitt verrät: „Wir können auf vieles verzichten, aber nicht auf Liebe und Verantwortung.“ Das dünne Lösungsangebot der ersten Textsequenz wird mit pastoralen Phrasen ins Niemandsland der Theologie verlängert ohne einen für den Hörer erkennbaren Nutz- bzw. Kommunikationswert.

(2) Verbalstil, nicht Nominalstil: Die Reihung von Nominalkonstruktionen klingt umständlich und unpersönlich. Ein geistlicher Kommentar ist keine amtliche Verlautbarung, erst recht nicht im kommerziellen Radio. Radio ist „Kino im Kopf“, also müssen vor



dem geistigen Auge der Hörer Bilder entstehen, die anziehend sind und zum Weiterhören einladen.

(3) Bilder müssen stimmig sein: Die Aufhebung einer Exkommunikation kann nicht „zündend“, Spannungen und Mauern „schreien“ nicht „nach Abriss“. Und wie soll ein „Leben aus der Asche“ von Verantwortung getragen sein?

(4) Bitte *einen* Gedanken stringent entwickeln! Im Text gibt es mindestens drei: (a) Die Kirche hat Schaden genommen, aber es gibt Hoffnung auf Besserung. (b) Das Kohelet-Zitat ist zwar nicht falsch, eröffnet aber einen grundsätzlich neuen Gedanken, der im weiteren Text nicht mehr berücksichtigt wird. (c) Schließlich liefern die letzten vier Zeilen dem Hörer ein schier unlösbares Problem. Was Liebe und Verantwortung, das Hören auf Gott und die Einheit von Rom, Essen und Bochum-Ost im Kontext des bisher Gesagten miteinander zu tun haben, erschließt sich womöglich nur der Verfasserin. Diese hätte aus der Fülle ihrer Gedanken im Kopf *einen* Aspekt auswählen und sich auf diesen argumentativ beschränken müssen. Zum Beispiel auf den Gesichtspunkt mutiger Intervention in einer Krisensituation. Oder auf den kirchenjahreszeitlichen Anlass, den Beginn der Fastenzeit, um diesen mit Koh 3 zu veranschaulichen.

(5) Der Text ist schriftsprachlich. Im Radio wird aber nicht gesprochen wie gedruckt, sondern um zu hören, bestenfalls um zuzuhören. Es muss also geschrieben werden, wie man spricht. Dies ist unbedingt wörtlich zu nehmen. Am besten nimmt man das, was man sagen will, mit einem Diktiergerät (oder mp3-Player etc.) auf, um es einem Anderen zum Gegenhören vorzuspielen. Wenn

der auf Anhieb versteht, um was es geht und warum es wichtig ist, hat man einen ersten radiotauglichen Entwurf.

Der folgende Text macht einen Vorschlag, wie Version A inhaltlich und stilistisch verbessert werden kann.

Neuer Mut zur Meinung (Version B)

Rom liegt nicht gerade um die Ecke, aber der Vatikan zieht derzeit seine Kreise bis nach Bochum. Die vier exkommunizierten Bischöfe der so genannten Pius-Bruderschaft sind wieder in die katholische Kirche aufgenommen worden. Das hat großes Aufsehen erregt.

Die Entscheidung des Papstes trägt dazu bei, dass der Abstand vieler Katholiken zum Vatikan wächst. Selbst Andersgläubige schütteln da den Kopf. „Die Kirche hat wirklich Schaden genommen“, sagen viele hier in Bochum. Und sieh mal einer an: In der Kirche entsteht ein neuer Mut zur Meinung und eine neue Bereitschaft zur Diskussion. Ich finde das gut. Christen dürfen sich nicht heraushalten, wenn es um grundsätzliche politische Fragen geht oder um die Verständigung zwischen religiösen Gruppen, auch innerhalb der Kirche.

Ich wünsche mir eine Kirche, die offen ist, die neue Formen des Miteinanders ausprobiert und bei Kommunikationspannen nicht einfach abtaucht.

Die Deutsche Bischofskonferenz zum Beispiel hat auf die Entscheidung aus Rom schnell reagiert. Sie fordert von den vier Bischöfen der Pius-Bruderschaft ein klares Bekenntnis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. „Hut ab!“

Aus dem Vatikan

Generaloberer der Oblatenmissionare Berater der Missionskongregation

Heinz Wilhelm Steckling OMI (62), Generaloberer des Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (Hünfelder Oblaten) ist von Papst Benedikt XVI. als Berater in die Missionskongregation berufen worden. Das teilte der Vatikan am 4. Juli 2009 mit. Der aus dem Erzbistum Paderborn stammende Steckling ist seit 2008 bereits Berater im Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog. Zu weiteren Konsultoren ernannte der Papst den aus der Schweiz stammenden Kapuziner und Bischof von Arabien, Paul Hinder (67), den polnischen Erzbischof Henryk Hoser (66) und den Rektor der Päpstlichen Universität Urbaniana in Rom, Cataldo Zuccaro (55).

Deutscher Salesianer zum stellvertretenden Kirchenanwalt der Apostolischen Signatur ernannt

P. Dr. Markus Graulich SDB, Professor für Kirchenrecht an der Salesianeruniversität in Rom, wurde am 19. Juni 2009 von Papst Benedikt XVI. nach vorheriger Zustimmung durch den Generaloberen zum stellvertretenden Kirchenanwalt der Apostolischen Signatur im Vatikan ernannt. P. Graulich wird seinen Dienst am 1. September antreten und zunächst auch seine Dozententätigkeit beibehalten. (sdb)

Heroischer Tugendgrad für P. Engelmar Unzeitig CMM

Papst Benedikt XVI. hat am 3. Juli 2009 dem Mariannahiller Missionar P. Engelmar Unzeitig den heroischen Tugendgrad zuerkannt. P. Unzeitig CMM wurde 1911 in Greifendorf im Sudetenland geboren. Als Spätberufener ging er zu den Missionaren von Mariannahill nach Reimlingen. Dort wurde er am 6. August 1939 von Bischof Matthias Ehrenfried zum Priester geweiht. Als Pfarrverweser von Glöckelberg im Böhmerwald wurde er 1941 von der Gestapo verhaftet. Unzeitig hatte die Gleichberechtigung der Juden hervorgehoben und dafür plädiert, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Nach sechs Wochen Haft in Linz wurde er nach Dachau überstellt. Dort meldete sich P. Unzeitig freiwillig zur Pflege der Typhuskranken in den Todesbaracken. Nach Zeugnissen von Mitgefangenen sparte er sich die eigenen kargen Lebensmittelrationen für die Kranken vom Munde ab. Selbst vom Fleckfieber angesteckt, starb Engelmar Unzeitig wenige Wochen vor der Befreiung des Konzentrationslagers am 2. März 1945.

Deutsches Pilgerzentrum in Rom umgezogen

Das deutsche Pilgerzentrum in Rom ist umgezogen. Seit Anfang Juli hat das Zentrum seinen Sitz in unmittelbarer



Nähe der Engelsbrücke auf der Via del Banco di S. Spirito 56. Es befindet sich damit unweit des Endes des alten Pilgerwegs aus dem Norden, wo man den ersten Blick auf den Petersdom hat. Der alte Standort in der Via della Conciliazione gehört der Kongregation der Salvatorianer, die die hervorragend gelegenen Räume wenige Meter vom Petersplatz anderweitig vergeben möchte. Das deutsche Pilgerzentrum ist Anlaufstelle für Rom-Pilger und Gäste aus den Ländern deutscher Sprache und vermittelt u.a. Eintrittskarten für Papstaudienzen und -messen. Es finanziert sich aus Mitteln der Deutschen Bischofskonferenz. Deren Vorsitzender Erzbischof Robert Zollitsch wird den neuen Standort des deutschen Pilgerzentrums am 7. Oktober 2009 einweihen. (rv/kna)

Papst besucht Montecassino

Papst Benedikt XVI. hat am 24. Mai 2009 bei einem Besuch der Benediktiner-Abtei Montecassino zum Frieden in der Welt aufgerufen. Bei einem Vespertagesdienst in der Basilika über dem Grab des Mönchsvaters Benedikt betonte der Papst, insbesondere die Christen müssten für einen Frieden in den Familien, in den Gemeinschaften, zwischen den Völkern und in der gesamten Menschheit eintreten. Der heilige Benedikt habe nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches von Montecassino aus eine geistige und kulturelle Erneuerungsbewegung des Abendlandes initiiert. Auf der Grundlage des Christentums habe er eine Lebensform aus Gebet, Studium und Arbeit geschaffen und damit einen fundamentalen Beitrag zur kulturellen

Entwicklung des Kontinents gelegt. Er habe ein Bild des Menschen vertreten, das dessen göttlicher und menschlicher Bestimmung gerecht werde. Montecassino, 529 vom heiligen Benedikt von Nursia gegründet, ist Wiege des abendländischen Mönchtums. In der Umgebung tobte 1944 zwischen den Westalliierten und der deutschen Wehrmacht eine der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkriegs. Dabei wurde die Abtei von alliierten Bombern völlig zerstört, später jedoch wieder aufgebaut. (kna)

Papst entlässt Ordensmann nach Missbrauch aus dem Priesterstand

Die katholische Kirche hat den Fall von sexuellem Missbrauch im früheren Internat im unterfränkischen Lebenhan juristisch abgeschlossen. Der Täter wurde von Papst Benedikt XVI. aus dem Klerikerstand entlassen. Das teilte das Provinzialat der Missionare der Heiligen Familie am 22. Juli 2009 in Mainz mit. Der Ordensmann (71) hatte zwischen 1972 und 1976 mehrere minderjährige Internatsschüler sexuell missbraucht. Der ehemalige Priester hatte selbst um die Rückversetzung in den Laienstand gebeten. Unter strengen Auflagen darf er aber weiter Mitglied des Ordens bleiben. Bei einem Verstoß gegen diese Vorgaben werde er auch aus dem Orden entlassen, so die Provinzleitung weiter. Die Ordensgemeinschaft hatte sich im Zuge der Aufarbeitung des Falles strikt an die Leitlinien zum Vorgehen bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger durch Ordensleute im Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz gehalten.

Aus der Weltkirche

Internationale Union der Generaloberinnen

Am Rande der DOK-Mitgliederversammlung kamen am 22. Juni 2009 in Vallendar die deutschen Generaloberinnen zusammen. Als ihre neue Delegierte für die UISG-Konstellation EC2 (Deutschland, Österreich, Luxemburg, Schweiz) wählten sie Generaloberin Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR (Missionschwester vom Heiligsten Erlöser). Sie folgt in diesem Amt Sr. Mediatrix Nies OSF nach.

Irland

Zur Entschädigung von kirchlichen Missbrauchsoffern in Irland sollen die betroffenen Orden offenbar höhere Summen zahlen. Die Regierung strebt an, dass sich die 18 Gemeinschaften zur Hälfte an den zu erwartenden Kosten beteiligen, sagte der Fraktionsführer der regierenden liberal-konservativen Partei Fianna Fail, Pat Carey, dem irischen Fernsehsender RTE am 31. Mai 2009. Carey sagte weiter, dass auch Schulen in religiöser Trägerschaft an den Staat übergeben könnten. Eine Vereinbarung mit der irischen Regierung aus dem Jahr 2002 hatte für die Schadenersatzzahlungen der Kirche eine Höchstgrenze von 128 Millionen Euro festgelegt. Schätzungen zufolge sind aber Entschädigungen in Höhe von 1,3 Milliarden Euro zu erwarten. Beobachtern zufolge könnten die Zahlungen die Orden in finanzielle Schwierigkeiten bringen, weil ihr Besitz weit überschätzt werde. Edmund Garvey vom Scholor-

den der Christian Brothers hatte sich zuvor ebenfalls für höhere Entschädigungen an die Missbrauchsoffern ausgesprochen. In einem Interview mit der BBC in Nordirland forderte er zudem eine strafrechtliche Verfolgung der Täter. Einem zwei Wochen zuvor veröffentlichten unabhängigen Bericht zufolge wurden in katholischen Erziehungseinrichtungen in Irland Kinder über Jahre hinweg geschlagen, misshandelt oder sexuell missbraucht. Ende Mai 2009 entschuldigten sich die 18 in den Skandal verwickelten Orden erstmals geschlossen bei den Opfern. „Kinder wurden missbraucht, man hat ihnen nicht zugehört, und wir schämen uns, dass viele von uns sie im Stich gelassen haben“, heißt es in einer Stellungnahme. Unterdessen geht die Nationalpolizei knapp 100 neuen Vorwürfen gegen katholische Geistliche nach, wie irische Medien am 22. Juli berichteten. Die Zahl sei das Ergebnis einer Hotline, die nach Veröffentlichung des Berichts im Mai eingerichtet wurde. (kna)

Israel

Das israelische Finanzministerium hat offenbar katholische Kirchengüter beschlagnahmt, um Steuerzahlungen zu erzwingen. Der vatikanische Nahost-Experte und Franziskaner David Jaeger OFM erklärte am 8. Juni 2009, er hoffe, dass es sich nur um die Initiative eines einzelnen und uninformierten Beamten handele. Er appellierte an Israel, sich angesichts der laufenden steuerrechtlichen Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl derartiger einseitiger Schritte zu

enthalten. Jaeger, der auch als Unterhändler in der israelisch-vatikanischen Kommission über den finanzrechtlichen Status von Kirchengütern sitzt, sprach in seiner Erklärung von einer „spektakulären Aktion“. Die Maßnahme des Beamten müsse möglichst umgehend von den höheren Dienststellen rückgängig gemacht werden. Um welche katholischen Güter es sich handelte, wollte der Franziskaner nicht sagen.

Türkei/Deutschland

Die SPD-Bundestagsfraktion will angesichts der andauernden Rechtsstreitigkeiten um das christliche Kloster Mor Gabriel im Südosten der Türkei die Frage eines möglichen EU-Beitritts des Landes neu aufwerfen. Gerade weil sich die SPD für eine „faire Beitrittsoption“ der Türkei einsetze, werde sie die weiteren Entwicklungen um das Kloster „sehr genau verfolgen“, erklärten die zuständigen Fachpolitiker Monika Griefahn und Steffen Reiche Anfang Juli 2009 in Berlin. Grundsätzliche Fragen der Toleranz und Akzeptanz religiöser Minderheiten seien für die SPD von grundlegender Bedeutung, mahnten die Parlamentarier. Innerhalb der EU müsse man der Regierung in Ankara deutlich machen, dass die Rechte religiöser nicht-muslimischer Minderheiten in der Türkei Beachtung finden müssten und die Existenz des Klosters Mor Gabriel dauerhaft zu garantieren sei. Auch die Sprecherin für Menschenrechte der Unions-Bundestagsfraktion, Erika Steinbach (CDU), hat die Türkei im Streit um das Kloster Mor Gabriel zur Religionsfreiheit gemahnt. Für Christen und andere Minderheiten müssten dieselben Rechte gelten wie für Muslime

in Deutschland. Ein Gericht in der Stadt Midyat hatte Ende Juni die Enteignung von 27 Hektar Klosterland durch den türkischen Staat für rechtmäßig erklärt. Damit hatte das 1.600 Jahre alte Kloster eines von drei Gerichtsverfahren verloren. Eine weitere Entscheidung steht noch aus. Entzündet hatten sich die Streitigkeiten im August 2008 an Landvermessungsarbeiten zur Erstellung von Grundbüchern nach EU-Vorgaben.

(kna)

Algerien/Frankreich

Über den Tod der sieben Trappistenmönche des algerischen Klosters in Tibherine von 1996 ist eine neue Erklärung aufgetaucht. Der französischen Tageszeitung „La Croix“ zufolge wurden die entführten Mönche irrtümlich von der algerischen Armee getötet. Beim Überflug einer geräumten Zone entdeckten Anti-Terror-Piloten ein Biwak, das sie für ein Terroristennest hielten und unter Feuer nahmen. Tatsächlich waren in dem Zelt die von salafistischen Terroristen entführten Mönche aus dem Trappistenkloster in Tibehirine festgehalten. Die katholische Zeitung beruft sich auf gerichtliche Aussagen eines französischen Generals. Der algerische Inlandsgeheimdienst CTIRI habe nach dem irrtümlichen Mord an den Trappisten das weitere Vorgehen übernommen. So entstand die offizielle Version, dass die Salafisten die im März 1996 entführten Mönche nach einigen Wochen geköpft hätten. Die Terroristen dementierten diese Version nicht, weil sie ihren Absichten entgegenkam. Algerische und französische Behördenvertreter seien übereingekommen, es bei der offiziellen Version bewenden zu lassen, so der General. (/rvkap)

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Das Generalkapitel der Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung (Olpe) hat am 20. Juli 2009 eine neue Generalleitung gewählt. Neue *Generaloberin* ist *Sr. Magdalena Krol OSF*. Sie folgt im Amt *Sr. Mediatrix Nies OSF*. *Sr. Mediatrix* hatte das Amt der *Generaloberin* seit 1997 inne. In dieser Eigenschaft war sie von 2000 bis 2006 Mitglied im Vorstand der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD), seit 2003 als stellvertretende Vorsitzende.

Die Äbtissinnen und Delegierten der zur Föderation Caritas Pirkheimer der deutschsprachigen Klarissen gehörenden Klarissenklöster in Deutschland, Österreich und Südtirol haben auf ihrer Föderationsversammlung in Hofheim am 15. Juli 2009 *Sr. M. Bernadette Bargel OSC* erneut für sechs weitere Jahre zur *Föderationspräsidentin* gewählt.

Sr. M. Anselma Colaco, bislang Provinzoberin der Missionsschwestern „Königin der Apostel“ scheidet aus diesem Amt aus. Die Generalleitung der Gemeinschaft hat entschieden, dass ab dem 1. Juli 2009 alle Europäischen Häuser der Ordensgemeinschaft in Deutschland, Österreich, der Slowakei und Rom zur einer Provinz zusammengeschlossen werden. Sitz der neuen Provinzleitung ist Wien.

Der Generalabt des Zisterzienserordens hat am 11. Juni 2009 *Altäbtissin M. Agnes Fabianek O.Cist.* zur Nachfolgerin von *Altäbtissin M. Assumpta Schenk* als *Administratorin* des Klosters Helfta

für eineinhalb Jahre eingesetzt. Mutter *M. Agnes* (Jg. 1941) stand 37 Jahre bis 2005 dem Kloster der Cistercienserinnenabtei Mariastern-Gwiggen (Österreich) am Bodensee als Äbtissin vor. Unter ihrer Leitung wurde 1982 das Kloster Marienfeld am Eisernen Vorhang an der Grenze zwischen dem heutigen Tschechien und Österreich mit der Intention gegründet, um für den Fall des Eisernen Vorhangs zu beten. Heute helfen die Schwestern der damaligen Neugründung beim Wiederaufbau der Cistercienserinnengemeinschaft von Porta Coeli in Tschechien mit.

Am 5. Juni 2009 wurde *P. Dieter Lankes O.Carm.* (46) im Karmelitenkloster Springiersbach vom Provinzkapitel für eine dreijährige Amtszeit zum *Provinzial* der Oberdeutschen Provinz der Karmeliten mit Sitz in Bamberg gewählt. *P. Dieter* war bereits im Dezember 2007 von einem außerordentlichen Provinzkapitel für die Zeit bis zum ordentlichen Provinzkapitel in der Pfingstwoche 2009 mit der Leitung der Ordensprovinz beauftragt worden, nachdem der damalige Provinzial Pater Christian Körner in der Mitte seiner Amtszeit vom Generalkapitel zum Vize-Generalprior des Karmelitenordens gewählt und deshalb nach Rom abberufen worden war.

Der Werler Konvent der Ursulinen hat am 2. Juni 2009 *Sr. Hildegard Löher OSU* zur neuen *Oberin* gewählt. Die 54-Jährige übernimmt das Amt von *Sr. Mechtildis*, die es neun Jahre lang inne hatte.



Am 28. Mai 2009 wurde *Sr. M. Kiliana Raps OVM* zur neuen *Oberin* der Schwestern von der Heimsuchung Mariä – Salesianerinnen – (Kloster Dietramszell) gewählt. Sie folgt im Amt auf *Sr. M. Louise Glaser*.

Neue *Priorin* des Karmelitenklosters in Düren ist *Sr. Maria Benedicta Jansen OCD*. Der Konvent wählte sie am 27. Mai 2009. Sie löst in diesem Amt nach 15 Jahren *Sr. Maria Bonaventura Stäb OCD* ab.

Im Rahmen des Wahlkapitels haben die Deutsch-Ordens-Priester am 26. Mai 2009 ihren bisherigen *Provinzial P. Norbert Thür OT* wiedergewählt. Damit wird er die kommenden drei Jahre die Deutsche Provinz leiten.

Die Teresianischen Karmeliten des Edith-Stein-Karmel in Tübingen haben am 11. Mai 2009 *Sr. Ulrike Häfner OCD* zur neuen *Priorin* für drei Jahre gewählt. Sie löst *Sr. Terézia Elisabeth Wenzl* nach 4 Jahren im Amt ab.

Die baden-württembergische Provinz der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz hat ab November 2009 eine neue *Provinzoberin*. *Sr. Benedicta M. Kramer* wurde von der Generalleitung in das Amt berufen und wird damit *Sr. Regina Lehmann* als *Provinzoberin* ablösen, deren Amtszeit endet.

Das Provinzkapitel der Dillinger Franziskanerinnen der Regens-Wagner-Provinz, das vom 02. bis 08. April 2009 tagte, hat *Sr. M. Michaela Speckner OSF* zur neuen *Provinzoberin* gewählt. Sie wird am 1. September 2009 *Sr. M. Regitta Michel* im Amt ablösen.

Bereits im März 2009 wurde *Sr. Veronika Klauke OSU* zur neuen *Oberin* des Ursulinenkonvents in Wipperfürth gewählt. Sie führt das Amt von *Sr. Elisabeth Bator OSU* fort, die im Januar 2009 verstorben war.

Am 6. Juli 2009 hat das 18. Generalkapitel der Kongregation der Schwestern vom hl. Josef (Trier) *Sr. Remigia Ternes CSsJ* für eine zweite Amtsperiode als *Generaloberin* wiedergewählt.

Beim Generalkapitel der Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens am 22. und 23. Juni 2009 wurde *Sr. Elisabeth Seidl* für weitere sechs Jahre als *Generaloberin* im Amt bestätigt.

Am 23. Mai 2009 wurde im Generalkapitel des Klosters Brandenburg (Immakulataschwestern vom seraphischen Apostolat) *Sr. M. Raphaela Bacher* als *Generaloberin* für eine dritte Amtszeit von 6 Jahren wiedergewählt.

Neuer *Generalassistent* im Haus der Orden ist *Heribert Böller* (53). Nach seinem Studium der Theologie, Geschichte und Erziehungswissenschaften in Bonn und Fribourg (Schweiz) und dem Refrendariat war er zunächst Referent für Religionspädagogik i.A. des Erzbistums Köln sowie Religionslehrer. Von 1988 bis 2009 war er beruflich in der Öffentlichkeitsarbeit und später im Journalismus tätig, zuletzt als Chefredakteur des Liboriusblattes und des Liborius-Magazins LiMa. Heribert Böller ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Ordensname in Pass und Personalausweis

Mit dem Gesetz zur Änderung des Personalausweisgesetzes ist die Eintragbarkeit des Ordensnamens in Pass und Personalausweis wieder eingeführt worden. Anders als zunächst angenommen, tritt die Änderung aber nicht bereits zum jetzigen Zeitpunkt ein. Vielmehr tritt das Gesetz erst am 1. November 2010 in Kraft. Die Ordensnamen werden also erst ab diesem Zeitpunkt wieder eingetragen werden können.

„Kolping-Urteil“ des Kirchlichen Arbeitsgerichtshofs

Im Erzbistum Paderborn ist es zwischen der Kolping-Bildungszentren gGmbH und einigen Mitarbeitern zu einem Verfahren vor dem Kirchlichen Arbeitsgerichtshof (KAGH) gekommen. Die Kolping-Bildungszentren gGmbH hat im Jahre 2007 die Entscheidung gefasst, sich aus dem kirchlichen Tarifrecht zu verabschieden und in einem Gesellschaftsbeschluss ihre Zugehörigkeit zur Kirche aufgehoben. Mit dieser Maßnahme wollte man durch den Abschluss günstiger Tarifverträge die 600 Arbeitsplätze sichern. Hiergegen wandten sich die Mitarbeiter vor dem KAGH.

Dieser hat mit Urteil vom 27. Februar 2009 entschieden, dass die Geltung der Grundordnung nicht in das Belieben einer kirchlichen Einrichtung gestellt sei, sondern die Rechtsträger einer kirchlichen Einrichtung, auch einer GmbH, gehalten sind, die Grundordnung des kirchlichen Dienstes zu übernehmen. Allein der Ortsbischof könne durch einen rechtsverbindlichen Akt, welcher nach außen in Erscheinung treten müsse, die Zugehörigkeit zur Kirche aufheben und

befinden, dass die Einrichtung nicht mehr Teil habe an der Verwirklichung des Auftrags der Kirche im Geist katholischer Religiosität. Die Einrichtung selbst könne eine solche Ablösung von der Kirche jedoch nicht bewirken.

In Presse und Öffentlichkeit ist das Urteil des KAGH auf einige Kritik gestoßen.

Altersrückstellungen für Ordensgemeinschaften nach Ansicht von Solidaris und DOK-Generalsekretariat weiterhin zulässig

Bei Betriebsprüfungen wurde in letzter Zeit verschiedentlich von Seiten der Finanzverwaltung die Ansicht vertreten, das Ausweisen von Altersversorgungsrückstellungen in Steuerbilanzen von Ordensgemeinschaften sei dem Grunde und der Höhe nach nicht zulässig. Die Finanzverwaltung beruft sich hierbei darauf, dass keine schriftliche Zusage über eine konkrete Altersversorgung getroffen worden sei, sondern die Versorgung allein auf kanonischem Recht beruhe und so § 6a EStG nicht zur Anwendung komme. Zudem sei die „Pensionszusage“ nicht betrieblich veranlasst, da nach einem Urteil des Bundesfinanzgerichtshofs aus dem Jahre 1995 eine Überversorgung vorliege. Bei der Höhe der Berechnungen gehe man fälschlicherweise von einem Renteneintrittsalter von 65 Jahren aus, Ordensleute würden aber tatsächlich weit darüber hinaus für den Orden tätig. Nach Ansicht der Solidaris und des Generalsekretariats der DOK ist diese rechtliche Argumentation nicht haltbar:

- Eine Rechtsgrundlage für das Ausweisen von Altersrückstellungen

findet sich in § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI ggf. in Verbindung mit § 249 HGB, § 5 Abs. 1 EStG. Der Gesetzgeber fordert hier, dass zur Rentenversicherungsfreiheit die Anwartschaft auf die in der Gemeinschaft übliche Versorgung bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter gewährleistet und die Erfüllung der Gewährleistung gesichert ist. Diesen Anforderungen kommt die Ordensgemeinschaft durch das Ausweisen von entsprechenden Altersversorgungsrückstellungen nach. Somit ist hier auch die Gesetzesgrundlage für eine solche Rückstellung zu erblicken.

- Auch eine Überversorgung ist nicht gegeben. Das oben angesprochene Urteil des Bundesfinanzgerichtshofs aus dem Jahre 1995 ist auf Ordensleute nicht anwendbar, da es sich auf Arbeitnehmerverhältnisse bezieht. Ordensleute sind jedoch keine Arbeitnehmer ihres Ordens oder ihrer Gemeinschaft. „Es besteht vielmehr ein familienähnliches Verhältnis eigener Art, das durch das religiöse Gelübde begründet ist.“ (BFH-Urteil vom 30.7.1965).
- Letztlich ist auch das Ansetzen von 65 Jahren als Renteneintrittsalter nicht willkürlich, sondern beruht auf dem gesetzlichen Renteneintrittsalter. Eine Tätigkeit innerhalb der Ordensgemeinschaft steht dem nicht entgegen.

PTH Vallendar: Kardinal Kasper sieht auch Klöster als künftige Mittelpunktkirchen

Es ging um die innere und äußere Gestalt einer Kirche, die missionarisch und diakonisch sein will: Bei einem

Symposium unter der Überschrift „Die Kirche Jesu Christi“ Anfang Juni 2009 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule wurden Fragen des kirchlichen Amtes, der Katechese und der pastoralen Neuordnung in den deutschen Bistümern erörtert. Veranstaltet wurde das Symposium von dem an der PTHV angesiedelten „Kardinal Walter Kasper Institut für Theologie-Ökumene-Spiritualität“. Dessen Namensgeber leitete das Symposium. Er machte deutlich, dass er die pastorale Neuordnung in den deutschen Bistümern hin zu größeren Seelsorgeeinheiten angesichts des Rückgangs der Zahl der Katholiken und des Priestermangels für unausweichlich hält. Mit einer bloßen Zusammenlegung bestehender Pfarreien wird es laut Kasper nicht getan sein. Ausdrücklich plädierte der deutsche Kurienkardinal für „Mittelpunktkirchen“. Das könne zum Beispiel eine große Pfarrei, das könne aber etwa auch ein Kloster sein. Kasper sprach von zentralen Kirchen mit einem „vollen kirchlichen Leben“, das dann in den Großraum ausstrahlen werde. Auch der Jesuit Medard Kehl betonte, es bleibe gar nichts anderes übrig, als das bisherige Modell der Pfarrgemeinde als Basisgröße von Kirche zu relativieren und in größeren Einheiten zu denken.

(kna)

Ministerin und Bischof eröffnen Kreuzgang des Klosters Neuzelle

Im brandenburgischen ehemaligen Kloster Neuzelle ist Mitte Juni 2009 nach zehnjähriger Restaurierung der spätgotische Kreuzgang mit neuen Museumsräumen eröffnet worden. Bei dem Festakt würdigte Brandenburgs Kultur-

ministerin Johanna Wanka (CDU) den Baukomplex des früheren Zisterzienserklosters als außerordentlich eindrucksvollen Erinnerungsort mit überregionaler Ausstrahlung. Der katholische Görlitzer Bischof Konrad Zdarsa sagte, das Projekt zeige, dass die Zerstörungen nicht das letzte Wort gewesen seien. Wanka bezifferte die Investitionen der vergangenen Jahre zu Erhalt und Restaurierung auf rund 30 Millionen Euro, davon gingen 3,3 Millionen in die Restaurierung des Kreuzgangs. Die Mittel erhielt die Stiftung Stift Neuzelle vor allem von EU, Bund und Land. Wanka betonte, die Erhaltungsmaßnahmen hätten auch das Ziel, die kirchlichen Traditionen und den religiösen Ort Neuzelle zu würdigen und neu zu beleben. Zdarsa lobte die Erweiterung des Klostermuseums. Diese biete knappe, aber sehr treffende Informationen zu den Exponaten. Kreuzgang und Klostermuseum sind täglich von 10.00 bis 17.00 Uhr geöffnet. (kna)

Jesuiten-Flüchtlingsdienst: „Ausweisung muss transparenter sein“

Nach der Ausweisung von mehr als 100 Vietnamesen aus Deutschland und Polen vom Flughafen Berlin-Schönefeld in ihre Heimat Anfang Juni 2009 hat sich der Leiter des Jesuitenflüchtlingsdienstes, P. Martin Stark SJ, kritisch zu diesem Vorgehen geäußert. Im Interview mit dem Kölner Domradio forderte er mehr neutrale Beobachter, die sicherstellen, dass beim Abschiebep Verfahren Regeln und Menschenrechte eingehalten werden: Aufgabe solcher Stellen, wie es sie bereits in Frankfurt und Düsseldorf gebe, sei es zu überprüfen,

ob alle Rechtsmittel genutzt wurden, ob überhaupt Flugtauglichkeit besteht oder wie die Menschen vom Zielflughafen wegkommen. Nach Angaben der Bundespolizei war es die erste Massenabschiebung in Deutschland seit Mitte der neunziger Jahre. (rv)

Seehofer lobt Arbeit des Klosters Mallersdorf

Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) hat das Wirken der Mallersdorfer Schwestern gewürdigt. „Mit Ihrem Tun schenken Sie unserer gesamten Gesellschaft Halt und Inhalt“, sagte Seehofer am 10. Juli 2009, an die Adresse der Ordensfrauen. Gerade in einer „Zeit von Chips und Bits“ sei ein solches Zeugnis unverzichtbar. Der Ministerpräsident äußerte sich bei der Jubiläumsfeier anlässlich der Klostergründung im niederbayerischen Mallersdorf vor 900 Jahren. Der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller sagte, Ordensleute hätten in Zeiten, die von deutlich größerer Verwirrung geprägt gewesen seien als heute, am Ende der Antike das Abendland als eine „große Formation“ geschaffen. Zugleich rief Müller dazu auf, die Krise der Zeit zu erkennen und die Probleme anzupacken, ohne wehmütig in die Vergangenheit zu blicken. Bamberger Benediktiner gründeten 1109 Kloster Mallersdorf und prägten es bis zur Säkularisierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. 1869 erwarben die Franziskanerinnen von der Heiligen Familie den in Privatbesitz befindlichen Teil des Klosters. (kna)

Dominicus M. Meier OSB

Ordenseinrichtungen und ihre Eingebundenheit in das kirchliche Arbeitsrecht und Besoldungssystem

Problemanzeige

In den letzten Jahren ist immer wieder über das Zusammenwirken von Diözesanbischöfen und Instituten des geweihten Lebens diskutiert und geschrieben worden.¹ Gemeinsame Studientage und Zukunftsgespräche von Bischöfen und Ordensoberen dienten dem Austausch und der Kooperation in notwendigen Fragen von Seelsorge und Pastoral.² In ihrem Hirtenschreiben „Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche“ vom 1. Februar 2007³ unterstreichen die Deutschen Bischöfe den Einsatz der Orden in und mit der Kirche, da die Ordensinstitute und ihre Mitglieder das Bild von Kirche in Deutschland entscheidend mitprägten. Schon die Missionierung vieler Landstriche ging von klösterlichen Zentren aus. Durch Schulen und Hospize bauten die Klöster durch viele Jahrhunderte hindurch entscheidend mit an einer Zivilisation der Bildung und Barmherzigkeit. Im 19. Jahrhundert waren es vor allem die Frauenkongregationen, die hellhörig und engagiert auf die sozialen Nöte der industriellen Revolution antworteten. Krankenhäuser, Kinderheime, Schulen, Alteneinrichtungen und soziale Zentren wurden errichtet, um Menschen in Not zu helfen und dem Ideal der christlichen Nächstenliebe ein Gesicht zu geben. Aus den verschiedenen Formen des Ordenslebens ergab sich eine breite Fächerung der Apostolatsaufgaben und -methoden. Der Blick in die Missions-

und Glaubensgeschichte Deutschlands belegt, wie selbstverständlich die Institute des geweihten Lebens und ihre Mitglieder zum Bild von Kirche in unserem Land gehörten und gehören. Eine solche Verwurzelung war und ist nur durch ein Zusammenwirken von Ordensinstituten und Ortskirche auf allen Ebenen, durch den Austausch von je eigenen Charismen und Begabungen, durch offene Gespräche im Blick auf die Handlungsträger der verschiedenen Apostolate und die gegenseitige Anerkennung der jeweiligen autonomen Rechtsräume möglich gewesen.⁴

1. Problemanzeige

In letzter Zeit drängt sich in die Diskussion über das Gemeinsame und Autonome von Ordensinstituten und Ortsbischöfen⁵ die Frage des kirchlichen Arbeitsrechts und eines die Ordens-träger bindenden Besoldungssystems. Hintergrund auftretender Spannungen ist die Frage, inwieweit bischöflich gesetztes kirchliches Arbeitsrecht und damit verbundene Besoldungssysteme auf Ordenseinrichtungen Anwendung finden, d.h. ob diese vom Bischof den päpstlichen wie diözesanen Instituten auferlegt oder nur freiwillig von den Instituten für ihre Einrichtungen übernommen werden können.

Diese Frage ereignet sich vor einem intensiven Wandel der kirchlichen Landschaft in Europa. Das bisher vertraute

und selbstverständliche Bild von Ordensleuten in unterschiedlichsten Bildungs- und Sozialeinrichtungen unserer Gesellschaft erfährt seit einigen Jahren und gegenwärtig mit zunehmender Intensität einschneidende Wandlungen.⁶ „Arbeitsmäßig ist die Zeit der großen Organisationen in Erziehung, Bildung, Gesundheit usw., die von Ordensgemeinschaften getragen, geleitet und geprägt wurden, mehr oder weniger vorbei.“⁷ Wie viele andere Wohlfahrts-träger sind die Ordenseinrichtungen einem steigendem Kostendruck ausgesetzt. Angesichts enger werdender finanzieller Spielräume, des Ausbleibens klösterlichen Nachwuchses, der Überalterung der Konventsmitglieder etc. stellen sich die Verantwortlichen in den Ordensinstituten immer häufiger die Frage, wie lange ein Institut noch als Rechtsträger einer sozial-caritativen Einrichtung bestehen kann und die tarifliche Gebundenheit im kirchlichen Arbeitsrecht und Besoldungssystem getragen werden können. Die Entwicklung stellt vor allem die Ordensinstitute mit kleinen Einrichtungen vor erhebliche Probleme.⁸ Die klar vorhersehbare Zahlungsunfähigkeit kann ohne zeitlichen Aufschub für die überwiegende Zahl der Ordensgemeinschaften zwar jetzt noch durch ein entschiedenes Eingreifen, aber nicht mehr in den nächsten Jahren abgewendet werden. Dies kann geschehen, wenn ihnen für ihre Einrichtungen die Möglichkeit eröffnet wird, sich an der staatlich respektierten Richtungsgewähr branchenüblicher Tarife bei der Lohngestaltung, wie beispielsweise andere privaten Träger, zu orientieren.⁹ Um die letzte Gehaltssteigerung 2009 finanzieren zu können, haben nicht

wenige Ordenseinrichtungen in die finanzielle Grundsicherung des Ordensinstitutes greifen müssen, die aber der Grundsicherung der Mitglieder eines Institutes, nicht der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihrer sozial-caritativen Einrichtungen dienen sollte.¹⁰ In vielen Fällen liegt das gesamte Immobilien- und Kapitalvermögen bei der Ordensgemeinschaft, eine Trennung von Ordensvermögen und Einrichtungsvermögen wurde nie durchgeführt. Welche Wege kann ein Institut beschreiten, um dem Versorgungsauftrag seiner Mitglieder gerecht zu werden und gleichzeitig Arbeitsplätze in den Einrichtungen zu sichern?

Aus wirtschaftlichen, vor allem aber aus lohnpolitischen Gründen, und um den in vielen kirchlichen Bereichen und Einrichtungen maßgebenden Tarifen für den öffentlichen Dienst zu entkommen, haben die Verantwortlichen in den Ordenseinrichtungen nach anderen Tarifmöglichkeiten außerhalb der Dienstgemeinschaft Kirche Ausschau gehalten. Dies zeigt sich u.a. bei den Ausgliederungen von ordenseigenen Einrichtungen bzw. Einrichtungsteilen in GmbHs unter Aufgabe des kirchlichen Arbeitsrechtes¹¹, dauernder Arbeitnehmerüberlassungen ohne Anwendung von kirchlichem Arbeitsrecht auf Leiharbeiter¹², Gründung von kirchlichen Leiharbeitsunternehmen ohne Geltung der kirchlichen Vorschriften oder der Neugründung bzw. Umorganisation von Unternehmungen nach zivilem Recht, die die Versorgungs-, Reinigungs- und Transportarbeiten der Einrichtung nun übernehmen.¹³ Dabei ist leitend der Gedanke, dass man auf diese Weise niedrigere Tarife zahlen kann bzw. möchte, als wäre die Ein-

richtung an die Besoldungstarife des „Dritten Weges“ gebunden.¹⁴ Dürfen im kirchlichen Bereich Aufgaben und Dienstleistungen von Ordenseinrichtungen, die bisher von eigenen Beschäftigten durchgeführt werden, auf Fremdfirmen verlagert werden?

Immer drängender stellt sich angesichts dieser Entwicklungen die Frage nach ordensspezifischen Wegen innerhalb des kirchlichen Arbeitsrechtes und des damit verbundenen tariflichen Besoldungssystems. Welche arbeitsrechtlichen Möglichkeiten und Gesetzesänderungen können für die Institute des geweihten Lebens in Kooperation mit der Deutschen Bischofskonferenz geschaffen werden, sofern die Kompetenz zur gesetzlichen Regelung von Kirchenarbeitsrecht kraft des verfassungsmäßig gewährleisteten kirchlichen Selbstbestimmungsrechts der verfassten katholischen Kirche als solcher (Art. 140 GG iVm. 137 Abs. 3 S. 1 WRV), vertreten durch den jeweiligen Diözesanbischof, zukommt?

2. Diskussion in der Literatur

Die Fachautoren sind hinsichtlich der Bewertung der Frage der Gebundenheit der Orden und ihrer Einrichtungen an das kirchliche Arbeitsrecht und Besoldungssystem nicht einheitlich. Eine Reihe von Autoren vertritt die Ansicht, dass bischöfliche Gesetze in Fragen des kirchlichen Arbeitsrechtes die Orden grundsätzlich nicht binden, da die Autonomie der Orden nicht an den Klostermauern ende, sondern durch sie als Rechtsträger in die Werke hineinwirke. Der Aspekt der inneren Autonomie lasse sich nicht von jenem des äußeren, apostolischen Werkes trennen. Der

Autonomiebereich müsse daher auch die äußeren Aktivitäten der Institute umfassen, wenngleich es hier zu Berührungspunkten mit der bischöflichen Kompetenz komme (vgl. cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC). Der Aspekt von innen und außen sei nicht trennbar. Aus den zuvor genannten Canones dürfe aber nicht der voreilige Schluss gezogen werden, dass alles, was mit dem Apostolat in Verbindung stehe (Vermögensfragen, arbeitsrechtliche Fragen), der Jurisdiktionsgewalt und daher der Gesetzgebungsgewalt des Bischofs unterstehe. Auch außerhalb des verfasstkirchlichen Bereichs gebe es kirchliche Rechtsträger wie z.B. die Ordensinstitute oder kirchlichen Verbände, die aufgrund ihrer autonomen Satzungsbefugnis eigene Kommissionen zur Ordnung des Arbeitsrecht bilden könnten, um ihr Arbeitsvertragsrecht nach den Möglichkeiten des „Dritten Weges“ gestalten zu können. Die bischöflichen Aufsichtsrechte gingen nicht so weit, dass der Bischof diesen Instituten die Einzelheiten ihres Arbeitsrechtsregelungsverfahrens oder ihres Arbeitsvertragsrechts vorschreiben könne.¹⁵

Zurzeit hat sich in Literatur und Praxis die Auffassung durchgesetzt, dass alle kirchlichen Arbeitgeber das bischöfliche gesetzte kirchliche Arbeitsrecht und die damit verbundenen Ordnungen anzuwenden haben (Grundordnung, KO-DA-Ordnungen, MAVO). Zu diesem alle Rechtsträger bindendem Arbeitsrecht gehörten auch die Ordensinstitute, soweit sie in ihren Einrichtungen Arbeitnehmer aufgrund von Arbeitsverträgen beschäftigten.¹⁶ Nur zur Ausgestaltung ihrer inneren Ordnung seien die Institute aufgrund der Autonomie befugt. Verließen Orden diesen inneren Bereich

durch die Begründung von profanen Arbeitsverhältnissen mit Arbeitnehmern, so sei das kirchliche Arbeitsrecht maßgebend, da die Ordensleute gemäß cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC der bischöflichen Gewalt in Angelegenheiten von Seelsorge und Apostolat unterstünden. Soweit für diesen Bereich Arbeitsverhältnisse begründet würden, habe der Bischof nach dem Prinzip der einheitlichen Leitung der Diözese (c. 394 § 1 CIC) die Befugnis, die Geltung des von ihm gesetzten Kirchenarbeitsrechts anzuordnen. Für die Gestaltung kirchlichen Arbeitsrechts bedürfe es der erforderlichen Gesetzgebungsgewalt, die den Orden nicht zukomme. Sie hätten nur die Kompetenz, sekundäres, als normgebundenes Satzungsrecht zu erlassen. Verbindliche Normen, die das externe Apostolat betreffen und Nichtordensmitglieder binden würde, könne von Ordensinstituten nicht statuiert werden. Die kirchenarbeitsrechtliche Gestaltung sei dem Bischof vorbehalten, der das Kooperationsgebot (cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC) beachten soll, so dass in die Arbeitsrechtliche Kommission nach dem „Dritten Weg“ alle betroffenen Vereinigungen personell zu integrieren seien. Ordensspezifische Arbeitsrechtsregelungen seien zwar möglich, allerdings müsse die Gefahr einer Zersplitterung des kirchlichen Arbeitsrechts vermieden werden.¹⁷

3. Gibt es einen Ausweg aus der Sackgasse?

„Sich aus der Verantwortung stehlen ist keine Alternative“, so stellte Sr. Edith-Maria Magar, Vizepräsidentin des Deutschen Caritasverbandes, bei einem Vortrag am 12. Februar 2009 in

Freiburg unmissverständlich fest und folgerte: „Vielleicht lernen wir, dass die Weichen für die Zukunft rechtzeitig gestellt werden müssen: überlegt, konsequent und nachhaltig. Das bedeutet, die Herausforderungen anzunehmen und sich entschieden der Zukunfts- und Nachfolgearbeit zu stellen, um die Sendung auch unter erschwerten Bedingungen in den relevanten Kontexten zu verorten, ohne dabei die diakonische Funktion aufzugeben.“¹⁸ Sofern wir uns nicht aus der Verantwortung stehlen wollen, müssen wir nach Wegen suchen, die aus der derzeitigen Sackgasse herausführen. Dies kann nur in einer einvernehmlichen Lösung zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens geschehen.

Aufgrund Art. 140 GG iVm Art. 137 Abs. 3 WRV hat die katholische Kirche wie jede Religionsgemeinschaft in der Bundesrepublik Deutschland das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen und zu verwalten innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes. Damit verbunden ist auch eine arbeitsrechtliche Regelungautonomie. Kernstücke des kirchlichen Arbeitsrechtsregelungsverfahrens sind paritätisch besetzte arbeitsrechtliche Kommissionen, die für den diözesanen (Bistümer- oder Regional-KODA) und überdiözesanen Bereich (Zentral-KODA) unter Beachtung der Letztverantwortung des Bischofs bei der Aufstellung von entsprechenden Normen mitwirken. Rechtsgeltung erlangt die KODA-Ordnung in den Diözesen durch einen Gesetzgebungsakt des Bischofs.¹⁹ Nach der von den Bischöfen durch Kirchengesetz übernommenen Bistums- bzw.

Regional-KODA-Ordnung ist Aufgabe der Kommission die Mitwirkung bei der Aufstellung von Normen, welche Inhalt, Abschluss und Beendigung von Arbeitsverhältnissen normieren.

Auf dieser Grundlage lassen sich m. E. Modelle durchdenken, die den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens und den ihnen eigenen sozial-caritativen Einrichtungen die Möglichkeit einräumen, ordenseigene Arbeitsregelungsverfahren innerhalb der „Dritten Weges“ zu beschreiten.

Modell 1: Errichtung einer Ordens-KODA

Die in der Deutschen Bischofskonferenz vereinten Diözesanbischöfe nehmen ihr verfassungsrechtlich gewährleistetes Selbstbestimmungsrecht wahr und errichten eine eigenständige Kommission zur Ordnung des Arbeitsvertragsrechts für die Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des apostolischen Lebens, die sogenannten Ordens-KODA. In ihr könnten die arbeitsvertragsrechtlichen Angelegenheiten der Ordensinstitute und ihrer Einrichtungen verhandelt werden.

Modell 2: Schaffung einer ständigen Arbeitsgruppe Orden innerhalb der bestehenden Bistums- bzw. Regional-KODA- Ordnungen

Innerhalb der bestehenden Bistums- bzw. Regional-KODA-Ordnungen wird eine ständige Arbeitsgruppe Orden für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens und die von ihnen getragenen

sozial-caritativen Einrichtungen gebildet. Diese ständige Arbeitsgruppe Orden könnte sich in Anlehnung z.B. an die in § 11a BayRK normierte „Ständige Arbeitsgruppe Lehrer“ aus je drei Mitgliedern der Dienstgeberseite und der Mitarbeiterseite und dem Vorsitzenden der Bistums- bzw. Regional-KODA zusammensetzen. Sie hätte die Aufgabe, ordensinstituts-spezifische Beschlussempfehlungen zu erarbeiten und der Vollversammlung der Bistums- bzw. Regional-KODA zur Beschlussfassung vorzulegen. Zur Durchführung und Umsetzung könnte ebenfalls auf die Vorgehensweise in §§ 12 und 12a Bay-KR zurückgegriffen werden.

Modell 3: Schaffung einer Service-KODA

Die in der Deutschen Bischofskonferenz vereinten Diözesanbischöfe nehmen ihr verfassungsrechtlich gewährleistetes Selbstbestimmungsrecht wahr und errichten eine eigenständige Kommission zur Ordnung des Arbeitsvertragsrechts für alle im Servicebereich tätigen Berufsgruppen innerhalb kirchlicher diözesaner wie ordenseigener Einrichtungen (Service-KODA). Folgende Berufsgruppen könnten z.B. einer Service-KODA zugeordnet werden: Reinigungsdienste, Servicedienste, Küche, Hol- und Bringendienste, Transportarbeiten oder Stationshilfen.

Diese Modelle bieten den Vorteil, dass der derzeit beschrittene Königsweg des Outsourcing von Servicebereichen oder der Ausgründung kirchlicher Einrichtungen nicht mehr notwendig wäre. Eine Nachfrage des Vorstandes der Deutschen Ordensobernkonfe-

renz (DOK) bei den derzeit 10 größten Trägern von ordenseigenen sozial-caritativen Einrichtungen hat ergeben, dass eine grundsätzliche Bereitschaft besteht, zum „Dritten Weg“ zurückzukehren, sofern eine ordensspezifische bzw. Service-Kommission eingerichtet würde.

Die arbeitsrechtliche Seite der Dienstgeberrolle stellt viele Ordensinstitute derzeit vor eine große Herausforderung. Aufgrund der Tatsache, dass nur die verfasste Kirche Recht setzen kann und die Ordenseinrichtungen an die Caritas-Tarife gebunden sind, kann es nur zu gemeinsamen Regelungen kommen, die getragen sind von einer gegenseitigen autonomen Wertschätzung, um Überlebenschancen sozial-caritativer Einrichtungen zu nutzen und Arbeitsplätze zu erhalten. Dieser Aufgabe kann und wird sich keiner entziehen wollen. Gleichzeitig macht diese zu regelnde komplexe Materie deutlich, wie wichtig die in „Vita consecrata“ Nr. 50 geforderte „Gemischte Kommission von Bischöfen und Ordensoberen“ bei den heutigen Strukturveränderungen wäre. Auch auf diesem Sektor sind die Bischöfe herausgefordert, sich ihrer Verantwortung für die Kirche in Deutschland zu stellen!

.....

- 1 Dammertz, Viktor Josef, Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgeangeboten, in: OK 46 (2005) S.273-280; Homeyer, Josef, Kloster – Geistliches Zentrum für die Zukunft. Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgeangeboten. Erwartungen - Grenzen - Perspektiven. Aus der Sicht eines Bistums, in: OK 46 (2005), S. 259-272; Enrich, Manfred, Wächter des Unplanbaren: Zum Verhältnis von Orden und Ortskirche in schwierigen Zeiten, in: HerKorr 59 (2005), S. 297-300; Schmälzle, Udo, Ordensleute in den neuen diözesanen Seelsorgskonzepten, in: OK 45 (2004), S. 188-199; Kleindienst, Eugen, Orden und Ortskirche – ein spannendes Verhältnis – aus der Sicht der Bistümer, in: OK 42 (2001), S. 480-490; Meier, Dominicus M., Orden und Ortskirche – ein spannendes Verhältnis – aus der Sicht der Orden, in: OK 42 (2001), S. 472-479.
- 2 Vgl. Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche von heute. Arbeitshilfe zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“, in: Arbeitshilfe Nr. 211 vom 27. Mai 2007, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.
- 3 Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche vom 1. Februar 2007, in: Die deutschen Bischöfe 86, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.
- 4 Die Deutschen Bischöfe, „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ vom 26. November 2000, Bonn 2000 (= DDB; 68)
- 5 Meier, Dominicus M., Die Autonomie als Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln zwischen Orden und Ortskirche, in: OK 49 (2008) 266-279; ders., Gemeinsam und doch autonom? Der Versuch einer Standortbestimmung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) in der nachkonziliaren Kirche Deutschlands, in: Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in Theologie und Kirchenrecht heute. FS für Klaus Lüdicke, hrsg. von Dominicus M. Meier OSB, Peter Platen, Heinrich J.F. Reinhard, Frank Sanders, (=BzMK 55), Essen 2008, 413-428.
- 6 Kirchof, Bruno, Kirche, Caritas und Orden. Sind Orden in der heutigen Krankenhauslandschaft noch von Bedeutung?, in: Krankenhausdienst 76 (2003) 11, 337-341.
- 7 Bertram Dickerhoff SJ, Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum?, in: OK 44 (2003) 274 -285, hier: 274.

- 8 Da direkte oder indirekte Zuschüsse und Subventionen, als Defizitfinanzierung – wie in anderen Einrichtungsbereichen etwa der Caritas – seitens der Bistümer für die Ordensinstitute ausgeschlossen wurden, hat die drohende flächendeckende Schließung von Ordenseinrichtungen auch eine kirchenpolitische Dimension, die die Interessen des jeweils zuständigen Ortsbischofs, aber auch der Deutschen Bischofskonferenz nicht unberührt lassen kann.
- 9 Die Ordensgemeinschaften sehen dabei sehr deutlich ihre Verantwortung für die Mitarbeiterschaft und erwägen keinesfalls eine Absenkung des Lohngefüges auf das Niveau ihrer privaten Wettbewerber. Gleichwohl ist der Bestandsschutz der bestehenden Arbeitsverträge mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einzukalkulieren, so dass erst mittelfristig durch die übliche Personalfuktuation nennenswerte Personalkosteneinsparungen erzielt werden können.
- 10 Gemäß c. 670 CIC muss das Institut den Mitgliedern alles zur Verfügung stellen, was gemäß den Konstitutionen zur Erreichung des Zieles ihrer Berufung notwendig ist. Zu den Grundpflichten gehört die Sorge um die Altersversorgung und die Vorsorge für den Krankheits- und Pflegefall ihrer Mitglieder.
- 11 Vgl. Jossen, Jacob, Outsourcing und Ausgründungen in kirchlichen Einrichtungen, in: KuR 2009, 1-21; Münzel, Hartmut, Insourcing ist „in“, in: fßtW 23/1 (2006) 70-73; Dabrowski, Martin / Wolf, Judith (Hrsg.), Reichweite und Grenzen des Dritten Weges. Outsourcing und Insourcing in kirchlichen Einrichtungen, Münster 2005.
- 12 Thüsing, Georg, Leiharbeitnehmer in Caritas und Diakonie – Rechtliche Grundlage und personelle Grenzen der kirchlichen Dienstgemeinschaft, in: Georg Annuß / Eduard Picker / Hellmut Wissmann (Hrsg.), Festschrift für Reinhard Richardi zum 70. Geburtstag, München 2007, 989-1009.
- 13 Im Mittelpunkt der Überlegungen steht häufig die Frage, welche Tätigkeiten, die zum Teil zuvor von eigenen Mitarbeitern durchgeführt wurden, nunmehr an andere Unternehmen ausgelagert werden können.
- 14 Nicht zuletzt hat die nicht im dienstgemeinschaftlichen Verständnis vollzogene Umsetzung der neuen AK-Ordnung in der Caritas, der nahezu alle Ordensgemeinschaften mit sozialen Einrichtungen angeschlossen sind, dazu geführt, dass die Option zur Regionalisierung der Vergütungspolitik über die Bandbreitenregelung gescheitert ist.
- 15 Zu dieser Ansicht vgl.: Pree, Helmut, Mehr Freiheit bei den Orden, in: Neue Caritas 105/2 (2004), 15-18; Rhode, Ulrich, Der Bischof und der Dritte Weg, in: Festschrift für Joseph Listl 2004; Haering, Stephan, Bischof, Ordensschulen und Arbeitsrecht. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Überlegungen Joachim Eders, in: Winfried Schulz in Memoriam. Schriften aus Kanonistik und Staatskirchenrecht, hg. von Cesare Mirabelli u. a., Teil I, Frankfurt 1999 (=Adnotationes in Ius Canonicum; 8), S. 363-376.
- 16 Richardi, Reinhard, Debatte: die Orden unterstehen dem Bischof, in: Neue Caritas 105/12 (2004), 25-27.
- 17 Zu dieser Ansicht vgl. u.a.: Amann, Thomas A., Wie autonom sind kirchliche Lebensverbände und Vereine in der Gestaltung ihres Arbeitsrechts wirklich?, in: Salus animarum suprema lex, Festschrift für Offizial Max Hopfner zum 70. Geburtstag, hrsg. von Ulrich Kaiser u.a., Frankfurt 2006 (=Adnotationes in Ius Canonicum, Bd. 38), 39-50; Eder, Joachim, Die „Rolle“ des Diözesanbischofs im kirchlichen Arbeitsrecht, in: ebd., 129-150.
- 18 Magar, Edith-Maria, Wohin geht die Reise? Aspekte der Zukunftssicherung. Unveröffentlichter Vortrag beim 2. Ordenstag der Solidaris vom 12. Februar 2009.
- 19 Dütz, Wilhelm, Bischof und KODA-System, in: Georg Annuß / Eduard Picker / Hellmut Wissmann (Hrsg.), Festschrift für Reinhard Richardi zum 70. Geburtstag, München 2007, 869-874.

... Neue Bücher

Famian M. Gerwing OCSO

Tugendlehre und Tugendbeispiele der Altväter

4. erw. Aufl. – Heimbach: Selbstverlag Abtei Mariawald, 2007. – 254 S.

Die Welt wird zurzeit umgetrieben durch die Finanz- und Wirtschaftskrise, die nicht zuletzt in persönlicher Gier und Maßlosigkeit einzelner Manager im weltweiten Finanzsystem ihre Ursachen hat. Solche und vergleichbare Phänomene haben dazu geführt, dass längst vergessene und lange verpönte Tugenden plötzlich wieder in Erinnerung gerufen werden: Demut, Bescheidenheit, Maßhalten usw. Die mönchische Tradition hat immer gewusst, dass ein ganzheitliches Wachstum ohne das fortwährende Bemühen um die Tugendhaftigkeit als solche und um einzelne Tugenden nicht möglich ist. So hat das von dem Mönch Br. Famian zusammengestellte Buch „Tugendlehre und Tugendbeispiele der Altväter“ durchaus große Aktualität, auch für ein christliches Leben außerhalb der Klostermauern; sind doch gerade in den Anfangszeiten des Mönchtums in einer krisengeschüttelten Zeit unzählige Menschen zu den Wüstenvätern gezogen, um sich von ihnen ein Wort schenken zu lassen, das ihnen im Alltag Orientierung geben sollte. Zu insgesamt 47 Stichworten, den Tugenden (wie z.B. Beharrlichkeit, Demut, Herzensreinheit usw.), den Lastern (wie z.B. Gaumenlust, Habsucht oder Lauheit usw.), aber auch den klassischen asketischen Übungen (z.B. Abtötung, Arbeit, Fasten usw.), hat der Autor bekanntere und weniger bekannte Worte und Textabschnitte aus der Tradition der Mönchsväter zusammengestellt. Sein Ziel ist es dabei, wie er im Vorwort sagt, dem Leser „Anregung und Hilfe in der andauernden Auseinandersetzung zwischen Richtig und Falsch, Gut und Böse, Zeitlichem und Ewigem, ja auch Hilfe bei der Suche nach Gott“ (S. 7) zu geben. Auch mit diesem Werk will Br. Famian dem heutigen Leser ein Betrachtungsbuch an die Hand geben und zum vertieften Nachdenken über die eigene Glaubenspraxis anregen. Wer die hier gesammelten Worte, die der geistlichen Erfahrung der ersten christlichen Jahrhunderte entspringen, an sich heran lässt, der wird sich ihrer Wirkkraft kaum entziehen können. Mit diesem Buch erhebt Br. Famian keinen wissenschaftlichen Anspruch, was schon daran erkennbar



ISBN 3940872008

EUR 11.90

ist, dass den Texten keine Quellennachweise beigelegt sind. Für die in der Mönchsgeschichte nicht bewanderten Leser ist das Buch ergänzt um eine Einführung in die „Entstehung des Mönchtums“ von Matthias Barz, die auch Portraits einzelner Mönchsväter enthält (S. 227-245). Somit kann das Buch Br. Famians einen ersten Zugang eröffnen und Geschmack darauf machen, selbst einmal die „Apophthegmata“ der Wüstenväter, die „Collationes“ des hl. Cassian oder die anderen Zeugnisse der reichen Mönchstradition zur Hand zu nehmen, um ihren oft zeitlosen Botschaften nachzugehen.

Reinhard Gesing SDB

Famian M. Gerwing OCSO

Öffnet mir die Tore ...

Die Psalmen – erklärt in verständlicher Sprache.

Heimbach: Selbstverlag Abtei Mariawald, 2007.

Psallieret weise!

Die Psalmen mit Begleittexten der übrigen Heiligen Schrift.

Heimbach: Selbstverlag Abtei Mariawald, 2005. – 297 S.

Schon immer gehören die Psalmen zum unverzichtbaren Gebetsschatz der Kirche. Seit zwei Jahrtausenden sind sie für die christlichen Beter eine der wichtigsten geistlichen Quellen überhaupt, sind in den Liedern des Psalmenbuches doch die tiefsten und unterschiedlichsten Erfahrungen gläubiger Menschen mit ihrem Gott auf einzigartige und exemplarische Weise zur Sprache gebracht. Freilich fällt es heutigen Betern nicht immer leicht, einen Zugang zu einzelnen Psalmen oder Psalmversen zu finden, die einem zeitlich und örtlich weit entfernten kulturellen und religiösen Kontext entstammen. Mit Recht fordert das II. Vatikanische Konzil im Zusammenhang mit dem Stundengebet die Gläubigen daher auf, sich „eine reichere liturgische und biblische Bildung anzueignen, zumal was die Psalmen betrifft“ (SC 90).

Diesem Anliegen dienen die hier zu besprechenden Werke. Ihr Autor, der Trappistenmönch Br. M. Famian, war viele Jahre Novizenmeister und Gästebroder der Abtei Mariawald in Heimbach (Eifel), der einzigen Trappistenabtei Deutschlands. Er weiß um die Schwierigkeiten, die heutige Menschen mit den Psalmen haben können. In seinem fünfbandigen Werk „Öffnet mir die Tore ...“ ist es darum sein Ziel, die Psalmen in verständlicher Sprache für die Christen von heute zu erklären. Er will, wie es auf dem Buchdeckel heißt, für die „Gegenseitigkeit des Hörens“ im Dialog zwischen Gott und dem Menschen empfindsamer machen. Er tut dies, indem er die 150 Psalmen Vers für Vers kommentiert und erklärt und so für den heutigen Leser und Beter aufschließt. Die Psalmen werden dabei gemäß den fünf Büchern des Psalters auf fünf handliche und schlicht gestaltete Bände aufgeteilt.

Im Vorwort macht der Autor deutlich, dass er mit seinen Ausführungen keinen wissenschaftlichen Anspruch erheben möchte. In der Tat verliert er sich nicht in exegetischen Spitzfindigkeiten. Vielmehr geht es ihm darum, das alltägliche Beten und Meditieren der Psalmen befruchten zu helfen. Der Sitz im Leben seines Werkes ist ja nach dem Zeugnis des Autors der Unterricht für die Novizen seiner Abtei in den 60er-Jahren. Eine wichtige Quelle seiner Ausführungen waren ihm dabei, wie er ausdrücklich betont, die Psalmenkommentare von Artur Weiser und Alfons Deissler. Seite für Seite ist den leicht verständlichen und zugleich tiefeschürfenden Erklärungen anzumerken, dass sie einer tiefen Liebe zu den Psalmen entspringen und über das Studium wissenschaftlicher Werke hinaus auch in der jahrzehntelangen persönlichen Schriftmeditation des Autors verwurzelt sind. Sie zeugen von seinem eigenen geistlichen Weg und wollen über sachliche Informationen hinaus der Gottesbeziehung des Lesers dienen. Dabei ist es ihm eine Selbstverständlichkeit, die Psalmen nicht nur im Wortsinn zu verstehen, sondern sie immer wieder auch mit meist wenigen Hinweisen im Licht der neutestamentlichen Botschaft zu deuten. Für denjenigen, der sich auf gut verständliche Weise von einem erfahrenen Psalmbeter ins Psalmgebet und in die Psalmmeditation einführen lassen will, können die fünf Bände eine wertvolle Hinführung sein. Demselben Anliegen dient auch das zweite Werk des Autors: „Psallieret weise!“ Mit diesem Gebet- und Betrachtungsbuch will der Autor, wie er in der Einführung sagt, Psalmbetern eine Hilfe zur Vertiefung ihres Betens anbieten. Dazu hat er in diesem Buch jeden Psalm mit einer eigenen thematischen Überschrift versehen und für alle Psalmen jeweils einen Schrifttext ausgesucht, der aufgrund inhaltlicher Parallelen zum Psalm helfen soll, „die Aufmerksamkeit beim Psallieren auf etwas hinzulenken, was mit einem fruchtbaren Beten vereinbar ist“ (S. 3). Damit folgt der Autor dem berechtigten Anliegen, außer der notwendigen Analyse einzelner Schriften und Perikopen auch die Schrift als Ganzes im Blick zu haben und einzelne Schrifttexte im Licht der gesamten Offenbarung zu deuten. Ein durchaus erhellender Dialog kann sich dadurch entfalten, der so manche überraschenden inhaltlichen



Erstes Buch, Ps. 1 - 41.
 – 260 S. – ISBN 978-3-940872-15-9 – EUR 11.90

Zweites Buch Ps. 42 - 72.
 – 180 S. – ISBN 978-3-940872-16-6. – EUR 9.90

Drittes Buch, Ps. 73 - 89.
 – 110 S. – ISBN 978-3-940872-17-3. – EUR 8.90

Viertes Buch, Ps. 90 - 106.
 – 110 S. – ISBN 978-3-940872-18-0. – EUR 8.90

Fünftes Buch, Ps. 107 - 150. – 210 S.– ISBN 978-3-940872-19-7. – EUR 10.90

Bezüge und neue Gesichtspunkte aufscheinen lässt. Die überwiegende Zahl der vorgeschlagenen Schriftperikopen entstammt dabei dem Neuen Testament. So gibt Br. Famian auch vielfältige Impulse zu einer christologischen Deutung der Psalmen, die spätestens seit Augustinus eine wichtige Dimension des christlichen Psalmenbetens darstellt. Br. Famian begründet seine Auswahl nicht und führt die tieferen Zusammenhänge, die er zwischen dem einzelnen Psalm und der jeweils vorgeschlagenen Perikope sieht, auch nicht weiter aus. Diese herauszufinden überlässt er der persönlichen Schriftmeditation. Damit ist dieses Buch ein bemerkenswerter methodischer Vorschlag für die persönliche Psalmmeditation aber auch für das gemeinschaftliche Schriftgespräch und eine wertvolle Ergänzung zu den vorgenannten Bänden. Reinhard Gesing SDB



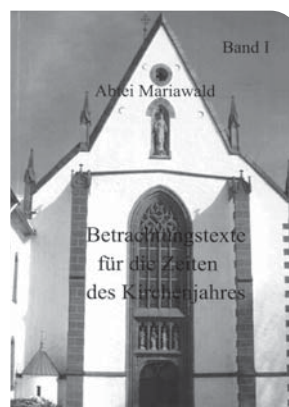
ISBN 978-3-940872-12-8
EUR 12.90

Famian M. Gerwing OCSO:

Betrachtungstexte für die Zeiten des Kirchenjahres

Heimbach: Selbstverlag Abtei Mariawald, o.J., EUR 6.90 pro Band.

Unter „Betrachtung“ versteht man das von einem einzelnen Gläubigen willentlich und einigermaßen methodisch geübte vertiefte Nachdenken über die Wahrheiten und Herausforderungen des Glaubens. In diesem Sinne entspringen auch die hier von Br. Famian vorgelegten Texte seiner persönlichen Betrachtung und Meditation. In einer ganz schlichten Aufmachung wurden in jedem Band je drei Jahreszyklen für jeden Monat des Jahres, also 36 Betrachtungstexte pro Band, vereinigt, die sich inhaltlich am Kirchenjahr orientieren. Bei den Texten handelt es sich nicht um die „Massenproduktion“ eines erfolgreichen Autors, wie uns das heute manches Mal begegnet. Vielmehr sind sie über Jahrzehnte hin entstanden, in denen der Autor aus seinem persönlichen Beten und Meditieren heraus Briefe an Freunde und Bekannte der Abtei schrieb, um mit ihnen seine geistlichen Erfahrungen und Einsichten zu teilen. Immer ist dem jeweiligen Text ein Schriftwort vorangestellt, um das dann mehr oder weniger eng die folgenden Gedanken kreisen, die bestimmte Glaubenswahrheiten



Bd. I: 2000 bis 2002.
– 130 S. – ISBN 978-3-940872-01-2.

Bd. II: 1996 bis 1998.
– 148 S. – ISBN 978-3-940872-02-9.

zu vertiefen suchen. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich. Sie rührt nicht zuletzt deswegen unmittelbar an, weil in den Texten meist ganz unmittelbar Gott Vater, Jesus Christus, die Gottesmutter Maria oder auch die Engel angesprochen werden, in einigen Fällen sprechen auch Jesus oder Maria als Mutter direkt den Leser an. Inhaltlich kreisen die Texte um die traditionellen Themen und Wahrheiten des Glaubens. Die Betrachtungstexte zeugen von einer tiefen biblischen und marianischen Frömmigkeit und Spiritualität, die fest im katholischen Glauben und in der mönchischen Tradition zisterziensischer Prägung verwurzelt ist. Insofern können sie eine wertvolle Hilfe für die eigene Betrachtung sein, geht doch von ihnen Orientierung und Ermutigung aus. Der Christ außerhalb der Klostermauern wird freilich manches Mal Bezüge zu seiner Existenz in einer sich immer schneller verändernden säkularen und postmodernen Welt vermissen. Die den Texten beigegefügt Bilder erinnern leider allzu sehr an die Katechismen längst vergangen geglaubter Zeiten.

Reinhard Gesing SDB

Bd. III: 1999, 2003, 2004. – 138 S. – ISBN 978-3-940872-03-6.

Bd. IV: 1993 bis 1995. – 126 S. – ISBN 978-3-940872-04-3.

Bd. V: 1990 bis 1992. – 136 S. – ISBN 978-3-940872-05-0.

Bd. VI: 1987 bis 1989. – 138 S. – ISBN 978-3-940872-06-7.

Hermann Josef Kugler OPream

Über allem die Liebe

Die Augustinusregel als spiritueller Wegweiser.
Augsburg: Sankt-Ulrich-Verlag, 2008. – 160 S.

Es ist weithin anerkannt, dass außer der Hl. Schrift kaum ein anderer geistlicher Text die Kultur und die Geschichte Europas so sehr geprägt hat wie die Regel des hl. Benedikt. Doch darf dieses nicht vergessen lassen, dass die spirituelle Tradition viel reicher ist und dass es auch andere bedeutsame Mönchsregeln mit großer Prägekraft gibt. Zu ihnen gehört allen voran die Augustinusregel, die älteste Klosterregel der westlichen Kirche. Sie bildet in ihrer Prägnanz und Klarheit bis heute die Lebensgrundlage für eine ganze Reihe von geschichtlich zum Teil sehr bedeutsamen Ordensgemeinschaften. Zu ihnen zählen so unterschiedliche Gemeinschaften wie die Augustiner-Chorherren und -Chorfrauen, die Prämonstratenser und Prämonstratenserinnen, die Dominikaner und Dominikanerinnen, die Barmherzigen Brüder von Maria Hilf, die Ursulinen, die Schulschwestern U.L.F. oder die Zellitinnen usw. Stellt die Benediktsregel inzwischen eine reichhaltig genutzte Quelle für spirituelle

Impulse vielfältiger Art dar, so ist die Augustinusregel – sehr zu Unrecht – bislang nur recht wenig bekannt. Dem Autor und dem Verlag ist deswegen zu danken für die hervorragende Initiative, die Augustinusregel „als spiritueller Wegweiser“ einem größeren Kreis vorzustellen. Intention des Verfassers, selbst Abt der Prämonstratenserabtei Windberg, ist es, „eigene Betrachtungen zu einzelnen Sätzen und Abschnitten der Augustinusregel vorzulegen“ (S. 7). Dabei erhebt er nicht in erster Linie einen wissenschaftlichen Anspruch. Er hält sich auch nicht mit Darlegungen zur Entstehungs- und Textgeschichte der Augustinusregel auf, deren wesentliche Phasen den einen oder anderen Leser möglicherweise aber doch interessiert hätten. In acht Kapiteln und insgesamt 61 Betrachtungen geht der Autor Vers für Vers den Text der Augustinusregel entlang und deutet ihn aus der biblisch-christlichen Tradition heraus für das heutige Ordens- und Klosterleben. Seine Gedanken sind dabei in einer gut verständlichen und gewinnenden Sprache formuliert. Sie knüpfen immer wieder an aktuelle Bezüge an und greifen heutige Fragestellungen des Ordenslebens auf. Hier spricht ein Abt zu seinen Brüdern, um sie auf der Grundlage der gemeinsamen Lebensregel an die für das apostolische Gemeinschaftsleben tragenden Werte zu erinnern, ohne dabei zu theologisieren oder zu moralisieren. Was er über das Ordensleben im Geist des hl. Augustinus sagt, kann auch Ordensleute ganz anderer geistlicher Traditionen bereichern. Seine Aussagen sind darüber hinaus auch für Außenstehende leicht nachvollziehbar und geben jedem Interessierten einen Einblick in viele aktuelle Fragen und Herausforderungen heutigen Ordenslebens. Wer freilich aufgrund des Titels und des Klappentextes erwartet hätte, dass die Augustinusregel auch für eine Laienspiritualität außerhalb des Klosters erschlossen würde, der hätte zuviel erwartet. Vielleicht wäre auch das in einer Zeit, in der sich viele nach spiritueller Vertiefung sehnen, ein lohnenswertes Projekt.

Selbstverständlich enthält das hier zu besprechende Buch auch die Augustinusregel selbst in einer sehr ansprechenden Übersetzung. So ist jeder Leser eingeladen, den alten und doch so modernen Text des hl. Augustinus auch selbst zu betrachten und sich von ihm auf dem eigenen Berufungsweg begleiten und herausfordern zu lassen. Nicht nur inhaltlich, auch gestalterisch ist das Buch sehr gelungen. Dies gilt sowohl im Hinblick auf das Layout als auch durch die vielfältigen Bilder aus den verschiedensten Klöstern und Gemeinschaften augustinischer Tradition, die einen guten Eindruck von deren ungebrochenen Lebendigkeit vermitteln. Jedem, der an Ordensgeschichte und heute gelebter Ordensspiritualität interessiert ist, kann dieses liebevoll gemachte Buch empfohlen werden.



ISBN 978-3-86744-060-8
EUR 19.90

Reinhard Gesing SDB

Aurelia Spindel OP

Weisheit aus dem Kloster

Freiburg [u.a.], Herder-Verlag, 2008 (Herder-Spektrum).

Je ca. 191 S. – EUR 10.00 pro Bd.

sowie

Bibliothek der Mönche

Hrsg. von Peter Seewald. – München, Heyne-Verlag.

Je ca. 225 S. – EUR 12.00 pro Bd.

Der Bücher mit dem verklärenden Blick auf das klösterliche Leben sind Legion. Von daher ist der immer wieder auch innerkirchlich gehörte Vorwurf, die Kirche „verkaufe“ sich in der medialen Öffentlichkeit schlecht, zu allgemein und in Bezug auf die monastischen Orden sicher nicht berechtigt.

Andererseits beschleicht den Betrachter so manchen Bildbandes mit menschenleeren Klosteranlagen das unguete Gefühl, er sähe alte Grabmäler: auf eine monumentale Vergangenheit hinweisend, im Inneren aber leblos; und die Spruchweisheiten monastischer Spiritualität, die den Bildern üblicherweise beigegeben sind, wirken wie Nachrufe auf längst Versunkenes. Caspar David Friedrichs Klosterruinen kommen einem dabei unwillkürlich in den Sinn, welche genau dies versinnbildlichen wollen: eine vergangene, unwiederholbare, nur noch in der Evokation religiöser Stimmung wieder auflebende Religiosität.

Daneben gibt es noch jene, dem mehr oder weniger christlichen Zeitgenossen mehr oder weniger geistliche Ratschläge zu eigentlich allen Lebensbereichen erteilende, Literatur aus der Hand der Religiösen, die ihre Beliebtheit vor allem der Tatsache verdankt, dass die Autoren aus dem Schatz spiritueller Meister schöpfen. Und nicht zufällig sind zwei ihrer derzeit erfolgreichsten Vertreter Benediktiner: Notker Wolff und Anselm Grün.

Dieses Marktsegment bietet der Verkündigung ohne Zweifel Chancen, die man nicht unterschätzen darf. Und die zwei anzuzeigenden Buchreihen verstehen diese in ganz vorzüglicher Weise zu nutzen. Klar durchdachte Konzepte liegen ihnen jeweils zugrunde,



Gesundheit
ISBN 978-3-451-06019-9

Freisein
ISBN 978-3-451-06040-3

Gemeinschaft
ISBN 978-3-451-06041-0

Rhythmus
ISBN 978-3-451-06042-7

Stille
ISBN 978-3-451-06043-4

und die für Seriosität bürgenden Herausgeber sorgen für deren solide Umsetzung.

Für die Reihe „Weisheit aus dem Kloster“ zeichnet Schwester Aurelia Spindel verantwortlich. Bei den von ihr bis jetzt veröffentlichten fünf Bänden handelt es sich um Anthologien zu den im Titel benannten Themen. Texte geistlicher Meister aus allen Zeiten des Christentums werden zusammengetragen und ihre Aussagen unter zusammenfassende Kapitelüberschriften gestellt. Keineswegs sind die Autoren wie der Titel vermuten lassen könnte, auf die monastische Tradition beschränkt. Franz von Sales, Romano Guardini, Karl Rahner oder sogar Sören Kierkegaard sind ebenso genannt wie die erwartbaren Namen von Benedikt von Nursia, Bernhard von Clairevaux oder Theresia von Avila u.a. Stimmen aus den Zweigen des Dominikanerordens – der geistlichen Heimat der Herausgeberin – sind relativ selten.

Ein Vorwort zur Reihe, die Anleitung zur Lektüre der Anthologie „Finden Sie den Schlüssel“ und die Überleitung zum praktischen Teil „Auf dem Weg in die eigene Mitte“ sind stets gleich bleibend. Der Textauswahl ist stets eine circa 20-seitige Einleitung in die jeweilige Thematik vorangestellt, die Missverständnisse und falsche Erwartungen des modernen Menschen dem klösterlichen Dasein gegenüber anspricht, um sodann ein paar konkrete Merkmale der geistlichen Weisheit an die Hand zu geben. Auf die etwa 150 Seiten der Textsammlung folgen jeweils 15 Seiten Übungen. Sie wollen konkrete Schritte weisen, um dem im Titel formulierten Ziel näher zu treten. Quellenangaben, allerdings ohne genauen Hinweis auf den Fundort der im Haupttext angeführten Zitate, schließen die Bände ab. Neben der klaren Struktur wird man auch die geschickte Auswahl der Themen hervorheben dürfen, die die Bedürfnisse derjenigen kennt, die heute spirituell auf der Suche sind. Nicht die großen Themen des Glaubens werden zuerst in den Blick genommen, sondern die basalen Gegebenheiten auf denen und in denen der Glaube gedeiht.

Von noch einfacheren Materien gehen die Bände aus, die Peter Seewald herausgegeben hat. Und es ist wahr: Das Kochen und das Fasten, das Leben mit der Natur



Bernhard Müller:
Das Fasten der Mönche
ISBN 978-3-453-86929-5

Simone Kosog:
Die Ruhe der Mönche
ISBN 978-3-453-86931-8

Regula Freuler:
Die Gärten der Mönche
ISBN 978-3-453-86930-1

Lucia Glahn:
Die Heilkunst der Mönche
ISBN 978-3-453-86932-5

Gabriela Herpell:
Die Küche der Mönche
ISBN 978-3-453-872171-4

und die Kunst aus ihr Nutzen zu ziehen und schließlich die Ruhe zu suchen und zu finden sind Lektionen, die das moderne Individuum zu allererst von den Nonnen und Mönchen erlernen sollte, ehe es über „die Religion“ wieder zu diskutieren beginnt, als ob es sich dabei um ein Thema mit verhandelbaren Pros und Contras handelte.

Seewald fand in seinem eigenen Glaubensweg hilfreiche Unterstützung durch die Klöster, indem sie seinen Blick auf das lenkten, was wirklich Not tut. Und er verwendet viel Liebe darauf, diese Blickwendung wiederum weiterzugeben. In dieser Reihe tritt er aber nicht als Autor, sondern als Koordinator seines Konzeptes auf: Den fachlichen Rat erhält er vom gegenwärtigen Plankstetterer Pater Prior-Administrator Beda Sonnenberg. Kolleginnen und Kollegen haben jeweils die einzelnen Bände als Berichte über ihre eigenen Lernerfahrungen im Kloster verfasst. Bildmaterial belebt die schönen Bändchen vorteilhaft.

Zu Beginn wird der Leser sozusagen geistig im Kloster willkommen geheißen – so wie nachher der Autor in seinem Erlebnisbericht. Danach reihen sich mehrere „Lektionen“ aneinander, in denen die Erkenntnis über den angezeigten Sachverhalt wächst. So sind etwa die einzelnen Tage, die Bernhard Müller zur Einübung ins Fasten aufwendet, in der folgenden Weise überschrieben: „Von der richtigen Vorbereitung“, „Vom richtigen Beginn“, „Vom rechten Maß beim Fasten“, „Von den Versuchungen beim Fasten“, „Von der Selbstfindung beim Fasten“, „Von der Verwandlung durch Fasten“, „Von der Vielfalt des Fastens“, „Vom Ziel des Fastens“.

Eine kurze Beschreibung mit Angabe der Adressen einiger Klöster, die zur angesprochenen Thematik als besonders geeignet für einen Besuch erscheinen, leitet den Anhang ein, dem sonst noch einige Literaturhinweise, ein immer gleichbleibendes Glossar zum Ordensleben und die Bildnachweise beigegeben sind.

Die Reihe überzeugt durch den frischen Erzählton, der darin stets angeschlagen wird und eine ungekünstelte Atmosphäre des klösterlichen Alltags einzufangen weiß. Gerade in der Einfachheit vermag dies für den Suchenden Lehren bereithalten, die sein eigenes Leben, oder zumindest den Blick darauf, verändern können.

Wenn einem breiteren Publikum diese Botschaften von der Einfachheit und Klarheit des auf Gott ausgerichteten Lebens durch die beiden Reihen näher gebracht werden würde, wäre die Sorgfalt, die für die Herstellung der Bände aufgewendet wurde, der Mühe wert gewesen. Gern übersieht man dann auch den etwas undifferenzierten Umgang mit den Begriffen „Mönch“ und „Kloster“, der einer pragmatischen Sprechweise und der Allgemeinverständlichkeit geschuldet ist.

Philipp Gahn

Wolfgang F. Rothe

Liturgische Versöhnung

Ein kirchenrechtlicher Kommentar zum Motu proprio

„Summorum Pontificum“ für Studium und Praxis.

Mit einem Vorwort des Vize-Präsidenten der Päpstlichen Kommission

„Ecclesia Dei“: Augsburg. Dominus-Verlag, 2009. – 208 Seiten.

– ISBN 978-3-940879-06-6. – EUR 14.80.

Kommentar zum Schreiben des Papstes über die außerordentliche Ausdrucksform des Römischen Ritus! Eine Klärung u.a. der folgenden Fragen: In welchem Verhältnis stehen die beiden Ausdrucksformen des Römischen Ritus zueinander? Wann und wo darf die „alte Messe“ gefeiert werden? Welche Voraussetzungen müssen dafür gegeben sein? Welche Zuständigkeiten haben die Bischöfe und die Pfarrer vor Ort? Sind Handkommunion, Kommunionhelfer und Ministrantinnen dabei erlaubt? Können auch die Sakramente der Taufe, der Firmung, der Buße, der Krankensalbung und der Ehe in der traditionellen Form gespendet werden?

Anton Rotzetter OFMCap.

Lexikon christlicher Spiritualität

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008. – 676 S.

– ISBN 978-3-534-16689-3. – EUR 99.90.

Dieses umfassende Nachschlagwerk erschließt einen Zentralbereich des christlichen Glaubens. Als Spiritualität bezeichnen wir Frömmigkeitsformen des gelebten, des existentiellen Glaubens in der Liturgie, in klösterlichen und laikalen Lebensformen, bei Gebet und Andacht, aber auch in der direkten alltäglichen Erfahrung. Wie sehr dieser Bereich die Religion zunehmend prägt, lässt sich am Interesse für fernöstliche Weisheitslehren, aber auch für mystische und spirituelle Traditionen des Christentums gut ablesen. Die Spiritualität nämlich umfasst nicht rationale, emotionale Zugänge zu Glaube und Ritus, sie ist insbesondere bei der individuellen Glaubenserfahrung von großer Bedeutung. Daher wird sie in einer Zeit der Abkehr von den „großen Theorien“ immer wichtiger. Diese existentielle Dimension erschließt das Lexikon durch Artikel, in denen Sachbegriffe, geistliche Werke, zentrale Persönlichkeiten und geistliche Gemeinschaften erläutert werden. Auch die aktuellen Entwicklungen und neue Formen der Spiritualität werden berücksichtigt.

Derek Edward Dawson Beales

Europäische Klöster im Zeitalter der Revolution

1650 – 1815

Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – XVII, 426 S.

– ISBN 978-3-205-77675-8. – EUR 35.00.

Europa 1750: Die katholischen Klöster erleben eine beispiellose Hochblüte. 25.000 Ordenshäuser und 350.000 Mönche und Nonnen prägen als Lehrer, Gelehrte, Priester, Missionare, Grundbesitzer, Bauherren und fürstliche Berater das gesellschaftliche und kulturelle Leben in Deutschland und Österreich, in Frankreich, in Spanien und Portugal. Viele von ihnen sind wohlhabend wie die Benediktiner, die Zisterzienser, die Augustiner oder Kartäuser, manche bleiben Bettelorden. Im Gesamten sind sie aber Grundbesitzer und Herren über Millionen Bauern, sie besitzen Höfe und Wälder, sie bauen Vorstädte auf, produzieren und verkaufen Bier, Wein und Schnaps und übernehmen die Aufgaben einer Bank. Aber sie verstrickten sich auch in religiöse, wirtschaftliche und politische Kontroversen, die im Zuge der Aufklärung und der Französischen Revolution zu ihrer Zerstörung führten.

Hugo Goeke

Euthymia

Schwester der Menschen. Ein Lebensbild mit Glaubensimpulsen für heutige Christen.

Münster: Dialogverlag, 2008. – 227 S.

– ISBN 978-3-937961-92-7. – EUR 14.80.

„Schwester Euthymia ist die Frau mit der weichen Seele, mit dem Lächeln. Sie lebt mit ihrem Gott, und sie bringt gleichzeitig Gottes verschwenderische Güte zu den Menschen – nicht in großen Scheinen, sondern im Kleingeld des Alltags.“

Eine demütige, eine gottesergebene Frau, eine gehorsame Ordensschwester, die sich mit Schwerstarbeit früh aufreibt. Worin kann ein solcher Mensch heutigen Christinnen und Christen Vorbild sein – und worin nicht? Autor Hugo Goeke beschreibt das unspektakuläre Leben der seligen Maria Euthymia mit anerkennender Sympathie. Diese aber beeinträchtigt keineswegs seine wache Wahrnehmung für Grenzen des Nachvollziehbaren. Das Buch eröffnet heutigen Menschen bereichernde Zugänge zu dieser außergewöhnlichen Frau.

„Wir brauchen und können es nicht machen wie Euthymia. Aber wir können uns durch sie radikal in Frage stellen lassen: uns anfragen lassen nach dem Leitfaden unseres Lebens und der Entschiedenheit, mit der wir auf Gottes Ruf antworten.“

Arbeitsmaterial und Präsentation zu Edith Stein (1891-1942)

Das Katholische Filmwerk hat eine neue DVD mit Arbeitsmaterial und einer Präsentation über die Jüdin, Akademikerin und spätere katholische Ordensfrau Edith Stein herausgegeben. Die inhaltliche Bearbeitung erfolgte durch das Freiburger Edith-Stein-Netzwerk: Renate Hegemann, Dr. Andreas-Uwe Müller, Constanze Ott, Dr. Viki Ranff, Dr. Gertrud Rapp, Dr. Katharina Seifert, Sr. Emanuela Tieze OSF, Sr. Maris Stella Voss OSB. Zu finden ist auf der DVD ein 30-minütiges Lebensbild, das mit Bildern, Zitaten und erläuternden Texten in das Leben, Denken und Wirken der von Papst Johannes Paul II. 1998 Heiliggesprochenen tiefgehend einführt. Es steht neben einer deutschen Fassung auch in englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache zur Verfügung. Die Tontechnik betreute Dieter Waldruff. Zur vertieften Weiterarbeit kann das Lebensbild – ebenfalls in den oben erwähnten Sprachfassungen – im ergänzenden CD-Rom-Teil der DVD auch als Powerpoint-Präsentation eingesetzt werden. Das darin hinterlegte Musikbett gestaltete Barbara Kolberg. Außerdem geben vier Arbeitshilfen Anregungen zur weiteren Auseinandersetzung. So kann ein Brief an Edith Stein verfasst, ein Elfchen geschrieben oder ein Kreuzworträtsel gelöst werden. Eine Bildmeditation zum von Hans Günter van Look stammenden Edith-Stein-Fenster im Freiburger Münster ergänzt die Präsentation. Durch diese verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten eignet sich die DVD für einen Einsatz in der Erwachsenenbildung, aber auch im Schulunterricht. Sie kann beim Katholischen Filmwerk bestellt werden:

z. H. Herrn H. Hackenberg, Ludwigstr. 33, 60327 Frankfurt a. M., Fon: 069/971436-0, Fax: 069/971436-13, E-Mail: info@filmwerk.de, www.filmwerk.de

ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Ordensleben und
Interkulturalität

DKMR:
Herausforderung
Afrika

Ordensschulen:
Leuchttürme in der
Bildungslandschaft

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

50. Jahrgang 2009, Heft 4

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, P. Dr. Cyrill Schäfer OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMF.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand (in Deutschland) 40,00 Euro. Einzelheft inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



„Die Kirche in Afrika dankt Gott für die vielen Söhne und Töchter, die als Missionare auf anderen Kontinenten tätig sind.“ So heißt es am Anfang der Schlussbotschaft zur Sondersynode der Bischöfe für Afrika, die am 25. Oktober 2009 beendet wurde. Dies reflektiert ein gewandeltes Selbstverständnis und – trotz aller Probleme – eine Zuversicht des afrikanischen Kontinents, denn erst in einem zweiten Schritt äußert die Schlussbotschaft den Dank für diejenigen, „die aus anderen Kontinenten den Glauben in die meisten Länder Afrikas gebracht haben“. Die Blickrichtung hat sich geändert. Afrika ist vom Empfänger zum Botschafter des Evangeliums geworden.

Im Vorausblick auf die Synode hat sich bereits im Sommer dieses Jahres die Vollversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates des Themas „Afrika“ angenommen. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die Tagung. In einem programmatischen Referat beleuchtete Norbert Kößmeier die schwierige Ausgangslage, aber auch die hoffnungsvollen Entwicklungen in Afrika. Auch er stellt trotz aller ebenfalls angesprochenen Probleme fest: „Die afrikanische Kirche ist eine der dynamischsten weltweit. Die jährlichen Zuwachsraten und auch die Zahl von Priester- und Ordensberufungen untermauern dies“. Partnerschaftlicher Dialog auf Augenhöhe gewinnt zunehmend an Bedeutung. Rund 25 Prozent der Teilnehmer der vatikanischen Synode waren Ordensangehörige. Dies spiegelt die zentrale Rolle wider, die die Orden im missionarischen Aufbruch des afrikanischen Kontinents spielen. Mit dem weltkirchlichen Engagement der Interkulturalität der Orden in einer globalisierten Kirche beschäftigen sich auch Beiträge von Sr. Walburga Scheibel OSF und P. Hermann Schalück OFM.

Neben Fragen des weltkirchlichen Engagements möchte dieses Heft den Blick auf ein weiteres zentrales Aufgabenfeld der Orden lenken: Bildung und Schule. Seit geraumer Zeit bemühen sich Orden um eine Profilierung ihrer Bildungseinrichtungen. Besonders für die Ordensschulen gilt es, in einer komplexer werdenden Schullandschaft ihren besonderen Qualitätscharakter zu bewahren. Anhand der Jesuiten und der Ursulinen dokumentiert die Ordenskorrespondenz zwei Beispiele für die Umsetzung dieses Anliegens.

Inhalt



Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

● Ordensleben

Walburga Scheibel OSF Die Flamme ist nicht erloschen	388
Hermann Schalück OFM Interkulturalität und Ordensleben	394
Der jesuitische Charakter der Jesuitenkollegien	405
Ingeborg Wirz OSU Ursulinische Erziehung und Bildung	415
Bertram Meier Klostergemeinschaft – Suchgemeinschaft	423

● Dokumentation

Deutscher Katholischer Missionsrat Mitgliederversammlung 2009	
Norbert Kößmeier Afrika – Der schwierige Weg in eine hoffnungsvolle Zukunft	429
Boniface Mabanza Migration aus und auf dem afrikanischen Kontinent	443
Wolfgang Schonecke WV Afrikabezogene Netzwerke und Kampagnen	449
Eberhard von Gemmingen SJ Auf dem Weg zur Afrika-Synode	452
Hildegard Hagemann Die gestärkte Zivilgesellschaft ändert das Gesicht Afrikas	462

● Nachrichten

Aus dem Vatikan	468
Aus der Weltkirche	472
Aus der Deutschen Ordensobernkonzferenz	478

● Neue Bücher

Buchbesprechungen	488
monastische Spiritualität	488
Theologie und geistliches Leben	494
Varia	507

»Das einstige Verständnis von
Mission hat sich
grundlegend gewandelt hin
zu einer ‚Lerngemeinschaft Weltkirche‘.«

Walburga Scheibel OSF

Walburga Scheibel OSF

Sr. Walburga Scheibel OSF, Jahrgang 1949, gehört der Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Reute an. Seit 2008 ist sie Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) und des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR).



Walburga Scheibel OSF

Die Flamme ist nicht erloschen

Globalisierte Kirche dank weltkirchlichem Engagement

Spricht man mit jungen Frauen oder Männern, die als „Missionare auf Zeit“ – kurz MaZler genannt – irgendwo auf der Welt bei einer Ordensgemeinschaft mitgelebt, mitgearbeitet und mitgebetet haben, hört man immer wieder: „Wenn MaZ nicht gewesen wäre, wäre Gott mir heute nicht wichtig.“ Oder: „Die Armen haben mir beigebracht, Gott im Alltag zu entdecken.“ Oder: „Obwohl ich als Missionarin kam, muss ich heute sagen, dass die Menschen dort mich missioniert haben.“

Das sind kurze Erfahrungssplitter, die schlaglichtartig zeigen, dass die kirchliche Mission einen fundamentalen Paradigmenwechsel durchlebt. Der einst weit verbreitete „Nickneger“, Symbolfigur eines – vorsichtig ausgedrückt – „missionarischen Nord-Süd-Gefälles“, hat längst seine Schuldigkeit getan. Die Zeit, als sich die Kirche einseitig europäisch-abendländisch verstand, ist endgültig Geschichte. Der Stolz und das

Selbstbewusstsein des Nordens sind erheblich ins Wanken geraten. Die Kirche befindet sich hier in einem massiven strukturellen Rückzugs- und Umbruchsprozess, der mit einem deutlichen Schwund an christlicher Glaubenssubstanz verbunden ist. Auf der anderen Seite steht die Erfahrung, dass in vielen traditionellen Missionsländern des Südens und auch des Ostens Ortskirchen

Mission braucht Orden

Auch in Zukunft werden die Orden als tragende missionarische Kraft ihre besondere Bedeutung behalten. Davon ist Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der DOK und des DKMR, überzeugt. Sie zeigt in ihrem Beitrag, dass das missionarische Feuer in Deutschland nicht erloschen ist. Denn es gibt trotz krisenhafter Symptome hoffnungsvolle Neuansätze und Aufbrüche.

entstanden sind beziehungsweise heranwachsen, die eine bemerkens- und bewundernswerte Vitalität und Glaubensfreude ausstrahlen. Nicht selten sind sie zu Orten geworden, die dem alten Glauben an Jesus Christus einen neuen und vielfältigen kulturellen Rahmen bieten.

Dies konnte nur gelingen, weil die Missionarinnen und Missionare aus dem Norden, die von ihren Orden entsandt wurden, eben nicht nur – wie oft apostrophiert – als die Helfershelfer der Kolonialherren auftraten, sondern als echte Boten des christlichen Glaubens und der Nächstenliebe kamen. Sie gaben das Evangelium an die Völker der Welt weiter und setzten sich – getragen vom christlichen Menschenbild – für Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden ein. So ist die „Idee der Menschenrechte (...) keine Erfindung der Französischen Revolution, sondern wurde in missionarischen Zusammenhängen der frühen Neuzeit (Bartolomé de Las Casas) formuliert“¹. Unter oft schwierigsten Bedingungen und hohen persönlichen Risiken bauten Missionare Gesundheits-, Sozial- und Versorgungssysteme auf, die zahllosen Menschen das Überleben sicherten.

In vielen Fällen wurden sie auch zu den Hütern der durch die Vormacht der Kolonialmächte bedrohten Kulturen des Südens. Oft waren es Missionare, die in Pionierarbeit die Sprachen der Völker erforschten und aufzeichneten und sie so vor dem Aussterben bewahrten. Dass es heute Bibelübersetzungen als Teil- oder Gesamtausgaben in rund 3.000 Sprachen gibt, ist nicht nur eine enorme Kulturleistung, sondern vor allem auch ein hoffnungsvolles pfingstliches Zeugnis für unsere Zeit.

Mission als Aufgabe der Gesamtkirche

In ihrer programmatischen Schrift aus dem Jahr 2004 „Allen Völkern Sein Heil. Die Mission der Weltkirche“² beschreiben die deutschen Bischöfe die neue Situation so: „Lange Zeit haben wir die christliche Botschaft von Europa aus in alle Welt getragen. Heute wissen wir, dass alle in ihren Kulturen verwurzelten Ortskirchen eine missionarische Aufgabe haben und sie auch wahrnehmen.“ Die Bischöfe unterstreichen weiter, dass die neue Lage den Christen in Deutschland und Europa ein neues missionarisches Selbstverständnis abverlange. Missionarisches Handeln könne nicht mehr ausschließlich einseitig, sondern nur in einem wechselseitigen Austausch gedeihen. „Je mehr wir Augen, Herzen und Hände für die Weltkirche unter den Völkern öffnen, desto reicher werden wir als einzelne und als Gemeinschaft im Glauben beschenkt und gestärkt werden.“ Das einstige Verständnis von Mission hat sich grundlegend gewandelt hin zum Bewusstsein einer wechselseitigen „Lerngemeinschaft Weltkirche“, wie sie der DKMR auf seiner Jahrestagung 2006 thematisierte.

Missionarisches Engagement entwickelt sich aber nicht nur zu einem neuen weltkirchlichen Miteinander; der Paradigmenwechsel vollzieht sich in einer weiteren Weise: Mission kann heute nicht mehr nur als Aufgabe einiger weniger „Experten“ verstanden werden. Das ganze Volk Gottes, die Kirche in all ihren Gliedern, ist aufgerufen, „das Evangelium vom Reich Gottes“ (Lk 4,43) aller Welt zu verkünden. Das Zweite Vatikanische Konzil hat dies bereits vor mehr als vier Jahrzehnten lehrmäßig

unterstrichen und spricht in seinem Missions-Dekret „Ad gentes“ davon, dass „die Kräfte aller Gläubigen“ für den missionarischen Auftrag der Kirche gesammelt werden müssten. (AG 1) Und in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ heben die Konzilsväter hervor, dass die Laien „zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben“. (LG 31)

Die „Missionare auf Zeit“, die zum ersten Mal vor über 25 Jahren von Mitgliedsorden des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) in alle Welt entsandt worden sind, zeigen beispielhaft, dass sich Teile der katholischen Kirche in Deutschland schon seit geraumer Zeit dieser Forderung des Konzils stellen. Inzwischen sind nicht zuletzt aus der „MaZler-Bewegung“ viele Initiativen in Pfarrgemeinden entstanden, die nicht nur die Fäden in die Weltkirche knüpfen, sondern auch zu einer Belebung des Glaubens bei uns beitragen. Modelle gelebter Christlichkeit, wie etwa zahlreiche „Eine-Welt-Projekte“ oder die so genannten „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“, die zunächst in Afrika entstanden und über Asien vor einigen Jahren nach Europa kamen, konnten so in Deutschland Fuß fassen. Das Teilen der Frohen Botschaft in der unmittelbaren Begegnung mit anderen, wie es in diesen Gruppierungen praktiziert wird, stellt gegenüber der traditionellen, im Umbruch stehenden Gemeindegemeinschaften etwas Neues und Belebendes dar und könnte ein wichtiger Pflasterstein auf dem Weg aus der Glaubens- und Strukturkrise der Kirche bei uns sein. Aufbrüche in der Kirche haben meist klein begonnen, wie etwa die Beispiele eines Franz von Assisi

oder eines Arnold Janssen zeigen. Ob die zarten Flammen der kleinen christlichen Gemeinschaften das Feuer unserer Kirche neu entfachen können, ist noch nicht absehbar; Funken der Hoffnung sind sie allemal.

Die missionarische Neuorientierung, die lehramtlich vom Zweiten Vatikanischen Konzil gefordert und historisch durch die angedeuteten Umbrüche und Entwicklungen unvermeidlich geworden ist, stellt nicht nur eine neue Herausforderung für die Bischöfe, Kirchengemeinden und die Laien dar, sondern wirft auch Fragen auf für diejenigen, die in den Orden bislang als die eigentlichen Träger der Mission tätig waren und sind. Denn wenn heute immer deutlicher wird, dass die Kirche als Ganze und somit auch jeder einzelne Gläubige missionarisch gerufen und berufen ist, muss geklärt werden, welchen Stellenwert dann noch die traditionellen missionarischen Orden und Gemeinschaften haben. Verlieren sie nicht notgedrungen an Bedeutung?

Die Orden: Vorhut einer missionarischen Kirche

In einem Interview, das Kardinal Joseph Ratzinger bei einem Besuch der Erzabtei St. Ottilien im Jahr 1998 gegeben hat, gab er auf diese Frage eine eindeutige Antwort: Auch für die Zukunft seien die missionarischen Ordensgemeinschaften die „eigentliche Vorhut und die vorausgehende aktive Truppe“. Denn Laien seien schon durch ihre beruflichen Verpflichtungen nicht so beweglich und könnten sich deshalb nicht auf Lebzeiten „für eine so große Aufgabe zur Verfügung stellen“. Auch fehle ihnen in ihren Heimatkirchen der

„Rückhalt“, den die Orden durch ihre Verankerung in den Missionen und in der Heimat besäßen. Deshalb sieht er in den großen Missionsorden „das eigentliche Zentralinstrument“ für die missionarische und weltkirchliche Arbeit.³

Die Orden als missionarische Avantgarde? Unter historischer Betrachtung stimmt das offenkundig, aber muss angesichts des Rückgangs an Berufungen die zukünftige Bedeutung der Orden nicht deutlich nüchterner bewertet werden? Mit Blick auf die alte „Heimat“, wo die Orden einen zum Teil dramatischen Mitgliederschwund verzeichnen müssen, mag man dem heutigen Papst widersprechen wollen, doch weltweit sieht die Lage deutlich anders aus. Leben zum Beispiel 1950 in Afrika 3.000 Ordensfrauen, waren es im Jahr 2000 bereits 110.000, in Asien wuchs die Zahl der Ordensfrauen im gleichen Zeitraum von 21.000 auf 138.000.⁴ Die Statistik macht deutlich, wie sehr sich die weltkirchlichen Gewichte von Norden nach Süden verlagert haben und noch weiter verlagern werden. In besonderer Weise zeigt sich dies für die ausgesprochen missionarisch tätigen Orden. So nahm etwa bei einer rückläufigen Tendenz in Europa weltweit die Zahl der Steyler Missionare in den letzten drei Jahrzehnten von knapp 5.000 im Jahr 1980 auf aktuell über 6.100 zu: Das entspricht einem Anstieg von fast 24 Prozent.⁵

Die globale Vernetzung hat bei vielen Ordensgemeinschaften inzwischen zu einer deutlichen Internationalisierung ihres Selbstverständnisses geführt. So heißt es beispielsweise im Schlussdokument des Generalkapitels 2000 der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz ebenso selbstverständlich wie

selbstbewusst: „Wir sind Mitglieder einer internationalen, multikulturellen Kongregation von Franziskanerinnen.“⁶ Kardinal Ratzinger hatte mit seiner Bemerkung recht: Viele Orden nehmen die Rolle einer „Vorhut“ ein. Denn sie verkörpern bereits heute die sich immer klarer abzeichnende Gestalt einer zukünftigen Kirche, die eben nicht mehr nur in Europa beheimatet, sondern durch ein aktives Netzwerk verbunden weltweit zu Hause ist – eben überall dort, wo Gott sein Volk neu aufbaut.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Vernetzung der Weltkirche kommt gerade in Deutschland auch durch die großen Hilfswerke zum Ausdruck, die in vielfacher Weise intensiv mit den Ortskirchen des Südens und Ostens kooperieren. Zusammen mit den übrigen Organisationen, die sich unter dem Dach des DKMR verbunden haben, leisten sie zielgenaue Entwicklungs- und Missionsarbeit. Auf Initiative des DKMR entsteht gegenwärtig eine „Missionarische Landkarte“ für Deutschland. Sie verbindet mit Hilfe des Internets die vielen Kräfte, die ihre Erfahrungen aus der Weltkirche nach Deutschland tragen, miteinander. Auch dadurch wird der Brückenschlag über die Kontinente intensiviert werden. Nicht von ungefähr nutzt die Bundesrepublik Deutschland das dichte Netz des DKMR und seiner Mitglieder für ihren entwicklungs- und kulturpolitischen Auftrag, indem sie die Arbeit der deutschen Missionskräfte ideell und finanziell unterstützt.

Es ist konsequent, dass die deutschen Bischöfe – getragen von ihrem Missionswort – sich bemühen, das vorhandene missionarische Potential zum Wohl der ganzen Kirche in Deutschland zu bündeln. DKMR und die Deutsche Ordensobernkonzferenz (DOK) beteiligen sich gerne an diesem Prozess, denn eine Fokussierung der Kräfte kann die Hoffnung beflügeln, dass das missionarische Feuer sich auch in den Gemeinden bei Ehrenamtlichen wie Hauptamtlichen neu entzündet.

Mit ihren Missionsstandorten in aller Welt, mit den Missionaren auf Zeit, den weltkirchlichen Freiwilligendiensten und den vielfältigen Kontakten zu den Gemeinden bei uns, mit ihren Spendenaktionen und ihrer Netzwerkarbeit geben die Mitgliedsgemeinschaften und -organisationen von DKMR und DOK seit Langem wichtige Impulse in die jetzt von den Bischöfen eingeschlagene Richtung. Das vielfältige Engagement zeigt: Die Flamme ist nicht erloschen; die Hoffnung ist begründet, dass der Geist Gottes sie erneut zu kraftvollem Lodern entfachen wird.

.....

- 1 Michael Sievernich SJ, Der missionarische Dienst der Orden, in OK 2005/Heft 2 (46. Jg.), S. 131 – 143, hier S. 138.
- 2 Die deutschen Bischöfe 76, Allen Völkern Sein Heil. Die Mission der Weltkirche, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 23. September 2004.
- 3 Das Interview mit Kardinal Joseph Ratzinger ist auf der Internetseite der Erzabtei St. Ottilien unter www.erzabtei.de/html/ratzing.htm dokumentiert.
- 4 Vgl. Michael Sievernich SJ, Der missionarische Dienst, a.a.O., hier S. 133.
- 5 Quelle: Steyler Missionare.
- 6 Zitiert nach Michael Fischer, Die Transformation des Selbstverständnisses der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz, in OK 2009/50. Jg., S. 284 – 295, hier S. 292.



...Ordensleben

Hermann Schalück OFM

P. Dr. Hermann Schalück OFM, geboren 1939, trat mit 20 Jahren dem Franziskanerorden bei. Nach Studium und Lehrtätigkeit wurde der gebürtige Ostwestfale 1973 zum Provinzial der Nordwestdeutschen Franziskanerprovinz gewählt. Nach seinem Wechsel nach Rom 1983 wurde er 1991 Generalminister der Franziskaner. Von 1997 bis 2008 amtierte Pater Schalück als Präsident des Internationalen Missionswerks missio in Aachen.



Hermann Schalück OFM

Interkulturalität und Ordensleben¹

Problembeschreibung - Chancen - Ausblicke

Einleitung

Die Interkulturalität, von der im folgenden Beitrag die Rede ist, kann nicht in einen einzigen Begriff oder eine kurze Definition gefasst werden. Der Begriff bewegt sich auf mehreren Ebenen. Auf der einen Seite versucht er die kulturelle, theologische, religiöse und spirituelle Vielfalt (Pluralität) unserer Welt so wahrzunehmen, wie sie ist und sie auch in den Ortskirchen aller Kontinente und nicht zuletzt auch in unseren Instituten der Vita Consecrata erfahren werden kann.

Menschen der unterschiedlichsten Biografien, Lebenserfahrungen und Glaubenswege finden sich – oft freiwillig, nicht selten durch aufgezwungene Lebensumstände, oft für einen gewissen Zeitraum, nicht selten aber für das

ganze Leben – in einen gemeinsamen sozialen Kontext gestellt. Die freiwillige Mobilität innerhalb der sich globalisierenden Welt, aber auch unfreiwillige Formen globaler und kontinentaler Migration, etwa durch Krieg und Armut bedingt, stellen unsere Ortskirchen und unsere Institute vor große neue Herausforderungen. Denn das ist ein anderer wichtiger Aspekt der Interkulturalität: Es genügt nicht, das positive Potenzial zu unterstreichen, das in einem multi-ethnischen und pluri-kulturellen sozialen Kontext liegt, in der Hoffnung, der Segen einer multikulturellen Gesellschaft oder Ordengemeinschaft werde sich wie von selber entfalten. Es ist ebenso falsch, in einem solchen Kontext vorrangig das konfliktive Potenzial zu fürchten, das zweifellos auch immer vorhanden sein kann, und deshalb in einer Strategie der

Abgrenzung mehr das Unterscheidende als das Gemeinsame herauszustellen. Interkulturalität, so wie ich sie verstehe, ist deshalb nicht nur oder in erster Linie Wahrnehmung und Beschreibung von Pluralität, sondern vor allem der Wille und die Fähigkeit zur Interaktion zwischen Personen und Institutionen aus unterschiedlichen Kulturen sowie auch der Wille und die Fähigkeit zur positiven Gestaltung neuer, gemeinsamer Lebensräume, Wertesysteme, Glaubenswelten, Spiritualitäten. Interkulturalität in der Theologie, in der Spiritualität und in der Praxis unserer Institute sehe ich nicht als eine neue Strategie neben anderen möglichen an. Vielmehr handelt es sich um eine andere Sicht auf unsere Welt und um das Bemühen um tieferes Verstehen (Hermeneutik) ihrer Pluralität. Daraus erwächst dann aber die Aufgabe, gemeinsam neue Wege für die konstruktive Kommunikation mit der „Andersheit der Anderen“ zu erschließen. Es ist notwendig, die kulturelle, religiöse und spirituelle Diversität als Wert, ja vielleicht sogar als Quelle neuer spiritueller Erfahrungen zu erschließen. Umgekehrt muss es gelingen, ein erneuertes Verständnis für das zu entwickeln, was „Einheit“ und „Universalität“ bedeuten. Die Vision, die mir vorschwebt, ist die von einer größtmöglichen Wertschätzung der kulturell-religiösen Divergenz sowie die von einer Einheit, die Divergenzen nicht ausgrenzt und marginalisiert, sondern in ihrer Würde und ihrem Wert erst richtig zum Leuchten bringt. Deshalb stelle ich eine These an den Beginn: *„In einer von kultureller Pluralität geprägten Welt kommt der Kirche die prophetische Aufgabe zu, der pluralen Welt exemplarische Neuentwürfe des gemeinsamen Lebens zu bieten.“*

Biblische Zeugnisse

Die Frage ist: Wie kann der Gedanke der Interkulturalität fruchtbar in die geistliche und strukturelle Erneuerung und in die weitere Entwicklung unserer Institute eingebracht werden? Ich möchte Sie ermutigen, dazu die besten Ressourcen einzusetzen, die wir haben. Das sind einerseits die biblischen Aussagen darüber, wie sich damals die christlichen Gemeinden über kulturelle Grenzen und Vorurteile hinweg gebildet haben. Paulus wollte in seinem sensiblen Verständnis von Mission den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche werden (vgl. 1 Kor 9). Das Neue Testament kennt zahlreiche Beispiele und Bilder für authentische Interkulturalität, wo Jesus selber redet und handelt als derjenige, der kulturelle Grenzen transzendiert, traditionelle soziale und religiöse Mauern niederreißt, dafür aber Kommunikation ermöglicht und Lebensperspektiven öffnet, die vorher nicht da waren.

Er erschließt neue Räume des Miteinanders unter dem einzigen Vater, dessen Haus aber viele Wohnungen hat. Zu den besonders signifikanten Passagen, die unser heutiges Bemühen um Interkulturalität zu einer „geistlichen Übung“ machen und unserem Bemühen um Erneuerung von Strukturen und Beziehungen ein solides spirituelles Fundament geben, gehört vor allem diejenige vom Gespräch mit der Samariterin (Joh 4), die als eine „Ikone“ auch dem Internationalen Kongreß über das Ordensleben (2004) vor Augen stand. Auch die Beschreibung des Pfingstereignisses (Apg 2) gehört dazu. Es ist eine Ikone dafür, dass in der Kraft eines „neuen“ Geistes ganz verschiedene Sprachen

und Kulturen aus dem Chaos der Beziehungslosigkeit in einen Kosmos der Verständigung und des einen Glaubens an den Auferstandenen finden können. Ich bin überzeugt, dass sich auch in den Charismen unserer Gründerinnen und Gründer wichtige Impulse zur Erneuerung in heutiger interkultureller Perspektive finden. Wir können aus eigenen Quellen trinken.

Sozial-psychologische Modelle

Doch ist es vielleicht auch hilfreich, zunächst in sozial-psychologischer Perspektive an einige Modelle zu erinnern, mit denen unsere Institute bisher mit Pluralität, Diversität und dem Begriff der Einheit umzugehen versuchen.

Ein *kollektivistisches* Modell betont die Tradition und eine einzige gemeinsame Identität, die daraus erwachsen ist. Als Preis für die institutionelle Identität, welche die einzelnen Mitglieder stark nach innen bindet, kann nach außen hin eine kulturelle Isolation der Verlust der Kommunikation mit der sozialen Umwelt sein. Auch kann es Spannungen geben zwischen dem Bedürfnis der Institution und den legitimen Bedürfnissen der Individuen. Partizipation und individuelle Kreativität sind nicht unbedingt willkommen, Spannungen können nicht konstruktiv bearbeitet werden. Das Modell ruft gern „charismatische“ Führungspersonen auf den Plan und/oder funktioniert am besten mit „deutlichen Mehrheiten“. Minderheiten werden es darin immer sehr schwer haben, Gehör zu finden.

Das Modell der *Trennung und Ghettoisierung* spiegelt die Beziehung zwischen einer deutlichen Mehrheitskultur und einer oder mehrerer Minderheits-

kulturen wider. Die Mehrheit respektiert die Minderheit(en), achtet aber auf klare Trennung der Kulturen. Die Exklusivität der je eigenen Kultur wird betont und prägt die Wahrnehmung von sich selbst und von den anderen. Es gibt wenig Suche nach Gemeinsamkeiten. Äußere Symbole dienen dazu, die ethnischen und kulturellen Grenzen sichtbar zu machen.

Das *monokulturelle* Modell sucht einen den gesamten Kontext prägende Kultur („Leitkultur“) zu definieren und fordert von den Minoritäten Assimilation bzw. Akkulturation. Das Ideal ist Homogenität und innere Kohärenz, sowohl innerhalb der eigenen ethnisch-kulturellen Gruppe wie im größeren Kontext. Kulturelle Diversität wird als Bedrohung für Stabilität angesehen. Impulse aus anderen Kulturen, die der kritischen Überprüfung oder Weiterentwicklung der eigenen Identität dienen könnten, werden in der Regel nicht zugelassen.

In der heutigen Praxis vielleicht kaum noch real anzutreffen, wenn auch aus der Ordens- und Kirchengeschichte nicht ganz unbekannt ist das *monolithische* Modell: Fast könnte man sagen, es gehe von einer prästabilierten statischen Idee von Universalität aus, die durch nichts und niemanden in Frage gestellt werden darf. In diesen Raum sind nur bestimmte Kulturen zugelassen. Dem „Fremden“ wird kein Raum zum Dialog und kein Gastrecht eingeräumt, aber auch in den eigenen Reihen gibt es keine offene Kommunikation und keine Möglichkeit zum konstruktiven Bearbeiten von Konflikten.

Das sogenannte *liberale* Modell ist dagegen in unseren Instituten heute wahrscheinlich in einigen wichtigen Elementen am weitesten verbreitet:

Es anerkennt ausdrücklich die kulturelle Pluralität unter den Mitgliedern und bemüht sich positiv, die Chancengleichheit unter den Mitgliedern sicherzustellen, sowohl individuell wie auch zwischen den Nationalitäten bzw. Gruppen (z. B. den Provinzen eines Ordens). Das Recht auf Differenz wird anerkannt, es gibt in der Regel ein authentisches Bemühen um Inkulturation und Dialog, sowohl untereinander wie mit dem „Anderen“ (z. B. im Bereich des interreligiösen Dialogs). Die einzelnen Mitglieder erfreuen sich eines beträchtlichen Freiraums zur Entfaltung ihrer eigenen Identität, z. B. in der Weiterbildung und Professionalisierung. Dagegen kommt es nicht zu einem tieferen interkulturellen Austausch, z. B. zu einem tieferen Verstehen der Identität des Anderen, der Geschichte eines Individuums oder einer anderen kulturellen Gruppe. Und damit kommt es auch nicht zu einer Begegnung in den Tiefenschichten der jeweiligen Kulturen, auch nicht zur Entdeckung gemeinsamer Erfahrungsräume, die der Weiterentwicklung, Reifung und Vertiefung der eigenen Identität dienlich sein können.

Pluralität als Ausdruck von Gottes Weisheit

„Interkulturalität“ ist nun, wie schon oben gesagt, nicht einfach ein neues und effizienteres Modell, etwa um unsere faktische Internationalität zu gestalten oder sie wenigstens möglichst konfliktfrei zu halten. Interkulturalität in der Spiritualität unserer Institute ist nach meiner Meinung viel mehr, nämlich die Einladung zur einer tieferen Schau der heutigen pluralen und evo-

lutiven Welt und der Menschen, die sie bewohnen, unabhängig von Sprache, Kultur und Religion, einer Schau, die mit der christlichen „Kontemplation mit offenen Augen“ zu tun hat: Die Frage ist, ob die christliche Theologie und die Spiritualität vorrangig von der Idee einer Art vorgegebener platonischer Einheit und Harmonie ausgehen und deshalb geschichtlich gewordene Diversitäten und Pluralisierungen als Abfall von einem Urideal deuten wollen, oder ob Augen und Herzen, die vom Glauben an den auch heute schöpferischen Geist Gottes erleuchtet sind, die kulturelle und religiöse Pluralität unserer Welt als von Gottes freiem Schöpfungswillen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

gewollt und deshalb als Chance für die Gestaltung der Zukunft sehen können. Wenn in jeder Kultur und damit auch Religion Werte und damit Spuren von Gottes Liebe zur Welt eingeschlossen sind, dann ist es notwendig, ja dann ist es die Konsequenz einer erleuchteten interkulturellen Hermeneutik, Pluralität und Pluralismus als Ausdruck von Gottes Weisheit und innerem Reichtum zu sehen, der Andersheit des Anderen deshalb in Respekt zu begegnen, Strukturen und Inhalte unseres Zusammenlebens in der Kirche Jesu Christi zu modifizieren, die Ausdruck von ideologischer Vorherrschaft der einen über die anderen und deshalb von Ungerechtigkeit sind. Eine interkulturelle Hermeneutik und Spiritualität wird sich bemühen, die

Mitglieder anderer Kulturen und auch Religionen aus deren eigener Geschichte und damit aus ihrem eigenen inneren Kontext heraus zu verstehen und zu ihnen respektvolle und solidarische Beziehungen zu knüpfen. Eine solche Haltung der Interkulturalität, gelebt und bezeugt in der Kirche und ihren geistlichen Gemeinschaften, ist ein Ausdruck von Friedensbereitschaft. Sie fördert eine Kultur der Konvivenz und Gastfreundschaft. Sie ist offen für eine Transformation der eigenen Identität. Sie ist eine Form der lebenslangen Bekehrung zum Evangelium Jesu Christi.

Das Evangelium neu beleben

Nun zu einigen Reflexionen, die konkreter auf die gegenwärtigen komplexen Transformationsprozesse in der Vita Consecrata und ihrer Mission in der heutigen Welt eingehen. Zunächst: Es ist unübersehbar, dass die Vita Consecrata sich weltweit auf der Suche nach Paradigmen befindet, die in die Zukunft weisen und ihr neue Gestalt geben können. Eine zentrale Herausforderung liegt, so glaube ich, darin, die urchristliche Erfahrung von der evangelischen Freiheit, die vom Geist Gottes geschenkt wird, neu zu leben, Mut zu haben zur „parrhesia“, zu einer neuen Sendung aus der Erfahrung eines Pfingstereignisses, das nicht der Geschichte angehört, sondern auch in unseren schwierigen Zeiten offen und verborgen weitergeht, Mut zu haben also auch zu kreativen Neuanfängen und Neuschöpfungen.

Zu lange erschien das Ordensleben vom Bemühen geprägt, sekundäre Traditionen mehr zu hüten als das prophetische Feuer des Evangeliums; von dem

Bestreben, die Gefahren der konkreten Welt zu meiden, nicht aber als ein Ruf in die Freiheit, in die Begegnung, die Neues wagt. Das Ordensleben sah sich in den letzten zwanzig Jahren, so scheint es mir, wie die gesamte Kirche mehr herausgefordert von den Chancen und Gefahren der Globalisierung als von der Interkulturalität. Es genügt aber nicht – wie es zuweilen geschieht – sich einfach stolz als „ältesten global player“ zu rühmen. Es ist vielmehr notwendig, überzeugend zu sagen, was die weltweite Kirche Jesu Christi von anderen global playern, den weltweit agierenden Korporationen von politischer, finanzieller und wirtschaftlicher Macht, unterscheidet. Die Frage ist: Was unterscheidet den weltweiten, universalen Lebensraum des Geistes Jesu und die Menschen, die aus seinem Geiste leben, von der Markt- und Machtlogik anderer multinationaler und multikultureller Körperschaften?

Die Begegnung mit dem Anderen

Alle authentischen Formen christlicher Nachfolge und Gemeinde leben aus dem Geheimnis der „Begegnung“, der Begegnung untereinander, der Begegnung mit der „Andersheit“ der Anderen, mit der Geschichte der anderen. Sie leben aus der Begegnung mit dem Mysterium Gottes, der in Jesus Christus dieser Welt und Schöpfung seinen Geist eingehaucht hat. Alles Leben ist Begegnung (M. Buber). In der Perspektive der Reziprozität kann es nach christlichem Verständnis „Glaubenswelten“, Mission, Gottese Erfahrung, Glaubensweitergabe, einen theologisch sinnvollen Diskurs und auch Kirche und Ordensleben nur in einem Erfahrungs-

kontext von dialogischen Beziehungen geben, in einer Dialektik von Geben und Nehmen, von Hören und Sprechen, von Wort und Antwort, von Kontemplation und Aktion. Ein Mensch kann nur dann Selbststand (Identität), die Fähigkeit zu sinnvoller Kommunikation, Würde, Urteilsfähigkeit und Kreativität entfalten, wenn er sich nicht als abgeschlossene Monade, sondern als Teil eines lebendigen Netzwerkes erfährt. Wenn er gelernt hat, „in Relation“ zu leben zum Du, zum Anderen, zur Umwelt, zu Gott, in allem in einer „dialogischen Existenz“ (M. Buber). Wenn er also gelernt hat, Wirklichkeit und Lebenswelten respektvoll wahrzunehmen, zuzuhören, Grenzen anzuerkennen und zu respektieren, zu antworten, zu beten, zu lieben. Das heißt auch: Die *eigenen* Grenzen zu kennen und sich durch den Anderen/das Andere bereichern zu lassen. Und auch: eigene Potenzialitäten zum Wohle der anderen zu entfalten, weil sie nicht nur mir selber geschenkt sind.

R. Pannikar spricht gelegentlich davon, dass sich in einer echten dialogischen Begegnung eine mystische Dimension öffnet: Sich begegnen heißt, so sagt er, sich gemeinsam für die Erfahrung des Geistes Gottes offen zu halten. Ich bin überzeugt, dass die Männer und Frauen, die die Vita Consecrata der Zukunft gestalten werden, ein neues, ein tiefes, am Evangelium und an den Zeichen der Zeit orientiertes Verständnis von Dialog und interkultureller Relation mitbringen müssen. Es wird sein Fundament haben in einer Lebens- und Glaubenshaltung, die sich – nicht zuletzt in einem neuen Verständnis von evangelischer Armut – der eigenen existentiellen und spirituellen Bedürftigkeit bewusst bleibt

und der Begegnung mit der „Andersheit des Anderen“ nicht ausweicht, sondern sie bewusst sucht und als Weg zu einem „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) annimmt. Denn der Mensch, der den Dialog sucht und selber Dialog „ist“, geht ja von der Voraussetzung aus, dass er nicht nur Gebender ist, sondern immer auch ein Empfangender: Der kommunikative Austausch bedarf aber der Zeit und er erfordert sehr viel Geduld, er ist konstitutiv für die menschliche Geschichte, er macht es möglich, dass ein Mensch sein Leben lang nicht nur an Alter, sondern auch an Erfahrung und Weisheit und vielleicht auch an Heiligkeit zunimmt. Der kommunikative Austausch ist das Fluidum für Ausbildung, für Berufung und Beruf, für die Entwicklung von schöpferischen Aktivitäten, für die soziale Kompetenz eines Menschen, seine Fähigkeit zur aktiven und intelligenten Solidarität sowohl in interpersonalen Beziehungen wie im Kontext der Entwicklung, seine Fähigkeit zu lieben und auch zu glauben und solidarisch zu sein. In der existentiellen Reziprozität liegt das, was Levinas das „Dasein-für-den-Anderen“ nennt. Kulturelle und religiöse Werte sind in interkultureller Perspektive also nicht „Leistungen“ einzelner Subjekte oder Gruppen: Sie sind „Früchte“ eines Austausches von Gaben und Charismen, sie sind das Ziel gemeinsamer Wege, die in gemeinsamer Verantwortung für das Leben und für die Schöpfung gegangen werden.

Die Welt solidarisch gestalten

Die christliche Berufung besteht darin, an der Liebe des dreifaltigen Gottes teilzuhaben und empfangene Liebe weiter zu schenken. Wir sind dazu berufen, die

„Fülle des Lebens“ zu bezeugen, unsere „Identität“ – Würde, Gottesebenbildlichkeit, Freiheit, Charismen, Existenz als Mann und Frau – anzunehmen und zu entfalten. Dies ist aber nur möglich in „Relation“ zum und im „Dialog“ mit dem „Anderen“, in Bruderschaft bzw. Geschwisterlichkeit, im Willen und in der Fähigkeit, die „Andersheit der Anderen“ in ihrer Wertigkeit anzuerkennen, in der Anerkennung der Freiheit jeder Person und in der gemeinsamen solidarischen Verantwortung füreinander, für die Armen und für die Schöpfung.

Die Spiritualität eines nicht nur „globalen“ und „multikulturellen“, sondern eines beziehungsfähigen inter-kulturellen und „mehrsprachigen“ Christseins wie auch die des interreligiösen Dialogs besteht darin, sich nicht absolut zu setzen und in der Gesinnung der Kenosis Jesu (Phil 2) sich auf Augenhöhe mit den „Anderen“ zu wissen, mit ihnen auf dem Weg zu bleiben. Die Spiritualität der Interkulturalität hat viel mit dem Bewusstsein von Komplementarität zu tun, einem Verständnis von Komplementarität in gegenseitiger Verantwortung, welche nicht das Unverständliche, Negative und gar potenziell Zerstörerische bloßer Unterschiedlichkeit, Andersheit, Differenz und tatsächlicher Konfliktivität zwischen Kulturen, Geschlechtern, Religionen und Denominationen in den Mittelpunkt der Erfahrung und des Handelns stellt, sondern welche nach Anknüpfungspunkten und Begegnungsmöglichkeiten sucht. Paulus spricht davon, dass es in Christus nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie gibt. Denn alle sind eins in Christus Jesus (Gal 3,28). Orden und alle geistlichen Gemeinschaften können in der heutigen Situation der „globa-

len“ Welt und in einer Kirche, die sich als „global player“ versteht, aufzeigen, was den „global players“ in aller Regel abgeht: Respekt vor kultureller Vielfalt und vor der persönlichen und „lokalen“ Geschichte, Überwindung jedweden Dominanzverhaltens und der Tendenz zur Exklusion.

Die Vita Consecrata wird ihre Mission in der heutigen Weltgesellschaft, mitten in der globalen Konsum- und Eventgesellschaft, vor allem auch mitten unter den Armen, so zu leben versuchen, dass sie als Zeichen der Transzendenz und als Dienst am Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit erkennbar wird. Eben nicht in erster Linie als Verzicht und Weltflucht, sondern als Möglichkeit und Berufung zur Freiheit und zur Weltgestaltung aus dem Glauben. Als Ermutigung, etwas zu wagen, für mehr Gerechtigkeit, für den Frieden, für Dialog und Gewaltfreiheit. Das Ordensleben wird darin zu einem Zeichen der Solidarität mit den Opfern der Geschichte und der Gesellschaft, zu einem Segen für die, welche unter den Folgen kultureller und religiöser Dominanz und den verschiedenen Formen von Exklusion zu leiden haben, arm sind an Leben und Hoffnung. Es wird zu einer Einladung zur Solidarität mit den Unterdrückten, Behinderten, Ausgestoßenen, Ungeliebten. Das sehe ich als die fundamentale „Mission“ der Vita Consecrata an, einer Mission, die also nicht in erster Linie in karitativer, missionarischer und entwicklungspolitischer Effizienz besteht, sondern in der Kompetenz, Räume der Begegnung zu schaffen, in denen Gott auch heute erfahren und angebetet werden kann.

Mission im Dialog

An dieser Stelle ist aber auch von der Mission im Sinne der Mission „ad gentes“ zu sprechen. Denn für die Orden ist, so meine ich, die Stunde gekommen, Abschied zu nehmen von einem verführerischen besitzergreifenden, kurialen, exklusiven und expansiven Verständnis von Mission im territorialen, ja Abhängigkeit schaffenden Sinn, und dafür Mission neu buchstabieren zu lernen im Sinne eines dialogischen Lernprozesses im Glauben, und das sowohl auf der Ebene unmittelbarer interpersonaler Beziehung, wie sie auch für Freundschaft, Ehe, Familie konstitutiv sind.

Mission ist heute nicht mehr denkbar ohne Partizipation in existentiellen Lerngemeinschaften. Das kann eine Ortskirche und eine Ordensgemeinschaft sein, bezieht sich aber auch auf die interkulturelle globale Gemeinschaft der Weltkirche und der Weltgesellschaft. Alles ist Teil eines großen Kontextes, alle können geben und nehmen. „Mission“ bleibt zwar bis heute für manche ein schwieriges Wort, nicht zuletzt wegen seiner monologischen und kolonialen Konnotationen, deren Last gerade die europäischen missionierenden Orden bis heute zu tragen haben. „Mission“ bleibt aber als Teilhabe an der „Missio Dei“ immer ein Grundwort des Evangeliums, und damit – gerade in der johanneischen Perspektive – eben nicht eine Bedrohung eigener Identität, Entfremdung oder gar Eroberung, sondern Zusage von Leben und von Freundschaft und Ermöglichung ganzheitlicher personaler Entwicklung. Deshalb kann das Paradigma eines interkulturell ge-

prägten Ordenslebens, das eben nicht mehr allein oder vorrangig aus den Traditionen des „Nordens“ lebt, helfen, die Kirche Jesu Christi zu erneuern und zur Gestaltung der Welt in Gerechtigkeit beizutragen. Interkulturalität im Glauben an den Auferstandenen ist von Anfang an in der Kirche grundgelegt, etwa in der Gemeinde von Korinth. Es gilt sie neu zu entdecken und in den heutigen Weltkontext zu übersetzen. Die Gemeinde in Korinth (vgl. 1 Kor 1ff) war das erste bekannte „interkulturelle Laboratorium“. In ihrem Miteinander von Kulturen und Sprachen und Artikulationen, Austausch von Leben im lebendigen Miteinander, Austausch von Sinn- und Lebenserfahrungen, von Artikulationen des Christusglaubens, in ihren Spannungen und Gefährdungen. Der Missionar Paulus, der sich dieser Situation gegenüber sieht, versucht Brücken zu bauen und Wege zu öffnen, auf denen die kulturell und „konfessionell“ getrennten Gruppen zueinander und zum einigenden Grund, dem auferstandenen Christus, finden können. Diana de Vallescar Palanca gibt deshalb ihrem Buch über Interkulturalität im Blick auf die Erneuerung des Ordenslebens heute den bezeichnenden Titel: „*Tender puentes, abrir caminos*“² (Brücken spannen, Wege erschließen).

Franziskus als Vorbild

Erlauben Sie mir im franziskanischen Jubiläumsjahr (1209–2009) auch noch einen kleinen excursus zum Missionsverständnis des Franziskus von Assisi, das heute neue Aktualität zu gewinnen scheint. Franziskus spricht in seiner *Regula non Bullata* (1219) von einer Mission, die nicht in erster Linie aus einer

vermeintlich sicheren Position heraus die Bekehrung anderer anstrebt, sondern eine kontemplative, dialogische Begegnung mit dem Anderen ist, in einem Prozess *gegenseitiger* Bereicherung, Verständigung und Bekehrung. In der Begegnung mit dem Anderen sollen die Brüder ihre eigene Berufung authentischer zu leben lernen.

Franziskus wollte aller Kreatur „untertan“ (NbReg 16) sein. Er legte seinen Brüdern nahe, schweigend, kontemplativ und ohne Bekehrungsstrategien auch unter den Muslimen zu leben. Explizite Verkündigung und Taufe sind in diesem Verständnis dem Lebenszeugnis und dem „Untertan-Sein“ nachgeordnet. Es soll nur dann mit Worten gepredigt werden, „wenn es Gott gefällt“. Die Brüder sollen auf eine neue Weise mit den anderen und mit der Schöpfung umgehen: Für sie sollen nicht hierarchische Strukturen gelten, die auf Autorität, Macht oder Ausbeutung beruhen. Sie sollen sich entscheiden für gegenseitige Achtung und Geschwisterlichkeit, auch mit den Fremden. Eine solche Entscheidung für das „Untertan-Sein“ ist aber nicht Servilität. Sie ist Ausdruck innerer Freiheit und der Achtung der Freiheit des Anderen, vor allem aber Ausdruck eines grenzenlosen Vertrauens in die Kraft des Geistes, den er ja bekanntlich auch gern als Generaloberen seines Ordens bezeichnete.

Ein solches Missionsverständnis – nicht territorial, sondern personal – gewinnt besondere Bedeutung im Horizont des neuzeitlichen Freiheitsverständnisses. Es läßt im Sinne der von Johannes Paul II. im Jahre 1987 begonnenen Begegnungen im „Spirito di Assisi“ dazu ein, den eigenen spirituellen Quellen

treu zu bleiben, immer aber in Komplementarität zu und im Dialog mit dem „Anderen“. Die christliche Grunderfahrung, die dabei „ins Gespräch“ gebracht wird, ist die eines Gottes in demütiger Gestalt, erfahrbar in der Person Jesu. In einer solchen Spiritualität können Christen sich dem Wirken des Geistes im Anderen öffnen. Diese Offenheit und Toleranz den Anderen gegenüber führt nicht zur Preisgabe der christlichen Identität. Diese Haltung wird getragen von der Überzeugung, dass der einzige und wahre Gott alle Grenzen von Theologie, Spiritualität und Kult übersteigt und dass alle Menschen und Religionen gemeinsam auf der Suche nach Wahrheit sind und gemeinsam Verantwortung tragen für Gottes Schöpfung. Eine solche Spiritualität der Mission – beglaubigt durch das Lebenszeugnis von Gewaltfreiheit und Martyrium – zeigt sich auch bei den im Jahre 1996 in Algerien von Fundamentalisten ermordeten Trappisten von Tibhirine und bei dem damaligen Bischof von Oran, dem Dominikaner Pierre de Claverie. Claverie war überzeugt, dass der Platz der Kirche und der Ordensleute an den Bruchstellen zwischen den menschlichen Blöcken sei, überall dort, wo Menschen verletzt, ausgegrenzt und an den Rand gedrängt werden. Er fühlte sich in Algerien als Ordensmann, Priester und Bischof am richtigen Platz. Die dialogische Existenz an Bruchstellen war für ihn der Inbegriff der Nachfolge und die beste christliche Antwort auf die wirkliche oder angebliche und von Fundamentalisten aller Provenienz provozierte Konfrontation zwischen Religionen und Kulturen.

An solchen Stellen ist „Interkulturalität“ nicht immer möglich im Sinne

eines sichtbaren positiven Austausches, als konstruktiver Dialog, als Mediation. Diese Art der Interkulturalität ist vielmehr das geduldige Ausharren an Grenzen, die in unserer fragmentierten Welt unüberbrückbar zu sein scheinen, zugleich ist sie aber ein missionarisches Zeugnis für die christliche Hoffnung. Eine solche Präsenz an Grenzen und „Bruchstellen“ der Welt ist heute ein besonders wichtiges Zeugnis für das Evangelium und wohl auch eine spezifische Herausforderung für die *Vita Consecrata*.

Christus gemeinsam entdecken

Nochmals zurück zum franziskanischen Ansatz: In einer kulturanthropologischen Forschungsarbeit fand ich einen Hinweis auf die Pionierarbeit der ersten Franziskaner unter den Azteken und die Notwendigkeit einer heutigen „franziskanischen Hermeneutik“. Der Autor nennt das missionarische Konzept der Franziskaner das „Verstehen-Wollen“. Es speise sich aus einer „verstehenden Brüderlichkeit“, sei geboren aus einer „Lust“ am Verstehen des Fremden und Anderen. Die Konsequenz einer solchen missionarischen Spiritualität, die natürlich für die Franziskanische Familie nicht exklusiv ist, lautet: Die Botschaft vom Gott Jesu Christi kann heute nicht wie eine standardisierte Ware auf den globalen Markt getragen werden. Diese Botschaft müssen wir gemeinsam entziffern und im Hören aufeinander weiter geben. Die Hermeneutik, die dazu erforderlich ist, muss Abschied nehmen von primär räumlich-territorialen und quantitativ geprägten Missionstheorien und ihren Praktiken. Eine solche Mission erstrebt nicht an erster Stelle die

Expansion, sondern sucht die Relation, personal, interkulturell und global. Entscheidend für die Zukunftsfähigkeit und „Anschlussfähigkeit“ des Evangeliums und der Kirche ist es deshalb, die spirituelle Ur-Intention der Ur-Botschaft Jesu in die heutige Weltkirche und Weltgesellschaft zu übersetzen: Jesus Christus hebt in der Inkarnation alle scheinbar absoluten „Differenzen“ auf: Weil er selber arm wurde (Phil 2), bleibt er nicht der Ferne und Fremde. Unter dem einen Herrn sind die Menschen zu neuen Beziehungen berufen und fähig zu Respekt, Geschwisterlichkeit, Gerechtigkeit.

Der Raum der Kirche ist nicht in erster Linie ein Gebäude oder ein hierarchisches Gefüge, sondern ein Raum evangelischer Freiheit, ein Ort der Anbetung und der Solidarität nach innen und außen. Die Armut, auf die sich Ordenschristen verpflichten, ist die Öffnung für den prophetischen Geist Jesu (Lk 4) und die Ermöglichung vorurteilsloser Begegnungen mit dem „Anderen“. Mission und Ordensleben aus einer Hermeneutik der Begegnung und Empathie wird sich weniger an Zahlen und Strukturen messen als vielmehr an den „Früchten des Geistes“ (vgl. Gal 5) wie Verständigung, Dialogbereitschaft und Versöhnung. Eine solche Hermeneutik grenzt niemanden aus. Sie ist von großer Sensibilität für das Kleine und Unscheinbare getragen. Pluralität ist in dieser Perspektive keine Gefahr, sondern ein Ausdruck kreatürlicher, von Gott gewollter Schönheit. Differenzen werden nicht als feindlich und abgrenzend, sondern als Einladung zur Komplementarität angenommen und darin zugleich im Ansatz überwunden. Unsere Kirche und die Gemeinden und Gemeinschaften in

ihr haben eine Mission, deren Dynamik nicht nur in die Weite zielt. Gerade das Ordensleben ist aufgerufen, eine kühne Entdeckungsreise anzutreten, mit Kopf und Herz - in die Reichtümer und Tiefen der „Andersheit des Anderen“, eine Mission, die aus der Freude an der Begegnung und Beziehung lebt und die Freude hat an der „Gratuität“ (Ungeschuldetheit) der Begegnung. Diese Mission wäre mehr Kunst als Strategie und Handwerk. Sie wäre die Kunst, gemeinsam Erwartungen offen zu halten für das „Mehr“ an Leben und Hoffnung, das allen vor Augen steht, die auf der Suche nach dem Geheimnis Gottes sind. Es ist die Kunst und die ungeschuldete Gnade, Gott heute zu erfahren und diese Erfahrung mit anderen zu teilen, im komplexen Weltkontext, über Grenzen und Differenzen hinweg,

Zusammenfassung

Nochmals: Interkulturalität ist keine fertige Strategie, sondern ein Paradigmenwechsel, ein anderer Blick, eine neue Art der Begegnung, für die Vita Consecrata vielleicht ein Weg der Bekehrung. Sie erfordert Sensibilität, Lernbereitschaft und Lernfähigkeit. Sie erfordert Risikobereitschaft, Demut, für viele unter uns wird sie einen Verzicht auf Macht und Privilegien bedeuten. Interkulturalität bedeutet nicht zuletzt die Fähigkeit zur Analyse komplexer Situationen, einen intelligenten und geduldigen Umgang mit Komplexitäten und Ungewissheiten, den Verzicht auf übereilte und vor allem auf autoritär und fundamentalistisch gefärbte Positionen. Es wird notwendig sein, die Kriterien der Interkulturalität in unseren Leitungsstrukturen, in der Ausbildung

unserer Kandidatinnen und Kandidaten und in der Evangelisierung konsequent anzulegen. Sind wir dazu bereit?

Eine interkulturell geprägte Präsenz und Mission der Kirche und ihrer Ordensgemeinschaften wird eine Antwort sein auf die Erwartungen und Sehnsüchte vieler Menschen, ihrer Suche nach Spiritualität, ihrer Suche nach Gott. Sie wird zugleich zu einem wichtigen Beitrag der Kirche zum Kommen des Reiches Gottes und für die Entwicklung unserer Welt zu mehr Gerechtigkeit und Frieden.

-
- ¹ Referat vor der Plenarversammlung der Unione Superiori Generali (USG), gehalten am 28. Mai 2009 im „Salesianum“ in Rom.
 - ² Diana de Vallescar, Tender Puentes, *abrir Caminos. Vida Consagrada y Multiculturalidad*. Madrid 2006 (Deutsche Übersetzung: Diana de Vallescar Palanca, *Ordensleben interkulturell. Eine neue Vision*. Freiburg 2008).

LITERATUR

Sebastian Painadath SJ, *Der Geist reißt Mauern nieder. Die Erneuerung unseres Glaubens durch interreligiösen Dialog*. München 2002.

Hermann Schalück OFM, *Von der Expansion zur Relation. Zum Grundparadigma des franziskanischen Missionsverständnisses*, in: *Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft* 92 (2008) 229-237.

Der jesuitische Charakter der Jesuitenkollegien

Kriterien für einen Prozess der Evaluation an Jesuitenkollegien und Kollegien in ignatianischer Tradition

Präambel

Die vorliegenden 10-Punkte zur Evaluation von Jesuitenkollegien (Schulen, Internaten) sind aus einer Vorlage entstanden, die in den US-amerikanischen Provinzen unter dem Titel „What makes a Jesuit High School Jesuit?“¹ erarbeitet wurde. Diese wurde grundlegend überarbeitet und den Verhältnissen hierzulande angepasst. Die 10 Punkte geben Kriterien für die Evaluation des jesuitischen, ignatianischen Charakters einer Schule bzw. eines Kollegs an die Hand. Sie sollen ihnen helfen, sich ihrer lebendigen Beziehung zur Gesellschaft Jesu zu vergewissern. Frageinteressen und Schwerpunkte möglicher anderer Evaluationen sind dadurch nicht berührt und sollen auch nicht durch diese 10 Punkte ersetzt werden.

Zugleich wird mit diesen Kriterien kein exklusives, inhaltliches Verständnis von „jesuitisch“ beansprucht. Das „Jesuitische“ einer Schule oder eines Kollegs wird nicht durch eine *differentia specifica* bestimmt, die übrig bleibt, wenn man vorher alles abzieht, was Jesuitenschulen mit anderen Schulen gemeinsam haben. Viele Anliegen und Profilvermerkmale, die an anderen, nicht-jesuitischen Schulen oder Internaten ebenfalls vorkommen, stimmen mit „jesuitischen“ Anliegen und Zielen der Sache nach überein. Man muss ihnen dann auch nicht das Etikett „jesuitisch“ aufkleben, genauso wenig

Orden im Schulwesen

Was ist das Spezifikum einer Ordensschule? Seit geraumer Zeit bemühen sich Orden um eine Profilierung ihrer Bildungseinrichtungen. Besonders für die Ordensschulen gilt es, in einer komplexer werdenden Schullandschaft ihren besonderen Qualitätscharakter zu bewahren. Dem kommen Gemeinschaften nach, indem sie die jeweiligen ordensspezifischen pädagogischen Alleinstellungsmerkmale herausarbeiten. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert anhand der Jesuiten und Ursulinen zwei Beispiele für die Umsetzung dieses Anliegens.

wie man sie deswegen umgekehrt aus der inhaltlichen Bestimmung des „Jesuitischen“ oder des „Ignatianischen“ herausnehmen müsste. Jesuitenschulen sollen Orte sein, an denen

- die Schüler und Schülerinnen ihre Würde als Mensch erfahren,
- über die Bedeutung des Gelernten reflektiert wird,
- die Frage nach der Gerechtigkeit gestellt wird,
- und die Frage nach Gott wach gehalten wird.

Mit diesen vier Punkten haben Kollegs- und Schulleitungen sowie Lehrer und Erzieher an den deutschsprachigen Jesuitenkollegien in den 90er Jahren nach einem längeren Prozess das Profil ignatianischer Pädagogik zu bestimmen versucht. Die vier Punkte tauchen in den 10 Evaluationskriterien als Querschnittsfaktor immer wieder auf. Man kann auch die inhaltlichen Schwerpunkte der 10 Evaluationspunkte den vier Begriffen zuordnen: 1+10 thematisieren den Schlüsselbegriff „Würde“, 2-4 kreisen mehr um die „Frage nach Gott“, 5+6 akzentuieren das Thema „Gerechtigkeit“, 7-9 legen den Schwerpunkt auf Anliegen der „Reflexion“.

Die vorliegenden Evaluationskriterien wurden von Provinzial P. Stefan Dartmann SJ für den Bereich der Deutschen Provinz approbiert und erlassen.

Viele Anliegen des vorliegenden Evaluationskonzeptes können nicht rein quantitativ gemessen werden. So wird die Evaluation auch weithin den Charakter einer Rückmeldung aus Kollegium, Elternschaft und Schülerschaft haben müssen. Dazu werden ergänzende Fragebögen erarbeitet; auch andere Methoden für Rückmeldungen sind möglich. Die Evaluation erfolgt nicht gleichzeitig und flächendeckend für alle Jesuitenkollegien und Schulen in ignatianischer Tradition, sondern nach den jeweiligen Umständen in Absprache zwischen den Schulleitungen und Schulträgern. Einige Fragestellungen werden für die eine oder andere Schule vielleicht gar nicht passen, wenn z.B. der nicht-jesuitische Schulträger andere Vorgaben gibt. In diesem Falle können und müssen die Fragestellungen dem örtlichen Gege-

benheiten angepasst werden. Dennoch lässt sich in den 10 Punkten ein Leitbild entdecken, das als Vision verstanden werden und so auch Bewegung in die Institutionen bringen kann.

1. Sendung

Grundsatz:

Jesuitenkollegien², Jesuiteninternate, Jesuitenschulen werden vom Jesuitenorden³ getragen oder sind mit ihm durch ihre Geschichte und ihre pädagogischen Anliegen besonders verbunden. Deswegen müssen sie mit den grundlegenden Zielen des Jesuitenordens übereinstimmen. Die Sendung des Jesuitenordens besteht im „Dienst am Glauben, der die Förderung der Gerechtigkeit notwendig mit einschließt“ (NC⁴, 1,4, 1-2). Glaube und Gerechtigkeit stehen dabei nicht wie zwei unterschiedliche Bereiche nebeneinander, sondern greifen ineinander. Konkreter Einsatz für die Gerechtigkeit wird schon getragen von der Perspektive des „Reiches Gottes“, das von Gott her „kommt“ (Mt 6,10). Dieser Dienst gründet in der Überzeugung, dass jeder Mensch ein Ebenbild Gottes (Gen 1,26) ist und deswegen eine unantastbare Würde hat. Die cura personalis an Jesuitenkollegien dient ebenfalls der Würde jeder Person im Kolleg. Alle Werke des Ordens, auch die Schulen, stehen im Dienste dieser Sendung.

Anwendung:

- Jedes Jesuitenkolleg hat ein Leitbild⁵, das vereinbar ist mit der Zielsetzung, die sich der Jesuitenorden für seine eigenen Tätigkeiten gibt, wie diese in den Konstitutionen und Dekreten der Gesellschaft Jesu niedergelegt sind.
- In diesem Leitbild kommt in ange-

messener Weise zum Ausdruck, dass die Schülerinnen und Schüler aufgrund ihrer Würde um ihrer selbst willen Ziel des pädagogischen Handelns sind.

- Leitung, Kollegium und pädagogisches Personal erarbeiten in einem dialogischen Prozess mit dem ganzen Kolleg ein Leitbild.
- Sie bemühen sich darum, dieses in der Schule, im Internat und im Umfeld des Kollegs bekannt zu machen.
- Bei der Einführung von neuem Personal und bei der Fortbildung des vorhandenen Personals wird das Leitbild diskutiert und das Verständnis dafür vertieft.
- Jesuitenkollegien stellen sich der Evaluation durch die Kriterien, welche der Orden für die von ihm getragenen Schulen vorgibt.

2. Die universelle Dimension jesuitischer Bildung

Grundsatz:

Die Verbundenheit der Sendung des Jesuitenordens mit Christus enthält eine universelle Dimension: die Schöpfung. Deswegen gehört es zum geistlichen Profil des Ordens, Gott „in allen Dingen zu suchen und zu finden“ und ihm zusammen mit allen Menschen „guten Willens“ (Lk 1,14) zu dienen. Die letzten Generalkongregationen des Jesuitenordens haben Wert darauf gelegt, dass der Orden das Gespräch und die Begegnung mit anderen Religionen pflegt und entwickelt. Dazu gehört in den westlichen Gesellschaften auch die Begegnung mit den Religionslosen, die offen sind für die Frage nach Gott (vgl. Generalkongregation (GK) 34, D5 §9,8; GK 32 D2, §11,21).

Anwendung:

- Alle Schülerinnen und Schüler haben Gelegenheiten und Möglichkeiten, dem Evangelium zu begegnen, und dies auf eine Weise, die offen ist für Begeisterung und Freude ebenso wie für intellektuelle Redlichkeit und Respekt vor anderen religiösen Bekenntnissen.
- Kriterium für den Respekt vor anderen religiösen Gruppen und Bekenntnissen ist die Achtung der Würde der in ihnen lebenden jungen Menschen.
- In Jesuitenkollegien werden die Schüler und Schülerinnen ermutigt, eine bewusste Entscheidung zu treffen für ihr religiöses Engagement in ihren jeweiligen Gemeinden und religiösen Gemeinschaften.
- Die Lehrerinnen und Lehrer reflektieren ihr Tun und ihre tragenden Überzeugungen nicht nur privat, sondern auch mit den anderen Kolleginnen und Kollegen und stellen sich auch den diesbezüglichen Fragen der Jugendlichen.
- Besondere Aufmerksamkeit gilt der innerchristlichen Ökumene: Jesuitenkollegien praktizieren ökumenische Offenheit.

3. Die Kirchlichkeit jesuitischer Bildung

Grundsatz:

Jesuitenkollegien sind katholische Institutionen. Sie machen dies auch in ihrem öffentlichen Auftreten deutlich und „streben danach, sich aktiv und sich kreativ am Leben der Kirche zu beteiligen“ (GK 33, D1, IA §8). Wie die Gesellschaft Jesu selbst, so stehen auch die Jesuitenkollegien „im Dienst und in

der weltweiten Sendung der Kirche“ (NC, VII, 1 (245) §7). Die Mitglieder des Kollegiums sowie alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter helfen den jungen Menschen in dem ihnen jeweils möglichen Maße, „in der Kirche, mit der Kirche und für die Kirche zu lernen, wie wir unseren Glauben leben können“ (GK 34, D11, §19).

Anwendung:

- Jedes Jesuitenkolleg bekennt sich öffentlich zu seiner katholischen Identität.
- Alle Angestellten, besonders die Lehrenden und Erziehenden, bemühen sich darum, in Übereinstimmung mit dem Evangelium zu leben.
- Lehrer und Erzieher bemühen sich darum, die Fundamente des Glaubens der Kirche klar und aufrichtig darzustellen.
- Alle Angestellten, auch die nicht-katholischen Lehrenden und Erziehenden, werden beim Einstellungsgespräch auf die Kirchlichkeit der Schule hingewiesen und gefragt, wie sie dazu stehen.
- Alle pädagogischen Kräfte beschränken sich nicht nur auf ihren Fachunterricht oder ihre Fachkompetenz, sondern geben Auskunft über ihre religiösen Überzeugungen und über ihren Umgang mit der Frage nach Gott.
- Das Kolleg unterhält eine lebendige Beziehung zum Ortsbischof und zum bischöflichen Schulamt.
- Die Jugendlichen werden darin unterstützt, sich in den örtlichen Pfarrgemeinden zu engagieren.
- Das Kolleg ist ein Ort für die Feier der Sakramente.

- Nicht-Katholiken und Andersgläubige nehmen in dem Maße an Gottesdiensten teil, wie es die katholische Gottesdienstordnung möglich macht.
- Außerunterrichtliche Jugendarbeit (z.B. verbandliche Jugendarbeit) an den Kollegien hält Kontakt zu den Jugendseelsorgestrukturen der Ortskirche.

4. Religiöse Erziehung und Bildung

Grundsatz:

Schülerinnen und Schüler an Jesuitenkollegien sollen „zusammen mit den Geistes- und Naturwissenschaften auch eine geistige und sittliche Bildung erhalten, die eines Christen würdig ist“ (NC VII, 4,5 (279) §2). Die Frage nach Gott in der Bildung und Erziehung aufzugreifen ist nicht nur ein intellektueller Vorgang, sondern bedeutet auch, die vorhandene Sehnsucht nach der Begegnung mit Gott zu wecken und zu stärken. Diese ist nicht von der Begegnung mit Menschen zu trennen. Deswegen sagt die 32. Generalkongregation: „Besonders muss den christlichen Schülern und Schülerinnen eine solche Ausbildung gegeben werden, dass sie aus einem reifen und persönlichen Glauben an Jesus Christus ihn in den Menschen entdecken und ihm in den Anderen dienen“ (GKL 32, D4, §11 (60)). In diesem Zusammenhang kommt der Feier der Eucharistie in der Kollegsgemeinschaft eine besondere Bedeutung zu (NC VI, 5,1 (227) §4); in ihr begegnet die Sehnsucht des Menschen nach Gott der Sehnsucht Gottes nach dem Menschen (vgl. Lk 22,15).

Anwendung:

- Religionsunterricht ist Teil des regulären Fächerkanons. Er vermittelt nicht nur Wissen, sondern führt zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit den zentralen Fragen des Glaubens.
- Die Frage nach Gott und die Botschaft vom Reich Gottes wird im Zusammenhang unterrichtet (Einheit von Gottes- und Nächstenliebe).
- Zur Schulseelsorge gehört die Hinführung der Schülerinnen und Schüler zu Gebet, Gottesdienst und Besinnung.
- Bei Einstellungsgesprächen werden die Eltern darauf hingewiesen, dass sie sich für ein Bildungs- und Erziehungsprofil entscheiden, das religiös geprägt ist.
- Das Kolleg praktiziert Formen von Gebet und Gottesdienst, an denen alle Jugendlichen, auch die nicht-katholischen, teilnehmen können.
- Auch in der Eucharistiefeier der Kollegsgemeinschaft werden die vorhandenen Möglichkeiten genutzt, um Nicht-Katholiken zu beteiligen.
- Das Kolleg bietet den Jugendlichen Exerzitien in unterschiedlichen und jeweils angemessenen Formen an.

5. Bildung und Gerechtigkeit

Grundsatz:

In Jesuitenschulen und -internaten wird der Sinn für Gerechtigkeit geweckt und wachgehalten: „Mit besonderer Entschiedenheit müssen wir uns darum bemühen, alle unsere Schülerinnen und Schüler so zu erziehen, dass sie sich für den Aufbau einer gerechteren Welt einsetzen und lernen, mit anderen und für andere zu arbeiten“ (NC VII, 5a (279),

§1). Die Frage nach der Gerechtigkeit ist im Evangelium mit der Hinwendung zu den „Armen“ verknüpft. „Arm“ sind nicht nur die finanziell Armen⁶, sondern alle Menschen, die von der Teilhabe am Reichtum der Schöpfung und von der vollen Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Armut bedeutet Verletzung der Würde. Die Armen sind die Entwürdigten. Wenn Jesuitenpädagogik junge Menschen dahin führen will, „Menschen für andere“ zu sein, dann ist damit nicht nur ein besonderes Dasein für die Armen durch Einsatz für Gerechtigkeit gemeint, sondern noch grundlegender ein Mitsein mit ihnen, um ihre Perspektive einzunehmen und von ihnen zu lernen.

Anwendung:

- Wachser Sinn für Gerechtigkeit äußert sich darin, wie das Kolleg mit den legitimen Rechten seiner Schüler und Schülerinnen, Angestellten und Eltern umgeht. Die ganze Institution bemüht sich darum, Gerechtigkeit nicht nur zu lehren, sondern auch zu praktizieren.
- Der Sinn für Gerechtigkeit zeigt sich auch in der Unterscheidung zwischen Wünschen und Rechten. In Jesuitenkollegien besteht die Bereitschaft, Gerechtigkeit auch um den Preis der Ablehnung von Wünschen und damit auch um den Preis von Konflikten zu praktizieren.
- Im Umgang mit Konflikten und Disziplinarmaßnahmen zeigt sich ebenfalls der Sinn für Gerechtigkeit. Jesuitenkollegien haben in ihren Schul- oder Internatsordnungen ein transparentes Verfahren für Disziplinarmaßnahmen und Beschwerden, das die Würde der Betroffenen achtet.

- Jesuitenkollegien zeigen ihre Solidarität mit den Armen und Benachteiligten dadurch, dass sie ihnen den Schulbesuch ermöglichen – auch durch eigene finanzielle Unterstützung. Der Schulbesuch darf nicht am Geldbeutel des Elternhauses scheitern.
- Jesuitenkollegien achten die Würde der Armen in ihren eigenen Reihen durch niedrige Preise bei Klassenfahrten, Kursfahrten und anderen Schulveranstaltungen.
- An Jesuitenkollegien gibt es Fördermaßnahmen für Kinder aus bildungsfernen Schichten.
- Jesuitenkollegien reflektieren fächerübergreifend die Frage nach der Bedeutung von Gerechtigkeit.
- Jesuitenkollegien unterstützen Initiativen, in denen sich Schülerinnen und Schüler konkret für Arme einsetzen und ihre Lebenswelt besser kennenlernen können.
- In Jesuitenkollegien finden ein mehrwöchiges Sozialpraktikum oder andere vergleichbare Projekte statt, die den Schülern und Schülerinnen einen Perspektivwechsel eröffnen.
- Die kirchliche Soziallehre kommt nicht nur in den entsprechenden fachlichen Curricula vor, sondern bildet auch den Hintergrund für Aktivitäten des Kollegs im gesellschaftlichen Umfeld.

6. Gerechtigkeit und Inkulturation

Grundsatz:

„Inkulturation“ ist ein zentrales Stichwort der letzten Generalkongregationen. „Kultur“ hat ein doppeltes Gesicht: Sie ist wesentlich für die Identität von

Menschen, sie repräsentiert ihre zentralen Werte und ihren geistigen Reichtum. Kultur kann aber auch blinde Flecken haben, eng sein, verführen und diskriminierende Praktiken legitimieren. Jesuitische Bildung soll junge Menschen befähigen, ein unterscheidendes Verhältnis zu den Werten und der Weltsicht der Kultur zu haben, in der sie leben. Sie soll sie in die Lage versetzen, die moderne Ökonomie und die sozialen Trends zu bewerten. Dies schließt den Sinn für die positiven Werte einer jeden Kultur (Schönheit, Kunst, Musik,

Das vorliegende Positionspapier ist auf der Grundlage eines Leitfadens für die US-amerikanischen Provinzen des Jesuitenordens entstanden. Bei der Anpassung an hiesige Verhältnisse war federführend tätig:

Siehe gedruckte Ausgabe.

Reichtum der Tradition) ebenso ein wie Aufmerksamkeit für Themen wie „Menschenrechte von Personen und Völkern, die Konsequenzen der globalen Interdependenzen, den Schutz menschlichen Lebens, die Bedeutung der Medien für die internationale Kommunikation, den Umweltschutz, die Marginalisierung vieler Nationen und das Problem der Ausgrenzung in jeder Gesellschaft“ (vgl. NC VII, 1 (247), §1).

Anwendung:

- Jesuitenkollegien helfen den jungen Menschen, die positiven Werte ihrer

Kultur zu erkennen und zu bejahen.

- Sie legen besonderen Wert auf die Heranbildung ästhetischer Kompetenz (Musik, Kunst, Theater). Gerade ästhetische Kompetenz schult die Wahrnehmungs- und Unterscheidungsfähigkeit.
- Jesuitenkollegien achten darauf, dass Lernende und Lehrende sehend werden für den kulturellen Reichtum des Fremden vor der eigenen Haustür und für den Reichtum anderer Kulturen.
- Sie helfen ihren Schülerinnen und Schülern auch, die eigene Kultur zu analysieren, ihre blinden Flecken zu erkennen, um so eine größere Freiheit zu erlangen für den Dienst an der Würde aller Menschen in der jeweiligen Kultur.
- Jesuitenkollegien helfen den und ermutigen die jungen Menschen, Zivilcourage zu praktizieren.
- In Jesuitenkollegien wird die universale Geltung der Menschenrechte gelehrt und nach Begründungen für ihre Geltung gesucht.
- Jesuitenkollegien sind für Kinder und Jugendliche aus allen Nationen offen. Sie bilden keine geschlossenen Milieus.
- Jesuitenkollegien thematisieren den Umgang mit und den Konsum der neuen Medien und helfen jungen Menschen zu einem unterscheidenden Verhältnis zu ihnen.
- Globalisierung und Alterungsprozesse stellen die westlichen Kulturen vor neue Fragen. Diese werden an Jesuitenkollegien vor dem Hintergrund der Grundwerte Solidarität und Nachhaltigkeit thematisiert.

7. Exzellenz

Grundsatz:

Die letzten Kongregationen haben unterstrichen, dass Jesuitenkollegien „sich nicht so sehr durch Größe und Schülerzahl als durch ihre Lehre, die Qualität des Unterrichts und den Dienst am Volk Gottes auszeichnen⁷ sollen“ (GK 31, D28, §4). Die Forderung nach Exzellenz bezieht sich gleichfalls nicht nur auf die akademische Bildung, sondern auf die gesamte Persönlichkeitsbildung.

Schlüsselkompetenz für Exzellenz im Sinne ignatianischer Pädagogik ist die Reflexionsfähigkeit. Die Würde der Schülerinnen und Schüler kommt darin zum Ausdruck, dass Bildung und Erziehung sie hinführen zu einer reflektierten Urteilsfähigkeit. Ein Verständnis von Exzellenz, das sich darin erschöpft, Schülerinnen und Schüler nach Möglichkeit auf die ersten Plätze in Rankings und Hochleistungswettbewerben zu treiben, entwürdigt die Beteiligten. Reflexion im Sinne ignatianischer Pädagogik bedeutet, die eigenen „Bewegungen“, also die eigenen Reaktionen auf einen Lehrstoff, ein Ereignis, eine Lebenssituation wahrzunehmen und zu „verkosten“ (sapere-sapientia), um darin zu erkennen, was mehr („magis“) der Wahrheit oder – religiös gesprochen – dem Willen Gottes entspricht. Dabei gilt der Satz des Hl. Ignatius aus den Exerzitien: „Nicht das Viel-Wissen sättigt die Seele, sondern das Verkosten der Dinge von innen her.“ Erkenntnis erschließt sich dem, der in diesem Sinne reflektiert.

Anwendung:

- An Jesuitenkollegien wird ein inhaltlich anspruchsvolles Curriculum un-

terrichtet. Die Schülerinnen und Schüler werden herausgefordert, ihre Potentiale auszuschöpfen.

- Das Curriculum und das Methoden-Curriculum spiegeln die Bedeutung wieder, welche die Reflexion in der ignatianischen Pädagogik beansprucht.
- Die Schülerinnen und Schüler lernen Methoden, mit denen sie die Bedeutung des Gelernten reflektieren können. Dabei entwickeln sie auch die Fähigkeit, ihre eigenen „Bewegungen“ im Zusammenhang mit dem Lehrstoff zu reflektieren.
- Unterrichts-Reflexion hat mehrere Dimensionen: Reflexion des Unterrichts selbst, die Reflexion der Kommunikation im Kurs/in der Klasse, die Reflexion im Sinne der Vernetzung mit anderen Wissensbereichen und mit dem Erziehungsziel „Menschen für Andere“. Unterrichtsreflexion an Jesuitenkollegien umfasst diese Dimensionen. Dasselbe gilt für die Prozesse in Jesuiteninternaten, Tagesinternaten etc.
- Unterricht in Jesuitenschulen enthält regelmäßig Reflexions- und Auswertungseinheiten.
- Schulleitung, Kollegium und pädagogisches Personal reflektieren ihr Tun und bilden sich fort. Die jeweils nächsten Schritte in der Fortbildung entwickeln sich aus der Reflexion.

8. Zusammenarbeit innerhalb des Kollegs

Grundsatz:

Zu einer „Kollegsgemeinschaft“ (vgl. GK 34, D13, §2(332)) gehören Kollegsträger, Schul- und Internatsleitung, Kollegium und Angestellte, Schüler und

Eltern, Ehemalige, Förderverein etc. Bestand zu früheren Zeiten die Mehrzahl der Kollegsgemeinschaft aus Jesuiten, so hat sich dies inzwischen vollkommen geändert. Der Orden hat für sich in den letzten Generalkongregationen geklärt, dass die Jesuiten auf Augenhöhe mit Nicht-Jesuiten zusammenarbeiten wollen. Die Jesuiten beanspruchen nicht das Interpretations-Monopol auf das spirituelle Erbe von Ignatius. Sie sind auch ihrerseits als Lernende in ihren Institutionen tätig, und sie beziehen die Nicht-Jesuiten in die Entscheidungsprozesse ein (vgl. NC VII, 5, § 2 (306)). Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe bedeutet nicht, dass alle in der Kollegsgemeinschaft für alle Vorgänge gleich zuständig sind. Auch an Jesuiteninstitutionen gibt es notwendige Hierarchien und unterschiedliche Verantwortungen.

Es ist sogar für das Gelingen von Kollegsgemeinschaft entscheidend, dass Verantwortung nicht im Namen von falsch verstandener „Zusammenarbeit“, „Erziehungsgemeinschaft“ oder „Dialog-Kultur“ vermieden, verschoben oder verschleiert wird. Dennoch: Auch in hierarchischen Beziehungen – als Arbeitgeber und Arbeitnehmer, als Lehrende und Lernende, als Schulleitung und Eltern – kann man sich „auf gleicher Augenhöhe“ begegnen, indem man die Würde des Anderen im Blick hat, umso mehr, je höher das Amt ist, das man in der Hierarchie inne hat.

Anwendung:

- In einem Jesuitenkolleg sind die Entscheidungskompetenzen und Entscheidungsverfahren in einer Schul-, Internats- und Kollegsordnung jeweils klar umschrieben.

- Die Leitung öffnet Gesprächsmöglichkeiten, die es dem Kollegium und dem pädagogischen Personal möglich machen, zu einer inneren und nicht bloß zu einer äußerlichen Zustimmung zum Profil der Schule zu finden.
- Das Kolleg stellt sich den Konflikten, wo Kernelemente des pädagogischen Profils verfehlt und wo die Würde von Menschen, insbesondere der anvertrauten jungen Menschen, durch das Verhalten anderer verletzt wird.
- Das Verhältnis zwischen Eltern und Kolleg, insbesondere zu den Lehrenden und Erziehenden, ist durch Kooperation, offene Informationen und gleichzeitig durch Respekt vor unterschiedlichen Schweigepflichten und Zuständigkeiten geprägt.
- Eltern entscheiden über ihre Erziehungsvorstellungen, das Kolleg entscheidet über seine Erziehungsvorstellungen.
- Die Schüler-Mitbestimmung wird aktiv gefördert.
- Absolventen können und dürfen das Kolleg verlassen, ohne gedrängt zu werden, sich als Ehemalige zu organisieren. Zurückkehrende Altschülerinnen und Altschüler sind in den Kollegien und ggf. in den Fördervereinen etc. herzlich willkommen.
- Jesuitenschulen beteiligen sich an den örtlichen Zusammenschlüssen kirchlicher und anderer Schulen.

9. Personalentwicklung und Formation

Grundsatz:

Die Realisierung eines jesuitischen Profils in den Kollegien (Schulen und Internaten) bedarf der sorgfältigen Auswahl

bei der Einstellung neuen Lehrpersonals und pädagogischen Personals und einer „angemessenen Ausbildung in ignatianischer Pädagogik“ (GK 34, D18, S2 (417)). Diese ist zu unterscheiden von der allgemeinen professionellen Ausbildung zum Lehr- und Erziehungsberuf. Die Qualifizierung des Personals an Jesuitenkollegien bedarf dieses spezifisch jesuitischen „Ferments“. Nicht immer stellt „der Markt“ qualifiziertes Personal zur Verfügung. Deshalb muss die Leitung immer auch mit den realen Gegebenheiten umgehen. Um so wichtiger ist der Beitrag des Kollegs selbst zur begleitenden Fortbildung. Für die Kollegien (Schulen und Internate) sind die Inhalte „ignatianischer Pädagogik“ in den „Grundzügen Jesuitischer Erziehung“ und im „Ignatianischen pädagogischen Paradigma – IPP“ entfaltet worden.⁸

Anwendung:

- Fortbildungsangebote für die Lehrenden, Erziehenden und Angestellten stärken die Identität von Jesuitenkollegien.
- Die „Grundzüge Jesuitischer Erziehung“ und das „Ignatianische pädagogische Paradigma“ sind im Kollegium und beim pädagogischen Personal bekannt und werden dort reflektiert.
- Jesuitenkollegien sind offen für Unterrichtspraktika und Referendariate. Deren Begleitung ist ein wichtiger Beitrag zur Fortbildung des eigenen Personals.
- Die Schul- und Internatsleitungen achten bei der Personalentwicklung darauf, dass der Nachwuchs in der Führung der Schule rechtzeitig mit ignatianischer Pädagogik in Berührung kommt.

- Das Kolleg vermittelt Eltern und ehemaligen Schülerinnen und Schülern Kenntnisse über die Grundlagen ignatianischer Pädagogik und sucht das Gespräch mit ihnen, um das Verständnis dafür zu vertiefen.

10. Exerzitien und ignatianische Pädagogik

Grundsatz:

Die Konstitutionen erinnern uns daran, dass die Werke der Gesellschaft Jesu von einer „tiefen geistlichen Erfahrung durch die Exerzitien“ gekennzeichnet sein sollen (NC VII, 1(246), §6). Die 32. Generalkongregation war der Auffassung, dass „der Geist der Exerzitien jeden Dienst durchdringen sollte, den wir in der Welt auf uns nehmen“ (GK 32, D4, §59 (107)). Für die Schulen ist dieser Auftrag konkret umgeschrieben worden in den „Grundzügen Jesuitischer Bildung“ und im „Ignatianischen pädagogischen Paradigma – IPP“.

Was – entsprechend der Auffassung der Exerzitien selbst – zwischen „der Seele und Gott“ (vgl. Ex Nr.15) geschieht, entzieht sich dem verzweckenden Zugriff Dritter. Die Würde des Exerzitanten zeigt sich im Respekt des Magisters vor dem Innenraum, in dem Gott selbst sich einem Menschen mitteilt. Cura Personalis bedeutet nicht, einen Menschen in falscher Sorge um ihn, um sich, um die eigene Institution, das eigene Kolleg, zu etwas zu bewegen und hinzudrängen. Deswegen sind „Exerzitien“ auch nicht unter dem Stichwort „Fortbildung“ subsumierbar. Die Teilnahme an Exerzitien kann auch für ein Kolleg „Früchte“ bringen, aber diese sind nicht der Grund, mit den Exerzitien zu beginnen.

Anwendung:

- Mitglieder der Schulleitung, Lehrende und Erziehende an Kollegien haben die Gelegenheit, an geistlichen Übungen (Exerzitien) teilzunehmen.
- Zusammenkünfte von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bieten auch die Gelegenheiten zu existentiellm Austausch.

.....

- 1 „What makes a Jesuit High School Jesuit? Distinguishing Criteria for Verifying the Jesuit nature of Contemporary High Schools.“ Herausgegeben von der Jesuit Conference, Washington 2000.
- 2 Unter dem Begriff „Jesuitenkollegien“ sind klassisch Schule + Internat gemeint. Es gibt auch Jesuitenschulen ohne Internat, manche von ihnen führen auch den Titel „Kolleg“. Im Folgenden werden auch alle Jesuitenschulen unter dem Titel „Jesuitenkolleg“ subsumiert.
- 3 Jesuitenorden: Societas Jesu (SJ), Gesellschaft Jesu.
- 4 NC = Normae Complementariae.
- 5 „mission statement“.
- 6 Das Gebet der Armen in den Psalmen lautet nicht: „Mach mich reich“, sondern: „Verschaffe mir Recht“ (vgl. Ps 26,1; Lk 18,1-8).
- 7 excellere.
- 8 In: Wissen – Gewissen – Gespür, Dokumente zur Ignatianischen Pädagogik, hrsg. von Thomas Neulinger, Thaur 1998.

Ingeborg Wirz OSU

Sr. Ingeborg Wirz OSU wurde 1941 in Berlin geboren und trat nach ihrem Referendariat 1970 in das Ursulinenkloster von Duderstadt ein. Bis 2003 unterrichtete sie an der Ursulaschule in Hannover, der sie von 1990 an als Direktorin vorstand. Seit 2002 ist Sr. Ingeborg Oberin der Ursulinen von Duderstadt und seit 2004 Präsidentin der Föderation der deutschsprachigen Ursulinen.



Ingeborg Wirz OSU

Ursulinische Erziehung und Bildung

Einleitung

Der Orden der Ursulinen wirkt seit Jahrhunderten in der Erziehung und Bildung junger Menschen. Was aber ist ursulinische Erziehung, ursulinische Bildung? Ich möchte *drei Beispiele* an den Anfang meiner Überlegungen setzen: Seit mehreren Jahren findet im Ursulinenkloster Duderstadt ein Symposium für Lehrkräfte aus Schulen in ursulinischer Tradition statt zum Thema „Ursulinische Erziehung und Bildung“. Bei solch einer Veranstaltung trug ein ehemaliger Kollege der St.-Ursula-Schule Hannover ein paar Abschnitte aus seinem Tagebuch vor, das er seine gesamte Schulzeit über geführt hat. So stand an einem „grauen“ Tag:

Heute war ein grauer Tag. Warum nehme ich so viele Dinge so ernst? Schon beim Gebet am Anfang der ersten Stunde hat eine Schülerin die Vorbetlerin gestört. Alle haben gelacht. Und ich habe überreagiert. Ich habe schon wieder zuviel gesagt. Konsequenz war richtig, aber: knapper in der Reaktion,

nicht überbewerten, überdramatisieren. Den Machtkampf nicht unbedingt provozieren. Ich lese meinen Lieblingsaufsatz von Meister Eckhart - über Gelassenheit. Was bedeutet dieses Wort überhaupt? Le détachement auf Französisch. Auf Englisch ist es detachment. Aber was ist das? Wie ich ihn verstehe, kommt man weiter, wenn man kein Hindernis für sich selbst ist. Antwort, Erklärung, Definition zugleich. To be at one with oneself. Présence à soi-même. Mit sich einig. Das überträgt sich. Es scheint mir, dass diese Gelassenheit etwas ist, was mir fehlt. Es ist nichts Passives. Es bedeutet nicht, dass ich so gelassen bin, wenn ich so bin, dass mir alles egal ist. Es ist etwas ganz Besonderes, weil, wenn ich gelassener sein könnte, dann wäre das Leben viel, viel einfacher.

Nachtrag (Jahre später):

Mitten in der 3. oder 4. Stunde wurde ich so „gelassen“, dass ich sogar witzig wurde. Das war interessant, alles lief besser, die Schüler und Schülerinnen

waren auf einmal interessiert, so schien es mir aus meiner Perspektive zumindest.¹ Ist das ursulinisch?

Ein ehemaliger Schüler aus der gleichen Schule schrieb mir auf meine Frage, was ihm die St.-Ursula-Schule bedeutete, u.a. den Satz:

Eines der Dinge, das mich am stärksten während meiner Schulzeit beeindruckt hat, war die Tatsache, dass Sr. J. und Sr. I. jeder einzelne Schüler bekannt war. Sie kannten nicht nur die Namen der Schüler, sondern wussten zumeist auch über Freunde an der Schule und Geschwister aus anderen Jahrgängen Bescheid. Dieses persönliche Verhältnis vermittelte ein Gefühl, dass man angenommen war und ein Teil der Schulgemeinschaft. Ich kann die Wichtigkeit dieses „Bekannt seins“ nicht genug betonen.² Ist das ursulinisch?

Das 3. Symposium über Ursulinische Erziehung und Bildung in Duderstadt Anfang November 2007 stellte folgende Punkte zum Thema „Identität und Zukunft“ zusammen:

- Mir ist Wissen um ursulinische Tradition bedeutsam.
- Ich fühle mich an dieser Schule als Person wertgeschätzt.
- Ich spüre Aufbruchstimmung.
- Mir wird Wohlwollen entgegengebracht.
- Mir wird deutlich, dass im Alltag der Glaube eine Rolle spielt.
- Ich erlebe Schule als Gemeinschaft.
- Ich fühle mich in meinen individuellen Möglichkeiten und Begabungen gefördert.
- Ich sehe Freiheit in Verbindung mit Verantwortung.³

Ein Kollege fragte: Ist das ursulinisch? Das machen doch andere auch! Was ist also ursulinisch?

Früher war die Antwort auf diese Frage einfach: Ursulinisch war, wo Ursulinen unterrichteten – heute muss man erst einmal fragen: Gibt es noch Schulen, an denen wenigstens einige Ursulinen unterrichten?

Die Statistik spricht eine deutliche Sprache: Ein ursulinisches Kollegium in diesem Sinn gibt es in Deutschland so gut wie nicht mehr. Aber es gibt Schulen in ursulinischer Tradition und „Tradition ist nicht Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers“, so Gustav Mahler. Darum muss es gehen, um die Weitergabe des Feuers: Wenn wir von Ursulinischem reden, geht es um die Weitergabe des Feuers. Aber welches Feuer wollen wir denn weitergeben?

Wen wir erziehen und bilden wollen

Unsere deutschen Schülerinnen und Schüler sind nach PISA das europäische Schlusslicht: dumm, einfallslos? Der Prophet Joël spricht eine andere Sprache: „So spricht Gott der Herr: Es wird geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein. Eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen. Auch über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen.“

Im Buch Joël geht es nicht um anonyme, unfähige junge Menschen. Joël spricht von *Söhnen* und *Töchtern* – und mehr noch: Sie werden *Propheten* sein, sie werden Visionen haben – und die „Alten“ haben Träume, – und die, die zur Hausgemeinschaft gehörten ohne Autorität, Ansehen und vielleicht ohne große Intelligenz, nämlich Knechte und Mäg-

de, über sie – so spricht Gott der Herr – werde ich meinen Geist ausgießen.

Die pädagogische Kraft der Ordenschulen, schreibt Pater Heiner Wilmer SCJ in einem Aufsatz zum Thema „Ordenschulen – Was bieten sie Besonderes?“, *gründet in ihrem Menschenbild. (...) Schließlich will eine Ordenschule nicht nur aus einer Vision heraus den jungen Menschen erziehen, sondern ihm, wenn er die Schule verlässt, selbst eine Vision ins Herz geschrieben haben, eine Vision, die trägt, die Zutrauen in die Zukunft vermittelt, damit er als Erwachsener das Leben in der Gegenwart meistern kann. Umfassendes Ziel ist es: Es sollen Menschen heranwachsen, die mit beiden Beinen auf dem Boden stehen und gleichzeitig mit der Stirn die Sterne streifen, um in Verantwortung vor Gott und den Menschen den großen Garten der Welt zu bestellen.*⁴

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das Ziel einer Ordenschule könnte somit beschrieben werden als „Erziehung zum Visionär“. Aber: Wie macht man das? Wie soll eine solche Erziehung aussehen? Ich möchte noch einmal Pater Wilmer zitieren: *Wer die Grundlagen der Ordenserziehung verstehen will, kann nicht umhin, einen Blick auf das Ordensleben selbst zu werfen und auf die in ihm lebendige Tradition.*⁵

Wo haben wir unsere Wurzeln?

Auf der Landesgartenschau in Nordhausen wurden vor einigen Jahren Bäume verkehrt herum eingepflanzt: Im Rahmen eines zur Ausstellung gehörigen Kunstwerks ragten ihre Wurzeln in den Himmel. Diese Bäume sind sozusagen im Himmel geerdet – sie bringen keine Frucht – sie können keine Frucht bringen! Ein altes Sprichwort sagt: „Sieh nach den Sternen – gib acht auf die Gassen.“ – Kennen wir unsere Verwurzelung? Wenn wir also fragen: „Was ist ursulinisch?“, dann muss die Frage von unserem Orden her eigentlich lauten: „Was ist angelinisch?“ Die Quelle ursulinischen Erziehens ist die hl. Angela Merici, die Gründerin unseres Ordens, in ihr sind wir verwurzelt! Allerdings: Ihre Weisungen lassen sich nicht leicht lesen:

- Angela Merici gründete keinen Schulorden.
- Angela Merici war keine Reformpädagogin.
- Angela Merici schrieb Leitlinien für Oberinnen und Mütter, somit für die Verantwortlichen des geistlichen und körperlichen Wohles einer schnell wachsenden geistlichen Gemeinschaft.

Und doch sind ihre Regeln über Jahrhunderte Leitlinien für ein Leben in Gemeinschaft, für ein Leben aus dem Glauben geworden – und was ist eine Ursula-Schule, eine Angela-Schule oder eine Marienschule der Ursulinen anderes als eine Gemeinschaft des Glaubens? In unserem Duderstädter Ursulinenkloster hängen viele Bilder und Inschriften aus dem 18. Jahrhundert, gemalt, geschenkt, geschnitzt in der Anfangszeit des Klosters – es wurde

1700 gegründet. Sie sagen viel aus über das, was man in diesem Sinne als ursulinisch bezeichnen kann.

Da hängt gleich am Haupteingang ein lateinischer Spruch, ins Deutsche übersetzt lautet er: *Als Schützlinge Lothars von Schönborn, der dem großen Philipp verwandt ist, leben wir hier, lehren die Mägdelein die wahren Werte erfassen. Vielerlei Werte gibt es. Doch keines ist diesem vergleichbar.* Die Ursulinen lehren die Mägdelein die *wahren* Werte erfassen. Und über der alten Schulporte steht in deutscher Übersetzung: *Für das wahre Wohl der Mädchen und für ihr ewiges Heil bin ich errichtet. O Gott, behüte (uns)!* Das heißt: Für das *wahre Wohl* der Mädchen ist das Haus, die Schule, der Konvent errichtet, nicht in erster Linie zum Nutzen der Stadt, wie es einst die Stadtväter begründeten, als sie die Ursulinen von Erfurt nach Duderstadt holten.

Als erstes der Ölgemälde möchte ich Ihnen das der Krönung Mariens vorstellen (siehe rechte Spalte). Es ist ein ungewöhnliches Bild. Sie kennen sicher viele Darstellungen von der Krönung Mariens wie zum Beispiel die von Michael Pacher: Dort wird Maria von der Dreifaltigkeit gekrönt. Hier aber ist das Kind der Mensch, der krönt, der Gebende. Vergleichen wir: Auf Krippenbildern ist Maria die Gebende, hier wird sie von dem Kind beschenkt. Ein wichtiger Aspekt in unserer Beziehung zu jungen Menschen! Wir sind stets auch Empfangende! „Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein.“

Ein für die damalige Zeit recht seltenes Motiv in unserem Refektorium ist die Darstellung der hl. Familie (siehe S. 419, linke Spalte). Jesus und Johannes als Kinder in der Mitte des Geschehens, die

Eltern bilden den schützenden Rahmen: Kinder (junge Menschen) brauchen Geborgenheit, suchen Gemeinschaft



und Anerkennung in der Gemeinschaft. Die hl. Angela schreibt an die „Mütter“ ihrer Gesellschaft: *Ferner flehe ich euch an, dass ihr alle eure Töchter, jede einzelne, im Bewusstsein behaltet und im Sinn und im Herzen eingepägt habt, nicht nur ihre Namen, sondern auch ihre Herkunft, ihre Veranlagung und all ihr Sein und Leben.*⁶

Und - das Kind holt sich Aufmerksamkeit. Ein Kind (ein junger Mensch) braucht Zuwendung, ja fordert sie förmlich ein. So steht gleich in der Einleitung der Gedenkworte der hl. Angela (also in den Worten an die Leiterinnen) im 2. Absatz: *So habt ihr auch zu bedenken, in welcher Weise ihr sie (die „Töchter“, die Schwestern) schätzen*

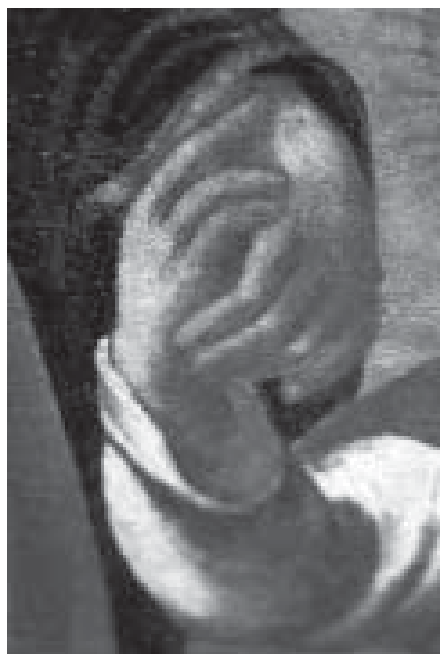
*müsst. Denn je mehr ihr sie schätzt, desto mehr liebt ihr sie, und je mehr ihr sie liebt, desto größere Fürsorge und Achtsamkeit bringt ihr ihnen entgegen.*⁷ Ein weiteres Beispiel gibt eine Darstellung von Tobias und Rafael: Der Engel



nimmt Tobias an die Hand – Fürsorge und Schutz heißt: an die Hand nehmen. Dieses Motiv kommt in unserem Kloster mehrfach vor, so auch in der Darstellung der Flucht nach Ägypten (siehe rechte Spalte): Auch hier wird das Kind an die Hand genommen. Es ist keine zupackende, Besitz ergreifende Hand, sondern einfach eine, die man ergreifen kann, wenn es notwendig ist; es ist eine Hand, die auch wieder loslassen kann, wenn sie nicht mehr gebraucht wird. Ein weiteres Bild verweist auf dieses Motiv: Die Eltern nehmen Jesus einfach an die Hand, und sie nehmen ihn in ihre schützende Mitte. Betrachtet man die Hände, wird auch hier deutlich, dass kein Zwang, kein Wegzerren die

Geste des ‚an die Hand Nehmens‘ bestimmt. Fast könnte man meinen, dass die Rollen derjenigen, die an die Hand nehmen und an die Hand genommen werden, vertauschbar ist. Die hl. Angela schreibt an ihre Leiterinnen: *Wenn ihr eine verzagt und furchtsam seht und zur Verzweiflung geneigt, dann stärkt sie, macht ihr Mut, versprecht ihr Gutes von der Barmherzigkeit Gottes, weitert ihr das Herz mit jeder Art von Trost.*⁸

Ein anderes Motiv zeigt Anna, wie sie Maria lesen lehrt (siehe S. 420, linke Spalte). Im Bild deutet Anna auf die hl. Schrift, aber ihre Sorge und Zuwendung



gilt Maria, dem Kind, dem Heranwachsenden. Interessanterweise schaut Anna auf ähnlichen mittelalterlichen Darstellungen auf die heilige Schrift, nicht auf Maria. Bei allem Lehren, bei aller Wissensvermittlung gilt die Fürsorge

dem Kind (dem jungen Menschen). Sein Wohl (wie auch an der Schulpforte geschrieben) steht im Mittelpunkt, und sein Wohl ist in der Schrift begründet. Anna führt sie somit zur Begegnung mit dem Wort Gottes. Im 2. Gedenkwort der hl. Angela steht: *Seid wohlwollend und menschlich zu euren Töchtern. Strengt euch an, so dass euch allein die Liebe Gottes und der Eifer für die Seelen an-*



treibt, wenn ihr sie ermahnt und ihnen ratet oder sie zu etwas Gutem ermutigt (...) Denn ihr erreicht mehr mit Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit als mit scharfen Worten und hartem Tadel; diese soll man nur für zwingende Fälle vorbehalten, und sie auch dann nur am rechten Ort, zur rechten Zeit und mit Rücksicht auf die Person anwenden.⁹

Ein besonders schönes Bild hängt auf unserer Diele (siehe S. 422): Die Dar-

stellung der hl. Ursula als Schutzmantelpatronin. Die Schwestern links lassen sich eindeutig zuordnen, die Damen rechts könnten natürlich die Gefährtinnen der hl. Ursula sein, aber sie könnten auch die Zöglinge der Schwestern sein. Schwestern und Mädchen stehen in gleicher Weise unter dem Schutz der hl. Ursula, gewissermaßen in Augenhöhe: nicht Lehrer oben, Schülerinnen unten. Schüler/innen sind nicht Objekte der Erziehung, sie sind gewissermaßen Partner. Und die Mädchen haben offensichtlich Lorbeerkränze – alle adelig? Wohl kaum. Aber hier könnte zum Ausdruck kommen, dass die jungen Menschen alle eine Würde haben. Und von einer Lehrenden erwartet die hl. Angela: *Lebt und verhaltet euch so, dass sich eure Töchter in euch spiegeln können. Tut zuerst selbst, was ihr von ihnen verlangt. Wie könnt ihr sie wegen eines Fehlers zurechtweisen oder ermahnen, wenn dieser noch in euch ist? Oder wie könnt ihr sie belehren und zu irgendeiner Tugend anleiten, welche ihr nicht zuerst erworben habt oder wenigstens jetzt, zusammen mit ihnen, zu erwerben beginnt? Handelt so, dass sie immer nach eurem Beispiel zur Tugend angeregt und ermutigt werden.¹⁰*

Schlussbemerkung

Australische Ursulinen, gegründet von durch den Kulturkampf aus Duderstadt vertriebenen Schwestern, machten zu ihrem 125-jährigen Jubiläum in ihrer Jubiläumsschrift im Rückblick auf das damalige Wirken der deutschen Schwestern deutlich:

Die Quintessenz ursulinischer Erziehung, so schreibt eine Schwester, liegt im persönlichen Kontakt des Erziehers

zu seinen Schülern, um eine persönliche Entwicklung, eine familiäre Entwicklung und eine soziale Entwicklung und Entfaltung zu gewähren; und alle drei Bereiche überschneiden sich stetig. Jedem Einzelnen sollte geholfen werden, seinen einzigartigen Weg zu finden, um alle seine physischen, intellektuellen, ethischen und religiösen Fähigkeiten zu entwickeln. Von Ehemaligen wird gesagt: „Unser persönliches Wachsen war ihnen (den Schwestern) wichtiger als eine Eins in Mathematik“. Das ist ursulinisch.

Und die Weisungen der hl. Angela im Herzen tragen und sich unter den Mantel der hl. Ursula stellen, das ist ursulinisch! Sich immer wieder ermutigen lassen von den Worten der hl. Angela: „Verliert nicht den Mut! (...) Habt Hoffnung und festen Glauben an Gott: Er wird euch in allem helfen. Bittet ihn, neigt euch vor seiner großen Macht. Denn wie er euch diese Aufgabe anvertraut hat, wird er euch ohne Zweifel auch die Kraft geben, sie erfüllen zu können, wenn es nur an euch nicht fehlt. Handelt, regt euch, glaubt, strengt euch an, hofft, ruft zu ihm aus eurem Herzen. Ihr werdet nämlich ohne Zweifel wunderbare Dinge sehen, wenn ihr alles auf das Lob und die Ehre seiner göttlichen Größe und auf das Heil der Seelen ausrichtet.“¹¹

Ihr werdet ohne Zweifel wunderbare Dinge sehen – und Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, werden Visionen haben: Großartige Verheißungen für uns auch heute!

-
- 1 Gregory Raftery: aus „Eine Auswahl von Auszügen aus Tagebüchern, Protokollen, Notizen“.
 - 2 Dr. Markus Seeliger: aus „Was machte die St.-Ursula-Schule für mich besonders?“.
 - 3 Drittes Symposium: Versuch einer Spinnenanalyse zum Thema Identität und Zukunft.
 - 4 Heiner Wilmer SCJ: „Ordensschulen – Was bieten sie Besonderes?“ in: Ordenskorrespondenz 2006 (Heft 2, S. 131 ff).
 - 5 ebd. S. 132.
 - 6 Zweites Vermächtnis der hl. Angela.
 - 7 Vorwort der Gedenkworte der hl. Angela.
 - 8 Zweites Gedenkwort der hl. Angela.
 - 9 Zweites Gedenkwort der hl. Angela.
 - 10 Sechstes Gedenkwort der hl. Angela.
 - 11 Vorwort zu den Gedenkworten der hl. Angela.



Bertram Meier

Prälat Dr. Bertram Meier. Jahrgang 1960, absolvierte sein Studium in Augsburg und Rom, wo er 1985 die Priesterweihe empfing. Nach verschiedenen Seelsorgetätigkeiten im Bistum Augsburg wurde er 2000 zum Referenten für Orden, Weltkirche und Ökumene berufen.



Bertram Meier

Klostergemeinschaft - Suchgemeinschaft¹

Wie können wir Gottes Willen gemeinsam suchen und finden?

Wie die Heilige Schrift erahnen lässt, was Gottes Wille für die Menschen ist, so zeigt sich in den Suchbewegungen des Volkes Gottes, einzelner Menschen und christlicher Gemeinschaften auch, wie sich die Suche nach dem Willen Gottes praktisch vollzieht. Von diesem Mühen gläubiger Suchgemeinschaften aus können wir entscheidende Aussagen für unser eigenes Fragen nach dem Willen Gottes gewinnen.

Gottes Lebensworte als fundamentale Entscheidungshilfe

Es ist gar nicht so selten, dass geistliche Gemeinschaften für Vorträge oder Wochenenden anfragen, bei denen Aufschlussreiches und Hilfreiches zur „Unterscheidung der Geister“ gesagt werden soll. Oft steckt dahinter die Hoffnung, durch differenzierte Darlegungen und Lernschritte Hilfen für

vielfältige und notvolle Entscheidungssituationen zu erhalten. Nicht selten „enttäusche“ ich an einem bestimmten Punkt die Zuhörer, wenn ich auf die einfachen Gebote der Heiligen Schrift als Entscheidungshilfe hinweise. Etwa auf das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ Mir stehen dabei Situationen vor Augen, bei denen man nur sagen kann: „Wenn an dieser arbeitsmäßigen Überlastung noch weitere Jahre festgehalten wird, dann wird die gesundheitliche und nervliche Situation noch drängender und beängstigender als sie schon ist!“

Da bedarf es keines hochdifferenzierten „spirituellen Spürsinns“, um eine Entscheidung für das Leben und im Sinne des menschenfreundlichen Gottes zu treffen. Hier genügt der einfache, gesunde, christliche Menschenverstand. Die zugleich kritische und hilfreiche Frage könnte also oft lauten: „Versto-

Ben wir durch unsere Entscheidung nicht gegen grundlegende Werte des Menschenseins und gegen das Evangelium?

Von den „Kindern dieser Welt“ lernen

An einigen Stellen des Evangeliums wird eine gewisse Sympathie Jesu zu den „Kindern dieser Welt“ deutlich. Im Blick auf sie „stichelt“ Jesus seine Jünger. Im Gleichnis vom ungerechten Verwalter stellt er das entschlossene, situationsbezogene Verhalten eines Mannes vor Augen, dessen materielle Lebensbasis bedroht ist. Im Gleichnis vom Turmbau und vom Kriegszug macht Jesus deutlich, wie überlegt und geplant die „Menschen dieser Welt“ bei ihren Planungen und Entscheidungen vorgehen. Vielleicht sind „profane“ Entscheidungsprozesse so gut durchdacht, weil sie oft so direkt, schnell und unübersehbar belohnt oder bestraft werden mit wirtschaftlichem Erfolg bzw. mit Bankrott.

Manchmal möchte man im kirchlichen Bereich, in Ordensgemeinschaften, in geistlichen Bewegungen sagen: „Lernt von den Kindern dieser Welt! Lernt von deren Sachverstand, von deren Methodenbewusstsein, von deren Verantwortlichkeit, von deren Einsatz, von deren Wirklichkeits- und Marktanalysen usw.!“ Gelegentlich kann man es von Laien, die im Berufsleben stehen, deutlich hören: „So können wir nicht mit dem Geld umgehen, wie ihr das tut!“ Oft genug finden sich gerade in Ordensgemeinschaften Mitglieder überfordert, wenn sie sich für finanzielle Entscheidungen verantwortlich sehen, für die sie eine qualifizierte

Ausbildung bräuchten. Oder ihnen wird eine verantwortliche Aufgabe zugeteilt, für die ihnen zum großen Teil echte „kommunikative Kompetenz“, also die Umgangsfähigkeit mit Entscheidungssituationen und Menschen, fehlt – zum eigenen Schaden und zum Nachteil für die ihnen anvertrauten Menschen, Güter und Institutionen.

Die selbstkritische Frage müsste hier lauten: Bemühen wir uns genügend, Entscheidungsträgern die entsprechenden Ausbildungshilfen zu geben?

Entscheiden, worauf es ankommt!

Im 1. Kapitel seines Briefes an die Philipper schreibt Paulus: „Ich bete darum, dass eure Liebe immer noch reicher an Einsicht und Verständnis wird, damit ihr beurteilen könnt, worauf es ankommt.“ (Phil 1,9) Im Anschluss an diesen Gebetswunsch kann man sagen: Es kommt nicht darauf an, dass man einfach irgendetwas entscheidet, sondern dass das entschieden wird, worauf es ankommt. Es gilt immer, mit der Frage zu leben, ob man nur einfach etwas „wegentscheiden“ will oder ob man sich mit dem „Gebot der Stunde“ befasst.

Mit dem „Gebot der Stunde“ befasst zu sein, ist oft genug damit verbunden, „über den Tag hinaus“ zu blicken, mittel- und langfristige Entwicklungen im Auge zu haben und darauf hin zu entscheiden. Nur von dorthin lassen sich Prioritäten finden und Entscheidungsabläufe sehen und zusammenordnen. Wer politischen, wirtschaftlichen und geistiggeistlichen Entwicklungen nicht auf der Spur ist, für den gilt der Satz von M. Gorbatschow: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Was hier von

politischen Entwicklungen gesagt wird, gilt mit entsprechender Übersetzung auch für geistliche Entscheidungen. Die stimulierte Frage lautet also: Gibt es für die Frage vordringlichen „Entscheidungsbedarf“?

Entscheidung bedarf der Freiheit

Die Aussage, dass eine Entscheidung der Freiheit aller Beteiligten bedarf, ist in der Theorie ebenso selbstverständlich wie in der Praxis keineswegs immer gegeben. Die Entscheidungspraxis zeigt oft genug, dass jeder hauptsächlich seine eigene Lobby ist (und hat) und das eigene „wohlverstandene Interesse“ durchsetzen will – bewusst oder unbewusst.

Bei der Suche nach dem Willen Gottes in einer geistlichen Suchgemeinschaft geht es aber nicht darum, das eigene Interesse durchzusetzen, sondern sich auf eine echte, ernst-gemeinte und offene Suche einzulassen. Diese „interessenfreie“ – nicht „interessenlose“ bzw. uninteressierte – innere Haltung ist oft schwer zu erreichen. Wenn eine Gemeinschaft in einer Entscheidungssituation innerlich frei geworden ist gegenüber den möglichen Ereignissen, dann ist schon fast alles geschafft. Aber wie viel Ängste blockieren da oft? Biblische Situationen und Menschen sind Beispiele für beides: für innere Blockaden und für Schritte zur Freiheit.

Petrus ist der „Apostel des Niemals“. Viermal bei seinen „Auftritten“ im Evangelium gebraucht er das Wort „niemals“, und jedes Mal muss er umlernen, umkehren: „Niemals“ sagt er, als der Herr ihn auf den Kreuzweg nach Jerusalem einlädt; „niemals“ sagt er in

Selbstüberschätzung seiner Treue; „niemals“ sagt er, als Christus ihm die Füße waschen will; „niemals“ sagt er, als eine nächtliche Vision ihn einlädt, Unreines zu essen und damit den Schritt über das jüdische Speisegesetz hinaus zu tun.

Gerade der Blick auf diesen großen „Entscheidungsträger“ und seine Lernschritte zeigt, wie sehr „entscheidende Entscheidungen“ mit Ängsten, Gewohnheiten, Vorurteilen usw. verbunden sind und wie fast unsagbar schwer es fallen kann, im Sinne des Evangeliums zu entscheiden. Abraham und seine Sippe zeigen in einer sehr handfesten Entscheidungssituation die innere Freiheit, die Indifferenz des Herzens. Abraham sagt zu Lot:

„Zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten soll es keinen Streit geben; wir sind doch Brüder. Liegt nicht das ganze Land vor dir? Trenn dich also von mir! Wenn du nach links willst, gehe ich nach rechts, wenn du nach rechts willst, gehe ich nach links.“ (Gen 13,8-9) Abraham geht es um das Eine: dass Friede ist. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ihm sozusagen „jedes Mittel“ recht, d.h. er ist innerlich frei, das zu tun, was jeweils mehr dem Frieden dient, und das zu lassen, was dem Frieden entgegensteht.

Wie wird solche Freiheit im Menschen freigesetzt? – Die Botschaft des Evangeliums gibt zur Antwort, dass der Mensch sich selber und all seine ängstlichen Besorgtheiten in die Hand Gottes geben darf: „Sorget nicht ängstlich ...!“ „Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr keinen Glauben?“ Die Angst um sich selber, die Sorge, zu kurz zu kommen, ist die Quelle der Unfreiheit in Entscheidungen. Wer sich selber das Leben sichern will, fällt vielleicht nach

außen hin eindrucksvolle, sichtbare Entscheidungen, geht aber am Eigentlichen vorbei – biblisch gesprochen: Er gewinnt die Welt und verliert sich selber (vgl. Mt 16,25).

So jedenfalls sagt Jesus von dem Mann, der sich durch den Bau größerer Scheunen seine Seelenruhe sichern will – „Du Tor!“ (Lk 12,20). Wachsen in der Entscheidungsfähigkeit heißt wachsen im Entscheidungsprozess! Das ist eines der wichtigsten Lernkapitel bei der Suche nach dem Willen Gottes. Als persönliche Gewissensfrage formuliert: Habe ich, haben wir unsere Sorgen, unsere Vorstellungen, unsere Motivation so weit in die liebende Sorge Gottes abgeben können, dass wir innerlich bereit sind, nach dem zu suchen und uns für das zu entscheiden, was der Geist uns eingibt?

Gemeinsame Entscheidungsfindung heißt Bereitschaft zur Auseinandersetzung

Was den meisten Christen im Blick auf die Urgemeinde ins Bewusstsein kommt, ist wohl der Satz: „Sie waren ein Herz und eine Seele.“ (Apg 2,44) Sicherlich ist damit eine Seite urchristlicher Wirklichkeit ausgedrückt. Es gibt aber auch eine andere: Die ersten Gemeinden hatten auch viele Auseinandersetzungen und massive Konfliktsituationen zu bestehen. Auf etwa 80 Konfliktstellen kam ich beim „Durchzählen“, davon etwa 40 verschiedene theologische, gemeindliche, spirituelle kontroverse Themen und Vorgänge!

Man muss sich nur vorstellen, was es für eine Entscheidungssituation bedeutet, wenn ein Teil der Gemeinde von der Naherwartung lebt und ein anderer

Teil anfängt, die „Parusieverzögerung“ ernstzunehmen. In heutige Zeiten übertragen, würde dies beispielsweise bedeuten: Soll man noch ein Exerzitienhaus bauen, wenn ein Teil der Gemeinde die endgültige Wiederkunft Christi für die nächsten drei Jahre erwartet?

Ein anderes, sehr bitter schmeckendes Beispiel für die Not gemeinsamen Tuns und Entscheidens zeigt sich in einem Konflikt zwischen Barnabas und Paulus. Paulus will Markus nicht mehr auf seine Missionsreisen mitnehmen. Barnabas dagegen will ihn dabei haben. Dies führt dazu, dass die beiden großen Missionare nicht mehr zusammen missionieren! Was durch diesen Verweis deutlich werden kann, ist dies: Auch zwischen geisterfüllten Christen gibt es bei der gemeinsamen Entscheidungsfindung immer wieder Konflikte. „Ich widerstand ihm ins Angesicht“, sagt Paulus über seine Auseinandersetzung mit Petrus. Entscheidungssuche bedeutet darum immer auch Bereitschaft zu mühsamen Auseinandersetzungen, Missverständnissen, Verletzungen usw. – Wie weit ist eine Gemeinschaft bereit, das „tägliche Kreuz“ der gemeinsamen Suche nach guten Lösungen auf sich zu nehmen?

Würde Jesus so entscheiden?

Bei einer Diözesansynode lautete eine Anfrage etwa folgendermaßen: Wenn eine Frau ihren kranken Mann am Sonntag in die Kirche der anderen Konfession bringt, muss sie dann nochmals in die katholische Kirche gehen, um der „Sonntagspflicht“ zu genügen? – In einer der Wortmeldungen mahnte ein Redner an, man möge auch bedenken, wie Jesus da wohl entschieden haben

würde. Mag diese Anmahnung manchmal als unangemessen empfunden werden, mag sie gelegentlich auch unangemessen sein, – in einem gemeinsamen Suchen nach Gottes Willen ist der Blick auf Jesus ebenso notwendig, wie er zuweilen auch unbequem sein kann. Sicherlich gibt es da Kurzschlüsse, wenn unbedachte Übertragungen stattfinden; sicherlich ist das Jesusverständnis und die Auswahl, wann man sich auf ihn be ruft und wann nicht, oft sehr subjektiv gefärbt, und doch bleibt die Mahnung: „Seid so gesinnt, wie Jesus Christus gesinnt war ...“ (Phil 2,5).

Geschieht eine Entscheidung „im christlichen Geist“, im „Sinne Jesu“? Passt das zu ihm, zu seinem Evangelium? – Eine christliche Entscheidungsweise wird sich an diesen Fragen orientieren und mit ihnen leben müssen und dürfen. Im Brief an die Epheser ist dies mit den Worten ausgedrückt: „Prüft, was dem Herrn gefällt, und habt nichts gemein mit den Werken der Finsternis, die keine Frucht bringen.“ (Eph 5,10)

„Prüft alles und behaltet das Gute“

Kurz und ohne näheren Kontext und Erklärung steht das Wort: „Prüft alles, das Gute behaltet!“ im 1. Brief an die Thes salonicher (5,21). Wie kurz die Mahnung auch sein mag, so grundlegend ist sie für die Suche nach Gottes Willen.

Es ist erstaunlich, wie phantasielos und kurzschlüssig manche Entscheidungsvorgänge sind. Ein Vorschlag wird gemacht, alles nickt; oder es gibt heftige Gegenrede und einen Gegenvorschlag, und nach einigem Hin und Her wird dann abgestimmt und ein Vorschlag angenommen. In der Einladung, „alles“ zu

prüfen, liegt eine große Weite. Sie lädt dazu ein, im Heiligen Geist zu phantasieren, und verschiedene Möglichkeiten zu suchen, bis sich in einer Alternative vielleicht ungeahnte Möglichkeiten zeigen und weit auseinanderliegende Interessen zusammenkommen können. Freilich sind dann Unterscheidungsvorgänge und stilvolles umgehen mit

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Entscheidungsfragen notwendig. Zuweilen ist dies mühevoll und langwierig, aber auf lange Sicht doch der einzig sinnvolle Weg. – Sind in einer Suchgemeinschaft genügend Geduld und ausreichend Phantasie für ein solches Vorgehen vorhanden?

Entscheidungsmächtige Wirklichkeit – Schattengefichte

Nichts wirkt so mächtig auf menschliches Entscheiden ein wie die Wirklichkeit. So ist die jüdische Synagoge vermutlich durch die Verschleppung ins babylonische Exil entstanden. Neue Zeiten brechen an, manches Alte wird hinfällig, neue Zukunftsfragen stellen sich. Je mehr eine Gemeinschaft auf der Spur des Wirklichen ist und von den Zeichen der Zeit her zu entscheiden versucht, um so mehr kann sie im „Heute Gottes“ leben. Johannes XXIII. berief das II. Vatikanische Konzil ein, um gemeinsam nach Entscheidungen zu suchen, die zeitentsprechender, angemessener,

wirklichkeitsnäher, „inkarnierter“ sein sollten. Er fasste dieses Anliegen in das Wort vom „aggiornamento“. Dies bedeutet nicht „Anpassung“ im schlechten Sinn, sondern „Verheutigung“ (vgl. il giorno = der Tag). Christliche Entscheidungen sollten auf das laufende Datum gebracht werden.

Paulus scheint bei den Kolossern erlebt zu haben, dass sie sich in ihren Entscheidungen und ihrem gegenseitigen Urteilen, Beurteilen und Verurteilen zuweilen in sehr vordergründigen Wirklichkeitsebenen bewegten:

„Es soll euch niemand verurteilen wegen Speise und Trank oder wegen eines Festes, ob Neumond oder Sabbat. Das alles ist nur ein Schatten von dem, was kommen wird, die Wirklichkeit aber ist Christus.“ (Kol 2,16) Wieviel Aufwand, wie viel Pseudowirklichkeit, wie viel Ideologie, wie viel verbissenes Festhalten an Schattenwirklichkeiten, mag Paulus gedacht haben. Und wie viel gelassener könnten Entscheidungen aussehen, wenn die eigene Wirklich-

keitssicht nicht verabsolutiert würde, sondern sich eine Entscheidungsgemeinschaft vom Geist Gottes immer näher an die „wirkliche Wirklichkeit“ heranführen ließe!

Sicherlich ließe sich noch vieles sagen zur Suche nach dem Willen Gottes:

- dass er immer auch Geheimnis bleibt, das sich erst in der letzten Vollendung ganz offenbart,
- dass es ein „Jetzt“ gibt und auch ein Verpassen des richtigen Zeitpunktes,
- dass es manche Entscheidungen in der Kirchengeschichte gibt, die als Orientierungsmodell dienen können; vor allem bei einer Reihe von Heiligen kann man Hilfe suchen.

Über allen Unsicherheiten und Fragen steht die biblische Verheißung, der Geist werde in alle Wahrheit einführen (Joh 16,13). Auch die biblischen Suchgemeinschaften mussten ihren Weg oft genug im Halbdunkel gehen und bei einem „Minimum an Sehfähigkeit ein Maximum an Liebe wagen“ (Peter Wust).

.....

1 Vortrag bei der Frühjahrstagung der Ordensreferenten der deutschen Diözesen am 26./27. März 2009 in Hünfeld.

Norbert Kößmeier

Geboren 1962, studierte Norbert Kößmeier Theologie in Sankt Augustin und Sao Paulo. Seit 1993 ist er missio-Diözesanreferent im Erzbistum Freiburg und seit 1999 Chefredakteur der Missionszeitschrift „Forum Weltkirche“.



Norbert Kößmeier

Afrika - Der schwierige Weg in eine hoffnungsvolle Zukunft

Vorbemerkung

Wo fängt man eigentlich an, wenn man in eine Tagung einführen soll, die sich komplexen Fragen im Kontext Afrikas widmet? Nachdem ich als Chefredakteur von „Forum Weltkirche“ angefragt worden bin, diese Aufgabe zu übernehmen und ich auch zugesagt hatte, kamen mir zwischenzeitlich doch meine Zweifel, dies in einer halben Stunde bewerkstelligen zu können. Im Folgenden werde ich Entwicklungen und Situationen aufzeigen, die zunächst einmal außerhalb des rein kirchlichen Binnenraumes liegen, die aber wichtig sind, um die Situation in afrikanischen Ländern einordnen zu können und die m.E. den Hintergrund für die weiteren Themen dieser Tagung darstellen. Erwarten Sie aber nicht von mir, dass Sie Afrika in seiner Komplexität nach dieser Einführung auch verstehen wer-

den. Es freut mich sehr, dass der DKMR „Afrika“ in den Mittelpunkt seiner diesjährigen Mitgliederversammlung gestellt hat. Zwei Daten werden in diesem Jahr den Blick auf Afrika richten: die Zweite Afrikasynode im kommenden Oktober; aber auch der 125. Jahrestag

DKMR-Tagung 2009

Die Mitgliederversammlung 2009 des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR) setzte sich das Schwerpunktthema „Afrika“. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in dieser Ausgabe neben dem Hauptvortrag von Norbert Kößmeier weitere vier Vorträge, die sich mit den aktuellen Herausforderungen des Kontinents beschäftigen.

des Beginns der so genannten „Berliner Konferenz“ am 15. November – oder weitläufig auch „Kongo-Konferenz“ genannt, also jener Konferenz, die das Schicksal Afrikas dramatisch veränderte.

Das düstere Bild von Afrika

Schaut man sich die Statistiken an, ergibt sich für Afrika zunächst einmal ein düsteres Bild. 54 Staaten¹ zählt der zweitgrößte Kontinent, der etwa dreimal so groß ist wie Europa. Die 972 Millionen Einwohner² gehören einer Vielzahl von Völkern und Kulturen an, die insgesamt etwa 2.500 unterschiedliche Sprachen sprechen. Aber: Von den 54 Staaten finden sich 22 in der Gruppe der Länder mit dem niedrigsten Index der menschlichen Entwicklung, gemäß dem HDR 2007-2008. Und sie sind die einzigen in dieser Gruppierung. Nur afrikanische Staaten sind in dieser Gruppe ausgewiesen, allesamt Länder aus dem Afrika südlich der Sahara, auf das ich auch meine folgenden Ausführungen konzentrieren werde. Die Lebenserwartung wird für diesen Teil Afrikas in Zeiten von HIV/AIDS mit durchschnittlich 49,6 Jahren angegeben. Südasien, die Region mit den zweitschlechtesten Werten, weist demgegenüber eine Lebenserwartung von 63,8 Jahren auf (für Deutschland wird eine Lebenserwartung von 79,1 Jahren angegeben). Etwa die Hälfte der afrikanischen Bevölkerung hat keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser (in Südasien sind es 15 Prozent) und 32 Prozent der Bevölkerung sind unterernährt (dies bezieht sich auf 2004). Zudem hat Afrika massiv unter der Tragödie der gewaltsamen Konflikte zu

leiden. Zwei Drittel der Friedensmissionen der Vereinten Nationen in den vergangenen zehn Jahren haben in Afrika stattgefunden. Zur Zeit gibt es 7 in Afrika mit insgesamt 67.000 Soldaten³. James D. Fearon and David D. Laitin vom Department of Political Science der Stanford University / USA haben in ihrer Studie „Ethnicity, Insurgency and Civil War“ darauf hingewiesen, dass bis 2003 22 Staaten Afrikas *nach* ihrer Unabhängigkeit einen Bürgerkrieg erleben mussten – mit unzähligen Opfern.⁴ Der UNHCR gibt im Jahresbericht 2007 für Afrika 2,2 Millionen Flüchtlinge an (von insgesamt 11 Millionen weltweit).⁵ Die Zahl der IDPs (Internal Displaced People) wird vom Internal Displacement Monitoring Centre (errichtet vom Norwegian Refugee Council) für das Jahr 2008 mit 11,6 Millionen in Afrika angegeben. Dies ist die Hälfte aller IDPs weltweit.⁶ Die Statistiken könnten fortgeführt werden, was die Alphabetisierungsrate, das Pro-Kopf-Einkommen, die Kindersterblichkeit etc. angeht. Doch ich will es hierbei belassen. Viel wichtiger ist mir, dies in Zusammenhänge zu stellen, die jenseits aller Stammtischparolen liegen, die dann nicht selten mit rassistischen Untertönen lauthals betonen: „Wir haben den Afrikanern bereits mehr als genug geholfen. Aber sie kriegen es nicht auf die Reihe. Jetzt müssen sie endlich selber sehen, wie sie zurecht kommen. Sie haben die Verantwortung für die Misere zu tragen.“ Letztlich wird ihnen die alleinige Schuld an der Situation zugeschrieben. Und wenn sie selber schuld sind, warum sollten wir uns also noch anstrengen? (NB: Fürstin Gloria von Thurn und Taxis zur Frage von HIV/AIDS: „Die Afrikaner schnackeln zu viel.“)

Schwierige Ausgangslage

In seinem Buch „Ach Afrika“ weist Bartholomäus Grill sehr anschaulich darauf hin, dass Afrika zunächst einmal äußerst schwierige Ausgangsvoraussetzungen hat, was die Fragen der Entwicklung angeht. Gepeinigt wie kein anderer Kontinent ist Afrika von Naturkatastrophen, die in Zeiten des Klimawandels an Dramatik zunehmen. HIV/AIDS, Tuberkulose und Malaria, sowie zahllose Tropenkrankheiten, deren Erforschung bzw. die Entwicklung von Heilmitteln nicht auf der Prioritätenliste westlicher Pharmakonzerne stehen, führen dazu, dass der Gesundheitszustand der Bevölkerungen häufig als angegriffen bezeichnet werden kann. Bartholomäus Grill weist des Weiteren auf – wie er sagt – den „Fluch der Geografie“⁷ hin.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Viele Länder Afrikas sind Binnenländer, abgeschnitten von der Küste. Eine zum Teil miserable Infrastruktur führt dann dazu, dass Transportkosten ein Vielfaches an Geld verschlingen als dies für Küstenländer der Fall ist (NB: Ein Schiffscontainer von Baltimore in die Elfenbeinküste 3.000 Dollar, in die Zentralafrikanische Republik aber schon 13.000 Dollar Frachtkosten.)

Zudem haben vier Jahrhunderte der Sklaverei, die bis zu einem Drittel der Gesamtbevölkerung hinraffte und ein

brutaler Kolonialismus, der z.B. zwischen 1885 und 1908 im Kongo zu einem furchtbaren Völkermord mit 6 Mio. Toten führte (der amerikanische Journalist Adam Hochschild spricht gar von 10 Mio.), tiefe Narben hinterlassen, die bis heute ihre Wirkung zeigen.⁸

Neopatrimonialismus, Korruption und Machtmissbrauch

Wenn wir uns die heutige Situation anschauen, dann werden wir trotz der schwierigen Ausgangsvoraussetzungen unseres südlichen Nachbarkontinents natürlich nicht umhin kommen, die Frage nach dem „Warum“ zu stellen: Warum haben es viele afrikanische Länder nicht geschafft, die letzten Tabellenplätze des Human Development Report zu verlassen? Fragen nach Staatsführung, Korruption und die Herrschaft der „big men“ rücken in den Mittelpunkt des Interesses. Und wir stoßen dabei auf eine Herrschaftsform, die weitläufig als neo-patrimoniale Herrschaft bezeichnet wird.

Der Politikwissenschaftler Peter Meyns betont in dem entsprechenden Artikel im „Afrikalexikon“, dass die unangefochtene Autorität eines Herrschers, Staatspräsidenten oder auch einer Elite wesentliches Kennzeichen eines solchen Systems ist. „[Der Herrscher] besitzt die Verfügungsgewalt über den Staatsapparat und setzt sie im Interesse seiner Herrschaftssicherung ein. Staatliche Ämter und Ressourcen sind die materielle Grundlage – die Pfründe – des Neopatrimonialismus. Ämter werden nicht primär nach Kriterien sachlicher Kompetenz, sondern persönlicher Loyalität vergeben. Der Zugang zu ihren Ämtern verschafft den Amtsinhabern wiederum

Zugang zu Ämtern und Ressourcen in ihrem Verantwortungsbereich. So entsteht ein Netzwerk des Klientelismus, in dem Patronage und Loyalität zwei Seiten derselben Medaille sind und in dessen Zentrum der Herrscher die Fäden zieht.⁹

Unabhängig von den formalen politischen Strukturen wird hier Herrschaft über informale, klientelistische Beziehungen organisiert. „Der herrschende Patron – sei es in der Person eines Autokraten, als Mitglied eines Clans oder allgemein als Stellvertreter einer Elite – erwirbt sich in diesem System Gefolgschaft, indem er Ressourcen an seine Anhänger umverteilt. Nicht die Orientierung am Gemeinwohl aller, sondern die Privilegierung der eigenen Klientel steht somit im Vordergrund der politisch Herrschenden.“¹⁰ Fehlende Kontrollen staatlicher Amtsführung, mangelnde Kompetenz so mancher Amtsinhaber sowie der persönliche Bereicherungsdrang der herrschenden Eliten begünstigen die zunehmende Privatisierung des Staates. Begleitet wird dieser Prozess, da er auch immer mehr kriminelle Energie freisetzt, durch fortschreitende Korruption – insbesondere in rohstoffreichen Ländern von ausländischen Investoren genährt.

Der ehemalige Generalsekretär der nigerianischen Bischofskonferenz, Father George Ehusani, weist in seinem Artikel „Hat Demokratie in Nigeria eine Chance?“ in der aktuellen Ausgabe von *Forum Weltkirche*¹¹ auf genau diese Problematik hin. Nach den furchtbaren Wahlen 2007, die durch massive Manipulationen und Einschüchterungen Nigeria an den Rand einer Katastrophe gebracht hatten, richtete der neue Präsident eine unabhängige Kommission

zur Wahlreform ein. Die wesentlichen Empfehlungen, die von der Mehrheit der Bevölkerung mit Freude aufgenommen worden sind, wurden jedoch erst jüngst vom Präsidenten selbst abgelehnt. Dies wird verständlich, wenn man ein neo-patrimoniales Herrschaftssystem als Erklärungsmodell zu Grunde legt. Denn die Vorschläge der Wahlreformkommission würden die Befugnisse der herrschenden Elite deutlich einschränken. Unabhängige Kontrollen würden etabliert und dem Einflussbereich der Staatsführung entzogen.

Auf einer missio-Tagung am 06. Mai 2009 in Trier machte George Ehusani darauf aufmerksam, dass es bei den Wahlen letztlich immer nur darum gehe, wer uneingeschränkter Zugang zu den „Fleischtopfen des Landes“ erhalte, sprich den Einnahmen aus dem Erdölgeschäft, die 70 Prozent der Gesamteinnahmen des Staates ausmachen. Diesen Zugang gilt es – aus Sicht der Elite – um jeden Preis zu sichern.

Die Unterentwicklungsfalle

Neo-patrimoniales Herrschaftssystem steht nicht nur im Gegensatz zu westlichen Vorstellungen von Demokratie und guter Regierungsführung. Es wird als eine Ursache für die fehlende wirtschaftliche Entwicklung gesehen. Markus Beckmann, Lehrstuhl für Wirtschaftsethik der Martin-Luther-Universität Halle / Wittenberg, weist in seinem Diskussionspapier „NePAD und der African Peer Review Mechanism – Zum Potential politischer Selbstbindung“ darauf hin, dass sich solche Systeme vor allem auch durch die Nichtkalkulierbarkeit hinsichtlich der Entscheidungen der herrschenden Elite auszeichnen. „Die

drohende Aussicht, dass die Früchte der eigenen Arbeit durch die herrschende Elite umverteilt werden (könnten) [Anmerkung: Dazu zählt nicht nur die Verstaatlichung von Unternehmen, sondern auch neue willkürliche Gebühren, Steuern etc., mit denen der einzelne plötzlich und unerwartet konfrontiert wird], untergräbt Erwartungssicherheit und führt dazu, dass die breite Bevölkerung in ein anderes Konsum- und Investitionsverhalten ausweicht. Investitionen bleiben aus und der wirtschaftliche Niedergang nimmt seinen Lauf.“ Und er spricht in diesem Zusammenhang von einer so genannten Rationalfalle: „Für die herrschende Elite erscheint es rational, ihre Macht nicht einzuschränken [Anm.: um eben ihre Einnahmen zu sichern]. Für die Bevölkerung ist es rational, keine ausbeutbaren Investitionen zu tätigen. Gleichzeitig schädigt die resultierende wirtschaftliche Unterentwicklung alle Beteiligten.“ Das neo-patrimoniale System ist eine Unterentwicklungsfalle.¹² So sehr dieses System der neo-patrimonialen Herrschaft zu verurteilen ist und vor allem die ärmsten Bevölkerungsteile in den Abgrund stürzt, sollte jedoch nicht vergessen werden, dass dieses System neo-patrimonialer Herrschaft zum kolonialen Erbe Afrikas gehört. Denn es waren die Kolonialmächte, die dieses System implementierten. Der Kolonialstaat war nie ein moderner Staat gewesen. Die „bürokratische Sachlichkeit“ und das auf der abstrakten Geltung gleichen objektiven Rechts beruhende Ideal der Verwaltung „ohne Ansehen der Person“ war auf das Zentrum der Macht in der kolonialen Hauptstadt sowie auf die europäische Bevölkerung begrenzt. Die große Mehrheit der Bevölkerung stand unter

indirekter Herrschaft. Der verlängerte Arm der Kolonialmacht waren Chiefs, Älteste und Könige.¹³

Der demokratische Aufbruch

Es wäre fatal, nun bei der bisher erfolgten Beschreibung stehen zu bleiben. Und es würde das Bild zementieren, dass es ja doch die Afrikaner sind, die die alleinige Verantwortung für die Situation zu tragen haben. Wie gesagt, Neopatrimonialismus ist nur ein Grund für die Situation der Unterentwicklung. Und damit möchte ich den Blick zunächst auf Entwicklungen lenken, die i.d.R. nicht ins weitläufig bekannte Bild vom Katastrophenkontinent passen. Es geht um die größten politischen Umwälzungen seit dem Fall der Berliner Mauer. Nach dem Ende des Kalten Krieges finden wir ein Afrika vor, das Jahrzehnte unter der Auseinandersetzung der westlichen und östlichen Großmächte gelitten hat. In aller Regel waren Autokraten an der Macht, häufig gestützt von den Großmächten. Demokratie, Rechtsstaatlichkeit oder Einhaltung der Menschenrechte waren bis dahin nicht die Interessen der westlichen Mächte, wenn es um Afrika ging. Mit dem Ende des Kalten Krieges jedoch begann auch ein neuer Abschnitt in vielen afrikanischen Ländern.

Schauen wir uns heute die Landkarte an, dann stellen wir fest, dass Einparteien-Systeme und „Staatspräsidenten auf Lebenszeit“ fast völlig von der Landkarte verschwunden sind. Die Amtszeiten für Präsidenten sind durch neue Staatsverfassungen begrenzt worden. Zahlreiche Länder haben sich erfolgreich dagegen gewehrt, wenn ein Amtsinhaber die Begrenzung aufheben

wollte, auch Nigeria. Und selbst in Ländern wie Uganda oder Simbabwe, wo Yoweri Museveni bzw. Robert Mugabe an ihrer Macht kleben, wächst der Widerstand der politischen Opposition, der Gesellschaft und der Medien. Vor 1990 gab es, wenn überhaupt, nur wenige Demokratien in Afrika. 2007 hat Freedom House die Hälfte der Länder Afrikas südlich der Sahara als Demokratien eingestuft – also als Systeme, in denen die Bürger des Landes in mehr oder weniger freien und fairen Wahlen ihre Staatslenker wählen oder auch abwählen können. Ein gewisses Maß an persönlichen und politischen Freiheiten bzw. Rechten setzt dies voraus.

Afrobarometer, ein internationales Netzwerk von Politik- und Gesellschaftswissenschaftlern, weist in einer empirischen Studie nach, dass die Mehrheit der Bevölkerungen in 19 untersuchten Ländern die Demokratie als politisches System favorisiert. 70 Prozent sehen Demokratie als das bevorzugte politische System an. 75 Prozent lehnen eine Militärdiktatur ab, 73 Prozent ein Einparteien-System und 79 Prozent die Herrschaft eines einzelnen autokratischen Herrschers (strongman rule). 59 Prozent der Befragten geben an, dass in ihrem Land eine volle Demokratie herrsche. Jedoch nur 49 Prozent sind mit der konkreten Demokratie in ihrem Land zufrieden. Afrobarometer kommt in der erst Ende Mai 2009 veröffentlichten Studie, die sich über zehn Jahre erstreckte, zu folgendem Ergebnis:

- Demokratische Haltungen sind auf Seiten der Bevölkerung im Aufwind. Wenn sich dieser Aufwärtstrend, der bis zum Beginn der weltweiten Finanzkrise festgestellt werden konnte,

weiter fortsetzt, dann ist dies eine sehr vielversprechende Entwicklung hinsichtlich weiterer Demokratisierungsprozesse auf dem afrikanischen Kontinent.

- Jedoch nur die Hälfte der Befragten fordern auch Demokratie ein. Die Demokratisierung hat noch einen weiten Weg vor sich.¹⁴

Die Mobilfunk-Revolution

In diesem Zusammenhang lassen Sie mich einen Aspekt benennen, der nur wenig Beachtung findet: die Revolution der Kommunikationsmedien in Afrika. Insbesondere das Mobiltelefon spielt heute eine bedeutende Rolle. Im bevölkerungsreichsten Land Afrikas – in Nigeria – verfügen etwa 44 Mio. Einwohner über ein Mobiltelefon. Enorme Zuwachsraten sind auch in anderen Ländern zu beobachten. Neue Einkommensquellen eröffnen sich, gerade auch für die ärmere Bevölkerung. Prepaid-Cards werden zur Bank der armen Leute. Verwandte im Ausland oder in weit entfernten Städten transferieren Gelder auf die Prepaid-Cards, die gehandelt werden können. Und nicht zuletzt: Eine neue Öffentlichkeit in Fragen von Menschenrechten, damit letztlich auch Demokratisierungsprozessen und eine Stärkung der Zivilgesellschaft wird mit diesen Kommunikationsmöglichkeiten hergestellt; Vergehen von Polizei und Amtsträgern können leichthin fotografiert und verbreitet werden. In Simbabwe haben Wahlbeobachter der Opposition und Zivilgesellschaft via SMS innerhalb kürzester Zeit die Wahlergebnisse aus dem ganzen Land zusammengetragen. Video-Reportagen – mit dem Handy gemacht –, die sich zum Ziel gesetzt

haben, Demokratisierungsprozesse zu unterstützen, werden im Internet veröffentlicht.¹⁵ Diese Revolution durch neue Kommunikationsmöglichkeiten wird Afrika nachhaltig verändern.

Afrika hilft sich selbst

Die Situation der Armut stellt eine massive Herausforderung für die häufig fragilen und jungen Demokratien dar. Was, wenn Demokratie in keinsten Weise zu wirtschaftlicher Entwicklung beiträgt, wenn große Teile der Bevölkerung weiterhin in einer Situation der Armut verbleiben und eine wirtschaftliche Besserung ausbleibt? Afrikanische Länder haben deshalb 2001 eine Initiative ins Leben gerufen, die sich diesen Fragen verpflichtet fühlt und einen entscheidenden Beitrag für die Entwicklung des Kontinents leisten will. NePAD - Die Neue Partnerschaft für Afrikas Entwicklung (New Partnership for Africa's Development) ist 2001 von Ägypten, Algerien, Nigeria, dem Senegal und Südafrika gegründet worden. Demokratisierung, Rechtsstaatlichkeit, Achtung der Menschenrechte, Good Governance und Ausbau marktwirtschaftlicher Strukturen sind zentrale Stichworte dieser Initiative.

Das Besondere an dieser Initiative ist die Einführung des „African Peer Review Mechanism“ – ein Instrument, dass der gegenseitigen Überprüfung und Unterstützung dienen soll. Damit aber bekommt die NePAD-Initiative eine andere Qualität als frühere Aktionspläne, da sie sozusagen einen Tabubruch begeht: das Dogma der Nichteinmischung in die Entwicklungen des Nachbarlandes oder anderer afrikanischer Länder ist somit durchbrochen.

Inhalte der guten Regierungsführung werden erstmals zum Gegenstand eines förmlichen, politischen Dialogs zwischen afrikanischen Staaten, und nicht mehr ausschließlich ein „Geberländer-Thema“. Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass dieses Instrument massive Kritik insbesondere von zivilgesellschaftlichen Organisationen erfahren hat.¹⁶ Und dies nicht zu Unrecht. Die Zivilgesellschaft kam in diesem Instrument der Selbst- und Fremdevaluation der afrikanischen Länder zunächst nicht oder nur kaum vor. Kritik wurde auch daran geübt, dass APRM keine Strafen gegenüber solchen Ländern vorsieht, die als Ergebnis der Fremdüberprüfung sich nachweislich nicht den Prinzipien der „Good Governance“ oder der Rechtsstaatlichkeit verpflichtet fühlen.

Vom Selbstverständnis her sieht sich APRM selbst zunächst einmal als ein Lerninstrumentarium – von den Erfahrungen der Nachbarn oder anderer afrikanischer Länder lernen. Meiner Einschätzung nach – so sehr einzelne Kritikpunkte ernst zu nehmen sind – liegt das Besondere dieses Prozesses in dem Bemühen der afrikanischen Staaten, eine eigene Agenda für Entwicklung und Demokratisierung auszuarbeiten, umzusetzen und vor allem sich diese Agenda auch zu eigen zu machen. Zugleich entwickelt APRM eine unvorhersehbare Eigendynamik im positiven Sinne. 29 Staaten sind inzwischen dem Prozess der Selbst- und Fremdevaluation beigetreten.¹⁷ Die ersten Ergebnisse liegen vor. Einzelne Länder, z.B. Ghana, die diesen Prozess inzwischen komplett durchlaufen haben, haben von sich aus beschlossen, die kompletten Ergebnisse zu veröffentlichen. Damit aber schaffen sie eine neue Transparenz, die

zum einen der Kritik entgegenwirkt, geschönte Berichte für die Geberländer zu erstellen. Zum anderen wird es für Länder, die sich bisher den Zielsetzungen in ihrer eigenen Regierungsführung nicht verpflichtet fühlen, schwerer, sich diesem gesamten Prozess zu entziehen, denn sie sehen sich auf einmal mit der öffentlichen Meinung konfrontiert.¹⁸

Die fehlende Glaubwürdigkeit des Westens

Dies sind begrüßenswerte Entwicklungen, die jedoch, damit sie Erfolg haben, auch von der internationalen Gemeinschaft der Unterstützung bedürfen. Damit kommen wir aber zu einer entscheidenden Frage: Ist es der internationalen Gemeinschaft überhaupt ernst damit, afrikanische Länder darin zu unterstützen, die letzten Tabellenplätze der Entwicklung verlassen zu können oder stehen nicht doch Eigeninteressen im Vordergrund? Wenn wir uns das Agieren der internationalen Gemeinschaft anschauen, war dies während des Kalten Krieges vor allem durch ideologische und strategische Überlegungen geprägt. Demokratie, Rechtsstaatlichkeit oder Einhaltung der Menschenrechte waren bis dahin nicht die Interessen der westlichen Mächte, wenn es um Afrika ging. Es spielte z. B. keine Rolle, wie sich Diktator Mobutu gegenüber der eigenen Bevölkerung des Zaire verhielt, wie sehr er sich selbst bereicherte etc. Entscheidend für den Westen war: Er galt als verlässlicher Partner, der die Interessen des Westens garantierte, nämlich den Zugang zu den Rohstoffen des Landes, und gleichzeitig ein Bollwerk gegen die Kommunisten darstellte. Und dies ist nur eines von unzähligen Beispielen.

Die Frage nach dem Zugang zu Ressourcen ist bis heute verantwortlich für Gewalt, Krieg und Vertreibung. „Es ist offensichtlich, dass die Rohstoffe des Kongo die Gier gewisser Mächte entfachen und in direkter Beziehung zur Gewalt gegen die Bevölkerung stehen.“ So formulierten es die katholischen Bischöfe des Landes 2008 in einem dramatischen Appell. Und sie betonten: „Die ganze Welt hat von einem friedlichen Kongo mehr als von einem Kongo im Krieg.“¹⁹ Die weitverbreitete Korruption wird bis heute vor allem in der westlichen Welt als Hauptursache für Unterentwicklung angeprangert. Doch dabei wird geflissentlich übersehen, dass es westliche Unternehmen waren, die enorme Bestechungsgelder an korrupte Regierungen zahlten, um an lukrative Verträge zu kommen oder aber den Zugang zu den Rohstoffen zu erhalten. Deutschland war davon nicht ausgenommen. Bis 1999 war es deutschen Unternehmen möglich, solche Bestechungsgelder von der Steuer abzusetzen. Und die Unternehmen blieben von einer Strafverfolgung verschont. Peter Eigen, Gründer von Transparency International, betonte in einem Interview: „Aber allgemein muss man sagen, dass die großen Unternehmen in den reichen Staaten systematisch die Korruption in die Länder des Südens hineingetragen haben. Und deswegen ist die Bemerkung von Bundespräsident Köhler richtig, wenn er sagt, dass ein großer Teil der Verantwortung für die Korruption bei uns liegt – bei uns im Norden, bei unseren Unternehmen, die sich nicht geschämt haben, systematisch die falschen Entscheidungen zu kaufen von den Ministern, von den Präsidenten, von den hohen Beamten

- und dadurch eben Afrika zum Beispiel in Armut und Verderben gestürzt haben.“²⁰

Und ein weiteres fällt auf: Die Vorgaben von Geberländern bzw. -institutionen sind zum Teil widersprüchlich oder aber aus Sicht der Empfängerländer nur schwer erfüllbar. Hatte der Internationale Währungsfonds in den 80/90er Jahren von den hoch verschuldeten Ländern die Durchführung so genannter Struktur-Anpassungsprogramme (SAP) verlangt, die nach neoliberalen Mustern die Privatisierung vieler Sektoren und die Liberalisierung der Märkte verlangte – vor allem aber einen möglichst kleinen Staat vorsah – so musste der IWF selbst einsehen, dass diese Programme nicht die erhofften Ziele erbracht haben. Armutsreduzierung hieß die neue Strategie, die mit dem Millenniumsgipfel der Vereinten Nationen im Jahr 2000 auf den Weg gebracht wurde. Die neue Strategie sah nun sehr wohl einen handlungsfähigen Staat als Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Umsetzung vor. Was aber, wenn es aufgrund voriger Vorgaben kaum noch einen handlungsfähigen Staat gab, da er sich aus allen Sektoren herausgezogen hat und gleichzeitig kaum Geld zur Verfügung hat, da die einheimische Wirtschaft der Öffnung der Märkte nichts entgegensetzen konnte und davon zugrunde gerichtet wurde?²¹

Fehlende Glaubwürdigkeit werfen afrikanische Staaten auch den G8 vor. In den vergangenen Jahren haben am Rande des G8 Gipfels immer wieder Treffen mit afrikanischen Staatsführern stattgefunden. Man sah die Notwendigkeit, Afrika eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und vereinbarte entsprechende Initiativen. Doch die

gemachten Versprechen sind immer wieder unterlaufen worden. Jüngstes Beispiel: Während des G8 Gipfels in Gleneagles (2005) versprachen die G8, ihre Entwicklungshilfe bis zum Jahr 2010 um 25 Milliarden US Dollar zu erhöhen, gemessen an der Hilfe von 2004 also fast zu verdoppeln. Angesichts der gegenwärtigen Finanzkrise haben nun Italien und auch Frankreich ihre Hilfe nicht nur nicht erhöht, sondern sogar gekürzt.²²

Wenn wir uns der EU zuwenden, dann fehlt es bis heute an einer kohärenten Politik des Außenhandels und der Entwicklungszusammenarbeit.²³ Zwar hat sie in den vergangenen Jahren vielfältige Anstrengungen unternommen, doch belastet eine nicht kohärente Politik die Beziehungen zwischen Afrika und der EU. Als Beispiel sei an dieser Stelle nur auf die Fischerei- und Agrarpolitik der EU verwiesen, die dafür verantwortlich ist, dass Küsten vor Westafrika überfischt sind und die Lebensgrundlagen für die einheimische Bevölkerung zerstört wurden, dass schließlich landwirtschaftliche Produkte aus Europa auf afrikanischen Märkten günstiger sind als einheimische. Dirk Kohnert, Ökonom und stellvertretender Direktor des Institute of African Affairs (IAA) am deutschen Institut für globale und regionale Studien (GIGA) in Hamburg sieht in einer solch fehlgeleiteten Politik der EU eine der Hauptgründe für die dramatisch ansteigenden Migrationsbewegungen Afrikas.²⁴

Die Glaubwürdigkeit der europäischen Länder leidet auch in Bezug auf die so genannten Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (EPAs). Diese Abkommen, die mit den so genannten AKP-Staaten – den ehemaligen Kolonien Europas –

geschlossen werden sollen, dienen nach Einschätzung vieler Experten und auch zivilgesellschaftlicher Organisationen in erster Linie den Europäern selbst. EPAs sind, vereinfacht ausgedrückt, Freihandelsabkommen. Damit aber ist die grundlegende Problematik beschrieben: Wie können bäuerliche Betriebe und Kleinindustrien mit den Produkten aus hochindustrialisierten Ländern überhaupt konkurrieren? Zollschränken, die Europa oder auch die USA über eine sehr lange Zeit in ihrer Geschichte davor bewahrten, die eigenen Märkte zu öffnen, bis die eigenen Produkte konkurrenzfähig waren, werden den afrikanischen Ländern nur für maximal 15 Jahre zugestanden. 20 Prozent der Produkte dürfen die Länder Afrikas zwar vor dem freien Markt schützen, aber 80 Prozent sollen sich dem Weltmarkt stellen.²⁵ Ein wichtiger und m.E. auch ernst zu nehmender Kritikpunkt aus afrikanischer Sicht ist der Vorwurf, dass EPAs die Bemühungen von NePAD konterkarieren. Denn NePAD setzt sich für die Förderung regionaler Wirtschaftsgemeinschaften ein. EPAs jedoch haben den Konkurrenzkampf der afrikanischen Länder untereinander zur Folge und machen somit bisherige Erfolge von NePad zunichte.²⁶ Und letztlich stellt sich die Frage, ob EPAs überhaupt einen Beitrag dazu leisten können, die Armut zu reduzieren. Afrikanische Länder haben mit den Rezepten des Neoliberalismus – Liberalisierung der Märkte, Privatisierung der Industrien – sehr negative und schmerzhaft Erfahrungen machen müssen. Ein Ausverkauf Afrikas wird befürchtet. Sieht man sich die zur Zeit stattfindende Aneignung riesiger Ländereien („land-grabbing“) fruchtbaren Bodens

(häufig Pachtverträge) durch große Konzerne aus den Industriestaaten an, die die Böden nutzen, um Rohstoffe für die Herstellung von „Bio“-Kraftstoffen zu produzieren, dann ist diese Befürchtung vielleicht doch nicht unbegründet. Und schließlich: Die unnachgiebige und zum Teil auch sehr überhebliche Art der europäischen Verhandlungsführer in Sachen EPAs übersieht wohl, dass die westlichen Länder viel an Einfluss verloren haben, dass viele afrikanische Länder sich inzwischen China zuwenden, das zum Spielmacher auf dem afrikanischen Kontinent geworden ist. Dies birgt neue Gefahren. Rechtsstaatlichkeit, Demokratisierungsbemühungen und „Good Governance“ stehen nicht auf der Agenda des großen asiatischen Partners. Zugleich ist offensichtlich, dass eine neue Verschuldungsfalle droht, da China seinen Partnern sehr großzügig mit Krediten unter die Arme greift.²⁷

Die Kirchen sind herausgefordert

Kommen wir zurück zu EPAs. Bereits im Jahr 2007 hat sich die AMECEA – der Zusammenschluss der ostafrikanischen Bischofskonferenzen – zusammen mit der AACC (All African Conference of Christian Churches) ausführlich mit der Frage der EPAs auseinandergesetzt. In einem gemeinsamen Statement verurteilen sie EPAs aufs Schärfste und betonten: „EPAs gefährden das Wohl der einheimischen Bevölkerung. Internationaler Handel muss dem Menschen dienen und nicht dem Profit. Vor allem aber darf er nicht zur Unterdrückung der Menschen beitragen. Die zur Zeit zwischen der EU und afrikanischen Staaten verhandelten EPAs verstoßen

nicht nur gegen diese Grundprinzipien, sondern gefährden auch die wirtschaftliche Entwicklung der afrikanischen Länder.“²⁸ Es ist erfreulich, dass die Kirchen Ostafrikas diese so komplexe Thematik von Wirtschaftsbeziehungen zu ihrem Thema gemacht haben, sich damit auseinandergesetzt haben, denn – so erklären es die Kirchenvertreter – das Wohl der Menschen steht auf dem Spiel. Und schaut man sich das „Instrumentum Laboris“ der kommenden Afrikasynode an, so nimmt das Thema der Globalisierung, der Ungerechtigkeit in Handels- und Wirtschaftsbeziehungen etc. ebenfalls einen entsprechenden Platz ein.

Der nigerianische Theologe Eugene Elochukwu Uzukwu CSSp verurteilt in seinem Beitrag zur Afrikasynode in der neuen Ausgabe von *Forum Weltkirche* massiv die Haltung der westlichen Länder und die Dominanz der G8 Staaten. Und er fragt: Wie kann es sein, dass auf dem wichtigen Finanzgipfel der G20 am 08. April 2009 in London anlässlich der weltweiten Finanzkrise Afrika praktisch nicht präsent war (einzig Südafrika durfte teilnehmen - als einziges von den 54 Ländern des Kontinents)? Seine Hoffnung ist, dass die Synode nicht nur für die afrikanische Kirche von Bedeutung sein wird, sondern für die gesamte Weltkirche.²⁹

Die Relevanz der Thematik „Kirche im Dienst an Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden“ legt dies nahe. Aber: Die Erfahrung zeigt auch, dass es uns schwer fällt, uns mit Fragestellungen und Problemen auseinanderzusetzen, die uns zunächst einmal nicht direkt betreffen. Welche europäische Bischofskonferenz etwa hat sich intensiv mit Fragen von EPAs auseinandergesetzt?

M.E. wird angesichts der komplexen Probleme in einer globalisierten Welt eine immer intensivere Vernetzung – gerade auch der Kirchen als aktive Mitglieder der Zivilgesellschaft – nötig. In Fragen von Migration hat es ein erstes Treffen zwischen der SECAM und der europäischen Bischofskonferenz gegeben. In vielen anderen Fragen wäre es m. E. ebenso notwendig, weil drängend. Aber es wäre verfehlt zu meinen, dies ginge nur die Bischöfe etwas an, so sehr sie wichtige Entscheidungsträger sind. Es geht ebenso die Hilfswerke, Orden und auch weltkirchlichen Akteure aus den Diözesen an. Denn die anstehenden Fragen bedrohen – wie die ostafrikanischen Bischöfe betonen – das Wohl der Menschen in diesen Regionen. Und dies sind vielfach unsere Partner.

Und neue Krisenszenarien ziehen am Horizont auf. Die aktuelle Finanzkrise trifft die ärmsten Länder besonders hart, obwohl sie am allerwenigsten für diese Krise verantwortlich sind. Bisherige Erfolge drohen durch die Finanzkrise zunichte gemacht zu werden.³⁰ Das gleiche gilt für den sich abzeichnenden Klimawandel. Afrikanische Länder werden einen sehr hohen Preis zahlen müssen. Stehen diese sich abzeichnenden Krisen auch auf unserer Agenda? Werden wir unsere Arbeit wie bisher weiter machen können, ohne uns schon jetzt zusammen mit unseren Partnern Gedanken machen zu müssen, was diese Krisen für unsere Partner in der Zukunft bedeuten werden?

Die Entwicklungsziele des Millenniumsgipfels – in erster Linie die Armutsreduzierung – waren schon vor Beginn der Finanzkrise in Verzug. Es droht – wie die Beispiele Italien und Frankreich zeigen –, dass weitere Ambitionen der

westlichen Welt verblassen, da eigene Probleme in den Vordergrund treten.

Kirche ist nicht nur ein global player, sondern auch ein wichtiger Partner der Menschen im afrikanischen Kontext. Afrobarometer betont, dass 91 Prozent der Befragten Religion als sehr wichtig in ihrem Leben ansehen. Und in den untersuchten Ländern Afrikas haben, wenn es um die Lösung eines wichtigen Problems des Einzelnen geht, 18 Prozent einen Parteifunktionär, 12 Prozent einen Parlamentarier und 27 Prozent einen Vertreter der örtlichen Regierung um Rat gebeten. Aber 47 Prozent haben sich an einen religiösen Führer gewandt. Dies sagt nun nichts über die Qualität der erhaltenen Ratschläge aus, es zeigt aber, dass religiöse Einrichtungen insgesamt eine höhere Akzeptanz und wohl auch Glaubwürdigkeit bei der Bevölkerung genießen, als es politische Autoritäten tun³¹.

Die afrikanische Kirche ist eine der dynamischsten weltweit. Die jährlichen Zuwachsraten und auch die Zahl von Priester- und Ordensberufungen untermauern dies. Und die Ortskirchen versuchen, ihrer Verantwortung in der Gesellschaft - mal mehr, mal weniger - gerecht zu werden. Jedoch benötigen sie auch unsere Unterstützung und Solidarität und das gemeinsame Ringen um Lösungen. Denn viele Fragen, die die Menschen in Afrika betreffen, werden in Europa und der westlichen Welt verhandelt, Weichenstellungen, die zum Teil höchst dramatische Auswirkungen für diese Menschen haben, werden hier vorgenommen.

Der partnerschaftliche Dialog auf Augenhöhe ist nicht nur ein Postulat an die Politik, sondern hat eine hohe Bedeutung insbesondere auch für die

Zivilgesellschaft als wichtiger Akteur politischen Geschehens. Bundespräsident Horst Köhler hat im Zusammenhang mit der Finanzkrise betont: „Die Menschlichkeit dieser Welt wird sich am Schicksal Afrikas entscheiden.“ Ich bin überzeugt, dass wir alle - Orden, Hilfswerke und Diözesen - einen wichtigen Beitrag dazu leisten können, dass diese Menschlichkeit zum Tragen kommt.

.....

- 1 Der Status von Westsahara ist ungeklärt, Marokko beansprucht einen großen Teil des Gebiets, ein Referendum unter Leitung der Vereinten Nationen über den rechtlichen Status konnte bis heute nicht durchgeführt werden. Nachdem die Afrikanische Union (AU) Westsahara als eigenen Staat aufgenommen hat, ist Marokko - obwohl Gründungsmitglied - aus der AU ausgetreten. Von daher zählt die AU 53 Mitglieder.
- 2 Global Statistics vgl. www.geohive.com
- 3 (Westsahara 218, DR Kongo 18.430, Liberia 11.345, Elfenbeinküste 6.240, Sudan 9.900, Dapur 19.550, Zentralafrikanische Republik und Tschad 2.016); Vgl. United Nation Peacekeeping: <http://www.un.org/Depts/dpko/dpko/currentops.shtml#africa>.
- 4 Vgl. James D. Fearon and David D. Laitin: "Ethnicity, Insurgency and Civil War", *American Political Science Review* 97 - vgl. www.yale.edu/irspeakers/Fearon.pdf.
- 5 Vgl. <http://www.unhcr.org/statistics/STATISTICS/4852366f2.pdf>.
- 6 Vgl. <http://www.internal-displacement.org/>.
- 7 Bartholomäus Grill: *Ach, Afrika. Berichte aus dem Inneren des Kontinents*, 5. Auflage, München 2005.

- 8 Die Autoren Nathan Nunn und Leonard Wantchekon weisen in einer empirischen Studie erstmals nach, dass die Sklaverei bis heute in den besonders von der Sklaverei betroffenen Gebieten für erhöhtes Misstrauen, insbesondere gegenüber politischen Institutionen, verantwortlich ist. Dies hat u.a. Auswirkungen auf Demokratisierungsprozesse. Vgl. Nathan Nunn and Leonard Wantchekon: *The Trans-Atlantic Slave Trade and the Evolution of Mistrust in Africa. An empirical investigation. Afrobarometer. Workingpaper No. 100, Juni 2008* (<http://www.afrobarometer.org>).
- 9 Vgl. Peter Meyns, *Neopatrimonialismus*, in: *Afrikalexikon. Ein Kontinent in 1.000 Stichwörtern*. Herausgegeben von Jacob Mabe. Peter Hammer Verlag, 2004.
- 10 Vgl. Markus Beckmann, *NePAD und der African Peer Review Mechanism – Zum Potential politischer Selbstbindung*. Diskussionspapier Nr. 2007-8 des Lehrstuhls für Wirtschaftsethik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle 2007, S. 5f.
- 11 George Ehusani: „Hat Demokratie eine Chance? Die gescheiterte Reform des Wahlsystems in Nigeria“ in *Forum Weltkirche* 4-2009, S. 28ff.
- 12 Vgl. Markus Beckmann S. 8f.
- 13 Vgl. Gero Erdmann und Ulf Engel: *Neopatrimonialism Revisted – Beyond a Catch-All Concept*. GIGA (German Institute of Global and Area Studies), Hamburg, Working Papers No. 16, Februar 2006, 19f.; (<http://www.giga-hamburg.de/>).
- 14 Vgl.: Michael Bratton, Michigan State University and Robert Mattes, University of Cape Town: „Neither Consolidating Nor Fully Democratic: The Evolution of African Political Regimes, 1999-2008“; *Afrobarometer Briefing Paper No. 67, May 2009*. (<http://www.afrobarometer.org>).
- 15 Vgl.: <http://voicesofafrica.africanews.com/site>.
- 16 Vgl. Sanusha Naidu: *The New Partnership for Africa's Development (NEPAD) in the Context of Responsiveness and Accountability*. Southern African Regional Poverty Network (SARPN), Durban, South Africa, 2002 (<http://www.sarpn.org.za>).
- 17 Vgl. *The State of Governance in Africa: Formal Rules, Informal Realities and Strategies for Change*. South African Institute of International Affairs (SAIIA), 2008 (<http://www.saiia.org.za/>).
- 18 Eine Analyse der Ergebnisse der ersten vier APRM-Länderergebnisse ist zu finden bei: Ross Hess and Steven Gruz: *The African Peer Review Mechanism. Lessons from the Pioneers*. 2008. South African Institute of International Affairs (SAIIA); Auf der Homepage des Instituts finden sich zudem Handbücher und Hilfestellungen, die insbesondere der Zivilgesellschaft dienen sollen, sich erfolgreich in die APRM-Prozesse einzuschalten. Zur Bewertung von APRM vgl. auch: Sven Grimm und Kristin Nawrath: *Der African-Peer-Review-Mechanismus – eine Abkehr vom Krähenprinzip?* German Institute of Global and Area Studies (GIGA), GIGA-Focus Nr. 3, 2007.
- 19 Vgl. „Die Demokratische Republik Kongo weint um ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen.“ Hirtenbrief der katholischen Bischofskonferenz der DR Kongo. In: *Forum Weltkirche* 1-2009, S. 30f.
- 20 Vgl. Interview mit Peter Eigen / Transparency International (2006): http://www.bpb.de/themen/808LLA,0,0,BekProzentE4mpfung_der_Korruption.html.
- 21 Vgl. Patrick Chabal: *The State of Governance in Africa*. South African Institute of International Affairs (SAIIA). Occasional Paper No. 26. February 2009.
- 22 Vgl. den Bericht von BBC : <http://news.bbc.co.uk/2/hi/africa/8094401.stm> (gelesen am 12.06.09); Bezüglich der Rolle der G8 vgl. Tina Schneidenbach: *G8 und Afrika – Symbolische Politik trifft auf reale Erwartungen*. German Institute of Global and Area Studies (GIGA). GIGA Focus Nummer 11, 2006.
- 23 Das Deutsche Institut für Entwicklungspolitik setzt sich in der Reihe „Analysen und Stellungnahmen“ Ausgabe 1-2009 „Demokratieförderung: Kein Ende der

- Geschichte“ mit der Frage der Demokratieförderung auseinander. In diesem Zusammenhang stellt es zehn Empfehlungen zur Demokratieförderung auf. Der Frage der Glaubwürdigkeit kommt in diesem Zusammenhang eine entsprechende Bedeutung zu (<http://www.die-gdi.de>).
- ²⁴ Dirk Kohnert: EU-African Economic Relations: Continuing Dominance Traded for Aid?; German Institute of Global and Area Studies (GIGA), Working Papers No. 82, 2008, S. 10ff.
- ²⁵ Vgl. Wolfgang Schonecke: Das einseitige Verständnis von Partnerschaft. Afrika wehrt sich gegen EPAs. In: Forum Weltkirche 3-2008, S. 25ff.
- ²⁶ Vgl. Dirk Kohnert, 2008
- ²⁷ Zur dieser Frage vgl.: Karin Fiedler: Partnerschaft auf Augenhöhe? Zur Frage des chinesischen Engagements in Afrika. In: Forum Weltkirche 4-2008, S. 22ff.; *Crouching Tiger, Hidden Dragon? Africa and China*. Edited by Kweku Ampiah and Sanusha Naidu. University of Kwa Zulu-Natal Press. 2008. Einen Überblick über den Inhalt und Auszüge dieser Publikation finden sich im Internet unter: http://www.ccr.uct.ac.za/fileadmin/template/ccr/pdf/CrouchingTiger_synopsis.pdf; Helmut Asche und Margot Schüller: *Chinas Engagement in Afrika – Chancen und Risiken für Entwicklung*. GTZ (Hrsg.) (Die Studie ist online verfügbar unter: <http://www.gtz.de/de/dokumente/gtz2008-de-china-afrika-lang.pdf>); Robert Kappel und Tina Schneidenbach: *China in Afrika. Herausforderungen für den Westen*. German Institute of Global and Area Studies (GIGA), Hamburg, GIGA-Focus Nr. 12, 2006.
- ²⁸ Vgl. Forum Weltkirche, 4-2007, S. 7
- ²⁹ Vgl. Eugene Elochukwu Uzukwu CSSp: „Die Kirche in Afrika im Dienst an Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden.“ Eine Antwort aus nigerianischer Perspektive. In: Forum Weltkirche, 4-2009, S.17ff.
- ³⁰ Vgl. Kerstin Priwitzer, Ingrid Wehr: Im Sog der Finanzkrise. Auswirkungen der Krise auf die Entwicklungsländer. In: Forum Weltkirche 3-2009, S. 12ff.
- ³¹ Vgl. Eric Little and Carolyn Logan: *The Quality of Democracy and Governance in Africa: New Results from Afrobarometer Round 4*, Afrobarometer Working Paper No. 108 (2008), S. 30. Vgl. Carolyn Logan: *Traditional Leaders in Modern Africa: Can Democracy and the Chief co-exist?* Afrobarometer, Working Paper No. 93 (2008), S. 10.

Boniface Mabanza

In der Demokratischen Republik Kongo unter der Militärdiktatur Mobutus geboren, studierte Dr. Boniface Mabanza Philosophie, Theologie und Literaturwissenschaften und wurde in Münster promoviert. Er ist Dozent für Entwicklungspolitik und Leiter der Kirchlichen Arbeitsstelle Südliches Afrika (KASA) in Heidelberg.



Boniface Mabanza

Migration aus und auf dem afrikanischen Kontinent

Herausforderungen zur Achtung der Menschenrechte

Einführung

Migrationen stellen eine der größten Herausforderungen der Gegenwart in Afrika dar. In vielen Gebieten, wie etwa in Ostkongo, Darfur oder Somalia, ist die Flüchtlingsexistenz für Millionen Menschen seit fast einem Jahrzehnt oder mehreren Jahrzehnten zur Normalität geworden. Daran ist zu erkennen, welche Dimensionen diese Problematik eingenommen hat. Mit den unvorstellbaren Dimensionen der Problematik verbunden ist die Komplexität der Ursachen und der Folgen von Migrationen, die es schwer machen, im Rahmen eines kurzen Referats das Thema zufriedenstellend zu behandeln. In diesem Referat möchte ich sowohl auf die Ursachen von Migration als auch auf die sich ergebenden Herausforderungen eingehen.

Zwei Bemerkungen vorab

1. Binnenafrikanische grenzüberschreitende Migrationen sind erheblich höher als die von Afrika nach Übersee. Der Anteil der Afrikaner an den Zuwanderern in die europäischen OECD-Länder betrug im Jahr 2001 nur etwa 10 Prozent. Dennoch erweckt die Berichterstattung über die Bootsflüchtlinge aus West- und Nordafrika den Eindruck, dass Menschen afrikanischer Herkunft die Hauptgruppe von MigrantInnen darstellen würde. Ein Blick auf die Statistiken selbst in einem Grenzland wie Spanien zeigt, dass der Anteil der Afrikaner unter den MigrantInnen nur etwa 16 Prozent beträgt, gegen 60 Prozent aus Lateinamerika und 24 Prozent aus anderen afrikanischen Ländern. Zurück zu binnenafrikanischen Migrationen: Im Gegensatz zu vielen Regionen der Welt, in denen Migrationen Gestalten

annehmen, die dem sozialen Fortschritt sowohl der Migranten selbst auch der Aufnahmeregionen zugute kommen, zeichnet sich das Bild in Afrika in vielen Regionen eher durch eine lange Prekarität und eine politische, wirtschaftliche und soziale Destabilisierung aus. Dies hat vor allem damit zu tun, dass der Anteil der Flüchtlinge unter den Migranten auf dem afrikanischen Kontinent erheblich größer ist. Gerade was die politische Stabilität anbelangt, gibt es zahlreiche Beispiele von Ländern, in denen Flüchtlingsströme die politische Stabilität gefährdeten (Elfenbeinküste, Liberia, Demokratische Republik Kongo, Der Tschad, Guinea).

2. Die Grenzen zwischen erzwungener und freiwilliger Migration sind sehr fließend. Deswegen wird hier von beiden die Rede sein.

Begriffliche Klärung und Ursache von Migration

Migration wird als Oberbegriff in Anspruch genommen und als solcher bezeichnet er alle Wanderbewegungen, unabhängig von den Beweggründen, die politischer, wirtschaftlicher oder ökologischer Natur sein können. In der systematischen Ursachenforschung werden die push-Faktoren von pull-Faktoren unterschieden. Zu den ersten, die die Bedingungen in den Herkunftsländern analysieren, zählen

- Krieg, politische Tyrannei und gewaltsame innerstaatliche Konflikte,
- Armut, wirtschaftliche Not und ungleiche Einkommensverhältnisse,
- relative Überbevölkerung und Erwerbslosigkeit,
- Umweltzerstörung und Naturkatastrophen

- und schließlich die Erosion traditioneller Weltanschauungen und Lebensstile.

Ihnen gegenüber stehen die so genannten Pull-Faktoren. Sie betreffen die Anreize in Aufnahmeländern:

- politische und wirtschaftliche Stabilität im Vergleich zu den Herkunftsländern,
- eine Nachfrage in den Industrieländern nach Arbeitskräften,
- höhere Verdienstmöglichkeiten und
- der Zugang zu besseren Bildungs- oder Forschungsmöglichkeiten.

Umwelt- und Klimaflüchtlinge

Vor dem Hintergrund des Klimawandels und der fortschreitenden Umweltkatastrophe lohnt es sich, ein besonderes Augenmerk auf die Umwelt- und Klimaflüchtlinge zu richten. Migration von Menschen, deren Überleben in ihrer ursprünglichen Heimat aufgrund von Trockenheit, Bodenerosion, Desertifikation (fortschreitende Wüstenbildung) und anderen Umweltproblemen nicht mehr gesichert ist, ist keine neue Erscheinung, gewinnt jedoch vor dem Hintergrund des Klimawandels eine ganz neue Dimension. Schon heute sind mehr als 20 Millionen Menschen auf der Flucht vor Naturkatastrophen. Es wird vermutet, dass die Zahl bis 2040 auf 200 Millionen Klimaflüchtlinge ansteigen könnte. Dieses Phänomen betrifft meist Bewohner ärmerer Gegenden, die Hitze und Wassermangel, trockenen Böden und Stürmen ausweichen. Aus entwicklungspolitischer Perspektive ist das Ausmaß der Auswirkungen noch nicht erfasst, aber dass Klimawandel jetzt schon Armut verschlimmert und Entwicklung verhindert, ist außer

Zweifel. Zu den Regionen, die von den Folgen des Klimawandels am stärksten betroffen sein werden, gehören viele Teile Afrikas. Zu den befürchteten Auswirkungen gehören:

- der Rückgang der Ernteerträge und damit verbunden die Verschärfung der Nahrungsmittelknappheit sowie
- Verteilungskämpfe um die knapp werdenden Süßwassermengen.

Einerseits gilt es zu berücksichtigen, dass arme Länder aus eigenen Kräften die Anpassung an die Folgen des Klimawandels nicht gestalten können, andererseits bleibt die Gesetzgebung in den meisten Ländern hinter den Herausforderungen der Zeit. Klimaflüchtlinge werden nicht als Flüchtlinge anerkannt und haben keinen Anspruch auf finanzielle Unterstützung.

Herausforderungen erzwungener Migration

- Verschärfung der politischen Instabilität: Flucht und Migration haben vor allem dort die politische Instabilität verschärft, wo sie eine große Zahl von Menschen betrafen und wo die Staatlichkeit in den Aufnahmeländern schwach oder zusammengebrochen war. Der Ostkongo, der Tschad, Guinea-Konakry, Liberia und die Elfenbeinküste sind Beispiele dafür.
- Verschärfung der ökonomischen Vulnerabilität, nicht nur der Flüchtlinge selbst, sondern auch der Aufnahmegesellschaften: Migration und Flucht bringen Entwurzelung und Zerstörung der Existenzgrundlagen einer Bevölkerungsgruppe. Nicht selten bringen Flüchtlinge die Nahrungsmittelreserven einer Region ins Schwanken, wenn die begrenzte Pro-

duktion plötzlich zweimal mehr Leuten zur Verfügung stehen soll, als es gewöhnlich in der Region gibt.

- ökologischer Druck: Oft geraten Flüchtlinge in Situationen, in denen sie zur Energiegewinnung zum Beispiel keine andere Wahl haben, als Wälder zu zerstören und zur Ernährung auf geschützte Gebiete und Tierarten zurückzugreifen. Zum Überleben sind sie zu Verhaltensweisen gezwungen, die die Umwelt schädigen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

- Gerade Afrika leidet unter dem so genannten *brain drain*, der vor allem den Gesundheitsbereich massiv belastet. Jedes Jahr verlassen mehr als 25.000 Mediziner und Krankenschwestern den Kontinent auf der Suche nach besser bezahlten Stellen in Nordamerika und Europa. Insgesamt leben mehr als vier Millionen qualifizierte Fachkräfte aus Afrika in Europa und fast genauso viel in der restlichen Welt.

Alpha Omar Konaré, ehemaliger Präsident der Kommission der Afrikanischen Union, äußert dazu: „Die ausgewählte Zuwanderung ist Handel mit Fachkräften, das können wir nicht hinnehmen.“ Alpha Blondy, Musiker von der Elfenbeinküste, bestätigt: „Dieser Gedanke der ausgewählten Zuwanderung, diese Einwanderungs-Apartheid versetzt uns in die Sklavenzeiten zurück, in denen

die Kaufleute die Stärksten aussuchten, die mit den besseren Zähnen, um sie in den Westen zu schicken (...) Solange die afrikanischen Länder nicht stabil sind, solange unsere Rohstoffe beschlagnahmt werden, wird es immer Menschen geben, die keine andere Wahl haben als nach Frankreich zu gehen. Und kein Gesetz wird sie daran hindern.“

Abschließende Bemerkung

Letztendlich konfrontiert uns die Migrationsthematik mit der Systemfrage. Es ist widersprüchlich, grenzenlose Bewegungsfreiheit für Kapital, Waren und Dienstleistungen zu reklamieren und Menschen kantonieren zu wollen. Es ist widersprüchlich, an einer Wirtschaftsform festzuhalten, die Lebensgrundlagen von Menschen zerstört und somit Menschen in die bitterste Armut stürzt und diese Menschen durch strenge Auswanderungspolitik auszugrenzen, wenn sie ihren verarmten Regionen entfliehen.

Es ist inakzeptabel, Waffenhandel zu betreiben, der direkt oder indirekt Kriege verschärft, und aus dem Leid der Menschen durch Kriege Profite zu schlagen, nicht nur mit den Gewinnen vom Waffenhandel, sondern auch in einigen Fällen mit mineralischen Ressourcen, die unter den Bedingungen des Krieges zwar risikoreicher, aber billiger zu bekommen sind. Es ist unverantwortlich, arme Länder in ein Wirtschaftssystem hineinzupressen, das Armut verursacht, und die Armen auszugrenzen. Es ist unverständlich, an einem energie- und ressourcenaufwändigen Lebensstil und Wirtschaftsmodell festzuhalten, wohl wissend, dass dies schwerwiegende Klimafolgen hat und diejenigen, die

darunter am stärksten zu leiden haben, am wenigsten dazu beitragen und nicht in der Lage sind, die Kosten für die Anpassung zu finanzieren. Es ist eine Schande, die so genannte „gesteuerte Migration“ voranzutreiben. Sie teilt Menschen in Kategorien von Nützlichkeit und Unnützlichkeit. Dieser Teilung zufolge werden die Gebildeten höher eingestuft als die anderen. Gegen die Schwachen, die Nichtgebildeten, die auf dem kapitalistischen Markt nicht gebraucht werden, bei denen aber der Druck weg zu gehen am stärksten ist, weil sie lokal keine Chance haben, werden Mauern errichtet. Wenn sie gezielt zugelassen werden, dann um als billige Arbeitskräfte auf den spanischen Plantagen und auf den Baustellen anderer europäischer Länder ausgebeutet zu werden. Die gut Gebildeten, von denen einige in ihren jeweiligen Ländern schon gute Aufstiegschancen hätten, werden abgeworben, weil sie dem kapitalistischen Markt dienen können. Dabei wird in Kauf genommen, dass dadurch den armen Ländern die für ihre Entwicklung notwendigen menschlichen Ressourcen verloren gehen. Wer die lokalen Ursachen von Migrationen von den globalen Zusammenhängen abkoppelt, sieht in den Migrationen ein isoliertes Phänomen. Wer sich fragt, wie alle Ursachen zusammenhängen, gelangt unausweichlich zur Frage nach dem kapitalistischen System und seiner Krise. Egal, wie man diese Krise bezeichnet, ob als Steuerungskrise oder Systemkrise, eins ist sicher: Das Fluchtdrama kann mit Insellösungen abgefedert, aber nicht bewältigt werden. Es bedarf einer grundlegenden Neuorientierung des dominanten Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells.

Anlage: Frontex - die europäische Grenzschutzagentur

Im Rahmen seines Vortrags hat der Autor als Tischvorlage hinzugefügt (Anm. d. Red.):

Die Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Mitgliedstaaten der Europäischen Union wurde errichtet durch die Verordnung (EG) 2007/2004 des Rates vom 26. Oktober 2004 (ABl. L 349 vom 25.11.2004).

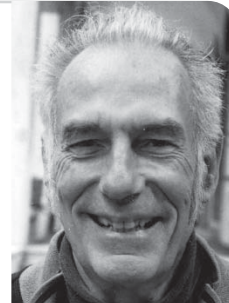
Die Agentur koordiniert die operative Zusammenarbeit der Mitgliedsstaaten im Bereich des Schutzes der Außengrenzen, unterstützt die Mitgliedstaaten bei der Ausbildung von nationalen Grenzschutzbeamten und legt u.a. gemeinsame Ausbildungsnormen fest, erstellt Risikoanalysen, verfolgt die Entwicklungen der für die Kontrolle und Überwachung der Außengrenzen relevanten Forschung, unterstützt die Mitgliedsstaaten in Situationen, die eine verstärkte technische und operative

Unterstützung an den Außengrenzen erfordern, und leistet die erforderliche Unterstützung für die Organisation gemeinsamer Rückführungsaktionen der Mitgliedsstaaten.

Die Agentur kann im Interesse einer umfassenden Kohärenz eng mit anderen Gemeinschafts- und EU-Partneereinrichtungen zusammenarbeiten, die zuständig sind für die Sicherheit der Außengrenzen, wie EUROPOL, EPA und OLAF, für die Zusammenarbeit der Zollbehörden oder für die Zusammenarbeit bei Pflanzenschutz- und Veterinärkontrollen. Sie gewährleistet die Koordinierung der einzelstaatlichen Aktionen zur Durchführung von Gemeinschaftsmaßnahmen im Bereich des Grenzschutzes an den Außengrenzen und stärkt so die Sicherheit an den Grenzen (http://europa.eu/agencies/community_agencies/frontex/index_de.htm).

Wolfgang Schonecke WV

P. Wolfgang Schonecke WV, Jahrgang 1938, gehört den Afrikamissionaren/Weißen Vätern an. Nach Studium und pastoraler Arbeit in Uganda war er von 1982 bis 1992 in der Provinzleitung seiner Gemeinschaft. 2001 wurde er Leiter des Ordensnetzwerks Afrika Deutschland (NAD), seit 2008 steht er dem Berliner Büro des NAD vor.



Wolfgang Schonecke WV

Afrikabezogene Netzwerke und Kampagnen

Die zivilgesellschaftlichen und kirchlichen Organisationen, die politische Entscheidungen im Interesse der Armen beeinflussen wollen, haben seit langem erkannt, dass Vernetzung eine Voraussetzung für Effizienz ist.

Warum organisieren sich Interessengruppen in Netzwerken?

Projekte und Partnerschaften lassen sich sehr effektiv von Gemeinden, Schulen und Eine-Welt-Gruppen durchführen. Für eine effiziente politische Lobbyarbeit ist es jedoch von großem Vorteil, die Kräfte zu bündeln. Dafür gibt es viele Gründe:

Notwendige Bündelung von Information

Die Situation in vielen Ländern ist oft schwer überschaubar und Informationen widersprüchlich. Um die Lage adäquat einschätzen zu können, müssen Nachrichten verschiedener Quellen

zusammengeführt und geprüft werden. Im Ost-Kongo z.B. bekämpften sich zuweilen ein Dutzend Rebellengruppen mit wechselnden Allianzen, regionale Akteure und internationale Interessen.

Ein größeres Mobilisierungspotential
Öffentliche Aufmerksamkeit und politischer Druck für ein Thema hängen u.a. von der Zahl der Menschen ab, die sich dafür einsetzen. Eine Kooperation vieler Organisationen macht eine größere Mobilisierung möglich. Nur durch eine weltweite Vernetzung konnte die erfolgreiche Entschuldungskampagne 1999 14 Millionen Unterschriften und 40.000 Demonstranten mobilisieren.

Fachliche Expertise

Die Glaubwürdigkeit eines Netzwerks und einer Aktion setzt voraus, dass die Fakten und Argumente fachlich korrekt sind. Viele Probleme sind äußerst komplex und haben juristische, wirtschaftliche, politische und soziale Kom-

ponenten. Um realistische und korrekte Forderungen zu stellen, ist Fachkompetenz nötig. Kleine Organisationen sind auf die Kompetenz von Fachorganisationen angewiesen.

Bündelung von Lobbyaktivitäten

In Berlin bedrängen über 5.000 professionelle Lobbyisten Abgeordnete und Referenten in den Ministerien mit ihren Angeboten. Zivilgesellschaftliche Aktionen haben nur eine Chance, von Politikern wahrgenommen zu werden, wenn sie ein gewisses Wählerpotential repräsentieren. Je mehr eine Kampagne durch Unterschriften beweisen kann, dass sie viele Bürger repräsentiert, desto interessanter ist ihre Botschaft für den Politiker.

Für die Entstehung von Netzwerken gibt es viele Anlässe. Sehr oft schließen sich Gruppen in Netzwerken zusammen, wenn sie

- durch gemeinsame Partnerschaften und Projekte im gleichen Land ein Interesse haben, Informationen und Erfahrungen auszutauschen,
- gegen himmelschreiende Ungerechtigkeiten und skandalöse Politik protestieren wollen, wie z.B. gegen das ehemalige Apartheidregime in Südafrika oder den Missbrauch von Kindern als Soldaten.

Verschiedene Typen von Netzwerken

Unter den zahlreichen Netzwerken, die über Afrika-relevante Themen arbeiten und von Mitgliedern des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) unterstützt werden, lassen sich verschiedene Arten unterscheiden. Die

folgende Liste ist nicht vollständig und in der Beschreibung von Aktivitäten der Netzwerke selektiv.

Regionale Netzwerke

- *Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika (KASA)*: Entstanden durch den Zusammenschluss von Gruppen, Orden, Hilfswerken, die den Kampf der schwarzen Bevölkerung gegen das Apartheidregime unterstützen wollten. Heute begleitet KASA die Klage der Apartheidopfer, die von Banken und Konzernen, die das Regime unterstützten, eine Kompensation verlangen und arbeitet ebenfalls zur Landfrage und den Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (EPAs).
- *Ökumenisches Netzwerk Zentralafrika (ÖNZ)*: Seit dem Bürgerkrieg und dem Völkermord in Ruanda kommt das Große-Seen-Gebiet nicht zur Ruhe. Das ÖNZ informiert über die Region und macht Lobbyarbeit mit den relevanten Ministerien.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ländernetzwerke

Zu zahlreichen afrikanischen Ländern gibt es Netzwerke. DKMR-Mitglieder arbeiten vor allem mit im *Koordinierungskreis Mozambik*, *Tansania Netzwerk e.V.*, *Simbabwe Netzwerk*. Diese Netzwerke informieren über ihre Partnerländer durch Webseiten und Newsletter und machen oft auch Bildungsarbeit in Schulen und durch Veranstaltungen.

Viele Länderwerke wie der Sudan Focal Point sind ebenfalls engagiert in Lobbyaktivitäten. Daneben gibt es unzählige Partnerschaften von Gemeinden und Eine-Welt-Gruppen, unter denen es oft auch eine lose Vernetzung gibt.

Themen-bezogene Netzwerke

Im Laufe der Jahre ist eine große Zahl von größeren und kleinen Netzwerken entstanden, die strukturelle Ungerechtigkeiten in verschiedenen Bereichen verändern wollen. Zu Netzwerken, die für DKMR-Mitglieder relevant sein könnten, lassen sich auflisten:

Organisationen mit mehreren Themenbereichen

- *VENRO*: Dachverband der entwicklungspolitischen Organisationen; gemeinsame Erklärungen zu wichtigen politischen Ereignissen, Wahlen, G8-Gipfeln (www.venro.org); Aktion *Deine Stimme gegen Armut* (www.deine-stimme-gegen-armut.de)
- *Südwind*: Fachorganisation für Recherchen zu wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Menschenrechten, Entschuldung, Ethischen Geldanlagen (www.suedwind-institut.de)
- *Netzwerk Afrika Deutschland (NAD)*: Zusammenschluss von missionarischen Orden und Gemeinschaften; Informationen und Nachrichten über Afrika, Mobilisierung von Mitgliedsgemeinschaften für Gerechtigkeitsfragen, Mitarbeit in diversen Netzwerken (www.netzwerkafrika.de)

Internationale Finanzstrukturen

- *Erlassjahr.de*: Finanzstrukturen, faire Kreditvergabe, Schuldenmanagement (www.erlassjahr.de)

Handelsgerechtigkeit

- *Fair Trade*: Verkauf von Produkten, für die Produzenten einen gerechten Preis erhielten. Wird von vielen Gemeinden, Orden, Eine-Welt-Gruppen unterstützt (www.transfair.org).
- *StopEPAs*: europaweite Kampagne, um die Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (EPAs) zwischen der EU und 77 afrikanisch-karibisch-pazifischen Staaten entwicklungsfreundlich zu gestalten (www.stopepa.de)
- *Gerechtigkeit Jetzt!* wandte sich in den vergangenen Jahren ebenfalls gegen eine übereilte Handelsliberalisierung durch die Welthandelsorganisation (WTO).

Gesundheit

- *Aktionsbündnis gegen Aids*: Zugang zu antiviralen Medikamenten, theologisch-ethische Reflexion zu Aids (www.aids-kampagne.de)
- *Missio Aktion Aids&Kinder* (www.missio.at/missio-informiert/themen/aids-kinder.html)

Waffenhandel

- *Deutsches Aktionsnetz gegen Kleinwaffen* (www.rib-ev.de/alte_RIBseite/daks/index.htm)
- *GKKE Jährlicher Rüstungsexportbericht* (www3.gkke.org/fileadmin/files/publikationen/REB_2007.pdf)
- *Aktion Landmine.de* (www.landmine.de)

Kindersoldaten

- *Deutsches Bündnis Kindersoldaten* (www.kindersoldaten.info)
- *Jährlicher Red Hand Day* mit Friedensband (www.redhandday.org)

Menschenhandel

- *Solwodi*: Zwangsprostitution, Zwangsehen (www.solwodi.de)

Rohstoffe

- *EITI – Extractive Industries Transparency Initiative*: Zivilgesellschaft, Unternehmen und Regierungen; Ziel: Profite aus Rohstoffabbau und deren Nutzung transparent machen (www.eitransparency.org)

Klimaveränderung

- *Klima Allianz*: Bündelt Aktivitäten von Organisationen, die zum Klimawandel und den Auswirkungen auf Entwicklungsländern arbeiten (www.die-klima-allianz.de).

Systemkritische Netzwerke

- *Weltsozialforum*: Zweijährig stattfindende große Treffen auf internationaler Ebene und auch in Deutschland unter dem Motto „Eine andere Welt ist möglich“: Es werden Alternativen zum jetzigen Weltwirtschaftssystem ausgetauscht (www.weltsozialforum.org).
- *Ordensleute für den Frieden*: Kapitalismuskritik, veranstalten Mahnwachen vor der Deutschen Bank und gelegentlich Demonstrationen (<http://freenet-homepage.de/IOF/home.html>).
- *Akademie solidarische Ökonomie*: arbeitet an Konzepten für eine alternative, sozial und ökologisch nachhaltige Wirtschaftsordnung (www.akademie-solidarische-oekonomie.de).

Wie sind DKMR-Mitglieder engagiert?

Das Engagement von Mitgliedern hat eine enorme Bandbreite und unterschiedliche Intensität. Große Hilfswerke wie Misereor sind in fast allen Netzwerken zu wichtigen Themen finanziell und auch fachlich engagiert. Diözesen haben oft Länderpartnerschaften, über die dann auch strukturelle Probleme wie Verschuldung oder Handelsbeziehungen angesprochen werden. Ordensgemeinschaften können leicht ihre reiche Erfahrung in Afrika mit einbringen. Orden, aber auch Gemeinden und Eine-Welt-Gruppen unterstützen Netzwerke durch finanzielle Mitgliedsbeiträge, Informationsaktionen und Beteiligung an Kampagnen. Manche Gruppen entwickeln genug Selbstvertrauen und Kompetenz, um ihre Abgeordneten anzusprechen.

Afrika befindet sich in einem Umbruch, nicht zuletzt durch die wachsende aktive Präsenz von Schwellenländern wie China, Indien und Brasilien. Auch die Schwerpunkte deutscher und europäischer Entwicklungspolitik verändern sich ständig. Die Frage muss immer wieder gestellt werden, welche Unterstützung durch die Kirche braucht Afrika heute und wie können wir uns dabei aktiver und effektiver engagieren.

Eberhard von Gemmingen SJ

Geboren 1936 im schwäbischen Bad Rappenau, trat P. von Gemmingen nach seinem Abitur in den Jesuitenorden ein. 1968 empfing er die Priesterweihe, zwölf Jahre später begann er im Auftrag seines Ordensoberen seine Medienarbeit beim ZDF. 1982 wurde er zum Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan berufen; aus diesem Amt schied er im Oktober dieses Jahres aus.



Eberhard von Gemmingen SJ

Die Afrikasynode von Rom aus gesehen

Einführung

Ich wurde gebeten um eine grundsätzliche Einschätzung der Situation Afrikas. Da ich aber kein Afrikakenner bin, im Gegenteil, meine Ordensvorgesetzten und der Papst mich schlimmerweise nie nach Afrika geschickt haben, verweise ich auf meine Ausführungen über die Afrika-Synode, denn aus ihnen geht doch sehr viel hervor über die Situation der Kirche in Afrika.

Ein Blick auf die Reise von Papst Benedikt nach Kamerun und Angola vom 17. bis zum 23. März 2009: Die Reise war ein Erfolg – soweit man das kurze Zeit danach sagen kann. Freilich wurden viele gute Papstaussagen durch die kurze Bemerkung von Papst Benedikt im Flugzeug über Aids und Kondome völlig überlagert und nicht mehr wahrgenommen. Das Thema Aids und Kondome beherrschte die Medien der Welt. Kommentar von mir: Hier war direkt nicht die Vatikanstruktur schuld,

Afrikasynode in Rom

Vom 04. bis zum 25. Oktober fand in Rom die zweite außerordentliche Bischofssynode für Afrika statt. Neben einer Bestandsaufnahme der jetzigen Situation wurden Perspektiven aufgezeigt, die die Kirche in Politik und Gesellschaft der afrikanischen Länder einbringen kann. Die Synode stand unter dem Motto „Ihr seid das Salz der Erde, Ihr seid das Licht der Welt“.

sondern eben Papst Benedikt selbst. Aber ich kann verstehen, dass man in einem Interview, wo man spontan sprechen und reagieren muss, auch mal etwas falsch unterstreicht. Das kann passieren. Ich weiß das aus Erfahrung. Freilich denke ich: Wenn wenige Stunden später eine schriftliche Erklärung an alle Journalisten nachgereicht wor-

den wäre, hätte man viel retten können. Es wäre ja nicht so schwer gewesen zu erklären, warum Kondome in der Gefahr sind, das Problem nicht nur nicht zu lösen, sondern es eher noch zu verschlimmern. Ich weiß nicht, warum eine solche schriftliche Erklärung nicht nachgereicht wurde. In Radio Vatikan (RV) haben wir aber mehrere Interviews ausgestrahlt, in denen Kirchenleute und andere Afrikaner sagten: Die Afrikaner wüssten schon, wie sie mit dem Problem Aids umzugehen haben, der Westen und Norden sollten endlich aufhören, besserwisserisch zu belehren und auf Afrika hinunter zu schauen. Diese Reaktionen waren für mich besonders wichtig.

Ich denke, Pastoralbesuche von Päpsten vor allem in Afrika, Asien oder Lateinamerika müssen anders bewertet werden als in reichen Ländern. Einfach die Tatsache, dass da ein Papst kommt, bringt Aufmerksamkeit, Bewegung, Leben, zeigt die Anerkennung und Respektierung von Ländern, die meist nur durch negative Schlagzeilen in die Medien kommen. Man darf keine Wunder von solchen Reisen erwarten, aber sie hinterlassen sicher positive Spuren. Ein Politikwissenschaftler sagte mir nach der Israel-Reise des Papstes, in einigen Jahren würde man genau messen können, welche Effekte eine solche Reise hat. Besonders beachtet werden muss, dass der Papst in Angola erstmals ein Treffen und eine Ansprache ausschließlich für Frauen hatte.

Afrika und der Vatikan

Nun ein paar Daten über Afrika und den Vatikan, die vielleicht nicht so allgemein bekannt sind: Papst Johannes

Paul II. war dreizehnmal auf dem afrikanischen Kontinent und hat dort rund 25 Länder besucht, einige von ihnen zwei oder dreimal. Papst Paul VI. war einmal in Uganda. Die ersten afrikanischen Bischöfe der Neuzeit sind 1939 geweiht worden. Heute gibt es in Afrika rund 630 Bischöfe und insgesamt rund 500 kirchliche Verwaltungseinheiten (Erzdiözesen, Diözesen, Apostolische Vikariate oder Präfekturen).

Und noch ein wenig Statistik, auch wenn es ermüdend ist, so doch auch aufschlussreich: In Afrika gibt es rund 21.000 Diözesanpriester und rund 11.000 Ordenspriester. Auf einen Priester kommen rund 4.000 Katholiken, aber 27.000 Einwohner insgesamt. Auf das Priesteramt bereiten sich in Philosophie und Theologie vor 23.000, in höheren Schulen 47.000. Im Jahr 2005 gab es rund 1.200 Priesterweihen in Afrika, im gleichen Jahr 2,3 Millionen Taufen von Kindern unter sieben Jahren, und 1,1 Millionen von Kindern über sieben Jahren und 342.000 Eheschließungen. Höhere Ausbildungseinrichtungen für Priesteramtskandidaten gab es rund 1.000, Wohlfahrtseinrichtungen rund 15.000.

Radio Vatikan strahlt regelmäßig Programme für Afrika aus in folgenden Sprachen: Kiswaheli, Äthiopisch (Tigri), Englisch, Französisch, Portugiesisch. Diese Programme werden auch von Radios in Afrika wieder ausgestrahlt und zwar das englische Programm von 63 Radios, das französische von 11 und das Portugiesische von 4 Radiostationen. Das sind die Rundfunkstationen, die mit RV einen Vertrag abgeschlossen haben. Aber es ist anzunehmen, dass ebenso viele Radios die RV-Programme von Satelliten oder aus dem Internet

übernehmen, ohne dass dafür eine schriftliche Abmachung besteht. Die katholischen Missionen haben im vergangenen Jahr Professor Jenkins von der Pennsylvania-University zitiert, der sagt, die katholische Kirche Afrikas werde bis 2050 um 146 Prozent wachsen. Ganz persönlich vermute ich: Die Masse der Katholiken von morgen kommt aus Afrika, die hohe Qualität aus Ost-Asien.

Ich habe ziemlich ausführlich im Internet gesucht nach der Frage, ob und wie intensiv diskutiert wurde, wo die Afrika-Synode stattfindet. Ich wurde nicht fündig, ich fand keinen Hinweis auf eine Diskussion über den Austragungsort. Aber es gab unter den Fachleuten sicher Überlegungen, ob man die Synode nicht in Afrika halten könnte und wenn ja – dann wo. Die Gründe, die dann wohl immer für Rom ausschlaggebend waren, lauten wohl: Wie kann der Papst drei oder gar vier Wochen von Rom abwesend sein und mit ihm ein großer Teil des römischen Stabes? Und wo – außer in Südafrika – kann man die Synode sicher planen und abhalten? Ich vermute, dass gerade viele Vatikanverantwortliche sagten: Wenn wir es im Vatikan machen, dann wird es am einfachsten. An der Synode nehmen von den Bischofskonferenzen gewählte Vertreter teil, je nach Größe der Konferenz einer, zwei oder drei Repräsentanten. Der Papst kann zusätzliche Bischöfe berufen und tut das in der Regel auch. Zudem nehmen etliche Bischöfe und Kardinäle aus dem Vatikan teil. Die vom Papst ernannten Vizepräsidenten der Afrikasynode sind der Nigerianer im Vatikan, Francis Arinze, der Senegalese Théodore-Adrien Sarr und der Südafrikaner Wilfried Fox Napier.

Generalrelator ist der Ghanaer Kardinal Peter Turkson. Spezialsekretäre sind der Angolaner Franklin und der Tschadianer Djitanger. Die Synode findet vom 4. bis 25. Oktober statt. Derzeit gibt es 14 Kardinäle aus Afrika. Jedes afrikanische Land hat eine Bischofskonferenz, mal größer, mal kleiner, dann gibt es aber auch Zusammenschlüsse von Bischofskonferenzen, nämlich je eine für den Westen, den Osten, den Süden, den Norden, die Mitte.

Das Instrumentum laboris

Ich habe das Instrumentum Laboris der kommenden Bischofssynode für Afrika gelesen und möchte es kurz vorstellen. Die entscheidenden Stichworte werden schon im Titel des Instrumentum laboris genannt: Sie lauten Versöhnung, Gerechtigkeit, Frieden. Auf diesem Hintergrund sollen die Christen Salz der Erde und Licht der Welt sein. Es ist vielleicht bezeichnend, wenn ich zunächst einmal sage, von welchen Themen oder Aspekten in dem Vorbereitungsdokument für die Afrika-Synode wenig gesprochen wird: Ich habe den Eindruck, dass das Thema „Armut“ ganz allgemein nicht ausdrücklich behandelt wird, auch nicht das, was wir „Unterentwicklung“ nennen würden, auch wenig über die traditionellen afrikanischen Religionen, wenig über den Islam und den Interreligiösen Dialog. Inkulturation kommt vor, aber weniger unter theologischem als unter sozialem Gesichtspunkt. Es wird auch nicht geschwärmt über volle Priesterseminare, über ein außerordentlich starkes Wachstum der Kirche in Afrika. Man könnte ja viel dazu sagen. In dem Dokument spielen die Konflikte und kriegerischen Auseinandersetzungen

gen eine große Rolle. Obwohl gottlob ja keineswegs in allen Staaten Afrikas blutige Auseinandersetzungen toben, befasst sich das Dokument doch sehr viel mit Versöhnung und Frieden. Ganz wichtig scheint mir ein kleiner Hinweis: Viele Afrikaner seien durch Säkularisierung und Globalisierung in ihrem tiefen Selbstverständnis verunsichert.

Das ganze Dokument hat rund 50 Seiten und wurde aufgrund der Vorschläge aus den Ortskirchen Afrikas vom Generalsekretär der Bischofssynode Mons. Eterovic zusammengestellt. Im ersten Kapitel geht es um die aktuelle Lage der Ortskirchen Afrikas – und zwar nach der ersten Afrika-Synode vor genau 15 Jahren. Das zweite Kapitel behandelt die Hindernisse auf dem Weg zu Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden jeweils im Bereich Politik, Wirtschaft und Kultur. Im dritten Kapitel geht es um den Auftrag der Kirche als „Familie Gottes“, eben genau für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden zu arbeiten. Das Schlusskapitel macht eine Auswertung über das hier bereits Erreichte. Im Blick auf die letzten 15 Jahre seit der ersten Afrikasynode werden Fortschritte registriert: Einige Wahlen zeigen, dass es mit Demokratie vorangeht, politische Führer hätten dazu gelernt, es gebe jetzt die partnership für Entwicklung NEPAD, es habe Wahrheitskommissionen gegeben, man habe für den Frieden das Palaver unter einem Baum neu entdeckt.

Als negativ bezeichnet das Dokument den Schaden in den Herzen der Menschen. Er verursacht Egoismus, Gier, Korruption, Kriegsmentalität. Wörtlich heißt es dann: „Internationale Kräfte nützen dieses Elend des menschlichen Herzens aus“. Daher komme Waffenhandel und Destabilisierung der Länder.

Man könne auch nicht über die Probleme Afrikas sprechen ohne die anderen Kontinente zu berücksichtigen und vor allem ihre wirtschaftlichen und finanziellen Institutionen, sowie ihre Informationsnetze, die die afrikanischen Gesellschaften zutiefst beeinflussen. Am Ende dieses Absatzes heißt es: Man muss das postsynodale Schreiben „Ecclesia in Afrika“ der ersten Afrika-Synode noch genauer anschauen. Die Afrikasynode hatte die Kirche als Familie Gottes bezeichnet, durch die die Katholiken zu Agenten der Gerechtigkeit und des Friedens werden sollten. Nun zählt das Dokument positive Elemente auf, die auf die Afrika-Synode zurückgehen: Pastoralpläne der Bischöfe, Bibelapostolat, kleine kirchliche Gemeinschaften, Förderung der Familie und der Jugend, theologische Kongresse, Friedensvermittlung, integrale Entwicklung, die Iustitia-et-pax-Kommissionen, die

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Medien, ökumenischer und interreligiöser Dialog, Kampf gegen Aids, Selbstversorgungsmaßnahmen. Und dann die Aufgaben, die jetzt anstehen: Förderung der Familie, der Frauen, prophetische Arbeit der Caritas, neue Kommunikationsmittel, Förderung der Unabhängigkeit. Dann geht das Dokument der Frage nach: Wo fehlt es eigentlich?

Für die Politik sollten die Katholiken wirklich Demokratie lernen. Es fehle

noch viel an politischer Kultur. Wirtschaft: Es fehlen lokale und interne Märkte, es fehlen Kleinkredite, Infrastruktur. Daher Landflucht, Verslumung, Arbeitslosigkeit, Sklaverei. Ausländische Programme schaden oft dem afrikanischen Markt. Wörtlich heißt es: „Multinationale beziehen schrittweise den Kontinent, um sich die natürlichen Ressourcen anzueignen. Sie zermalmen die örtlichen Gesellschaften, kaufen Millionen Hektar, enteignen das Volk seines Landes, afrikanische Führer sind ihre Komplizen.“

Ab jetzt möchte ich kurz aufzählen, was Afrika an Positivem anzubieten hat. Da man ja immer von den Defekten auszugehen hat, sollte man das vorhandene Gute an den Anfang stellen. Dann will ich zweitens und länger die Fragen aufzählen, mit denen sich die Ortskirchen Afrikas auseinandersetzen müssen und drittens und am ausführlichsten die Antworten erklären, die sie geben wollen.

Was bietet Afrika heute an Positivem an?

Viele Afrikaner schätzen und bewahren eine große Liebe zu ihrer Kultur: Künstler, Musiker, Bildhauer zeigen dies, fördern das kulturelle Erbe, afrikanische Werte wie Hochschätzung des Lebens, der Alten, der Frau als Mutter, die Kultur der Solidarität, Gastfreundschaft, Einheit, Anstand, Wahrheit, der gegebenen Zusage. Sie alle sind bedroht durch Phänomene der Globalisierung.

Hier heißt es dann wörtlich: „Der Niedergang der kulturellen Identität hat zu einem inneren Ungleichgewicht der Menschen geführt mit moralischem Niedergang, mit Korruption und Ma-

terialismus, der Zerstörung der echten Ehe und dem Begriff der gesunden Familie. Es scheint, dass unter dem Vorwand der Moderne ein organisierter Prozess der Zerstörung afrikanischer Identität im Gang ist.“

Defekte, mit denen sich die afrikanischen Ortskirchen auseinandersetzen müssen

Die internationale Finanz- und Wirtschaftskrise zeigt sich auch in Afrika: Ausländische Investitionen gehen zurück, afrikanische Banken erhalten schwerer Kredite aus dem Ausland, Entwicklungshilfe leidet, afrikanische Produkte sind weniger gefragt. Nötig ist eine Reflexion über die Gründe, warum Afrika (außer Südafrika) ausgeschlossen bleibt aus den Maßnahmen, das internationale Finanzproblem zu lösen.

Im Bereich der Kultur stellen die Bischofskonferenzen Folgendes fest: Aufgrund von bewaffneten Konflikten hat sich eine Kultur der Gewalt breit gemacht, ebenso Spaltungen und der Mythos des Kriegshelden. Analphabetismus breitet sich aus wegen mangelnder Investitionen in Erziehung durch die politischen Führer. Afrikanischer Aberglauben und Praxis führt zu Hexerei, die Städte und Dörfer kaputt macht, zu sexueller Verstümmelung der Frau, zu Zwangsheirat, zu Polygamie.

Versöhnung ist nötig

Im Bereich der Politik: Politische Führer haben einige Länder total ruiniert, haben Ethnien, Stämme, Regionen zerstört, um sich Anhänger zu verschaffen. Menschen wurden verbrannt, Familien getrennt, Dörfer zerstört. Im Bereich der Wirtschaft: Es gibt allgemein Men-

schen- und vor allem Frauen- und Kinderhandel. Wo Bodenschätze gefunden werden, entstehen Konflikte, Kriege unter Nachbar und Völkern. Im Bereich der Kultur: Medien haben zu Gewalt und Hass aufgerufen, haben traditionelle Werte zerstört: die Achtung der Vorfahren, der Frauen als Mütter, die traditionellen afrikanischen Religionen, die das afrikanische Erbe enthalten.

Gerechtigkeit ist nötig

Afrika ist bedroht durch die Logik der Weltwirtschaft. Wegen angeblicher Ungerechtigkeit entstehen Kriege, entsteht Korruption, wird gefoltert, zum Tode verurteilt. In der Wirtschaft: Geld wird ins Ausland geschafft, öffentliche Gelder werden veruntreut. Bauern werden um die Früchte ihrer Arbeit betrogen durch zu geringe Preise. Gen-Technik ist problematisch, die echten Probleme am Land sind: Mangel an Anbaufläche, an Wasser und Energie, an Krediten, Mangel an Ausbildung, an örtlichem Markt, an Infrastruktur. Gen-Technik bedroht die Kleinen und macht abhängig, heißt es. Es fehlt auch an Gerechtigkeit im Bereich der Kultur: Nepotismus, der als Verwandtschaftspflicht ausgegeben wird, Ausbeutung der Frau, Polygamie, Mangel an Achtung vor den Witwen, Genitalverstümmelung. Durch die Globalisierung herrscht militärische und wirtschaftliche Übermacht aus dem Ausland. In der Ausbildung bereitet man fast nur Arbeitnehmer aus, nicht Arbeitgeber.

Die Frage des *Friedens* hat tiefe Wurzeln in der Sklaverei, der Kolonialisierung, dem Neokolonialismus. Heute wird er bedroht durch Arbeitslosigkeit, Wanderbewegungen, Aufrüstung. Die meisten Kriege in Afrika haben wirt-

schaftliche Wurzeln – so wörtlich. Im kulturellen Bereich ist der Friede bedroht durch die Medien, Jugendkriminalität, Drogen, kulturelle Entfremdung, Rassendiskriminierung. Diese hat Minderwertigkeitsgefühle erzeugt, dazu Fatalismus und Angst. Die Missachtung der afrikanischen Sprachen und mündlichen Literatur hat zum Verlust der echt afrikanischen Werte – gerade unter den Jungen – geführt.

Was können und wollen afrikanische Ortskirchen heute tun?

Man könnte darüber schreiben: Es geht um eine wirkliche Inkulturation des Glaubens, denn die afrikanische Kultur ist bedroht. Oder anders: Einwurzelung gleichzeitig in afrikanische Kultur, in kirchliche Tradition und in die Werte des Evangeliums. Vom Apostel Paulus müsste man lernen – heißt es –, denn er sei der große Meister der Inkulturation. Johannes Paul II. wird zitiert: „Inkulturation wird dann ein Reflex der Inkarnation, der Fleischwerdung des Wortes, sein, wenn eine Kultur, die durch das Evangelium verwandelt und neu geboren ist, aus der eigenen, lebendigen Tradition originelle Formen des Lebens, der Feier und des christlichen Denkens hervorbringt.“ Dazu heißt es in dem Dokument: Ernstnehmen der Bergpredigt, dem Armen so begegnen wie Jesus.

Auf die afrikanischen Heiligen schauen, die dann aufgezählt werden, vor allem die afrikanischen Märtyrer. Salz der Erde sein, das unsichtbar den ganzen Teig verändert. Licht der Welt sein, das die Gesellschaft durchleuchtet, wie eine Stadt auf dem Berg sein, die von allen gesehen wird. Die Gesellschaft

durch das Christsein prägen und verändern. Der Glaube an Christus soll zu Solidarität führen, zu Hilfsbereitschaft für die Ärmsten, in denen Christus gesehen wird. Die Eucharistie als Ausgangspunkt für das Selbstverständnis als Volk Gottes. Sich als *Familie* Gottes verhalten, dem Schwächeren dienen. Die Versöhnung mit Gott soll zur Versöhnung unter den Menschen führen, zu einer Welt, in der Gott herrscht. Christus hat versöhnt mit Gott, so sollen Christen Versöhnung leben und fördern. Sie sollen Handwerker, Künstler, Diener der Versöhnung sein. Jede kirchliche Zelle kann und soll Mahnung sein, sich mit Gott und den Menschen versöhnen zu lassen.

Christen müssen die *Gerechtigkeit* suchen, sein wie Joseph, der Gerechte. Die Gerechtigkeit des Reiches Gottes ist mehr als Gesetzesgerechtigkeit. Kirche muss die Gerechtigkeit in ihrem Inneren leben. Gerechtigkeit verlangt, dass jede und jeder als Tochter und Sohn Gottes behandelt wird. Und zum *Frieden*: Was kann die Kirche beitragen? Es geht zunächst um den Frieden Christi, den Frieden, den Er gibt. Er zerstört die Feindschaft. Um Frieden zu schaffen müssen alle sich verstehen als Glieder am Leib Christi, als neue Menschen, die fähig sind, „die Befriedung Afrikas zu schaffen“ (so wörtlich). Dieser Friede beginnt im Inneren jedes Menschen, ist Frucht der Umkehr, der Metanoia.

Einige Länder haben die *Versöhnung* versucht mit traditionellen afrikanischen Methoden, andere mit nationalen Versöhnungskonferenzen oder mit Wahrheitskommissionen. Die Ergebnisse seien zwar begrenzt, aber es lohne sich, die Hindernisse für Versöhnung und Gerechtigkeit aufzuzählen. Kirchen

müssen ihr prophetisches Amt so wahrnehmen, dass sie mit Autorität gegenüber den politischen Führern auftreten können. Doch es gibt mitunter auch ethnische, regionale oder nationale Hindernisse unter den kirchlichen Hirten. Manche Bischofskonferenzen sind so gespalten, dass sie nicht mit einer Stimme sprechen können.

Auch in der Kirche muss *Gerechtigkeit* geschaffen werden, z.B. für die Frau, für die Flüchtlinge, die Randexistenzen, die Gefangenen. Die Kirche kann wesentlich auch zum Frieden beitragen – sagt das Dokument. So haben die Bischofskonferenzen im Bereich der großen Seen die Jugendlichen grenzüberschreitend einander bekannt gemacht. Die Bischofskonferenzen erwarten von der Synode, dass sie einen Anstoß gibt zum Bau einer friedfertigen Gesellschaft durch gegenseitige Hilfe, durch die Bereitschaft, andere aufzunehmen, den Schwächsten zu helfen durch Gerechtigkeit und geschwisterliche Annahme und durch die Wiederherstellung von Eltern-Autorität. Es geht um den Glauben, dass Gott auch dort Wege zum Frieden öffnen kann, wo es menschlich unmöglich scheint. Es wird Johannes Paul II. zitiert: kein Friede ohne Gerechtigkeit, keine Gerechtigkeit ohne Vergebung. Einige Familien hätten die Erfahrung gemacht, dass das gemeinsame Lesen der Bibel zur Harmonie in der Ehe führt, zur Erziehung hilft, die Familienbande stärkt. Es verhindere Konkubinat, Ehebruch, Alkoholismus. Auch Bußfeiern nach der Ordnung der Kirche hilft die Wunden der Gesellschaft aufgrund von Gewalt und Krieg zu heilen. Das Wissen um das Dasein als Volk Gottes hilft gegen Tribalismus, Rassismus, Klassenkampf. Hier wird auch der Palaver unter dem Baum mit den Riten

der Versöhnung ins Spiel gebracht. Auch Diözesansynoden haben geholfen, Konflikte zu bereinigen. So hätten die Ortskirchen ein gutes Ansehen für die Beilegung von Konflikten. Sie seien glaubwürdig. Sie könnten durch die kleinen Gemeinschaften bei Ehe- und Familienkonflikten helfen. Manche Heilung dauere allerdings sehr lange. Das Dokument stellt fest, dass die Kirche gut in der afrikanischen Gesellschaft verankert sei durch ihre Einrichtungen der Erziehung, der Gesundheitspflege, der Entwicklung. Was können Bischofskonferenzen, Diözesen, Pfarreien, kleine christliche Gemeinschaften im Dienst an Afrika leisten? – so lautete eine Frage. Hier wird als Antwort sehr verwiesen auf die Kirche als „Familie Gottes“ und auf die Familie als Hauskirche. Daher muss die Familie besonders beachtet werden. Die traditionelle afrikanische Familie zwingt manchmal christliche Familien am Rande zu leben. Daher ist es eine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die christliche Ehe wirklich in der afrikanischen Tradition verankert ist. Nötig ist bei der Eheschließung, die oft übertriebenen Kosten niedrig zu halten und so die Armen zu ermutigen, auch kirchlich zu heiraten.

Die Kirche muss bei der Familienplanung auch mit Experten helfen und im Dialog mit den Eheleuten stehen. Dabei werden Respekt vor afrikanischen Werten und der Lehre der Kirche verlangt. Es geht um die natürliche Familienplanung. Man muss aber auch feststellen, dass mit dem Rückgang der christlichen Praxis das Familienleben sinkt. Es fehlt an Bildung, an Bibelkenntnis. Daher kommen Ehepaare auch zu Methoden der Hexerei oder fallen auf politische Ideologien oder Sekten herein. Es zeigt

sich hier, dass für viele Christen die Kirche immer noch in der Hierarchie besteht und nicht im mystischen Leib Christi. Manchmal geben auch Priester und Ordensleute ein schlechtes Beispiel. Zum Bereich Bildung und Schule heißt es: Auch wenn es Schulen gibt, fehlen doch oft auch qualifizierte Lehrer, Schüler kommen zu Drogen, verfallen der Gewalt, werden sogar zu Kindersoldaten. Auch die katholischen Universitäten in Afrika haben Bedeutung – heißt es dann noch.

Kurz wird auch das ökumenische Bemühen genannt und der Religionsdialog. Wichtig scheint mir, dass manche Leute die traditionellen afrikanischen Religionen zu chauvinistischen Zwecken missbrauchen. Zum Islam heißt es, manche missbrauchten Religion zu politischen Zwecken. Positiv geht es aber zu Ende um das lebendige christliche Zeugnis. Es gehe um die Umkehr auf den Weg der Heiligkeit, um moralische Umkehr, um Buße, um einen Einsatz im Gegensatz zu den Kriterien der Welt, um einen neuen Lebensstil. Dafür sei Maria Vorbild. Ja, es gehe um das Martyrium des Zeugnisses. Und hier werden nun die Gruppen aufgezählt:

- Die *Bischöfe* sollen mutig und prophetisch Zeugnis geben, sie sollen das in guten Hirtenbriefen tun, sie sollen bei der Auswahl der Priester nicht auf Ethnien schauen, sondern sollen Vermittler beauftragen. Die Bischofskonferenzen sollen mit einer Stimme sprechen, eins sein.
- Die *Priester* sollen durch gute Sonntagspredigten und bei der Sakramentspendung Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden fördern.
- Die *Ordensleute* sollen geistliche Energie ausstrahlen. Ordensfrauen

könnten einen besonders guten Beitrag leisten für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden.

- Die *Laienchristen*: Sie sollen die Fackel der Gerechtigkeit und des Friedens besonders dort hoch halten, wo dies besonders nötig ist. Katechisten sollten gut ausgebildet sein. Ausdrücklich heißt es: Das weibliche Genie schafft eine Kultur des Friedens – und dann wörtlich: „Die Rolle der Frauen wäre noch effizienter, wenn die Kirche ihnen eine noch sichtbarere Mission gäbe und sie deutlicher einsetzte, denn sie würden die afrikanischen Gesellschaften noch viel mehr humanisieren.“

Dann geht es von den Personen zu den Einrichtungen und Strukturen:

- Die *Hirtenbriefe* von ganzen Bischofskonferenzen können einen großen positiven Beitrag für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden leisten.
- Das *Symposium der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagascar*: Hier wird erstaunlicherweise gesagt, die Besuche von Kirchenleuten und Laien aus anderen Kontinenten seien sehr wichtig. Genannt werden dann auch die strukturelle Zusammenarbeit mit den Konferenzen von Asien und Europa. Partnerschaft unter Laien werden gelobt.
- Eine große Bedeutung haben offenbar die *Kommissionen für Gerechtigkeit und Frieden*.
- Zu den *Priesterseminarien und Ordenshäusern* wird gewünscht, dass die Auswahl kritischer sein soll und die Ausbildung mehr mit dem realen Leben zu tun haben muss. Auch Laien sollten an der Ausbildung mitwirken.

Ausbildung im Allgemeinen brauchen die Christen in Afrika mehr: in katholischer Soziallehre, in Bürgerrechten, in Gesundheitsfragen, zu Aids, und um die politischen Führer zu kontrollieren. Im Gesundheitswesen kommt es darauf an, dass nicht nach Rasse und Ethnie unterschieden wird. Im Erziehungsbereich sollten vom Staat enteignete Schulen zurückgegeben werden. Erziehung soll umfassend geschehen. An den katholischen Universitäten sollten – so die Forderung – alle etwas Theologie studieren. Für Gerechtigkeit und Frieden müssen die Studenten Inhalt und Sinn von Gesetzen erkennen. Verantwortliche müssen lernen, was Gemeinwohl ist. In den Verteidigungskräften muss es um die Verteidigung der Schwächsten gehen. Bei den internationalen Organisationen sollten Afrikaner kämpfen für die Reduktion der Schulden der Länder.

Bedeutung der Bischofssynoden

Persönliche Bemerkungen zu Bischofssynoden: Wenn es sie nicht gäbe, müsste man sie einführen. Es ist gut, dass es sie gibt. Aber man müsste nachdenken, wie man sie noch nützlicher machen könnte. Einerseits ist die alte Frage, ob Synoden nicht zusammen mit dem Papst schon entscheiden könnten. De facto sind sie nur Beratungseinrichtungen. Damit sie aber entscheiden können, müssten meiner Ansicht nach vorab klarere Fragestellungen von afrikanischen Bischöfen erarbeitet werden. Über diese wäre dann abzustimmen. Aber für die Erarbeitung der Fragen müsste man sozusagen vorher schon eine Synode halten, bei der die Fragen auf den Tisch kommen. Kurz, es ist

nicht einfach. Aber über die Strukturfragen wird wohl nicht genügend nachgedacht. Immerhin hat Papst Benedikt drei wichtige Neuerungen in den Bischofssynoden eingeführt. Erstens gibt es täglich eine Aussprachestunde, wo man sich spontan zu Wort melden kann und es nicht nach der vorher eingereichten Reihenfolge geht. Zweitens dauert die Synode nicht mehr vier, sondern nur noch drei Wochen und drittens wurde die Redezeit der Bischöfe von acht auf sieben Minuten reduziert und sie sollen sich jeweils an ein Kapitel des Instrumentum laboris halten.

Neben der Frage nach der rechtlichen Struktur der Synode scheint mir etwas Anderes relevanter: Die Synode ist zahlenmäßig zu groß, in der Dauer zu kurz und im Thema zu weit, um zu Entscheidungen zu kommen, die dann in das Kirchenleben eingreifen. Die Afrikasynode kann sich daher z.B. nicht in der - meiner Ansicht nach - nötigen Intensität mit der Frage Aids auseinandersetzen. Für diese Einzelfrage ist der Kreis zu groß, die Dauer von drei Wochen zu kurz. Da vermutlich etwa zu diesem Thema Fachleute hinzugezogen

werden und ihre Positionen ausgewertet werden müssen, braucht man etwas länger Zeit, um zu einem Papier zu kommen, das der Papst dann fast nur unterschreiben müsste. Um zu konkreten Schritten bei brennenden Fragen zu kommen, braucht es m. E. kleinere Arbeitsgruppen, die zwei bis drei Monate Zeit haben, um sich mit einem Einzelthema, zu dem eine kirchliche Position gewünscht wird, zu äußern. Synoden sind zu groß, die Themen zu weit, die Zeit zu kurz. Man darf daher von Synoden nicht etwas erwarten, was sie nicht leisten können.

Ich habe auch noch den - für einen Journalisten wie mich - häretischen Vorschlag: Es darf nichts nach draußen kommen, was in der Synode gesagt wird. Denn wenn etwas rauskommt, dann schweigen die Synodalen über heikle Fragen. Sie werden delicate Fragen nur dann ansprechen, wenn sie wissen, dass das dann nicht in der Zeitung steht. Kurz: Synoden sind gut, aber müssten noch weiter entwickelt werden, damit der dabei nötige Aufwand zu greifbareren Ergebnissen führt.



Hildegard Hagemann

Dr. Hildegard Hagemann, Jahrgang 1960, widmete sich nach dem Studium der Agrarwissenschaft der entwicklungspolitischen Arbeit. Nach Tätigkeiten für die Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) und die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) ist sie seit 2002 Projektreferentin bei der Deutschen Kommission Justitia et Pax, einem Zusammenschluss katholischer Institutionen mit Sitz in Bonn.



Hildegard Hagemann

Die gestärkte Zivilgesellschaft ändert das Gesicht Afrikas

Ich danke dem DKMR für die Einladung, die ich als Bestätigung der Arbeit der Deutschen Kommission Justitia et Pax im Sachbereich Entwicklung zu den Fragen der Beteiligung der Zivilgesellschaft für die armenorientierte Entwicklung sehe. Angefragt worden bin ich, anhand eines konkreten Beispiels das Potential zivilgesellschaftlichen Engagements zur Förderung von Entwicklungsprozessen zu beschreiben. Genauer gesagt soll es um die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in afrikanischen Staaten gehen und das Engagement von Kirche und Ordensgemeinschaften als Teil der Zivilgesellschaft.

Zivilgesellschaft – ein vielschichtiger Begriff

Der Begriff ‚Zivilgesellschaft‘ ist breit und eigentlich lässt sich Kirche gar

nicht so gerne hier unterordnen. Dennoch kommt ihr im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen und auch zivilgesellschaftlichen Entwicklung eines Landes große Bedeutung zu. Im Lauf der Geschichte nahm und nimmt sie *zum einen* selbst unterschiedlich stark *Einfluss* auf die wirtschaftliche und soziale Realität. *Zum anderen* hat sie auch einen Anteil an der *Befähigung der Menschen*, sich in unterschiedlichen Sektoren der Gesellschaft zu engagieren und sich Gehör zu verschaffen. Und *Drittens* findet sie in den Zielen Option für die Armen, Bewahrung der Schöpfung, Verhinderung von Ausgrenzung und Aufbau gerechter Strukturen wiederum in anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren *Verbündete*.

Die afrikanischen Länder in der Region südlich der Sahara haben eine sehr schwierige Zeit bezüglich der Entwicklung von Zivilgesellschaft erlitten.

Während der *Kolonialzeit* zählte die Zivilgesellschaft nichts oder wenig. Die Menschen waren entweder ökonomisch wichtig für die Kolonialherren oder aber wichtig zum eigenen Machterhalt. Traditionelle Formen von Partizipation wurden nicht weiterentwickelt bzw. unterdrückt. Wo das Interesse der Kolonialherren nachließ, waren die *Missionsorden und Kirchen* diejenigen, die die Bevölkerung erreichten und die Menschen in ihren dörflichen Gemeinschaften suchten. Bildung, Gesundheit, Ernährungssicherheit, das waren die Arbeitsfelder, die einerseits die Bevölkerung befähigten, sich sozial und wirtschaftlich einzubringen, doch wurde nicht unbedingt den traditionellen Partizipationsformen Raum gegeben. Hier hat im Laufe der Zeit eine Umorientierung eingesetzt (Beispiel Versöhnungsrituale).

Heute zeigt die *entwicklungspolitische Realität*, dass viele Aufgaben, die ein Staat erfüllen sollte, aus Geldmangel, wegen unzureichender Infrastruktur, schlechter Regierungsführung oder regionaler Krisen von ihm nicht wahrgenommen werden. Die Zivilgesellschaft (Sozialpartner, Privatsektor, Nichtregierungsorganisationen (NRO), Kirchen) übernimmt daher im Gegenüber zu staatlichen Strukturen *Verantwortungen* wahr, die teilweise *vom Staat erwünscht* sind (Gesundheitsversorgung, Bildung, Dorfentwicklung, Demokratiebildung, Wahlbeobachtung) oder *erwünscht sein sollten* (kontrollierende Beobachtung rechtlicher und politischer Entwicklungen, die Einforderung von Informationen und institutionalisierter Beteiligung, die Anmahnung von Menschenrechten und Transparenz in Budgetplanung etc). In demokratischen

Strukturen muss Zivilgesellschaft auch immer *Nachwuchsquelle* für Parlament, Regierung und Jurisdiktion sein. In instabilen Gesellschaften, zerfallenen Staaten übernehmen zivilgesellschaftliche Einrichtungen darüber hinaus oft die *Aufrechterhaltung* gesellschaftlicher Infrastruktur, dienen der Situationsberuhigung und der Moderation, können aber auch Herde für neue Konflikte darstellen (Radiosender Milles Collines). Daher ist die Frage nach der Legitimation von NRO und Zivilgesellschaftlichen

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Organisationen durchaus berechtigt und muss immer wieder gestellt werden. Wo der *Staat versagt oder schwach ist*, schließen sich dennoch in Armut lebende Menschen und Minderheiten in Basisgruppen, Selbsthilfeorganisationen zusammen und finden in Kirchen und NRO oft Kooperationspartner. Gerade Kirchen und Religionsgemeinschaften haben durch ihre Verbreitung und Arbeitsweise einen direkten Zugang zu Bevölkerungsgruppen, der national agierenden Einrichtungen, Regierungen, auch Wirtschafts- und Sozialpartnern, ja selbst Medien und Wissenschaft nicht unmittelbar gegeben ist. In einem Land z.B., in dem 70 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in der *informellen Wirtschaft* tätig sind – und das ist Durchschnitt für Länder in Sub-Sahara Afrika – werden die Sozialpartner (Arbeitgeber, Gewerkschaften) aus ihrem

Eigenverständnis wenig ausrichten, um den Arbeitenden soziale und gesundheitliche Sicherung, und Vertretungsmöglichkeiten zu geben, es sei denn, sie werden durch Selbsthilfeorganisationen dazu motiviert.

Allerdings schuf die *Übertragung von beschäftigungspolitischen Systemen* aus den Kolonialmächten die Grundlage für den Ausbau der ökonomischen Diversifizierung der Zivilgesellschaft, also den Aufbau von Vereinigungen und Verbänden, die zu den Sozialpartnern zählen. In den letzten Jahrzehnten trugen die Faktoren *Urbanisierung, Demokratisierung, Globalisierung, Klimawandel* jeweils ihr Eigenes dazu bei, dass sich die Zivilgesellschaft weiter diversifizierte und auch stärker wurde. Das Schlüsselwort dafür ist Partizipation.

Partizipation als Schlüsselwort in der jüngeren Entwicklungspolitik

Heutzutage ist Partizipation von Zivilgesellschaft eine *obligatorische Forderung* in Strategien für die Entwicklung und Armutsbekämpfung. Besonderen Aufschwung gab es Ende der 90er Jahre über die Entschuldungsinitiative mit der Erstellung der *Poverty Reduction Strategies*. Das kommt nicht unerwartet, da ja zivilgesellschaftliche Organisationen – hier allen voran auch kirchliche Akteure – die Entschuldungsinitiative gestartet und gefordert haben. Die Vorbereitungen dazu liefen dazu in den 90ern. Gleichzeitig wurde Partizipation eingefordert bei neuen Abkommen, z.B. dem Cotonou Partnerschaftsabkommen zwischen der EU und den afrikanischen, karibischen und pazifischen Staaten. Auch die UN ruft

nach der Zivilgesellschaft zur Umsetzung der Millenniumsziele, Afrika ruft dazu auf, bei der Umsetzung von der New Partnership for Africa's Development (NePAD) und der Gemeinsamen EU-AU Partnerschaft. Zivilgesellschaft ist nicht mehr wegzudenken im Prinzip, doch die Schwierigkeiten liegen wieder im Detail, sprich in der *Definition der Rolle* der Zivilgesellschaft. Gerade kirchliche Einrichtungen sollten genau unterscheiden zwischen der Einbindung in Entwicklungsprogramme als *Umsetzer für Regierungsaufgaben* und Helfern internationaler Geldgeber und der Rolle des *kritischen Kommentators*, des mahnenden Wächters und gleichzeitig des gesellschaftlich offenen Facilitators für Positionierungen und Wegbereiter für demokratische Entscheidungsprozesse. (Ich könnte in diesem Zusammenhang nahtlos in die Beschreibung von *Justitia et Pax* Strukturen und Aufgaben übergehen, doch soll es im Folgenden um andere Beispiele gehen. Nichtsdestotrotz möchte ich erwähnen, dass seit 1-2 Jahrzehnten durch Unterstützung finanzieller und politischer Art in vielen Ländern Afrikas starke und stärker werdende *Justitia et Pax* Strukturen agieren, die wiederum erheblich zum Aufbau gestärkter Zivilgesellschaft beitragen. Das kann in der Arbeitsgruppe vertieft werden.)

Beispiele inhaltlicher Gesichtsprägung

Ich erwähnte die zeitliche Dimension der Entwicklung von Zivilgesellschaft in afrikanischen Staaten, die Einfluss auf ihr Gesicht und ihre Diversifizierung hat. Jetzt möchte ich kurz die *inhaltliche Dimension* vertiefen. Nach

dem Fall der Mauer und damit der ideologischen Eingrenzungen trugen die großen *internationalen Konferenzen* (Umwelt, Gender, Sicherheit, Ernährung, Handel), die die 90er Jahre prägten, zur Aktivierung der Zivilgesellschaft zu den verschiedenen Themen bei. Der Millenniumswechsel gab besondere inhaltliche Anschläge: neue Initiativen, wie oben erwähnt *NePAD* zur Eigenverantworteten Entwicklung Afrikas, oder die Frage der Ernährungssicherheit und der Ernährungssouveränität bei den *Welternährungsgipfeln*, die *Millenniumsentwicklungsziele* mit den Bereichen Bildung, Gesundheit, Frauenrechte und Umweltbelange, *menschenwürdige Arbeit* als Voraussetzung für Armutsbekämpfung und neue bi- und multilaterale Abkommen (z.B. *Cotonou-Partnerschaftsabkommen* der EU mit den alten Kolonialstaaten und seinen Verhandlungen von Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (EPA), die *WTO-Doha-Entwicklungsrunde*) und last but not least die *Gemeinsame Afrika-EU Partnerschaft*, die Regierungsführungs- und Migrationsfragen ebenso behandelt wie Klimawandel und Energieversorgung.

Besonders aber die *Entschuldungsinitiative*, die die Bretton-Woods-Organisationen zur Erarbeitung von Armutsbekämpfungsstrategien hochverschuldeter Länder führte, brachte verschiedene zivilgesellschaftliche Akteure zusammen. Oft werden diese Themen durch die Vernetzungen mit internationalen Organisationen und Akteuren der Zivilgesellschaft aufgegriffen und bearbeitet. Es ist durchaus ein positiver Nebeneffekt der Globalisierung, dass durch kurze Kommunikationswege auch gemeinsame Positionen leichter

erarbeitet werden können und zudem in gemeinsam *abgestimmten Strategien für Lobbyarbeit und Anwaltschaft* in die politische Debatte eingebracht werden können. Wieder sind die Jubilee Kampagne ein beredtes Beispiel dafür, ebenso wie die Diskussionen zu NePAD, die Bildung von regionalen Netzwerken zu EPA-Verhandlungen, das Sozialforum auch auf afrikanischem Boden und der Global Call to Action Against Poverty im Zusammenhang mit den Millenniumszielen, wo Kirchen tragende Rollen spielen.

Das Beispiel JCTR als Akteur

Das *Jesuit Centre for Theological Reflection (JCTR)* in Lusaka, Sambia, ist ein hervorragendes Beispiel. Das oben Gesagte zu verdeutlichen. Es wurde 1988 gegründet, um Themen zu befördern, die den *christlichen Glauben und soziale Gerechtigkeit* in Malawi und Sambia verknüpfen. Ähnlich wie in anderen Provinzen der Welt errichteten die Jesuiten im südlichen Afrika ein Institut, das sich den vielfältigen gesellschaftlichen Themen stellt und forschend, erzieherisch, Bewusstsein-bildend sowie politisch agiert.

Zuvor, seit den 70er Jahren, waren die Jesuiten schon durch Programme für ländliche Entwicklung aktiv. Auf diesem Gebiet bestritten sie den Kampf um die nachlassende Förderung ländlicher Programme in der Entwicklungszusammenarbeit seit den 80er Jahren. Schon früh griffen sie das Konzept nachhaltiger ländlicher Entwicklung mit ökologischer Landwirtschaft auf. Heute ernten sie Erfolg, der sich in der Nachfrage nach ihrer Expertise seitens der sambischen Universität zeigt. Die ak-

tuelle Umorientierung zur Bekämpfung der Nahrungskrisen bestätigt diesen nachhaltigen Ansatz. Das JCTR befördert die Debatte zu Menschenrechten in der Gesellschaft und der Befähigung zur *politischen und sozialen Teilhabe*. Das nunmehr 18-köpfige Team des JCTR hat sich die Prüfung nationaler Strategien zu Verbesserung der Lebensbedingungen und der Armutsbekämpfung zur Aufgabe gemacht. Die Jubilee-Kampagne und die kritische Analyse von EPAs und des Welthandelssystems haben sie unter dem Aspekt der Erreichung ökonomischer Gerechtigkeit betrieben. NEPAD und der Peer Review Mechanismus afrikanischer Staaten werden ebenso kritisch begleitet.

Einzigartig ist die Erarbeitung eines nationalen *Grundbedürfniswarenkorb* (Basic Needs Basket) für ländliche und städtische Haushalte, der monatlich veröffentlicht wird und der Regierung und den Gewerkschaften zur Verfügung gestellt wird, um die Maßnahmen für Beschäftigungspolitik, sozialer Sicherung und Armutsbekämpfung zu verbessern. Damit steht das JCTR in der sambischen Öffentlichkeit an prominenter Stelle und kann auch bei anderen Themen tonangebend sein. Dem JCTR gelingt es, Parlamentarier und Regierung in den *Dialog* einzubinden. Zudem wird großer Wert auf die *Vernetzung* mit anderen lokalen Akteuren, von Universität und Nichtregierungsorganisationen bis hin zu den international agierenden Stiftungen der Geberländer, gelegt. Dies in finanzieller, aber vor allem in inhaltlicher Hinsicht.

International auf afrikanischem Kontinent ist es vernetzt mit dem *African Forum for Catholic Social Teaching (AFCAST)*, einem Thinktank, der im

südlichen und östlichen Afrika verschiedene Forschungs- und Bewusstseinsbildungseinrichtungen verbindet. Koordiniert wird das AFCAST von Harare aus. Das JCTR ist eine vielfach nachgefragte, professionell anerkannte und sehr bekannte Ressource für entwicklungspolitische und ethische Fragen in Sambia und im südlichen Afrika und darüber hinaus auch in europäischen Ländern. Es ist ein hervorragendes Beispiel für die Brücke zwischen Verwurzelung in der katholischen Soziallehre und der Öffnung zu anderen gleichgesinnten zivilgesellschaftlichen Akteuren. Eigene Profilierung durch Spezialthemen wird erreicht, ebenso wie Synergien systematisch genutzt werden in Kooperation mit vielfältigen Partnern. Damit ist es Ausdruck einer gestärkten Zivilgesellschaft mit geschärftem Profil, die einen wesentlichen Beitrag zu einem gesellschaftlichen Wandel in Afrika leistet.

Schlussbemerkung

Zum Abschluss möchte ich drei Aspekte zusammenfassend nennen, die für die Einschätzung zivilgesellschaftlicher Möglichkeiten in Afrika zu beobachten sind:

- Die Landschaft afrikanischer Zivilgesellschaft ist bunter geworden. Sie hat sich inhaltlich ausgestaltet und qualifiziert und ist in ihren Positionen gestärkt. Dazu hat die internationale Dimension der zivilgesellschaftlichen Zusammenarbeit viel beigetragen. Gleichzeitig entwickelt sie größeres Selbstbewusstsein ihren finanziellen Unterstützern gegenüber. Damit wird die partnerschaftliche Dimension zivilgesellschaftlicher Zusammenarbeit in den Vordergrund

gerückt, die auch das Aussehen der Landschaft/das Gesicht der Akteure ändert.

- Der Aufbau von Partnerschaften auf Augenhöhe, mit langjähriger Perspektive und auf Vertrauen basierend, die Eigentümerschaft respektierend, Interessen transparent darlegend und Unterstützung gebend, stärkt Zivilgesellschaft dauerhaft. Das ist selbstverständlich schwieriger bei Partnerschaften, die finanzielle Kooperation vorsehen, als bei rein inhaltlichen Vernetzungen. Partnerschaften sind aber notwendig, zumal wenn es um die Positionierung zu globalen He-

erausforderungen geht. Der gesellschaftliche Wandel unterliegt globalen Einflüssen und wirkt sich anders herum auf die globale Politik aus.

- Kirchliche Organisationen und Strukturen sind in afrikanischen Ländern fester Bestandteil der Gesellschaft und erreichen alle Ebenen in ihr. Durch ihre weltkirchlichen Bezüge sind sie für die globalen Themen gut aufgestellt und ihnen kommt besondere Verantwortung zu bei der Vermittlung eines vom Glauben inspirierten und kritischen Verständnisses der aktuellen Politik.



Aus dem Vatikan

„Erhebe dich, Afrika!“ - Synode soll Ortskirchen neuen Elan geben

„Habe Mut! Erhebe dich, Afrika!“ Mit einem Appell zu Unterstützung und Hoffnung hat Papst Benedikt XVI. am 25. Oktober die zweite Afrika-Synode beendet. Das Bischofstreffen haben die Freude, die Dynamik und den Elan der wachsenden Ortskirchen gezeigt, aber auch die großen Probleme und Nöte, die Kontraste und Konflikte deutlich gemacht, sagte der Papst. Afrika brauche dringender denn je Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden. 15 Jahre nach der ersten Afrika-Synode trafen sich erneut Bischöfe des Schwarzen Kontinents zu einem „Kirchengipfel“ im Vatikan. Rund 25 Prozent der Synodenteilnehmer waren Ordensangehörige. Unter den 33 Kardinälen, 75 Erzbischöfen und 120 Bischöfen stammten 64 aus Ordensgemeinschaften, darunter acht Oblatenmissionare (OMI), sieben Franziskaner, sieben Salesianer Don Boscos, sechs Kapuziner, fünf Spiritaner, drei Afrikamissionare (Weiße Väter), drei Steyler Missionare und zwei Jesuiten. Außerdem waren Generaloberer von Ordensgemeinschaften unter den Synodenvätern, darunter die Oberen der Afrikamissionare (WV) und der Mariannahiller Missionare. Neben den teilnehmenden Synodalen waren über

100 weitere Teilnehmer zur Synode geladen, unter ihnen 15 Ordensfrauen und 22 Ordensmänner.

Am Ende der drei Wochen standen zwei Texte: eine Botschaft der Synode an die Öffentlichkeit, vor allem an die Kirche in Afrika. Und eine ebenfalls veröffentlichte Zusammenfassung der Arbeitsergebnisse für den Papst, der daraus das offizielle Schlussdokument erstellt. Beide Dokumente, im Ton unterschiedlich, listen in der Sache ähnlich auf, welche Konsequenzen sich für die Kirche aus dem Aufruf zu Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden ergeben. Dabei enthält vor allem das zweite Dokument eine Fülle von Vorschlägen, Empfehlungen und Warnungen: nein zu Todesstrafe, zu Kindersoldaten und Menschenhandel, ja zur Begrenzung des Waffenhandels und zu einer weitsichtigen Entwicklungspolitik. Ermunterung zu Ökumene und zu besonnener interreligiöser Zusammenarbeit, insbesondere mit dem Islam. Besondere Ratschläge gibt die Synode den kirchlichen Mitarbeitern, Priestern, Seminaristen oder Katecheten. Sie wendet sich an Politiker und gibt Empfehlungen zur Jugendbildung und -erziehung. Sie äußert sich zur Versöhnungs- und Beichtpraxis und warnt vor traditionellem Zauber und Hexerei. Sie macht Vorschläge, was man gegen eine Abwanderung der Eliten und für mehr soziale Gerechtig-

keit unternehmen soll. Als Roter Faden erweist sich dabei die katholische Soziallehre, die mancher als eigentliches Synodenthema empfand. Die Synodalen fordern umfassenden Lebensschutz und warnen vor dem Maputo-Protokoll, das ein Recht auf Abtreibung etwa aus therapeutischen Gründen vorsehe. Sie äußern sich zu Frieden und vielen weiteren Themen: Schutz der Umwelt, sparsame Nutzung von Wasser, gutes Regieren, ehrlicher Umgang mit Wahlen. Thematisiert werden Religionsfreiheit und Flüchtlingsfragen, Globalisierung und internationale Hilfe. Und natürlich geht es auch um das Thema Aids: Die Synode verurteilt eine Ausgrenzung der Infizierten und fordert für Afrikaner gleiche Medizin und Behandlung wie für Europäer. Auffallend weich formuliert sind die pastoralen Empfehlungen, wie man betroffene Ehepaare unterstützen könne. Afrika und seine Menschen verdienten es, mit Würde behandelt zu werden, forderte der Papst zum Abschluss der Synode. (kna/dok; vgl. Artikel von P. Eberhard von Gemmingen in diesem Heft auf S. 452-461)

Ordenstheologen im Fokus der päpstlichen Mittwochsaudienzen

Im Rahmen der wöchentlichen Generalaudienzen am Mittwoch im Vatikan hat Papst Benedikt XVI. sich im Herbst 2009 großer Theologen des Mittelalters angenommen:

- So erinnerte er am 9. September an Petrus Damiani, der trotz seiner Berufung zum Mönchsleben eine Aufgabe als Bischof übernommen und eine rege Reformtätigkeit entfaltet habe.
- Am 14. Oktober erinnerte der Papst an

Abt Petrus Venerabilis, der, kaum dreißigjährig, Anfang des 12. Jahrhunderts zum Abt des Klosters im französischen Cluny gewählt wurde und über dreißig Jahre lang verantwortlich für das berühmteste Benediktinerkloster des Hochmittelalters war.

- In der Katechese des 21. Oktober würdigte er den heiligen Bernhard von Clairvaux als einen der großen Theologen und Predigern des Mittelalters und Verantwortlichen für die Ausbreitung dieses Reformordens der Zisterzienser. Die wahre Gotteserkenntnis bestehe für Bernhard nicht in einer denkerischen Leistung, sondern in der persönlichen Erfahrung der Liebe Christi.
- Am 28. Oktober sprach Benedikt über die zwei großen mittelalterlichen Strömungen bzw. Arten, Theologie zu betreiben. Bei der einen gehe es eher ums Hören, bei der anderen eher ums Analysieren. Ersteres wurde in den Klöstern gepflegt, letzteres in den Städten an den Kathedralschulen, „scholae“ genannt. Dementsprechend unterschied der Papst die monastische, vornehmlich biblische Theologie und die scholastische Theologie.

Neues deutschsprachiges Pilgerzentrum in Rom eingeweiht

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, hat am 7. Oktober 2009 die neuen Räume des deutschsprachigen Pilgerzentrums in Rom eingeweiht. Er erinnerte an die fast 90-jährige Geschichte deutschsprachiger katholischer Auslandsseelsorge und resümierte, die

Deutsche Bischofskonferenz verstehe ihr Pilgerzentrum als wichtigen und unverzichtbaren Baustein ihrer Präsenz am zentralen Ort der Weltkirche. - Das Pilgerzentrum war im Herbst von der Via della Conciliazione an die Engelsbrücke oberhalb des Tibers gezogen.

(pm)

Nachdenken über Menschenhandel

Ein internationaler Kongress zur „Seelsorge an Menschen unterwegs“ fand Anfang Oktober 2009 im Vatikan statt. Zu diesen Menschen zählen u.a. auch Flüchtlinge, Obdachlose und Opfer von Menschenhandel. Aus Deutschland nahm Sr. Lea Ackermann an der Tagung teil. Als Gründerin und Leiterin der Organisation „Solwodi“ wies sie besonders auf Frauen und Kinder hin, die durch Menschenhandel als Zwangsprostituierte missbraucht werden. Im Gespräch mit Radio Vatikan berichtete Sr. Lea, sie beobachte eine wachsende Sensibilität für das Thema, gerade unter Ordensfrauen. In Italien gebe es etwa inzwischen eine starke Zusammenarbeit zwischen Ordensschwestern in dieser Sache. Sie befürwortete sehr, dass sich der Vatikan mit dem Thema Zwangsprostitution beschäftigt.

(rv/dok)

Wechsel im vatikanischen Klausurkloster

„Schichtwechsel“ im Kloster in den Vatikanischen Gärten - am 7. Oktober 2009 zogen die Benediktinerinnen aus und übergaben den Schlüssel an eine Gemeinschaft kontemplativer Salesianerinnen (Schwestern von der Heimsuchung Mariä). In dem Klausurkloster

„Mater Ecclesiae“, gegründet 1994, wechselt alle fünf Jahre die Gemeinschaft, die sich hier dem fortwährenden Gebet für Papst und Weltkirche widmet. Die jeweils international und eigens für dieses Kloster zusammengesetzte Gruppe von Nonnen soll symbolisch die Weltkirche abbilden.

(rv)

Deutscher Jesuit nimmt an Gesprächen mit Piusbrüdern teil

An den theologischen Gesprächen mit der traditionalistischen Piusbruderschaft, die am 26. Oktober 2009 begonnen haben, nimmt für den Vatikan auch ein Deutscher teil: Der Jesuit Karl Josef Becker. Als einer von insgesamt drei Theologen wurde der 81 Jahre alte Kölner im September in die Expertengruppe unter Leitung von Guido Pozzo, dem Sekretär der päpstlichen Kommission „Ecclesia Dei“, und Erzbischof Luis Ladaria Ferrer, dem Sekretär der Glaubenskongregation, berufen. Der emeritierte Dogmatikprofessor der römischen Universität Gregoriana wird von Papst Benedikt XVI. geschätzt: Im Jahr 1986 wurde er zum Berater der Glaubenskongregation berufen und zum 75. Geburtstag im Jahr 2003 würdigte ihn der damalige Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, im Rahmen einer Festrede als „authentischen Lehrer“.

Unterdessen sieht die Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit“ hinter der von Papst Benedikt XVI. gewünschten Aussöhnung mit den Traditionalisten einen innerkirchlichen Richtungsstreit. Die Piusbruderschaft habe „erklärtermaßen nicht vor“, das Zweite Vatikanische Konzil (1962 bis 1965) uneingeschränkt anzuerkennen, schreibt der neue Chef-

redakteur des Blatts, Andreas Batlogg, im Editorial der Oktober-Ausgabe. Mit der Bruderschaft „mögen jetzt auch andere Kreise ihre Stunde gekommen sehen, das Zweite Vatikanum kleinzureden“. Die Stellungnahmen der Piusbrüder seien, so Batloggs Analyse, „in einem geradezu inquisitorischen Tonfall gehalten, der entweder das ganze Konzil buchstäblich verteufelt oder Teile davon als ‚verhängnisvoll‘ bezeichnet. In der öffentlichen Wahrnehmung stelle sich das Problem, ob das Konzil zumindest in Teilen abgelehnt werden könne, inzwischen so dar: „Man darf zwar nicht, aber man kann.“ Batlogg schreibt, gegen eine schleichende Aushöhlung und Demontage des Konzils sowie gegen spitzfindige Umdeutungen könne nur der Papst selbst einschreiten. Bisher aber werde Benedikt XVI. regelrecht vorgeführt. „Und nichts passiert.“ Das führe zur Frage, ob sich die Kirche seit 1965 auf einem Irrweg befinde, den es jetzt zu korrigieren gelte.

Der Prior der Gemeinschaft von Taizé, Frère Alois Löser, hat die Bemühungen des Papstes um Aussöhnung mit den Traditionalisten gewürdigt. Im Anschluss an die Verleihung des Ökumenepreises 2009 in München sagte er, die Christen sollten nicht so viel Kraft in Kleinkriegen verlieren. (kna/zenit)

Vatikanische Visitation beim Hilfswerk „Kirche in Not“

Die vatikanische Kleruskongregation hat eine Visitation beim Internationalen Hilfswerk „Kirche in Not“ (KIN) angekündigt. Damit komme die Kurie einer Bitte des Hilfswerks um Beratung in kirchenrechtlich-organisatorischen Fragen nach. Das teilte das katholische

Hilfswerk Mitte Oktober 2009 in Rom mit. Als Visitator ab Dezember sei der Paderborner Weihbischof Manfred Grothe nominiert. Der in Rom tagende Generalrat des Hilfswerks habe die Entscheidung der Kongregation begrüßt. „Kirche in Not“ hatte den Vatikan um Unterstützung in strittigen Fragen seiner kirchenrechtlichen Grundlagen wie seiner Organisation und Struktur gebeten. Deren Beantwortung sei entscheidend für die künftige Arbeit, so das Hilfswerk. – Das Werk mit nationalen Sektionen in 17 Ländern auf drei Kontinenten unterstützt Hilfsmaßnahmen in rund 150 Ländern. (pm/(rv))

Neuer Oberer des US-amerikanischen Maryknoll-Ordens wegen fehlender Priesterweihe abgelehnt

Der Vatikan hat der Wahl des neuen Oberen des Maryknoll-Ordens in den USA die Zustimmung verweigert, weil der gewählte Wayne Fitzpatrick kein Priester ist. Dies hat der Generalobere des Ordens, P. Ed Dougherty, nach Erhalt des römischen Entscheids den Priestern und Brüdern seiner Gemeinschaft mitgeteilt. Nach dem Veto aus dem Vatikan warf der abgelehnte Wayne Fitzpatrick die Frage nach der Rolle von Laien in der Kirche auf. Er war mehrere Jahre lang Mitglied im Generalrat seines Ordens und von 1991 bis 2002 dessen Generalsekretär. Aufgrund dieser Tätigkeiten und Erfahrungen, so erklärte er gegenüber Nachrichtenagenturen, hätte er sich für das Amt durchaus befähigt gesehen. Der Orden muss jetzt in einem erneuten Wahlgang den künftigen US-Oberen bestimmen. (kna)

Aus der Weltkirche

Chile/Deutschland

Sr. Karoline Mayer (66), in Chile lebende deutschstämmige Ordensschwester, hat am 15. November in Göttingen den Edith-Stein-Preis 2009 erhalten. Mit der Auszeichnung will der Göttinger Edith-Stein-Kreis nach eigenen Angaben ihr Engagement für die „Ärmsten der Armen“ würdigen. Die Auszeichnung ist mit 5.000 Euro und einer Medaille verbunden. Die Laudatio hielt Bundesforschungsministerin Annette Schavan (CDU). Die 1943 beim bayrischen Eichstätt geborene Ordensfrau arbeitet in einem Armenviertel von Santiago de Chile. 1973 gründete sie die Schwesterngemeinschaft „Comunidad de Jesus“. Inspiriert durch die Theologie der Befreiung habe Schwester Karoline nationale, kulturelle und gesellschaftliche Grenzen überschritten, erklärte der Edith-Stein-Kreis. Sie lebe als Seelsorgerin einer Basisgemeinde überzeugend das Evangelium im Dienst an den Armen. So habe sie während der Militärherrschaft Pinochets am passiven Widerstand gegen die Diktatur teilgenommen. Der Preis wird seit 1995 alle zwei Jahre verliehen. Unter den Trägern sind der frühere Hildesheimer Bischof Josef Homeyer, das Freiburger Maximilian-Kolbe-Werk und der frühere Hannoversche Landesbischof Eduard Lohse. (kna)

Italien

Zwölf Jahre nach dem Erdbeben in Assisi ist die Restaurierung der Basi-

lika San Francesco abgeschlossen. Als letztes Fresko wurde die Darstellung des „Jüngsten Gerichts“ von Cesare Sermei (1581-1668) in der Apsis der Unterkirche wiederhergestellt. Die Arbeiten an dem 200 Quadratmeter großen Gemälde nahmen sechs Monate in Anspruch. Bereits 2006 war die Oberkirche mit den kunsthistorisch bedeutenden Freskenzyklen von Giotto (1266-1337) und Cimabue (etwa 1240-1302) vollständig erneuert worden. Die doppelstöckige Basilika über dem Grab des heiligen Ordensgründers Franz von Assisi gehört zu den bedeutendsten und meistbesuchten Kunstwerken Italiens. Bei dem Erdbeben am 26. September 1997 starben vier Menschen unter dem herabstürzenden Schutt. Die Wandmalereien mit Szenen aus dem Leben des Heiligen Franziskus hatten die Erdstöße weitgehend unbeschadet überstanden.

(kna)

Finnland

P. Teemu Sippo SCJ, finnisches Mitglied der Deutschen Provinz der Herz-Jesu-Priester, ist am 05. September 2009 zum neuen Bischof von Helsinki geweiht worden. 1966 konvertierte Sippo zum Katholizismus und trat dem Orden der Herz-Jesu-Priester/Dehonianer bei. Nach seinem Studium in Freiburg und der Priesterweihe kehrte er 1977 in sein Heimatland zurück. Seit der Wiedererrichtung des Bistums Helsinki 1920 ist er der erste einheimische Bischof; der letzte katholische Bischof Finnlands starb bereits 1522 auf der Flucht vor

dänischen Reformatoren. Die durch den Mainzer Bischof Karl Kardinal Lehmann vorgenommene Weihe fand im lutherischen Dom zu Turku/Südwestfinnland statt. (dok)

Frankreich

Die Abtei von Cluny im Burgund feiert in diesem und im kommenden Jahr ihr 1100-jähriges Jubiläum. Rund 200 Veranstaltungen in ganz Europa sollen die historische und spirituelle Größe des mittelalterlichen Machtzentrums veranschaulichen. Im September begannen die Feierlichkeiten in Cluny mit der Öffnung von zwölf Pforten, die den strahlenförmigen Einfluss der Abtei auf die europäische Geisteswelt repräsentierten. In den Jahren 909/910 ließ sich der Benediktinerabt Berno in Cluny nieder und erreichte die Übergabe der Gemeinschaft in die direkte Obhut des Papstes. Durch die Ablehnung weltlicher Einflüsse und dem Schutz vor Zugriffen der Monarchen und Adligen konnte sich Cluny zur Keimzelle der monastischen Reform entwickeln. Der Einfluss der Gemeinschaft erreichte ihren Höhepunkt in den Zeiten des Investiturstreits, als der päpstliche Primat sich allmählich durchzusetzen begann. Mit der Französischen Revolution erfolgte die Auflösung der Clunienser. 1810 sprengten die napoleonischen Truppen die Abtei von Cluny in die Luft. Den wenigen Überresten stehen jedoch nun virtuelle Rekonstruktionen entgegen, die ein plastisches Bild des romanischen Prachtbaus vermitteln. (dok/zenit)

Die französische Justiz hat laut Medienberichten erste geheime Dokumente

zur Ermordung von sieben Trappistenmönchen in Algerien 1996 erhalten. Das Außenministerium habe den Ermittlungsrichtern die Unterlagen zur Verfügung gestellt, berichtet die französische Gratiszeitung „20 minutes“. Anfang November 2009 habe die zuständige Kommission das Militärgeheimnis für die Dokumente aufgehoben. Ein Ermittlungsrichter hatte Ende August drei französische Ministerien aufgerufen, geheime Unterlagen der Ordensmänner zu übergeben. Außer vom Außenministerium wollen die Richter auch Dokumente des Verteidigungs- und des Innenministeriums. Staatspräsident Nicolas Sarkozy hatte im Juli die „volle Wahrheit“ über das Drama gefordert und erklärt, das Militärgeheimnis gelte in diesem Fall nicht. Die Justiz werde alle Dokumente erhalten, die sie anfordert. Die Ermittlungen hatten neue Brisanz bekommen, nachdem der französische General Francois Buchwalter ausgesagt hatte, das algerische Militär habe die Trappistenmönche versehentlich bei einem Hubschrauberangriff auf eine Islamistenstellung getötet. Algier hatte dagegen immer behauptet, die islamistische Bewegung GIA habe die im April 1996 entführten Ordensleute rund einen Monat später enthauptet. Von den Geheimdokumenten erhofft sich die französische Justiz Aufklärung darüber, welche Version den Tatsachen entspricht. (kna)

Ein jahrhundertealter französischer Klosterlikör, das „Elixir Vegetal“ der Großen Kartause bei Grenoble, muss wegen EU-Normen seine Rezeptur ändern. Der Alkoholgehalt des Kräuterddestillats werde zu Jahresbeginn 2010 von derzeit 71 Prozent auf 69 Prozent

herabgesetzt, sagte Karine Bronzina von der Vertriebsgesellschaft „Chartreuse Diffusion“. Grund seien neue EU-Sicherheitsregeln für die Lagerung und den Transport von Produkten mit einem Alkoholgehalt von mehr als 70 Prozent. Ohne die Reduzierung des Alkoholgehalts hätten die Verantwortlichen besondere Versicherungen abschließen und zusätzliche Sicherheitsbestimmungen einführen müssen. Das „Elixir Vegetal“ wird von der Grande Chartreuse, dem Mutterhaus der Kartäuser, seit 1737 gemäß einem Rezept von 1605 hergestellt. 130 verschiedene Pflanzen- und Kräutersorten werden nach Firmenangaben verarbeitet. (kna)

Polen

Der Medienkonzern des polnischen Kirchensenders „Radio Maryja“ steckt laut Presseberichten in finanziellen Schwierigkeiten. Senderchef Pater Tadeusz Rydzyk forderte demnach die Hörer des Hörfunkprogramms dringend zu Spenden auf. „Nie zuvor hatten wir eine so schwierige materielle Situation wie zurzeit“, zitiert ihn Mitte November 2009 die Tageszeitung „Express Bydgoski“. Der „Radio Maryja“-Publizist Jerzy Robert Nowak sagte laut Tageszeitung „Polska“: „Wenn Pater Rydzyk sagt, die Lage ist sehr schlecht, dann glaube ich ihm das.“ Beide Blätter spekulieren über den Grund für die Geldprobleme. Das Finanzamt fordert den Berichten zufolge von Rydzyks Stiftung „Lux Veritatis“ (Licht der Wahrheit) überraschend rund eine Million Euro Mehrwertsteuer. Die Stiftung habe von der polnischen Provinz des Redemptoristenordens vor vier Jahren rund fünf Millionen Euro für Rydzyks Hochschule erhalten. Bei

einer nachträglichen Prüfung habe die Steueraufsicht festgestellt, dass es sich dabei um eine Schenkung und nicht, wie von „Lux Veritatis“ erklärt, um ein Darlehen handelte. Weitere Gründe für die angeblichen Schwierigkeiten sind laut „Polska“ Fehlinvestitionen. So sei die teure Suche nach geothermalen Quellen zur Beheizung der Hochschule zur Ausbildung von Journalisten, Politologen und Informatikern bislang nicht erfolgreich. Das im Sommer von „Radio Maryja“ gestartete Mobilfunknetz „In der Familie“ sei nicht so gut angelaufen wie erhofft. Neben der 1991 gegründeten Hörfunkstation gehört zu dem Medienkonzern um „Radio Maryja“ der Fernsehsender „TV Trwam“, die Tageszeitung „Nasz Dziennik“, das Mobilfunknetz „In der Familie“ und die Hochschule für gesellschaftliche und mediale Kultur. (kna)

Rumänien

Zu einem interkonfessionellen Ordenskapitel haben sich 50 Ordensleute im orthodoxen Männerkloster im rumänischen Sambata de Sus getroffen. Seit 1977 hat sich dieses Forum christlicher Ordensleute zum Ziel gesetzt, in gemeinsamen Konferenzen die Ökumene voranzutreiben. Die Tagungen finden alle zwei Jahre in konfessionell wechselnden Klöstern statt und bemühen sich um einen intensiven spirituellen und theologischen Austausch. Rund die Hälfte der Teilnehmer in diesem Jahr bekannten sich zur römisch-katholischen Kirche, unter ihnen auch deutsche Ordensleute. Für die nächste Zusammenkunft 2011 lädt die evangelische Christusträger-Bruderschaft nach Triefenstein bei Würzburg. (dok)

Türkei

Ein Strafverfahren gegen die Gemeinde des christlichen Klosters Mor Gabriel in der Türkei ist vertagt worden. Das Gericht in der südostanatolischen Kreisstadt Midyat wolle das Urteil des türkischen Berufungsgerichtshofs in einem anderen Verfahren im Zusammenhang mit dem Kloster abwarten, sagte der Anwalt der Mönche, Rudi Sümer. Das Urteil der Berufungsrichter werde erst in einigen Monaten erwartet. Zwischen dem 1.600 Jahre alten syrisch-orthodoxen Kloster und mehreren türkischen Behörden tobt seit dem vergangenen Jahr ein Rechtsstreit mit insgesamt vier verschiedenen Gerichtsverfahren. Im Mai gewann das Kloster einen Prozess gegen umliegende Dörfer, bei dem es um Gebietsstreitigkeiten ging, sowie ein Verfahren gegen das türkische Schatzamt. Im Juni verlor das Kloster einen Prozess gegen das staatliche Forstamt, das einen Wald beansprucht. Dieses Verfahren liegt nun beim Berufungsgericht in Ankara. Nun ging es um einen Strafprozess gegen das Kloster. Sümer sagte, falls die Mönche das Berufungsverfahren in der Forstsache gewinnen sollten, werde der Strafprozess automatisch eingestellt. (kna)

Israel/Westjordanland

Der Grenzwall zwischen Israel und dem palästinensischen Westjordanland birgt eine Vielzahl von Problemen für die dort ansässigen katholischen Ordensgemeinschaften. Konkret wurden im September 2009 Ordensgrundstücke auf einer Baufläche der Grenzmauer der Jerusalemer Seite zugeschlagen. Dadurch konnte zumindest die durch eine Klage gegen den Bau entstandene

ständige Militär- und Polizeipräsenz in den Klostergärten beendet werden. Der Kindergarten der Comboni-Schwestern sah sich jedoch mit dem Problem eines Zugangs für 44 Kinder palästinensischer Herkunft konfrontiert. Für sie konnte dank der Intervention des apostolischen Nuntius in Israel, Erzbischof Antonio Franco, eine Ausnahmegenehmigung erwirkt werden: Unter Aufsicht der israelischen Grenzpolizei können die Kinder eine schmale Toröffnung nutzen, die zweimal täglich ausschließlich für sie geöffnet wird. Für die älteren Katechismus-Schüler der Comboni-Schwestern konnte diese Regelung nicht durchgesetzt werden. (dok/kna)

Russland

Tief enttäuscht haben sich die Jesuiten über den russischen Urteilspruch im Nachgang des Mordes an zwei Mitbrüdern im Oktober 2008 gezeigt. In einer Erklärung des Pressebüros der Generalkurie der Jesuiten wird mitgeteilt, dass im Fall der Ermordung des deutschen Jesuiten P. Otto Messmer SJ der Gerechtigkeit nicht Genüge getan wurde. Daher erwägt der Orden zusammen mit seinen Anwälten, welche weiteren Schritte unternommen werden könnten, um Klarheit zu schaffen. Der Zweifel über das gesammelte Beweismaterial und über das Schuldgeständnis seitens des Angeklagten während des Untersuchungsverfahrens bleibe bestehen, heißt es von Seiten der Jesuiten. Die Patres Victor Betancourt und Otto Messmer waren in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 2008 in ihrer Moskauer Wohnung umgebracht worden. Michail Orekhov wurde nun zu 14 Jahren erswerter Haft für den Mord an P.

Betancourt verurteilt, aber des Mordes an P. Messmer freigesprochen, der nach Rückkehr von einer Auslandsreise die Leiche von P. Victor aufgefunden hatte. Der Angeklagte, der beide Delikte in der Voruntersuchung gestanden hatte, änderte seine Schilderung der Tat während des Prozesses und behauptete, der Doppelmord sei das Werk einer anderen, ihm unbekannt Person. (zenit)

Philippinen

Der irische Pater Michael Sinnot ist wieder frei. Der am 11. Oktober 2009 auf der Insel Mindanao entführte Geistliche kam am 12. November wieder auf freien Fuß. Es sei kein Lösegeld gezahlt worden, bestätigten philippinische und irische Behörden. Nach Angaben von Sinnot handelte es sich bei den Entführern um Nomaden, die Lösegeld erpressen wollten. In einem Video des Entführten war von einer zwei Millionen Dollar Lösegeld-Forderung die Rede gewesen. In Verdacht hatten zunächst Rebellen der „Islamischen Befreiungsfront“ (Milf) gestanden. „Sie haben mich gut behandelt und mir ihre ideologischen Ansichten erklärt“, sagte der 79-jährige Missionar kurz nach der Befreiung über seine Entführer. Vertreter der „Islamischen Befreiungsfront“ hatten der philippinischen Regierung zuletzt Hilfe bei der Suche nach Sinnot angeboten. (rv/asianews)

Südkorea

Die Benediktiner haben vom 19. bis 25. September ihre 100-jährige Präsenz in Korea gefeiert. Zentrum der Feierlichkeiten war die südkoreanische Abtei Waegwan, die zugleich als Tagungsort

für die Synode der Benediktinerföderation unter Vorsitz von Abtprimas Notker Wolf OSB diente. Die Abtei, größte benediktinische Gemeinschaft Asiens, gehört zur Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien. Mönche aus St. Ottilien hatten 1909, als Korea sich unter japanischer Herrschaft befand, in Tokwon im Norden der Halbinsel das erste Benediktinerkloster des Landes gegründet. Als die kommunistischen Behörden 1949 die Auflösung aller Klöster verfügten, konnten einige Mönche in den Süden fliehen. 1964 errang das 12 Jahre zuvor gegründete Kloster den Status einer selbstständigen Abtei: Zum ersten Abt wurde der deutsche Pater Odo Haas OSB gewählt. Das Jubiläum bot den Anlass zur Weihe der neuen Abteikirche, deren Vorgängerbau im April 2007 durch ein Feuer zerstört worden war. (dok)

Indien

Vom 14. bis 18. Oktober 2009 fand in Bombay der erste indische Missionskongress statt. Über 1500 Delegierte – Ordensleute, Diözesanpriester, Seminaristen und Laien – waren aus den 160 Bistümern des Subkontinents zusammengekommen, um neben einer theologischen Standortbestimmung die aktuellen Herausforderungen zu diskutieren. Zu diesen zählen neben den Christenverfolgungen im indischen Bundesstaat Orissa die Gesetze gegen Zwangsbekehrungen. Diese Gesetze betreffen jedoch nicht die katholische Kirche, so der Gastgeber der Konferenz, Kardinal Oswald Gracias. Denn eine Bekehrung sei stets eine freiheitliche Entscheidung des Einzelnen. Mit zunehmender Sorge wurde die Problematik

der Christenverfolgung betrachtet: Viele heldenhafte Opfer, die ihre Entscheidung für Jesus Christus über ihr eigenes Leben stellten, seien bereits zu beklagen. Eine Lösung dieses Konflikts sei die Hauptaufgabe der indischen Kirche. Der Kongress, der unter dem Motto „Lass dein Licht leuchten – werde zum Botschafter und zur Botschaft“ stand, war aus dem asiatischen Missionskongress hervorgegangen, der erstmalig 2006 in Thailand stattfand. (dok/kna)

Australien

Die Josephs-Schwester im australischen Sydney bitten seit Anfang November 2009 weltweit um Unterstützung für eine Auszeichnung des Volkes von Osttimor. In einem Petitionsschreiben an Parlamentarier der Einzelstaaten und des Bundesparlaments von Australien fordert Schwester Susan Connelly, den Einsatz des armen Landes an der Seite australischer Soldaten gegen die japanischen Angriffe während des Zweiten Weltkriegs zu honorieren. Die Schwestern, die eine eigene Mission in dem nördlich von Australien gelegenen Land haben und sich im Wiederaufbau des krisengeschüttelten Landes engagieren, wollen so den Osttimoresen Gerechtigkeit widerfahren lassen. (zenit)

USA

Auf die zweite Phase der apostolischen Visitation haben die US-amerikanischen Ordensfrauen verunsichert reagiert. Die im April von Kurienkardinal Franc Rodé, dem Präfekten der Ordenskongregation, angeordnete Untersuchung hat Mitte September mit der Versendung von Fragebögen begonnen. Betroffen sind 341

Orden und klösterliche Niederlassungen mit rund 59.000 Ordensschwestern. Unklar ist der genaue Hintergrund der von der US-amerikanischen Schwester Mary Claire Millea ASCJ durchgeführten Visitation, deren Gesamtzeit drei Jahre betragen soll. Neben der Förderung der Evangelisierungs- und Missionstätigkeit aufgrund sinkender Berufungszahlen soll das Identitätsverständnis der Frauenorden und ihre Haltung zum römischen Lehramt eine Rolle spielen. Dies hatte der amerikanische Kurienkardinal William J. Levada, Präfekt der Glaubenskongregation, im Februar angedeutet. Zusätzliche Verwirrung stiftete der Umstand, dass die Visitation wohl von US-Bischöfen erbeten worden sei. Vertreterinnen der Leadership Conference of Women Religious (LCWR), der größten Vereinigung der US-amerikanischen Frauenorden, betonten die bislang gute Kooperation zwischen Orden und Diözesen. Die Internationale Vereinigung der Generaloberinnen mit Sitz in Rom sprach derweilen die volle Unterstützung für ihre amerikanischen Angehörigen aus: Die Visitation solle nicht als Last, sondern als Bestärkung und Ermutigung empfunden werden.

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 29. Oktober 2009 hat Abt Armand Veilleux OCSO von Scourmont *Sr. Magdalena Aust OCSO* zur neuen *Oberin* der Trappistinnenabtei Maria Frieden ernannt. *Sr. Magdalena* trat 1971 in die Abtei ein und legte 1981 die Feierliche Profess ab. 2008 nahm sie im Auftrag ihrer Vorgängerin *M. Hildegard Otte OCSO* am Generalkapitel des Trappistenordens teil. (Erbe und Auftrag)

Die Kongregation der Arenberger Dominikanerinnen hat am 27. Oktober 2009 im Rahmen eines außerordentlichen Generalkapitels *Sr. M. Scholastika Jurt OP* zur neuen *Generalpriorin* gewählt. Ihre Vorgängerin im Amt, *Sr. M. Emanuela Münde OP*, war im April verstorben.

Neue *Generaloberin* der Missions-schwwestern vom hl. Namen Mariens ist *Sr. M. Andrea Walterbach*. Das 14. Generalkapitel des Ordens wählte sie am 22. Oktober 2009 als Nachfolgerin von *Sr. M. Bernadette Krone*.

Am 23. Oktober 2009 wurde *Sr. Agnes Lanfermann MMS* auf dem Generalkapitel der Missionsärztlichen Schwestern (Medical Mission Sisters) in Steyl zur *Generaloberin* gewählt. Sie tritt das Amt mit Sitz in London im April 2010 an und löst darin *Sr. Carmelita Perez* (Philippinen) ab. *Sr. Agnes* ist die erste deutsche *Generaloberin* der Gemeinschaft. Als Theologin und Pastoralpsychologin ist sie schwerpunktmäßig im Rahmen von Aus- und Fortbildung tätig, so am Institut für Missionarische

Spiritualität (IMS) der DOK in der Ausbildung von Verantwortlichen in der (Ordens-)Ausbildung. Ordensintern war sie von 1992-2001 Distriktkoordinatorin für Deutschland und seit 2004 Sektorkoordinatorin der Missionsärztlichen Schwestern in Europa.

Das gemeinsame Provinzkapitel der Salvatorianer, das vom 19. bis 22. Oktober 2009 in München stattfand, wählte *P. Leonhard Berchtold SDS* zum *Provinzial* der wiedervereinigten Deutschen Provinz. Gemeinsam mit der Wahl erfolgte die Zusammenlegung der 1931 getrennten süd- und norddeutschen Provinzen zur Deutschen Provinz. Geboren wurde *P. Berchtold* 1944 in Maria Steinbach bei Memmingen. Noviziat und Studium hat er in Passau absolviert. Dort wurde er 1971 zum Priester geweiht. 2005 erfolgte seine Wahl zum *Provinzial* der Süddeutschen Provinz, die zum 08. Dezember 2009 mit der Norddeutschen Provinz fusioniert.

Das Provinzkapitel der Johannesschwwestern von Maria Königin in Leutesdorf hat am 30. September 2009 *Sr. Maria Gerbetschläger* zur neuen *Provinzoberin* gewählt. Sie folgt auf *Sr. M. Tharsilla Schmitz*, die neun Jahre lang amtierte.

Das vom 27. bis 29. September tagende Provinzkapitel der Norddeutschen Provinz der Herz-Jesu-Missionare wählte *P. Werner Gahlen MSC* als Nachfolger des im August 2009 verstorbenen *P. Hans Lamers MSC* zum neuen *Provinzial*. *P. Gahlen* trat 1963 der Gemeinschaft der Hiltruper Herz-Jesu-Missionare bei

und empfing 1969 die Priesterweihe. Während seiner bisherigen Ordenszugehörigkeit war er in Homburg an der Saar tätig, wo er von 1982 bis 2008 das ordenseigene Gymnasium Johanneum leitete.

Am 09. September 2009 wählte das Generalkapitel der Bayerischen Benediktinerkongregation in Kloster Andechs *Abt Barnabas Bögle OSB* zum neuen *Abtpräses*. In dieser Position ist er Nachfolger des Altabtes von Schäflarn, Dr. Gregor Zasche OSB. Abt Barnabas wurde 1957 im oberbayerischen Rottenbuch geboren und absolvierte seine Schulzeit im Gymnasium des Klosters Ettal. Dort trat er 1980 dem Benediktinerkonvent bei und empfing nach dem Studium der Theologie, Philosophie und Altphilologie 1985 die Priesterweihe. Nach Lehrtätigkeiten in Gymnasium und Internat wurde er 2005 zum 38. Abt des Klosters Ettal gewählt. Zur 1684 gegründeten Bayerischen Benediktinerkongregation gehören zurzeit elf selbstständige Abteien.

Auf dem in Wien tagenden Generalkapitel der Benediktinerinnen der Anbetung wurde am 26. August 2009 die neue Priorin der deutschen Provinz, *Sr. Helene Binder OSB*, zur *Generalpriorin* der Kongregation gewählt. Sr. M. Helene folgt damit Sr. M. Siglinde Starnecker OSB, die die Kongregation 18 Jahre lang geleitet hat. Sr. M. Helene war erst am 21. März 2009 zur Priorin des Klosters St. Scholastika in Neustift bei Vilshofen gewählt worden. Die studierte Theologin, Politikwissenschaftlerin und Soziologin trat 1993 in die Kongregation ein und legte Ostern 2000 die Ewigen Gelübde ab. Am Generalkapitel der Benediktinerinnen der

Anbetung von Bellemagny nehmen Vertreterinnen der drei Provinzen der Gemeinschaft (Deutschland, Österreich und Frankreich) teil. Die 1851 im Elsass gegründete Kongregation ist seit 1956 der benediktinischen Konföderation angegliedert.

Am 24. August 2009 wählte der Konvent der Benediktinerabtei Gerleve *P. Laurentius Schlieker OSB* zum fünften *Abt* des Klosters. P. Laurentius leitete die Abtei bereits seit 2006 als Prior-Administrator. Er wurde 1951 in Castrop-Rauxel geboren. Nach dem Abitur trat er 1969 in Gerleve ein, legte 1974 die feierlichen Gelübde ab und wurde 1976 zum Priester geweiht. Er absolvierte ein Kirchenmusikstudium in Aachen und lehrte Gregorianik an der Hochschule für Kirchenmusik der Evangelischen Kirche von Westfalen in Herford und an der Hochschule für Musik in Dortmund. 1993 bis 1998 war er Archivar der Abtei. Am 24. Oktober 2009 hat der Bischof von Münster, Dr. Felix Genn, Abt Laurentius in der Gerlever Abteikirche zum Abt benediziert.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Mauritzer Franziskanerinnen (Kongregation der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus) vom 16. bis 21. August 2009 wurde *Sr. M. Birgitte Herrmann* für eine Amtszeit von vier Jahren als *Provinzoberin* wiedergewählt.

Beim Generalkapitel der Franziskanerinnen von der Buße in Aiterhofen wurde am 5. August 2009 eine neue Generalleitung gewählt. Die bisherige *Generaloberin Sr. Anita Heimerl* wurde für weitere sechs Jahre wiedergewählt.

Die Armen-Brüder des hl. Franziskus haben vom 14. bis 26. Juli 2009 ihr Generalkapitel im Mutterhaus der Armen-Schwester des hl. Franziskus in Aachen gehalten. 12 Kapitulare aus Brasilien, Europa und USA wählten ihre neue Generalleitung für die Amtszeit 2009 bis 2015. Zum Generalminister wurde Br. Mark Gastel (USA) gewählt. Im Amt bestätigt wurde *Br. Matthäus Werner CFP* als Generalrat, Generalprokurator und *Administrator für Europa*.

Die Missionsbrüder des hl. Franziskus haben während ihres Provinzkapitels, das vom 06. bis 10. Juli 2009 in Paraguay stattfand, *Br. Dominic Marak CMSF* zum neuen *Provinzial* als Nachfolger von Br. Clemens Leuze CMSF gewählt. Mit der Neuwahl ging ein Umzug des Provinzialats nach Paraguay einher.

Am 05. Juni 2009 hat die Generaloberin der Missionsschwester vom Hl. Erlöser, Sr. Anneliese Herzig MSsR, *Sr. Michaela Holzner MSsR* zur neuen *Regionaloberin* für Deutschland und Österreich ernannt. Sie folgt im Amt auf Sr. Barbara Bierler MSsR.

Bereits Ende Mai 2009 wurde die Konventsleitung des Karmelitinnen von Taben-Rodt auf *Sr. M. Afra Musch OCD* übertragen. Sie löste Sr. M. Matthia Huberti OCD im Amt der *Oberin* ab.

Die Provinzoberin der alle europäischen Häuser der Gemeinschaft umfassenden neuen Provinz der Missionsschwester „Königin der Apostel“, Sr. M. Carmen Hütter SRA, hat als ihre *Vertreterin für Deutschland* *Sr. M. Doris Henriques SRA* (Hallenberg) benannt. Sitz der Provinzleitung ist Wien.

Sr. Ingrid Geißler CSP zur Beraterin der Unterkommission für Missionsfragen berufen

Die Deutschen Bischöfe haben im Rahmen ihrer diesjährigen Herbst-Vollversammlung Sr. Ingrid Geißler CSP für die laufende Amtsperiode bis zur Herbst-Vollversammlung 2011 zur Beraterin der Unterkommission für Missionsfragen berufen.

Sechshundsechzig Ordensleute für das Katholische Auslandssekretariat tätig

Für das für die Seelsorge deutschsprachiger Staatsbürger im Ausland zuständige Katholische Auslandssekretariat sind derzeit 55 Ordensgeistliche und elf Ordensschwester tätig. Das geht aus einer Information der Deutschen Bischofskonferenz vom 22. September 2009 hervor. Sie stellen damit die größte Gruppe der im Ausland tätigen Seelsorger neben 49 Diözesanpriestern und -diakonen und elf Pastoralreferenten. Das der Deutschen Bischofskonferenz zugeordnete Sekretariat besteht seit 1921 und betreut zurzeit 2,5 Millionen deutschsprachige Katholiken in über 60 Staaten der Erde.

Frater Eustachius Kugler seliggesprochen

Der ehemalige Provinzial der Barmherzigen Brüder in Bayern, Frater Eustachius Kugler, wurde am 4. Oktober 2009 selig gesprochen. Die Zeremonie im Dom zu Regensburg leitete Erzbischof Angelo Amato, Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungen. Fr. Eustachius

wurde 1867 als Joseph Kugler im oberpfälzischen Neuhaus bei Nittenau geboren. 1893 trat er der Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder vom hl. Johannes von Gott bei. Nach Tätigkeiten in Handwerk und Krankenpflege erfolgte 1925 die Wahl zum bayerischen Provinzial: In seine Amtszeit fiel der Bau eines Doppelkrankenhauses in Regensburg mit 450 Betten, das den Krieg überlebte. Zur Zeit des Nationalsozialismus waren er und seine Gemeinschaft drückenden Repressalien ausgesetzt. 1946 verstarb er in Regensburg an einem Krebsleiden.

Neuer Bachelorstudiengang „Theologie und Diakonie“ der Pallottinerhochschule Vallendar

Die Hochschule der Pallottiner in Vallendar hat mit Beginn des Wintersemesters 2009/2010 den neuen Studiengang „Theologie und Diakonie“ eingeführt. Er richtet sich an Berufstätige im Bereich der Sozialarbeit und Personalführung und ist auf sechs Semester angelegt. Pro Semester werden 20 Studienplätze zur Verfügung gestellt.

Ökumenisches Zentrum in Berlin-Plötzensee unter Beteiligung der Jesuiten und Karmelitinnen

Unweit der staatlichen Gedenkstätte zum 20. Juli 1944 im Berliner Stadtteil Plötzensee soll im kommenden Jahr ein neues ökumenisches Zentrum entstehen. Sowohl der Jesuitenorden als auch das Karmelitinnenkloster Regina Martyrum sind aktiv an den Planungen beteiligt. Rund 3000 Menschen wurden in der Zeit des Nationalsozialismus in Plötzensee ermordet, unter ihnen die

Widerstandskämpfer des 20. Juli und der Jesuitenpater Alfred Delp. Die Begegnungsstätte wird im Evangelischen Gemeindezentrum eingerichtet und ergänzt das Areal, auf dem bereits die katholische Gedächtniskirche und das Kloster Regina Martyrum stehen. Als Veranstaltungsort für Gottesdienste, Ausstellungen und Konzerte wird das Zentrum voraussichtlich im Januar 2010 eröffnet werden. (kna)

Rekonstruktion des Klosters Heisterbach schreitet voran

Unter Beteiligung der Cellitinnen werden die Reste der ehemalige Zisterzienserabtei Heisterbach in Königswinter bei Bonn restauriert. Zurzeit sind Mitarbeiter des rheinischen Amts für Bodendenkmalpflege mit Ausgrabungen auf dem Klosterareal beschäftigt. Ziel des 2008 begonnenen Projekts ist eine Wiederherstellung des Grundrisses der Abtei mitsamt ihrer zahlreichen Wirtschaftsgebäude. Insgesamt werden im Rahmen der rheinischen „Regionale 2010“ 6,4 Millionen Euro in den Wiederaufbau der Kulturlandschaft Heisterbach investiert; mit 900.000 Euro sind die Cellitinnen des Klosters Heisterbach als Eigentümerinnen des Geländes beteiligt. Von der 1237 eingeweihten Abtei ist durch die Folgen der Säkularisation einzig die Chorruine erhalten geblieben. Schon jetzt lassen sich die Ausmaße des Klosters erahnen.

Legionäre Christi distanzieren sich von ihrem Gründer

Der Territorialdirektor der Legionäre Christi für die Ordensprovinz Mitteleuropa, P. Sylvester Heereman LC, hat

dem Ordensgründer P. Marcial Maciel Degollado (1920-2008) ein „schwerwiegendes Fehlverhalten“ attestiert. Der mexikanische Priester, der eine in Spanien lebende Tochter hat, habe viele Menschen verletzt und einen Schatten auf das Priestertum geworfen, schrieb P. Heereman in einem offenen Brief. Im Namen der Kongregation und deren Generaldirektors bat er „noch einmal von Herzen um Verzeihung“. Die ganze Situation sei „ein Ärgernis für die Kirche“. Bereits 2006 hatte der Vatikan Maciel aufgefordert, keine öffentlichen priesterlichen Dienste mehr auszuüben und ein zurückgezogenes Leben zu führen, nachdem Vorwürfe gegen den Ordensgründer erhoben worden waren. Auf ein kirchenrechtliches Verfahren verzichtete die Glaubenskongregation damals mit Rücksicht auf sein Alter.

Franziskaner-Minoriten weiten europäische Zusammen- arbeit aus

Die Provinzen der Franziskaner-Minoriten in Deutschland, Polen und Rumänien haben eine enge Kooperation auf den Feldern der Finanzen und Ausbildung beschlossen. Mit Hilfe der Vereinigung Katholischer Orden (VKO), die die Interessen ausländischer Ordensleute in Deutschland vertritt, soll eine gemeinsame Finanzstruktur errichtet werden. Der deutsche Provinzialminister P. Leo Beck OFM Conv. betonte die Rolle des gemeinsamen Juniorats in Würzburg, für das eine gleichmäßige Kostenteilung angestrebt werde. Künftig sollten noch mehr Mitglieder anderer Provinzen zum Theologiestudium nach Deutschland kommen. Für alle in Deutschland tätigen Franziskaner-Minoriten sind regel-

mäßige Treffen und Weiterbildungskurse geplant. Bereits seit über 30 Jahren bereiten sich Mitglieder der polnischen Provinz in Deutschland auf ihren pastoralen Einsatz vor, die rumänische Provinz der Franziskaner-Minoriten besitzt seit September 2008 eine eigene Niederlassung in Oberbayern.

Benediktiner verlassen ober- schwäbische Abtei Weingarten

Auf Beschluss der Benediktinerkongregation von Beuron und des Konventes der Abtei wird das barocke Benediktinerkloster St. Martin im oberschwäbischen Weingarten aufgegeben. Zurzeit befinden sich noch vier Benediktinermönche in Weingarten, die in Kürze auf andere Klöster des Ordens aufgeteilt werden sollen. Der Aufgabe soll möglichst eine Weiternutzung des Areals durch eine andere Ordensgemeinschaft folgen. Die Gründung der Abtei datiert aus dem Jahr 1056; nach der Aufhebung des Klosters im Zuge der Säkularisation erfolgte eine Neugründung im Jahr 1922.

Eingliederung der Deutschen Provinz der Spiritaner in die Provinz Europa

Auf ihrem Provinzkapitel, das vom 09. bis 15. August im rheinischen Knechtsteden tagte, haben die deutschen Spiritaner ihre Integration in die Provinz Europa des Ordens beschlossen. Bei der 2006 erfolgten Gründung der neuen Provinz mit Sitz in Brüssel wurde die Neuaufnahme neuer Provinzen von den Entscheidungen der jeweiligen Kapitel und der Zustimmung des Generalrats abhängig gemacht.

Der Integrationsprozess, der neben der Provinzleitung Ordenseinrichtungen an fünf deutschen Standorten umfasst, soll bis zum Frühsommer 2010 abgeschlossen sein.

Marienikone zurückgegeben

Das fränkische Benediktinerkloster Münsterschwarzach hat am 16. August 2009 eine Kopie der Gottesmutterikone von Kazan an die russisch-orthodoxe Kirche zurückgegeben. Das bestätigte der frühere Abt Fidelis Ruppert der Katholischen Nachrichtenagentur. Bei einem festlichen Gottesdienst in der Moskauer Kirche „Maria – Freude der Betrübten“ hatte er das Bild dem Außenamtsleiter des Moskauer Patriarchats, Erzbischof Hilarion, überreicht. Beide Seiten würdigten den Akt als Zeichen der Versöhnung. Noch sei aber nicht entschieden, wo die Ikone zukünftig zu sehen sein werde, so der Benediktiner. Der Soldat Josef Bertram hatte das Heiligenbildnis 1943 in Mzesnk unter den Trümmern einer Kirche entdeckt und an sich genommen. Später brachte er die Ikone nach Deutschland mit, wo sie lange in seinem Wohnzimmer hing. 1989 überließ er das Bild den Missionsbenediktinern von Münsterschwarzach. An den damaligen Abt Fideles richtete er den Wunsch, es solle an Russland zurückgegeben werden, sobald es die politischen Rahmenbedingungen zuließe. Beim jüngsten Schüleraustausch des Benediktinergymnasiums mit einer russischen Klasse nahm ein Mitbruder von Fidelis Ruppert Kontakt zur orthodoxen Kirche auf. Als deren Vertreter Interesse an der Ikone zeigten, wurde ein Übergabetermin abgestimmt. Sogar die zwei großen russischen Fernseh-

anstalten hätten in den Abendnachrichten über die „bedeutsame Feier“ berichtet, sagte Ruppert. Bertram starb 1991. Sein Sohn, der schon als Kind die Ikone verehrt hatte, gehört den Münsterschwarzacher Benediktinern an. Er war lange in Afrika und ist jetzt in der Missionsprokur tätig. (kna)

Freispruch im Streit um angebliche Büchervernichtung aus Besitz der bayerischen Kapuziner

Angelika Reich, Leiterin der Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt (KU), ist vom Vorwurf der Untreue freigesprochen worden. Dies entschied das Amtsgericht Ingolstadt am 23. September und sah einen unsachgemäßen Umgang mit zwei wertvollen Büchern als nicht erwiesen an. Reich war 2007 beschuldigt worden, zwei Bücher aus dem Bestand der Zentralbibliothek der Kapuziner in Altötting, die der KU überlassen worden waren, weggeworfen zu haben. Der Wert der beiden Bücher blieb in der Verhandlung umstritten; er dürfte unter 1.000 Euro liegen, hieß es. Auch ein Weiterverkauf der Bücher ließ sich nicht belegen.

Der Fall hatte seinerzeit bundesweit für Aufsehen gesorgt. So war der Bibliothekarin in der Lokalzeitung vorgeworfen worden, sie habe nicht nur zwei Bücher, sondern tonnenweise bayerisches Kulturgut vernichtet. Wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete, verdichtete sich im Gerichtssaal der Eindruck, dass es in dem Verfahren um eine Intrige ging. Die Belegschaft schein zerstritten und der frühere Bibliotheksleiter sei mit der Arbeit seiner Nachfolgerin nicht zufrieden. Die Staatsanwalt-

schaft, die ursprünglich eine achtmonatige Freiheitsstrafe gefordert hatte, kündigte Berufung an. (kna)

Anwendung der KDO in Einrichtungen gemeinsamer Trägerschaft

Die Arbeitsgruppe Datenschutz/Meldewesen/IT-Recht des Verbandes der Diözesen Deutschlands (VDD) hat sich mit der Frage beschäftigt, welche Datenschutzordnung anzuwenden ist, wenn eine Einrichtung zu 50% durch einen Orden päpstlichen Rechts und zu 50% durch einen Orden bischöflichen Rechts getragen wird. Soweit der Orden päpstlichen Rechts eine eigene Datenschutzordnung (KDO Ordensversion) erlassen hat, gilt Folgendes:

- Einigen sich beide Träger auf die Anwendung des Datenschutzrechts einer Seite, so gilt dieses.
- Einigen sich die Träger nicht, welche der beiden Ordnungen angewendet werden sollen, so gelten beide Ordnungen nebeneinander. Bei widersprechenden Regelungen gilt die schärfere Regelung. Es gilt der Grundsatz: Beanstandung geht vor Nicht-Beanstandung.

Soweit der Orden päpstlichen Rechts keine eigene Datenschutzordnung erlassen hat, so gilt die bischöfliche KDO. Die dargestellte Regelung findet jedoch nur Anwendung auf eine Trägerschaft von beiderseits 50%. Im Übrigen findet das Datenschutzrecht des mehrheitlichen Trägers Anwendung. Befindet sich eine Einrichtung in alleiniger Trägerschaft eines Ordens päpstlichen Rechts und hat dieser keine eigene kirchliche Datenschutzordnung in Kraft gesetzt, gilt staatliches Datenschutzrecht mit

der Folge, dass auch Bußgelder bei entsprechenden Verstößen verhängt werden können. Die oben dargestellten Grundsätze finden ebenso Anwendung auf Einrichtungen, die in gemeinsamer Trägerschaft eines Ordens päpstlichen Rechts und einer Diözese stehen.

Krankheitskostenzusatzversicherung für Orden wird eingeführt

Der geplante Krankheitskostenzusatzversicherungstarif für Ordensleute wird eingeführt. Der Tarif entstand in Zusammenarbeit des Pax-Versicherungsdienstes, der Halleschen und des Generalsekretariats der DOK und stellt eine Zusatzversicherung für Zahnersatz, Sehhilfen und Hörgeräte dar. Nach Angaben des Pax-Versicherungsdienstes hat sich an den Konditionen nichts mehr geändert.

Derzeit sei die Hallesche Krankenversicherung dabei, den Tarif technisch einzurichten und die notwendigen Informations-, Tarif- und Anmeldeunterlagen zu erstellen. Die Anmeldung der zu versichernden Personen wird aufgrund der nicht notwendigen Gesundheitsprüfung sehr einfach sein.

Umgehung der 400-Euro-Grenze bei geringfügig entlohnter Beschäftigung

Vielfach werden in Einrichtungen geringfügige Beschäftigungsverhältnisse begründet. Eine Beschäftigung kann zum einen wegen der geringen Höhe des Arbeitsentgeltes (sog. geringfügig entlohnte Beschäftigung oder auch 400-Euro-Minijob) oder wegen ihrer kurzen Dauer (kurzfristige Beschäfti-

gung) geringfügig sein. Die mit einer geringfügig entlohnten Beschäftigung verbundenen Vorteile bei den Sozialabgaben und der steuerlichen Behandlung sind jedoch daran gebunden, dass die Verdienstgrenze von 400 Euro im Monat nicht überschritten wird. Bei besonders engagierten Mitarbeitern, höherem Arbeitsanfall oder wenn der Mitarbeiter zusätzlich noch anderen Beschäftigungen nachgeht, die mit dieser Beschäftigung zusammengerechnet werden müssen, kann es aus Sicht des Arbeitgebers wünschenswert sein, die 400-Euro-Grenze zu überschreiten ohne die Vorteile des geringfügigen Beschäftigungsverhältnisses einzubüßen.

Eine solch legale „Umgehungsmöglichkeit“ ist mit einer betrieblichen Altersversorgung, wie sie beispielsweise mit dem vom Pax-Versicherungsdienst vermittelten Minijobrenten-Modell bereitgestellt wird, möglich. Hierbei investiert der Arbeitgeber statt in eine Lohnerrhöhung in eine betriebliche Altersversorgung des Mitarbeiters. Im Gegenzug kann mit dem Mitarbeiter eine geringe Arbeitszeiterhöhung vereinbart werden. Der Status als geringfügig Beschäftigter bleibt – bei Beachtung einiger Grenzen – hierbei erhalten. Die Beiträge zu der „Minijobrente“ sind zu 100% als Betriebsausgaben zu werten, steuer- und sozialabgabenfrei und beeinträchtigen die Beiträge zur Minijobzentrale nicht. Die Minijobrente ist Hartz IV- und pfändungssicher.

Grenzen für Steuerbegünstigungen kirchlicher Körperschaften

Der Bundesfinanzhof hat der Steuerbegünstigung wirtschaftlicher Be-

tätigungen von Körperschaften, die gemeinnützige, mildtätige oder kirchliche Zwecke verfolgen, erneut Grenzen gesetzt. Mit Entscheidung vom 29. Januar 2009 (VR 46/06) wurde klargestellt, unter welchen Voraussetzungen und innerhalb welcher Grenzen die Ausführung von Leistungen an Dritte im Rahmen von steuerbegünstigten Selbstversorgungsbetrieben gemäß § 68 Nr.2 AO erfolgen können. Steuerbegünstigte Selbstversorgungseinrichtungen i.S.d. § 68 Nr. 2 AO sollen nur solche Einrichtungen sein, die für die Selbstversorgung der gemeinnützigen Körperschaft erforderlich und mit dem Betrieb einer Landwirtschaft, Gärtnerei, Werkstatt, Wäscherei oder Kantine vergleichbar sind. Die Verwaltungs- und Geschäftsstelle ist danach kein Selbstversorgungsbetrieb. Leistungen der Selbstversorgungseinrichtung an Dritte können nur dann steuerbegünstigt sein, wenn sie lediglich zur vorübergehenden Kapazitätsauslastung erfolgen und 20% der Gesamtleistungen dieses Selbstversorgungsbetriebs nicht übersteigen. Eine dauerhafte, planmäßige Erbringung von Leistungen an Dritte ist nach Auffassung des Bundesfinanzhofes unabhängig von der 20%-Regelung schädlich. Die so erzielten Außenumsätze sind ertragssteuerpflichtig und unterliegen in aller Regel dem vollen Umsatzsteuersatz. Dass die Leistungsempfänger von solchen Außenumsätzen steuerbegünstigter Körperschaften regelmäßig ebenfalls steuerlich begünstigte Körperschaften sind, ist – auch das hat der Bundesfinanzhof festgestellt – unerheblich und führt nicht deshalb zur Annahme eines steuerbegünstigten Zweckbetriebs.

Haftungserleichterungen für Vereinsvorstände

Am 18. September 2009 stimmte der Bundesrat einem Anfang Juli vom Bundestag beschlossenen Gesetz zur Verbesserung der Haftungssituation von Vereinsvorständen zu. Hiernach soll ein neuer § 31a mit folgendem Inhalt ins BGB eingefügt werden:

§ 31a Haftung von Vorstandsmitgliedern

(1) Ein Vorstand, der unentgeltlich tätig ist oder für seine Tätigkeit eine Vergütung erhält, die 500 Euro jährlich nicht übersteigt, haftet dem Verein für einen in Wahrnehmung seiner Vorstandspflichten verursachten Schaden nur bei Vorliegen von Vorsatz und grober Fahrlässigkeit. Satz 1 gilt auch für die Haftung gegenüber den Mitgliedern.

(2) Ist ein Vorstand nach Absatz 1 Satz 1 einem anderen zum Ersatz eines in Wahrnehmung seiner Vorstandspflichten verursachten Schadens verpflichtet, so kann er von dem Verein die Befreiung von der Verbindlichkeit verlangen. Satz 1 gilt nicht, wenn der Schaden vorsätzlich oder grob fahrlässig verursacht wurde.

Zum Hintergrund:

Vereinsvorstände haften dem Verein und den Mitgliedern gegenüber für Pflichtverletzungen aus ihrem Auftragsverhältnis. Soweit die Satzung nichts anderes vorsah, reichte es hierbei bisher grundsätzlich aus, wenn dem Vorstandsmitglied der Vorwurf leichter Fahrlässigkeit zu machen war. Nach der neuen gesetzlichen Normierung in § 31a Abs. 1 BGB ist – soweit es sich um einen unentgeltlich oder maximal mit einer Vergütung von 500 Euro jährlich tätigen Vorstand handelt – nur

noch eine Haftung für grobe Fahrlässigkeit (grobe Missachtung der Sorgfaltspflichten) und Vorsatz vorgesehen. Des Weiteren erfolgt nach Abs. 2 des neuen Paragraphen eine Haftungsfreistellung des Vorstandes für die Haftung gegenüber Dritten, soweit es sich um einen Schaden handelt, der in Wahrnehmung der Vorstandspflichten verursacht wurde. Dies kann z.B. gegeben sein, wenn durch Veranstaltungen des Vereins Sachen zu Schaden kommen oder Verkehrssicherungspflichten oder Aufsichtspflichten verletzt werden. Bisher hafteten Vorstand und Verein in diesen Fällen nebeneinander. Die Haftungsfreistellung erfolgt jedoch nur für leichte Fahrlässigkeit und nicht für grob fahrlässiges oder vorsätzliches Handeln. Auch hier sind nur unentgeltlich oder maximal mit einer Vergütung von 500 Euro jährlich tätige Vorstände privilegiert. Mit diesen Regelungen will der Gesetzgeber bessere rechtliche Rahmenbedingungen für das Ehrenamt schaffen.

Geänderte Verwaltungsauffassung zur Zahlung von pauschalen Aufwandsentschädigungen an Mitglieder eines Vereinsvorstandes

Mit Schreiben vom 22. April 2009 hat das Bundesministerium der Finanzen eine geänderte Verwaltungsauffassung zur Zahlung von pauschalen Aufwandsentschädigungen oder sonstigen Vergütungen an Vereinsvorstände kundgetan. Nach den für Vereine geltenden zivilrechtlichen Vorschriften übt der Vorstand eines Vereins sein Amt grundsätzlich ehrenamtlich aus (§ 27 III iVm § 662 BGB). Diese Bestimmung

ist durch die Satzung eines Vereins abänderbar. Ein Verein, dessen Satzung jedoch nicht ausdrücklich die Bezahlung des Vorstandes erlaubt und der dennoch pauschale Aufwandsentschädigungen oder sonstige Vergütungen an Mitglieder des Vorstands zahlt, verstößt gegen das Gebot der Selbstlosigkeit und kann nicht als gemeinnützig behandelt werden. Von der Aberkennung der Gemeinnützigkeit des Vereins wird aus Billigkeitsgründen jedoch vorerst abgesehen, wenn die Zahlungen nach dem 10.10.2007 geleistet wurden, nicht unangemessen hoch waren und die Mitgliederversammlung bis 31.12.2009 eine Satzungsänderung beschließt, die eine Bezahlung der Vorstandsmitglieder zulässt. Sofern pauschale Aufwandsentschädigungen an Vorstandsmitglieder eines Vereins gezahlt werden, sollte die Satzung diesbezüglich in den Blick genommen werden.

Universität Halle-Wittenberg legt Studie zur Klostervermarktung in Sachsen-Anhalt vor

Die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Halle-Wittenberg hat Vorschläge zur besseren touristischen Nutzung der über 140 Klosterbauten und -ruinen in Sachsen-Anhalt erarbeitet. Sowohl kulturell als auch spirituell soll das bestehende Angebot deutlicher hervorgehoben werden. Dazu wurden allen Klöstern Alleinstellungsmerkmale zugeordnet, die ihre spezielle Rolle in der Theologie und Geschichte der Orden erläutern sollen. In Zusammenarbeit mit Ordensgemeinschaften, weiteren kirchlichen Einrichtungen und den Kommunen soll das Werbekonzept nun umgesetzt werden. Bei einer ersten

Vorstellung der Studie zeigten zudem zahlreiche Privatleute ihr Interesse an einer Beteiligung.

Christine Neubauer spielt Sr. Pascalina Lehnert

Wieder einmal ist eine prominente deutsche Schauspielerin in Ordenstracht zu sehen: Nach Jutta Speidel, Ann Kathrin Kramer und zuletzt Barbara Sukowa als Hildegard von Bingen steht nun Christine Neubauer als Schwester Pascalina Lehnert (1894-1983) vor der Kamera. Die deutsche Produktion „Gottes mächtige Dienerin“ porträtiert die Schwester vom Heiligen Kreuz, die als Haushälterin und Sekretärin des Papstes Pius XII. zu erheblichem Einfluss im Vatikan gelangte. Zurzeit laufen die Dreharbeiten, im Jahr 2010 wird der Film in der ARD zu sehen sein.



...Neue Bücher

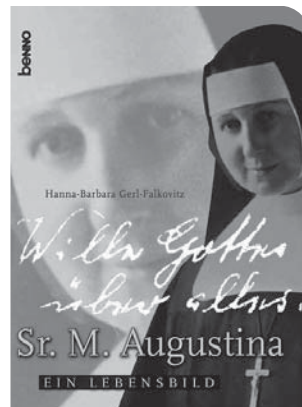
Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Wille Gottes über alles!

Sr. M. Augustina. Ein Lebensbild.

Leipzig: St. Benno, 2009 - 75 S.

Zu den karitativen Ordensgemeinschaften, die im 20. Jahrhundert gegründet worden sind, gehören die Nazarethschwestern mit dem Mutterhaus in Goppeln bei Dresden. Am 15. Juni 1928 sind die Schwestern vom Meißener Bischof Christian Schreiber als diözesane Kongregation anerkannt worden – und erlebten ein rasches Wachstum. Auch in der NS- und in der DDR-Zeit konnten die Schwestern weiterhin ihrer Tätigkeit nachgehen. „Ein großer Segen ruhte auf dieser Schwesterngemeinschaft. In vielen sozialen Nöten konnten sie wirksam helfen. Besonders die Sorgen der Familien machten sie sich zu Eigen“, so Bischof Joachim Reinelt von Dresden-Meißen im Vorwort (S. 4). Für kurze Zeit zog das Goppelner Kloster übrigens Ende der 1990er Jahre ein verstärktes Medieninteresse auf sich, als man hier aus christlicher Nächstenliebe den zurückgetretenen Wiener Kardinal Hans Hermann Groër aufnahm. Wo liegen nun die Wurzeln dieser Kongregation? Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz hat im vorliegenden Buch das bewegte Leben der Gründerin Schwester Maria Augustina (1887–1945, mit bürgerlichem Namen Clara Schumacher) nachgezeichnet. Tragisch war der Tod der engagierten Ordensfrau: Am 8. Mai 1945, d.h. zu Ende des Zweiten Weltkriegs, hielt sie sich an der Klosterpforte auf, um ihre Schwestern zu schützen, und wurde von einem betrunkenen russischen Soldaten erschossen. 1887 als Tochter eines Schweizer Vaters und einer rheinischen Mutter in Koblenz-Pfaffendorf geboren, erfuhr Clara Schumacher eine Erziehung, die von Religion, von Strenge, aber auch von Güte geprägt war. 1909 erfolgte ihr erster Ordenseintritt. Bis 1913 gehörte sie den Schwestern vom Heiligen Geist in Koblenz an, musste jedoch aufgrund einer Lungenkrankheit die Gemeinschaft verlassen. Nach ihrer Heilung 1914 trat sie dem Dritten Orden des hl. Franziskus bei und wirkte bis 1923 als Caritasschwester in Koblenz und Umgebung. Im August 1923 folgte sie zusammen mit einer Mitschwester einem Ruf des



ISBN 978-3-7462-2629-3

EUR 5.00

Meißener Bischofs nach Dresden. Dort konstituierte sich die neue Gemeinschaft als „Nazarethschwestern für Familiencaritas vom hl. Franziskus“. 1925 konnte das Anwesen in Goppeln erworben werden. 1928 erfolgte die schon erwähnte Anerkennung des Ordens. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz schildert Schwester Augustina als eine tief in der Frömmigkeit verankerte Frau, die sich und ihrer Gemeinschaft viel abverlangt und dadurch viel Erfolg hat, aber auch Stunden der Dunkelheit erlebt und sich letztlich für die ihren aufopfert. Die Quellen der Darstellung stammen aus dem Nachlass im Mutterhaus, wobei es sich vor allem um Briefe, Tagebücher und einen Lebenslauf der Ordensgründerin handelt (Charakterisierung der Quellen S. 6). Zwischendurch lässt die Autorin immer wieder Zeitgenossen Schwester Augustinas zu Wort kommen, um die großen Umbrüche zu illustrieren, mit denen die Schwester sich konfrontiert sah (z.B. S. 17: Thomas Mann, S. 18: Leo Trotzki, S. 19: Erich Przywara, S. 21: Max Scheler). Das preiswerte Buch ist spannend und gut lesbar geschrieben. Zahlreiche Fotos sowie ein Anhang mit zwei Quellen (S. 66–68: Bericht von Mutter Augustinas Tod, S. 70–72: ihr handschriftliches Testament) machen die Darstellung noch anschaulicher. Dem Werk ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Außerdem ist zu wünschen, dass es in Zukunft irgendwann einmal eine kritische Biografie der Ordensgründerin gibt.

Norbert Wolff SDB

Ulrich Schulte (Hrsg.)

P. Titus Horten OP

Ein Ordensmann im Dritten Reich. Mit einem Geleitwort von Bischof Reinhard Lettmann.

Leipzig: St. Benno. 2008. - 184 S. - Dominikanische Quellen und Zeugnisse, Bd. 12.

Pater Dr. Titus Horten OP (1882–1936) gehörte zu den Priestern und Ordensleuten, die Opfer der NS-Kirchenpolitik wurden. Sein Tod am 25. Januar 1936 im Oldenburger Gefängnislazarett war insofern tragisch, als er mit Aussicht auf Erfolg Berufung gegen die Verurteilung wegen Devisenvergehen eingelegt hatte. Die seit Mai 1935 in der Haft verbrachte Zeit hatte ihn allerdings so sehr geschwächt, dass er die wenige Tage nach seinem Tode stattfindende Gerichtsverhandlung, bei der sein Mitbruder Pater Laurentius Siemer (1888–1956) freigesprochen wurde, nicht mehr erlebte. Der aus Wuppertal stammende, in Frankfurt/Main und Leipzig aufgewachsene Horten, studierte nach dem Abitur zunächst Philologie und Geschichte. Nach der 1909 in Bonn erfolgten Promotion zum Dr. phil. trat



ISBN 978-3-7462-2419-0
EUR 12.50

er in Venlo dem Dominikanerorden bei. 1915 in Rom zum Priester geweiht, nahm er als Sanitäter am Ersten Weltkrieg teil und wirkte in der Folge unter anderem als Lehrer, Verlagsleiter und Beichtvater in Vechta. Von 1927 bis 1933 stand er als Prior dem Vechtaer Konvent vor. Außerdem war er von 1925 bis 1936 Generalprokurator der dominikanischen Chinamission – und als solcher für finanzielle und wirtschaftliche Belange zuständig. 1948 ist sein Seligsprechungsprozess in Münster eröffnet worden.

Beim vorliegenden Band handelt es sich nicht, wie der Titel vermuten lässt, um eine Biografie, sondern um eine Quellenexzerptsammlung. Ulrich Schulte hat mit Akribie die im Konventarchiv der Dominikaner von Vechta-Füchtel befindlichen Quellen zusammengestellt, gekürzt, thematisch geordnet und mit Anmerkungen versehen.

Zum Aufbau des Buches: Auf die ausführliche Inhaltsübersicht (S. 5–10), das Geleitwort des Münsteraner Bischofs Reinhard Lettmann (S. 13f) und die Einleitung (S. 15–28) folgt der Hauptteil, in dem die genannten Quellen wiedergegeben werden (S. 29–168). Im Anhangteil finden sich ein tabellarischer Lebenslauf Hortens (S. 169–172), ein Namensregister (S. 173–176), ein Glossar (S. 177f) und ein Literaturverzeichnis (S. 179–181). Die Edition entspricht keinem wissenschaftlichen Standard. Der Herausgeber der Texte wirkt bisweilen von dieser Aufgabe überfordert. So enthält die Einleitung des Buches zahlreiche Informationen, die man üblicherweise in einem Vorwort suchen würde. Im Abschnitt „Zu diesem Buch“ (S. 15–17) beschreibt der Autor beispielsweise seine Motivation bei der Zusammenstellung: „Über die Ordnung unseres Archivs würden einem professionellen Archivar wahrscheinlich die Haare zu Berge stehen. Aber das kann ich nicht ändern.“ (S. 21) „Die meisten Quellen lagen mir als Handschrift vor, und zwar in Sütterlinschrift geschrieben. Manchmal, sogar sehr oft, sind diese Handschriften ein wahres Gräuel, schwer zu entziffern.“ (Ebd.) „Alle in den Quellen vorkommenden Namen konnte ich nicht verifizieren. Mein Namensregister am Ende des Buches ist also leider nicht vollständig, obwohl ich mich um diese Vollständigkeit bemüht habe.“ (S. 22)

Auch die Arbeitsweise des Autors im Hauptteil des Buches ist ein wenig befremdlich. Der Leser, der sich häufig mit Auslassungspunkten konfrontiert sieht, gewinnt den Eindruck, dass die Passagen, die Pater Titus betreffen, bisweilen dekontextualisiert worden sind. Außerdem finden sich nicht immer alle Informationen, die unverzichtbare Bestandteile von Quelleneditionen sind (etwa Angaben zu den Abfassungsorten der Dokumente). Positiv anzumerken ist in jedem Fall, dass viele Quellen mit kurzen Einleitungen versehen sind und dass die Fußnoten über die vorkommenden Personen informieren bzw. besondere sprachliche Wendungen erläutern. Auch die Angaben „Zur Gliederung der Quellensammlung“ (S. 17–20) und die „Kurze Lebensbeschreibung“ (S. 22–28) sind hilfreich. Der tabellarische Lebenslauf Pater Hortens am Ende des Buches bietet noch einmal einen guten Überblick über das Leben des Dominikaners; – aber warum dann die kurze Lebensbeschreibung am Anfang des Buches? Doppelungen finden sich auch im „Glossar einiger ordensspezifischer oder kirchenspezifischer Termini“. Manche dieser Begriffe sind bereits in den Fußnoten des Quellenteils erläutert worden (z.B. S. 30: „Binieren‘ heißt zwei heilige Messen an einem Tag feiern“, sowie S. 31: „Officiales‘ nennt man im Orden die, die ein

leitendes Amt verwalten“). Außerdem fallen manche Definitionen nicht ganz präzise aus. So mag in dominikanischen Gemeinschaften zwar ein „Konvikt“ ein „Internat für Gymnasialschüler“ oder ein „Prior“ ein „Oberer eines Konvents“ und ein „Vicarius (Vicar)“ ein „Stellvertreter eines Ordensobers“ sein (vgl. 177/178). Der Abschnitt ist aber überschrieben mit: „ordensspezifische und kirchenspezifische Termini“. In anderen Ordensgemeinschaften haben diese Begriffe eine durchaus davon verschiedene und im kirchlichen Bereich eine noch weitere Bedeutung. Es gelingt Ulrich Schulte sicherlich, durch die Auswahl der Quellen ein beeindruckendes Bild des zu früh verstorbenen Mitbruders zu zeichnen und es ist nicht seine Absicht, eine Biografie zu verfassen. Dass hier noch ein Desiderat vorliegt, ist ihm durchaus bewusst: „Vielleicht regt also das vorliegende Buch zu neuen Studien über P. Titus an. Diese Quellensammlung entstand auch in der Absicht, eben diese Frage zu wecken; denn es ist in seiner Biografie keineswegs alles klar.“ (S. 16) Zu wünschen ist allerdings, dass die zukünftigen Forschungen über Pater Titus stärker auf den Kontext achten und dass sie sich an den wissenschaftlichen Gepflogenheiten, die alle einen guten Sinn haben, orientieren.

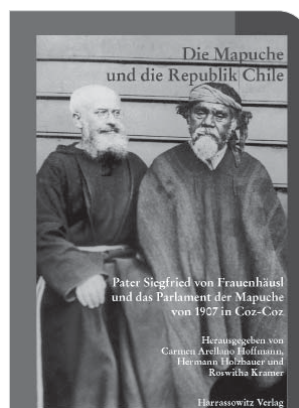
Norbert Wolff SDB

Carmen Arellano Hoffmann u.a. (Hrsg.)

Pater Siegfried von Frauenhäusl und das Parlament der Mapuche von 1907 in Coz Coz

Wiesbaden: Harrassowitz, 2006. - XXXI, 510, [61] S. - Schriften der Universitätsbibliothek Eichstätt, Bd. 56.

Die Eichstätter Publikation über „Die Mapuche und die Republik Chile“ stellt einen wichtigen Beitrag für die deutschsprachige Missionsgeschichte dar und nimmt einen hier eher unbekanntem Ausschnitt der Missionsarbeit der bayerischen Kapuzinerprovinz in den Blick: ihre Mission bei den Mapuche im Süden Chiles, in der Region der Araukanie, in der die bayerischen Kapuziner seit 1901 die Verantwortung für die Missionsarbeit übernommen haben. Für die Mapuche waren es zutiefst bewegte Zeiten – sie hatten den Spaniern widerstehen können, wurden jedoch von der chilenischen Republik „überrollt“ und wurden gezwungen, so schreibt es der Kapuzinerbischof P. Sixtus Parzinger, Bischof von Villarica, in seinem Vorwort für die Publikation, „mit dem Staat Frieden zu schließen und die Kolonisierung



ISBN 3-447-05270-8
EUR 48.00

ihrer Ländereien zu erlauben“ (S. XI). Das führte zu weiterer Verarmung, zu einer massiven Entfremdung von ihrer eigenen Kultur. Ein Blick für diese Not der Mapuche hatte vor allem Pater Siegfried von Frauenhäusl, 1896 mit der zweiten Gruppe bayerischer Missionare nach Chile gekommen und nach verschiedenen Stationen im Araukanergebiet, u.a. in der neuen Missionsstation Villa-Rica, dann 1904 in der neu errichteten Mission von Panguipulli tätig. Er lernte in kürzester Zeit die Sprache und Kultur der Mapuche, wird ihr Freund und Anwalt, kämpft auch journalistisch gegen diejenigen, die die Indianer enteigneten und ihrer Rechte beraubten. Er war, so Parzinger „ein ‚waschechter‘ Bayer, erzogen im Geist der Liebe zum Nächsten und zur Gerechtigkeit des Evangeliums. Er begriff, dass er die völlig Schutzlosen verteidigen musste und machte sich deshalb zu ihrem Anwalt.“ (ebd.) Pater Siegfried versuchte, so Othmar Noggler in seinem Lebensbild von Pater Siegfried, „die gängigen Vorurteile, es handle sich beim Mapuche-Volk um ‚Wilde‘ abzubauen und zwingt so säumige oder pflichtvergessene Beamte sowie die tatenlose Regierung durch seinen Kampf gegen Landräuber zum Handeln“ (S. 161).

Vorliegende Publikation ist um diesen Einsatz Pater Siegfrieds für Menschenwürde und Kultur der Mapuche zentriert, sie versteht sich dabei jedoch nicht allein als Lebensbild dieses bayerischen Missionars, sondern geht „dialogisch“ vor, indem sie sowohl Einblick in Kultur, Sprache und Religion der Mapuche im Süden Chiles gibt, als auch seine Missionsarbeit in dieser Region herausarbeitet. Dadurch gelingt es den Herausgebern des Buches, „Mission“ als interkulturelle Praxis vorzustellen, die als Sorge um Kultur und Tradition eines Volkes sowohl Einsatz für Menschenrechte als auch Verkündigung des Evangeliums ist. Das Buch ist herausgegeben vom ehemaligen Leiter der Universitätsbibliothek der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Dr. Hermann Holzbauer, Dr. Carmen Arellano Hoffmann vom National Museum of the American Indian in Washington D.C. und Dr. Roswitha Kramer, Mitarbeiterin im Zentralinstitut für Lateinamerikastudien der Universität Eichstätt-Ingolstadt. Anlass des Buchprojektes war u.a. die chilenische Publikation (1996) eines wichtigen Zeugnisses der Kapuzinermission in Chile, der Beitrag über „Das Parlament der Mapuche in Coz Coz“ aus dem Jahr 1907 und die sich daran anschließende Suche nach dem Originalmanuskript dieses wichtigen Dokumentes. Das war Anlass für eine weitere Beschäftigung mit der Missionsarbeit der Kapuziner in dieser Region, vor allem dem Einsatz von Pater Siegfried von Frauenhäusl für die Mapuche und ihre Rechte. Die Publikation steht im Zusammenhang mit weiteren Publikationen, die die Universität Eichstätt zur missionarischen Tätigkeit der bayerischen Kapuziner herausgegeben hat, so z.B. über die Missionsgeschichte der Osterinsel und Pater Sebastian Englert.

Im ersten Teil der umfangreichen Publikation (insgesamt 510 Seiten) sind wichtige Forschungsbeiträge zur Kultur, Sprache, Liturgie der Mapuche gesammelt, u.a. auch aus dem Umfeld des Zentralinstituts für Lateinamerika-Forschung an der Universität Eichstätt-Ingolstadt. Der ehemalige Direktor des Zentralinstituts, Karl Kohut, gibt einen ersten Einblick in die Tätigkeit von Pater Siegfried von Frauenhäusl bei den Mapuche, die weiteren Beiträge geben u.a. einen Einblick in ihre Kultur, Liturgie (Helmut Schindler), Sprache (María Catrileo) oder die „interkulturelle Wahrneh-

mung bei den wingka und Mapuche“ (Carmen Arellano Hoffmann). Pater Othmar Noggler zeichnet ein umfassendes Lebensbild von P. Siegfried Schneider von Frauenhäusl, gerade als „Anwalt“ für die Mapuche und ihre Kultur. Der zweite Teil des Buches sammelt verschiedene Dokumente: den Text von Aurelio Díaz Meza „In der Araukanie. Kurzer Bericht über das letzte araukanische Parlament von Coz Coz am 18. Januar 1907“, sowie acht Berichte des Journalisten Oluf V. Erlandsen über das „Indianerparlament“, dazu Texte von P. Siegfried zu Panguipulli, die „Chronik der Mission Sankt Sebastián von Panguipulli, erstes Buch 1904-1924“, sowie verschiedene Briefe, die in sensibler Weise einen Einblick in seine Tätigkeit in der Araukanie geben. In diesen Texten wird er selbst sichtbar als „Anwalt“ der Mapuche, wie er in aller Klarsicht ihre Welt und Lebensbedingungen schildert und Missstände aufzeigt. Hier wird deutlich, was die Missionstheologie der jüngeren Vergangenheit als „Inkulturation“ bezeichnet hat. Die Mahnung, die aus diesen Briefen oft herauspricht, steht dem nachhaltigen Lebensschutz in keiner Weise hinten an, den in unseren Zeiten z.B. einige peruanische Bischöfe im Einsatz für die Kultur und den Lebensraum der Ethnien in der Amazonasregion fordern. Im dritten Teil, dem Anhang, findet sich zunächst ein – gerade für die Lektüre der Beiträge zum Indianerparlament, aber auch die Texte von Pater Siegfried hilfreiches – von María Catrileo erstelltes Glossar der Wörter in der Sprache der Mapuche (mapudungun), dann die Biogramme der Bayerischen Kapuziner, die in Chile missioniert haben. Sehr schön ist der Abbildungsteil des Buches, der beeindruckende kulturgeschichtliche Dokumente zu den Mapuche, ihren Riten, ihren Feiern, Szenen aus ihrem alltäglichen Leben, ihre Begegnung mit den Missionaren zusammenstellt, aber auch Fotos von P. Siegfried und anderen Kapuzinermissionaren. Sie stammen aus dem Archiv der Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt und dem Provinz-Archiv der Bayerischen Kapuziner (München) und sind alte Bestände aus der Mission Sankt Sebastian von Panguipulli, die in Form von Glasplatten erhalten sind.

Die Mühe der Arbeit der Herausgeber hat sich gewiss gelohnt! Vorliegende Publikation ist eine beeindruckende Dokumentation eines Ausschnitts der Missionstätigkeit deutscher Orden in Südamerika, hier der bayerischen Kapuzinermission bei den chilenischen Mapuche. Es ist zu wünschen, dass in ähnlich gut dokumentierten und recherchierten Büchern andere Ordensgemeinschaften ihre Missionsarbeit einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machen.

Margit Eckholt

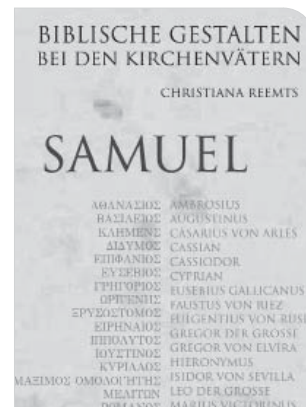
Christiana Reemts OSB

Biblische Gestalten bei den Kirchenvätern: Samuel

Münster: Aschendorff, 2009. - 236 S.

Die Verfasserin hat gemeinsam mit Theresia Heither in der gleichen Reihe schon zwei Bände veröffentlicht, die sich den Gestalten des Abraham (2005) und des Adam (2007) bei den Kirchenvätern widmen (vgl. OK 49 (2008), S. 104-107). Der die Reihe fortsetzende Band ist der Gestalt Samuels gewidmet. Es ist klar, dass der Ertrag aus der altchristlichen Literatur je nach der behandelten Person unterschiedlich umfangreich ist. Während die zahlreichen Quellen im Hinblick, z.B., auf Adam und Abraham bei ihrer Darstellung zu einer strengen Auswahl zwingen – falls auch Mose und David behandelt werden sollen, wird es nicht anders sein –, wurde nur wenig über Samuel geschrieben. Gemessen an der vergleichsweise bescheidenen Bedeutung des Samuel wird dies nicht überraschen. Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden zuerst die Zeugnisse der Autoren gesammelt, die sich zu den Inhalten in 1 Sam 1,1-16,13 geäußert haben: 1. Die Geburtsgeschichte Samuels (Lebenszeit und Wohnort, die Eltern, der Name „Samuel“, die Berufung); 2. Wer war Samuel? (Priester, Richter und Prophet, Beter, Heiliger, Typos Christi, biblischer Schriftsteller); 3. Samuel in der Geschichte Israels (Israel fordert einen König, Samuel und Saul, die Reue Gottes, Samuel und David) (S. 13-82). Ein eigener Abschnitt ist der in der altchristlichen Literatur oft erwähnten Geschichte von der Totenbeschwörerin von Aendor (1 Sam 28) vorbehalten (S. 83-126).

Im Unterschied zu den bisherigen Bänden der Reihe werden im zweiten Teil einige Originaltexte beigelegt, „um den Leser zu ermöglichen, ausgewählte Beispiele patristischer Schriftauslegung einmal im Zusammenhang zu lesen“ (S. 128). Es handelt sich um die erste und die fünfte Homilie des Origenes zum Buch Samuel und zwei Quaestiones des Ambrosiaster, eines unbekanntes lateinischen Verfassers aus dem vierten Jahrhundert (S. 130-217), die hier zum ersten Mal in deutscher Übersetzung erscheinen. Die fünfte Homilie des Origenes zum Buch Samuel ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil sie gemeinsam mit den 20 Homilien zum Buch des Propheten Jeremia zu den einzigen griechisch überlieferten Homilien des Alexandriners gehören. Ihr Thema ist die in 1 Sam 28 erzählte Episode. Origenes vertritt hier eine Deutung der Erzählung, der vom Ambrosiaster entschieden widersprochen wird. Origenes behauptet nämlich, die Geschichte sei wörtlich aufzulegen; der Ambrosiaster (Quaest. 27) hingegen hält eine solche Deutung für „indignum facinus“ (198),



ISBN 978-3-402-12808-4

EUR 29.80

d.h. für „empörend“, „schändlich“ (besser als „äußerst problematisch“). Die Veröffentlichung bietet einen Zugang zu Texten, die für Leser, die keine Spezialkenntnisse der altchristlichen Literatur besitzen oder über manche Grundkenntnisse verfügen, kaum erreichbar sind. Auch wenn dies nicht mehr als eine Möglichkeit eröffnet, ist zu begrüßen, dass Autoren wie Origenes und der Ambrosiaster als wichtige Zeugen der biblischen Auslegungsgeschichte in dieser Form zu Wort kommen können. Dafür gebührt der Verfasserin Dank und Anerkennung. Angesichts der Zielsetzung der Reihe, „die Art und Weise, wie die großen Theologen der frühen Christenheit die Bibel lasen, vorzustellen und so zu einer geistlichen Schriftauslegung in unserer Zeit Anregungen zu geben“, dürften die folgenden Überlegungen nicht unangebracht sein:

1. Im ersten Teil kommen Abschnitte aus 1 Sam vor, in denen sich die bunte Thematik des Buches widerspiegelt, darunter auch Erzählungen, die nicht nur für den modernen, sondern auch für den Leser der antiken Christenheit nicht ohne weiteres nachvollziehbar sind. Dazu gehört ohne Zweifel die Stelle in 1 Sam 15, wo vom heiligen Krieg gegen die Amalekiter und dem Befehl, die Feinde zu vernichten, die Rede ist. Die Verfasserin zitiert dazu drei Meinungen verschiedener Kirchenschriftsteller. Origenes löst das Problem durch eine allegorische Deutung: Die Feinde sind die Sünde. Daher ist es notwendig sie ganz zu vernichten, um als Gerechte zu bestehen. Johannes Chrysostomus dagegen mahnt ganz allgemein, die beschriebene Handlung nicht rein äußerlich zu betrachten, sondern auf die leitende Absicht der Handelnden einzugehen. Die Antwort des Theodoret von Cyrus schließlich ist knapp: „Denn alles, was Gott befiehlt, ist fromm.“ – Solch eine kommentarlose Auflistung der Meinungen wird aber als wenig hilfreich erachten, wer schon einmal an Diskussionen um den Monotheismus als Ursache gesellschaftlicher Intoleranz und religiös motivierter Gewalt teilgenommen hat, wer den gängigen Vorstellungen eines grausamen alttestamentlichen Gottes, dem der gute Gott der Verkündigung Jesu gegenüberstehe mit sachlichen Argumenten zu begegnen versucht hat, oder wer von den täglichen Schwierigkeiten mit manchen Psalmen im Stundengebet weiß. Die Antworten der Kirchenväter reichen heute nicht mehr aus, um diesen und viele andere biblische Texte in den eigenen Glaubenshorizont zu integrieren. Im Gegenteil müsste man die Unzulänglichkeit ihrer Antworten als Aufforderung auffassen, das Problem nicht zu ignorieren oder zu verdrängen, sondern sich ihm zu stellen, wie es gerade ein Origenes mit den Möglichkeiten seiner Zeit in vorbildlicher Weise getan hat.
2. Am Anfang der 5. Homilie zum Buch Samuel wendet sich Origenes an den anwesenden Bischof – Alexander von Jerusalem – mit der Bitte, er möge eine von den vier vorgelesenen Perikopen auswählen. Die Vf. findet interessant, „dass Origenes seine Predigt nicht vorher aufgeschrieben hatte, sondern sie spontan hielt, nachdem der Bischof die Perikope festgelegt hatte, über die gepredigt werden sollte“ (S. 174 Anm. 411). Es mag „interessant“ erscheinen, aber bei Origenes war das die Regel. Wenn die Homilie ca. 240 gehalten wurde, ist die Charakterisierung „spontan“ zu präzisieren. In dieser Zeit war Origenes etwa 55 Jahre alt und konnte auf eine lange und äußerst gründliche Beschäftigung mit der Bibel zurückschauen, die in seiner Lehrtätigkeit und in seinen Schriften reiche Früchte gebracht hatte. Die Homilien zu den Büchern des Alten Testaments gestalteten sich nach einem Lesezyklus. Die Presbyter und der

jeweilige Bischof predigten abwechselnd im Wortgottesdienst, der sehr oft – wahrscheinlich täglich – stattfand. Unter diesen Voraussetzungen kann man annehmen, dass das jeweilige Buch bei allen Predigern Gegenstand einer besonders intensiven Betrachtung wurde. Bei Origenes und seiner außergewöhnlichen Beherrschung der Bibel lassen sich die Homilien daher nur sehr bedingt als „spontan“ bezeichnen. Sein immenses Wissen war die beste Vorbereitung für die Auslegung des Wortes. – Nach den Angaben des Origenes wurden an diesem Tag vier Kapitel aus dem Buch Samuel vorgelesen: von Kap. 25 bis zum Kap. 28. Es ist verständlich, wenn er um eine thematische Auswahl bittet: Die Erklärung des Textes würde sonst Stunden beanspruchen. Allein die Predigt zu 1 Sam 28 dauerte schon zwischen 50 und 60 Minuten! – Die Liturgie der Alten Kirche bietet viele Überraschungen, und ihre Geschichte zeigt deutlich, wie begrenzt und bedingt unsere liturgischen Vorstellungen und Erfahrungen sind. Da es sich dabei um ein Gebiet handelt, das wenig bekannt ist, wäre es notwendig, einiges über den liturgischen Hintergrund darzulegen, der die Eigenart dieser alten Homilien verständlicher machen könnte.

Horacio E. Lona SDB

Franz Jalics SJ

Miteinander im Glauben wachsen

Anleitung zum geistlichen Begleitgespräch.
Würzburg: Echter, 2008. - 255 S.

Zweifelsohne gehört der Jesuit Franz Jalics zu den renommiertesten geistlichen Autoren unserer Tage. Zu seinen Hauptwerken zählt neben dem nunmehr bereits in 10. Auflage vorliegenden Werk „Kontemplative Exerzitien. Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet“ auch das hier zu besprechende Buch „Miteinander im Glauben wachsen. Anleitung zum Geistlichen Begleitgespräch“. Wie der Autor im Vorwort sagt, stehen die beiden Bücher in einem engen inhaltlichen Zusammenhang und ergänzen einander (vgl. S. 7f). Geht es in „Kontemplativen Exerzitien“ primär um die Einübung einer kontemplativen Haltung im Gebet und in der Gottesbeziehung, so in dem hier vorzustellenden Band um die Einübung der kontemplativen Haltung im Glaubengespräch und in der geistlichen Begleitung. Das Buch „Miteinander im Glauben wachsen“ ist inzwischen nunmehr 30 Jahre alt. Nach seinem Ersterscheinen in Spanisch wurde es



ISBN 3-932931-95-5
EUR 35.00

1982 im Pfeiffer Verlag erstmalig in deutscher Sprache publiziert und nun durch den Echter Verlag in kaum veränderter zweiter Auflage neu herausgebracht. Ist ein solches Buch noch aktuell? mag sich mancher fragen. Gewiss, die Praxisbeispiele und Erfahrungsberichte entstammen nicht nur dem kulturellen Kontext Argentiniens, wo der Autor während der Abfassung des Buches wirkte, sondern auch spürbar einer Zeit, in der sich manche Themen stellten, die in unserer heutigen „postmodernen Kultur“ längst überholt scheinen. Doch sind Thema und Grundanliegen des Buches so aktuell wie eh und je. Auf dem Hintergrund eines eigenen Erfahrungsweges fasst Jalics seinen Ausgangspunkt so zusammen: „Solange ihr, eingebildet auf eure Kenntnisse, anderen eure Überzeugung aufdrängen wollt, wird niemand euch anhören wollen, da mag das, was ihr zu sagen habt, das Wertvollste sein, das die Menschheit besitzt. Statt einer Haltung der Überlegenheit müssen wir uns in die Empfindungen und Erfahrungen der anderen hineinversetzen“ (S. 16). In seinem Buch legt der Autor dann ein eindrucksvolles Plädoyer dafür ab, den von zuhörendem Verstehen geprägten Dialog in die Mitte der Seelsorge zu stellen. Damit macht Jalics außer eigenen pastoralen Erfahrungen aus der Exerzitationenarbeit auch Erkenntnisse des Psychotherapeuten Carl Rogers () und seiner sog. „klientenzentrierten Gesprächsführung“ für die Seelsorge und das Glaubensgespräch fruchtbar (vgl. S. 24f).

In acht sehr unterschiedlich langen Kapiteln legt der Autor seine Methodik und die ihr zugrunde liegenden Haltungen dar. Nach dem einführenden Kapitel „Suche nach einer Haltung des Verstehens“ über seinen eigenen pastoralen Erfahrungsweg (S. 13-26) geht es im zweiten Kapitel „Die Entfaltung der Selbständigkeit“ um die wichtige kommunikative Grundkompetenz der Ausdrucksfähigkeit und der Selbständigkeit (S. 27-51). Die beiden zentralen Kapitel sind das dritte („Die Regeln der Beziehungsaufnahme“), in dem die Methodik der Spiegelung als förderlichste Form der Gesprächsführung vorgestellt und von anderen Antwortformen (Urteil, Interpretation, Stütze, Frage) abgegrenzt wird (S. 52-101), sowie das vierte Kapitel („Das Anhören“), in dem eine von Ehrfurcht geprägte Grundhaltung dem Gesprächspartner gegenüber sowie die Fähigkeit zum Zuhören und Anhören als Geheimnis eines gelingenden Dialogs betrachtet wird (S. 102-106). Im fünften Kapitel „Zeugnis geben“ (S. 107-136) wird deutlich, dass es Jalics bei der von ihm vorgeschlagenen Art des geistlichen Gesprächs und der Glaubenskommunikation nicht um reine „Selbstbespiegelung“ geht. Auch dem „Zeugnis geben“ gibt er in der Glaubenskommunikation seinen Stellenwert. Dabei plädiert er für ein ganzheitliches Lebenszeugnis sowie für das in der persönlichen Erfahrung verwurzelte Zeugnis. Im sechsten Kapitel „Einige Gesprächsbeispiele“ werden zahlreiche Gesprächsbeispiele geboten und darüber hinaus auch verschiedene Rednertypen und der Umgang mit ihnen vorgestellt (S. 137-188). Das siebte Kapitel „Sensibilität gegenüber der Gruppe“ überträgt die Erkenntnisse der personenzentrierten Kommunikation und der erfahrungsorientierten Glaubenskommunikation auf die Gruppensituation, die in der Seelsorge ja eine typische Arbeitsform darstellt. Das achte Kapitel „Mit dem Herzen segnen“ (S. 236-255) rundet das Buch ab. In diesem abschließenden Kapitel sieht der Autor seine Einsichten im Hohenlied der Liebe (1 Kor 13) ausgedrückt und betont die Bedeutung des Segens als eine wichtige Form der Glaubenskommunikation. Er begründet das abschließende

Kapitel so: „Die Haltung des Seelsorgers, die wir untersucht haben, verlangt eine bestimmte Spiritualität, Nächstenliebe und Tiefe. Wo diese Innerlichkeit vorhanden ist, erscheint gleichzeitig der Wunsch, die Liebe und die Seelsorge mit einer inneren Kraft auszuüben, auch wenn der oberflächliche Beobachter das nicht bemerkt“ (S. 254). Es geht Jalics, wie er zusammenfassend sagt, um „eine ‚du-bezogene‘ Denkweise, das heißt, dass man dem persönlichen Geheimnis des Gesprächspartners gegenüber großen Respekt hat, seine Wirklichkeit völlig annimmt, ihm zur Selbstäußerung verhilft, und dadurch, dass man etwas von sich selber gibt, mit ihm Kommunikation aufnimmt.“ Und als sein Ziel gibt der Autor an: „Ich möchte dieses kontemplative Einfühlungsvermögen – den anderen von seinem Innern her, von seiner eigenen Erfahrung aus zu verstehen und durch ein lebendiges Glaubenszeugnis mit ihm in Verbindung zu treten – erörtern“ (S. 138). Das Buch hält ein, was der Text auf der Umschlagseite verspricht; es ist „eine praktische Anleitung für ein fruchtbares Glaubensgespräch“. In seinen Darlegungen ist es gut verständlich und leicht nachvollziehbar, da es vor allem auf die Begründung durch leicht nachvollziehbare Beispiele setzt statt auf komplexe, wissenschaftlich fundierte Darlegungen. Es entspringt einer langjährigen pastoralen Erfahrung und will die heutige pastorale Praxis befruchten. Den Seelsorgerinnen und Seelsorgern von heute und darüber hinaus allen Gläubigen kann es – gerade einer sich mehr und mehr als missionarisch verstehenden Kirche, die im Kontext des religiösen Individualismus und Pluralismus existiert und wirkt – wertvolle Impulse geben. Die Frage: Wie können wir unseren Glauben kommunizieren? ist für die Christen von heute ohne Zweifel die Frage überhaupt. Jalics macht auf überzeugende Weise deutlich, dass es ohne „kontemplatives Einfühlungsvermögen“ für die Menschen von heute mit ihren „Freuden und Hoffnungen, mit ihrer Trauer und ihren Ängsten“ (vgl. GS 1) nicht möglich ist, das Evangelium zu bezeugen. Seine Einsichten sind dabei offensichtlich „zeitlos“.

Reinhard Gesing SDB

Andrea Riccardi

Gott hat keine Angst

Die Kraft des Evangeliums in einer Welt des Wandels.
2. Aufl. - Würzburg: Echter, 2004. - 234 S.

Der Autor ist Professor für Zeitgeschichte an der römischen Universität III und international bekannt geworden als Gründer und geistlicher Inspirator der römischen Basisgemeinde Sant'Egidio. Für sein weltweites Bemühen um Frieden und Gerechtigkeit wurde er 2009 mit dem renommierten Aachener Karlspreis ausgezeichnet. Neben vielen anderen Publikationen hat er 2003 ein bemerkenswertes Buch mit dem überraschenden Titel „Gott hat keine Angst“ (ital. Original: „Dio non ha paura“) vorgelegt, worin er sich als welt-offener geistlicher Schriftsteller präsentiert und ganz im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils eine prophetische Zukunftsvision für die Kirche entfaltet.

Im Gegensatz zu den vielen skeptisch-pessimistischen Stimmen, die den Niedergang des christlichen Glaubens in der Moderne beklagen, blickt Riccardi voll Hoffnung und Zuversicht auf die moderne säkularisierte Welt. Für ihn hat das Christentum alle Chancen für einen neuen Anfang, wenn es „neben dem Primat der Liturgie die Liebe zu den Armen ins Leben“ umsetzt (vgl. S. 34). Und gerade deshalb darf sich die christliche Mission nicht auf nationalkirchliche Interessen verengen, sondern muss den wahren christlichen Universalismus heute wieder neu lernen (vgl. 56), indem in der Kirche eine Liebe gelebt wird, die niemanden ausschließt (vgl. S. 59). Eine solche Offenheit konfrontiert das Christentum heute unweigerlich mit dem kulturellen Pluralismus und mit anderen Religionen wie dem Islam oder dem Judentum. Hier gilt es gemäß der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ die alten Feindbilder, besonders aber jeden Antisemitismus zu überwinden und eine echte Begegnung zu wagen. Wenn im interreligiösen Dialog die eigene Identität gewahrt wird und zugleich die Unterschiede respektiert werden, dann wird man fähig, gemeinsam für den Frieden zu beten, wie das beim Treffen der Weltreligionen 1986 in Assisi so großartig zum Ausdruck kam. Die zentrale Quelle für das Leben der Kirche bildet die Eucharistie (vgl. S. 85ff.); denn sie lässt den wahren Wert der Dinge erkennen und führt in das Geheimnis der Liebe Gottes hinein. Dadurch wird die Kirche befähigt, die „Liebe zu allen, besonders zu den Armen“ (vgl. S. 93) zu leben und notfalls auch das Martyrium zu wagen. Aus der Feier der Eucharistie entsteht so ein neuer Blick auf die Welt, nämlich die „Erkenntnis durch Liebe“ (vgl. S. 99ff.); und diese nimmt die Not der Armen sensibel wahr und handelt wie der barmherzige Samariter voll Mitleid. Wenn sich dabei die Kirche ihrer eigenen Armut stellt und sich zur Kirche der Armen bekehrt, wird sie



ISBN 978-3-429-02581-6
EUR 16.80

neu erfahren, dass gerade in der Schwäche der Armut ihre wahre Stärke liegt und darin eine ganz neue Freiheit möglich wird. Ein wichtiger Ort der Gottesbegegnung bildet auch der Umgang der Kirche mit den Kranken (vgl. S. 120ff). Weil schon Jesus die Heilung als Zeichen der Präsenz des Gottesreiches und als Hinweis auf die messianische Zeit verstand, standen die Kranken von Anfang an im Mittelpunkt der christlichen Gemeinde. Und auch heute müssen die Kranken das Gebet und die Heilssorge der Kirche Christi prägen.

Den Anbruch des 21. Jahrhunderts sieht Riccardi trotz aller Tendenzen, Gott hinter sich zu lassen, als eine „schöne Zeit für die Christen“ (vgl. S. 131ff.). Hat doch die Vergangenheit gelehrt, dass dem christlichen Zeugnis und dem Gebet eine Kraft innewohnt, die auch heute das Herz der Menschen berühren kann. Die scheinbar „schwache Kraft“ des Glaubens findet in der Osterbotschaft zu ihrer eigentlichen Stärke und zeigt in den neuen Märtyrern des 20. und 21. Jahrhunderts ihre schönsten Früchte. Angesichts der vielfältigen und teils problematischen Entwicklungen der heutigen Zeit muss sich die Kirche neu bewähren als „Sakrament der Geschwisterlichkeit“ (vgl. S. 159ff) und in einer Welt des Hasses und der Ungerechtigkeit den Geist der Brüderlichkeit sichtbar machen. Und das heißt nichts anderes, als dass die Kirche wieder eine „missionarische Kirche“ (vgl. S. 177ff.) werden muss, die von „der Selbstbezogenheit zur Universalität“ (S. 188) findet. Die konkreten Herausforderungen einer solchen missionarischen Kirche, die das „Evangelium von Herz zu Herz weitergeben“ kann (vgl. S. 190), macht Riccardi an der Situation der Kirche in Rom deutlich, um dann abschließend die große Aufgabe zu skizzieren, wie heute das „Evangelium des Friedens“ (vgl. S. 212ff.) verkündet und gelebt werden kann.

Das sehr lesenswerte Buch ist ein Paradebeispiel für die pastorale Neuorientierung der Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Statt voller Ablehnung, Verachtung oder Verurteilung auf die moderne Welt zu schauen, bemüht sich der Autor, um einen liebenden Blick auf die Lebenswelten der Menschen und dabei das Evangelium selbst neu und tiefer zu verstehen. Ohne die Probleme der säkularen Welt zu übergehen oder zu verharmlosen, gelingt es dem Autor so, das hoffnungsvolle Bild einer lebendigen Kirche entstehen zu lassen, die der Welt von heute tatsächlich etwas zu sagen und zu bringen hat. Riccardi plädiert für eine Kirche, die über eine authentische Liturgie näher zu Gott findet und dadurch zu einer universalen Liebe – besonders gegenüber den Armen und Kranken – fähig wird. Wenngleich einige soziologische Vereinfachungen (z.B. im Hinblick auf die Strukturen der postmodernen Gesellschaft) und kleinere theologisch-exegetische Schwächen (z.B. im Verständnis von Krankheit und Heilung) zu verzeichnen sind, so bringt das Buch doch überzeugend die Wahrheit und Kraft des Evangeliums zum Leuchten und macht Mut zur Nachfolge.

Karl Bopp SDB

Gerhard Lohfink / Ludwig Weimer

Maria - nicht ohne Israel

Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis.
Freiburg im Breisgau: Herder, 2008. - 443 S.

Um es gleich zu sagen: Das Buch ist wichtig, denn es nimmt einen Auftrag des letzten Konzils an die Theologen wahr. Die Kirchenversammlung hatte darauf gedrängt, über die Rolle der Gottesmutter im Heilsgeschehen vertieft nachzudenken und weiterhin offene Fragen aufzuhellen (vgl. LG, 54). Zudem verortet das Buch Maria zuallererst im Volk Gottes. Auch die Ekklesiologie des Konzils gipfelt ja in einer Mariologie, nachdem sich die Konzilsväter entschieden hatten, diese in die dogmatische Konstitution über die Kirche einzugliedern: In Maria schaut die Kirche auf ihren Anfang, ihr Urbild und zugleich auf ihre Vollendungs-gestalt. Gerhard Lohfink und Ludwig Weimer sind Autoren der Katholischen Integrierten Gemeinde. Deren theologisches Anliegen die Geschichte des Volkes Gottes als eine Kontinuität von Israel zur Kirche des neuen Bundes zu begreifen, klingt auch in der Titelgebung mit an und wird im Werk konsequent durchgehalten: „Maria“ darf und kann eben „nicht ohne Israel“ in ihrer heilsgeschichtlichen Rolle verstanden werden. Zugleich weitet sich der Blick noch einmal über Israel und die Kirche hinaus: Wenn die Mutter des Herrn mitten in Israel und als Tochter ihres Volkes trotzdem zugleich ein neuer Anfang, eine neue unverdorbene Schöpfung ist, dann geht es nicht mehr nur um Juden oder Christen, sondern zugleich um die ganze Menschheit, ja um die ganze Schöpfung, die mit Paulus „in Wehen liegt“ und sehnsüchtig auf die Kinder Gottes, also auf die neue Schöpfung wartet (vgl. Röm 8, 19ff.). Diese Weitung drückt sich im Untertitel aus, denn Maria ist mit einem Wort von Ida Friederike Görres „das unverdorbene Konzept der Schöpfung“ (S. 383ff.). Natürlich ist diese Sicht nicht so neu, dass sie sich nicht in Kontinuität mit Vielem befände, was in der Kirche immer schon über Maria gedacht und verstanden wurde. So vor allem bei den Kirchenvätern, die das Verhältnis von Maria und der Kirche bis hin zu ihrer Quasi-Identifikation vielfach gesehen und benannt hatten (vgl. besonders S. 272ff.). Und auch das Thema der „ecclesia ab Abel“, also der Kirche, die geheimnisvoll und verborgen schon im Anfang der Schöpfung durch Gottes Heilswirken anhebt, ist nicht neu. Neu ist eher, dass die Linien von Maria her konsequent und in einer Gesamtschau nicht allein „nach vorne“ auf die Kirche hin ausgezogen werden, sondern ineins damit gewissermaßen „nach hinten“ auf den Alten Bund und von dort auf die ganze Schöpfung hin. Es ist der integrierte, systematische Gesamtentwurf, der m.E. mit einigem Recht beanspruchen darf, originell zu sein.



ISBN 978-3-451-29789-2
EUR 28.00

Das Werk setzt bei der schwierigen Frage nach der Sünde und insbesondere der Erbsünde ein. Die Schöpfung, und darin besonders der Mensch als Ebenbild Gottes, ist gefallen, verdorben, tödlich verwundet. Der Mensch steht irgendwie mit seiner Welt und in seiner Geschichte in einem Unheilszusammenhang. Wird dieser nun mit Recht auf den Begriff der Erbsünde zurückgeführt, dann muss erklärt werden, wie diese einerseits auf alle Menschen übergreift, aber mehr noch, wie angesichts der Evolution zuvor eine personale Tat oder eine personale Verweigerung am Anfang dieses sich dann immer mehr ausweitenden und alles erfassenden Unheilszusammenhangs stehen kann. Die Autoren lassen sich also auf den schwer fassbaren Zusammenhang zwischen Evolution und Erbsünde ein. In Anlehnung an Robert Spaemann argumentieren sie: Die Erbsünde wird mit der Tradition nicht zuerst als positive Qualität verstanden, sondern vor allem als ein Mangel begriffen, als das Fehlen einer Ursprungsgerechtigkeit, die der Mensch von seinen Vorfahren hätte erben können oder sollen. Wenn sich die Menschheit nun von ihrer Natur her evolutiv immer mehr in die Offenheit eines nicht bloß naturhaften, sondern zugleich vernunftgemäßen, geistigen Verhältnisses zur Welt hinentwickelt hat, dann impliziert solche Vernunftbegabung notwendig auch Selbsttranszendenz auf den Anderen und auf Gott hin. Spaemann sieht also den Menschen als ein Wesen, das an einem bestimmten Punkt der Evolution von Gott herausgefordert war, diesen Schritt in die volle Fähigkeit zur Selbstüberschreitung in die Gottesbeziehung hinein zu tun – und damit notwendig in die Anerkennung, eben selbst nicht Gott zu sein. Diesen Schritt hat der Mensch in diesem Stadium der Evolutionsgeschichte nicht gewagt oder getan. Und dieses Zurückbleiben hinter den eigenen, angebotenen Möglichkeiten einer Entwicklung hat ihn zu einem Wesen gemacht, bei dem seine triebhaft-naturale Selbstzentrierung mit der vernunftgemäßen Möglichkeit der Selbstüberschreitung in ein Missverhältnis geriet. Der Mensch blieb fortan vor allem ein auf sich bezogener und von Gott abgewandter Egoist. Ihm ist freilich seine Fähigkeit zur Gottesbeziehung nun nicht radikal abhanden gekommen, aber eben so verwundet, dass er darin weder auf Dauer noch aus eigener Kraft bleiben kann.

Die Erwählung Israels und die Geschichte Gottes mit seinem auserwählten Volk lesen die Autoren folglich unter dem Interpretationsrahmen „Kampf gegen die Erbsünde in Israel“ (S.105ff.) – und zwar in allen wesentlichen Phasen oder Institutionen dieser Geschichte. Die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens ist Befreiung in die Freiheit der Gottesbeziehung, die im Bund der Tora ihren verbindlichen Rahmen bekommt, der hilft in dieser Beziehung zu bleiben und nicht wieder in Sünde und Knechtschaft zu fallen. Der Tempelkult schenkt dem Volk die Möglichkeit der Sühne und Erneuerung nach dem Fall, die Propheten machen immer neu deutlich, dass das Wort Gottes unmittelbar gegenwärtig ist, und zur Umkehr ruft. Die Weisheitsbücher schenken die Erfahrung, dass bereits die Schöpfungsordnung in sich gut und vernunftgemäß ist und dass Sünde „Leben gegen den Schöpfungssinn“ (S. 206) ist. Und schließlich wird – mit einigen Redundanzen – immer wieder die biblische Rede vom „Rest“ und vom „heiligen Rest“ bemüht, von den Wenigen also, die die Treue Gottes verdeutlichen, vom Rest, der dafür sorgt, dass durch allen sündigen Abfall und alle Katastrophen hindurch dennoch das Volk nie ganz untergeht. Ein Rest bleibt und

dieser Rest wird in der hl. Schrift allmählich aber immer ausdrücklicher als derjenige Teil des Volkes verstanden, der seinerseits dem Herrn die Treue bewahrt. Ein heiliges Volk, Israeliten, die „kein Unrecht mehr tun“ (vgl. etwa Zef 3, 12-15).

Von da aus ergibt sich der Übergang zur Mariologie: Maria ist der heilige Rest Israels, der Mensch, der aus Gnade in Person alles verkörpert, was in Israel gut und heilig ist. Maria versteht sich im Magnifikat selbst, als die, die in Zukunft von allen Geschlechtern gepriesen wird, und zugleich als die, die nicht verständlich ist ohne die Geschichte ihres Volkes, dem Volk Gottes. Die Autoren lesen – mit einigem exegetischem Recht – das Magnifikat als Marias eigenen, rückschauenden Lobpreis auf die Großtaten Gottes, die im Heilshandeln Gottes an ihr eine endgültige geschöpfliche Zielgestalt finden. Sie wird in lebendiger Person der Ort der Gegenwart Gottes und ist deshalb „Figuration“ (S. 218ff.) für ganz Israel, die Tochter Zion, das neue Jerusalem, der Ort, an dem Gott wohnt und in der sein fortwährender geschichtlicher Kampf gegen die Erbsünde, überwunden ist. Maria ist die neue, auf Gott hin ganz offene Schöpfung, Zielsinn des erlösenden Handelns Gottes am Menschen. Es wird überzeugend erläutert, wie diese Erlösung, die allein in und durch Christus geschieht, als Voraushandeln Gottes verstanden werden kann, das dennoch das freie, mitwirkende Ja Marias erfordert: In Maria wird deutlich, was der Mensch immer schon ist und sein kann. Der große Zusammenhang des Werkes beeindruckt, doch bisweilen ist der Ton, in dem dieser weite Ausgriff sich präsentiert, etwas triumphierend und absolut formuliert (nur exemplarisch: 223: „Es führt exegetisch kein Weg daran vorbei...“; S. 354: „Es erübrigt sich also, zu rätseln...“, S. 258: „Eines ist sicher...“).

Kritische Anfragen seien erlaubt an das dargestellte Verhältnis von Erbsündenfrage und Evolution. M. E. ist der Spielraum der Theologie in der Frage nach Monogenismus oder Polygenismus weit weniger „offen“ als die Autoren behaupten (vgl. S.76). Immerhin stellt die Enzyklika „Humani generis“ fest, dass die Kirche wenigstens in der Frage nach dem Polygenismus „keineswegs eine solche Freiheit“ der Diskussion habe (DH 3897) und weist ihn folglich zurück. Ob die deutenden Bilder aus dem Buch Genesis im Blick auf die Ursprungssünde die Möglichkeit zulassen, den originären Sündenfall ausschließlich als passive Unterlassung statt der Darstellung in der hl. Schrift gemäß als aktive Tat zu deuten, ist wenigstens problematisch. Das heißt nicht, dass der Erklärungsversuch nicht diskussionsfähig ist und mögliche Auswege aus einem Dilemma aufzeigt. Indessen müsste m.E. wenigstens zusätzlich gezeigt werden, dass eine ursprüngliche Einfachheit des Menschen nicht notwendig mit tierischer Primitivität zusammengedacht werden müsste. Warum kann am Anfang der Menschheit nicht ein Wesen stehen, das im evolutiv geschehenen Erwachen seiner Geistigkeit zugleich und von Anfang an – gerade in dieser Einfachheit – in tiefster, unmittelbarer, innerer personaler Nähe zu seinem Schöpfer lebt? Ein Wesen, das dann aber die ihm aus seiner Geistigkeit zugewachsenen und immer neu zuwachsenden Möglichkeiten, die es nach und nach selbst entdeckt, schließlich alleine sich selbst zuschreibt, nicht mehr verdankt und sich damit gegen den Schöpfer verschließt. Dann wäre das Herausfallen aus der personalen Ursprungsgemeinschaft mit Gott immer noch in den evolutiven Prozess eingeschrieben, aber ohne die Annahme, dass es einen „heilen Anfang“ nie gegeben habe, und dass dieser quasi verpasst worden sei,

wie die Autoren vermuten (S. 72). Auch das dürfte übrigens nicht einfach mit dem Schriftbefund harmonisierbar sein. Der große Durchgang durch die Heilsgeschichte hat freilich seine Stärken gerade in seinem konsequenten Bezug zur hl. Schrift, wenn es auch flankierender Einsichten aus dem personalistischen und dialogischen Denken bedürfte, die insbesondere anthropologisch einsichtig machen, was ursprüngliche, unmittelbare Gemeinschaft mit Gott genauerhin meint; weiterhin, wie sich von dorthier Stellvertretung verstehen ließe, wie sich also ein Handeln Marias für und anstelle von ganz Israel, ja für die ganze Schöpfung vertieft verstehen lässt; mehr noch, wie Maria nicht nur symbolisch-figurativ die Kirche darstellt, sondern in gewisser Hinsicht ursprünglich ist und bleibt. Diese Anmerkungen zeigen, dass hier kraftvoll und fruchtbar eine Schneise geschlagen wurde, für einen Weg, der nun von mehreren Seiten her ergänzend weitergedacht werden sollte.

Stefan Oster SDB

Veronika Hoffmann

Vermittelte Offenbarung

Paul Ricoeurs Philosophie als Herausforderung der Theologie.

Mainz: Matthias Grünewald, 2007. - 316 S.

Vorliegende Studie von Veronika Hoffmann, zur Zeit Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Dogmatik an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Erfurt, geht auf ihre, an der Universität Münster unter Leitung von Jürgen Werbick erstellte Dissertation zu Paul Ricoeur und seine „Anregungen“ für eine Offenbarungstheologie zurück. Sie stellt einen wichtigen Beitrag zur weiteren Rezeption Ricoeurs in der katholischen systematischen Theologie dar. Dabei konzentriert V. Hoffmann sich auf den Stellenwert des Vermittlungsgedankens im Denken Ricoeurs und macht ihn – gerade angesichts vielfältiger neuer Herausforderungen in „religionsproduktiven“ Zeiten – für die Offenbarungstheologie fruchtbar. „Vermittelte Offenbarung“ ist ihre zentrale These, die sie in den drei Teilen der Studie in beeindruckender klarer gedanklicher Führung herausarbeitet: Der 1. Teil legt eine „Typologie der Ausblendungen des Vermittlungsproblems“ in theologischen Entwicklungen der Gegenwart – sowohl im evangelischen, als auch katholischen Kontext – vor, im 2. Teil ist der Blick auf Paul Ricoeurs Philosophie als eine „Phi-



ISBN 3-932931-95-5
EUR 35.00

losophie der Vermittlungen“ gerichtet, und der 3. Teil führt „Auf dem Weg zu einer offenbarungstheologischen Polyphonie“ und versucht, angeregt von Ricoeur, aber auch über ihn hinausführend den Gedanken der Vermittlung für ein zeitgemäßes Offenbarungsdenken fruchtbar zu machen. Es ist spannend, wie V. Hoffmann im 1. Teil der Studie (S. 13–74) auf der einen Seite sowohl evangelikal- als auch katholisch-fundamentalistische Positionen in den Blick nimmt, auf der anderen Seite religionspluralistische Ansätze (v.a. John Hick), und bei beiden aktuellen Entwicklungen im Christentum einen Ausfall des „Vermittlungsgedankens“ herausarbeiten kann. Beide Ansätze führen zu Gefährdungen des christlichen Offenbarungsdenkens, die sich vor allem in enggeführten, einseitigen christologischen Ansätzen niederschlagen, sei es dass sie die menschliche oder die göttliche Natur unterbelichten. Mit Paul Ricoeur versucht sie, so die leitende These ihrer Arbeit, „nach einer Ergänzung der Offenbarungsmetaphorik Ausschau zu halten, die die Vermittlungsgestalt derart in die Offenbarung einschreibt, das es weder als Mangel erscheint noch überhaupt als ‚Drittes‘ aus dem Geschehen herausdestilliert werden kann.“ (S. 14)

Ricoeurs Philosophie wird im 2. Teil (S. 75–180) als eine „Philosophie der Vermittlungen“ (S. 75ff) vorgestellt – wobei V. Hoffmann betont, dass sie angesichts der Komplexität des Denkens Ricoeurs keine Gesamtinterpretation vorlegen kann. Sie sieht ihren – fundamentaltheologisch angeleiteten – Zugang zu Ricoeur dabei als einen „mit Ricoeur gegen Ricoeur“, denn mit seinen „philosophischen Mitteln könnten auch andere offenbarungstheologische Positionen gewonnen werden“ (S. 76): „Dort wird deshalb ‚mit Ricoeur gegen Ricoeur‘ argumentiert werden, seine Philosophie aufnehmend, sie aber theologisch anders als er selbst weiterführend.“ (ebd.) Bereits in der Einführung in ihre Studie hatte sie geschrieben: „Dabei kann eine Lesart von Ricoeurs Philosophie, die die ausdrücklich von seiner Zugehörigkeit zum christlichen Glauben geprägten Texte als eine, aber nicht die einzig mögliche und legitime theologische Transposition seiner Philosophie versteht, die Möglichkeiten der theologischen Rezeption von Ricoeurs Philosophie erhöhen und bestimmte Schwierigkeiten seiner eigenen ‚theologischen‘ Überlegungen vermeiden.“ (S. 12) Auf diesem Hintergrund nähert sie sich den großen Themen der hermeneutischen Philosophie Ricoeurs an: Symbol, Text, Metapher, Geschichte und Geschichten, Zeugnis sind die Themen bzw. „Metaphern“, die sie dann aus fundamentaltheologischer Perspektive aufgreifen und weiter beleuchtet wird. An wenigen Stellen sind Schwierigkeiten benannt, die die Ansätze Ricoeurs in fundamentaltheologischer Sicht bergen, so z.B. zu seinem Offenbarungsgedanken (S. 116). Es wäre vielleicht hilfreich gewesen, wenn die Verfasserin in ihrer abschließenden Auswertung der „Philosophie der Vermittlungen“ bei Ricoeur weitere Schwierigkeiten – z.B. zur Wahrheitstheorie, zum Verhältnis von Metapher und Begriff – genannt hätte. Dann wäre die Argumentation des abschließenden Teils „mit Ricoeur gegen Ricoeur“ an einigen Punkten bereits schärfer akzentuiert worden.

Im 3. Teil (S. 181–282) geht Hoffmann den Weg zu einer „offenbarungstheologischen Polyphonie“. Sie versucht zunächst – auch in Auseinandersetzung mit großen fundamentaltheologischen Entwürfen wie denen Max Secklers oder Avery Dulles – ihre Option für den Begriff der „Metapher“ – in Absetzung zu Modellen bzw. Paradig-

men – zu begründen. Dann setzt sie sich kritisch mit den in den aktuellen offenbarungstheologischen Zusammenhängen diskutierten Metaphern „Botschaft“ und „Begegnung“ auseinander und knüpft an die Typologie der fundamentalistischen oder pluralistischen Gefährdungen des ersten Teils an. Auf diesem Hintergrund schlägt sie selbst zwei Metaphern vor, „die nicht mehr vom Ideal der Unmittelbarkeit geprägt“ sind, „sondern den Vermittlungsvorgang als integralen Bestandteil der Offenbarung selbst zu denken erlaub(en): die Metaphern ‘Metapher’ und ‘Zeugnis’.“ (S. 11) Mit der etwas sperrigen Wortprägung der Metapher „Metapher“ will Hoffmann deutlich machen, wie sich im Blick auf das Offenbarungsdenken der metaphorische Prozess kontinuierlich ereignet: „Offenbarung ist auch in diesem Zusammenhang... zunächst schematisch zu beschreiben als der metaphorische Vorgang zwischen (den ‘Systemen’ oder ‘Konzepten’ von) Gott und Welt, durch den die beiden zunächst getrennten (und einander nicht notwendig ähnlichen) Bereiche in einer noch näher zu bestimmenden Form ‘interagieren’. Wenn Offenbarung also bedeutet, dass zwischen göttlichem und menschlichem Bereich eine Interaktion stattfindet, die vom göttlichen Bereich ihren Ausgang nimmt, dann beschreibt die Metaphermetapher dies als ‘Metaphorisierung Gottes’, bei der über das Hauptsubjekt – Gott – mit Hilfe bestimmter Implikationsfelder aus dem menschlichen Bereich gesprochen wird.“ (S. 203) Von dort ausgehend, kann sie Offenbarung als sich kontinuierlich in Geschichte und Zeit ereignend denken, die immer neuer Vermittlungsgestalten bedarf. Interessant ist, dass sie in den drei Aspekten der Durchführung ihrer These jeweils die Christologie in den Blick nimmt und an ihr die Wahrheitsfähigkeit ihres Zugangs zum Offenbarungsdenken „testet“. Die „Metaphermetapher“ stellt Gott als „Poeten der Metapher“ heraus, ein erster entscheidender Schritt: „Die Metapher ‘Metapher’ als Offenbarungsmetapher will also nicht unser Sprechen von Gott beschreiben, sondern die Form von Gottes Zuwendung zu uns.“ (S. 204) Der zweite Aspekt ist der Blick auf die Metapher des Zeugnisses – das heißt der Antwort des Menschen auf Gottes Offenbarung, die über den Geist Gottes je neu in die Wahrheit geführt wird und sich auch als Zeugnis in der Gemeinschaft der Kirche verifiziert. In christologischer Perspektive wird hier Jesus als „der“ Zeuge Gottes in den Blick genommen, die Antwort des Menschen auf den Anruf Gottes ist in ihm eine vollendete. Der dritte Aspekt beleuchtet den Glauben als die „Umkehr der Einbildungskraft“, als das Vermögen des Menschen, in das sich Gott selbst der Einbildungskraft „einbildet“. Hoffmann legt in diesem Dreischritt – Metapher, Zeugnis, Glauben – einen spannenden, von Ricoeur angeregten, aber auch über ihn hinausgehenden fundamentaltheologischen Zugang zum Offenbarungsdenken vor.

Mit den „Schlussreflexionen“ (S. 283-288) sowie einem Literaturverzeichnis und Personenregister schließt die Studie. Etwas deutlicher hätte vielleicht herausgearbeitet werden können, wo genau die eigene theologische Interpretation „mit Ricoeur gegen Ricoeur“ argumentiert – so ja die These Hoffmanns im Blick auf ihren Zugang zu Ricoeurs „Philosophie der Vermittlungen“, wo sie selbst von Ricoeur ausgehend „mehr“ zu denken gelernt hat. Das mindert aber in keiner Weise diese gewichtige Studie einer jungen Theologin zum Offenbarungsdenken der Gegenwart. Sie weist auf die bleibende Bedeutung eines Vermittlungsdenkens für die Offenbarungstheo-

logie der Gegenwart hin und arbeitet sehr klar die aktuellen Gefährdungen auf: „Außerdem erhellte eine Analyse entsprechender Konzepte, dass derzeit nicht selten im Übergang von den grundlegenden offenbarungstheologischen Fragen zu denjenigen der ‚Glaubensweitergabe‘ ein unausdrücklicher Wechsel von der Metapher der ‚Begegnung‘ zu derjenigen der ‚Botschaft‘ stattfindet, der auf noch ungelöste, vielleicht noch nicht einmal in vollem Umfang wahrgenommene Folgeprobleme der Abkehr der zeitgenössischen Offenbarungstheologie von neuscholastischen Entwürfen hinweist.“ (S. 285/6) Hoffmann weist dabei selbst darauf hin, dass sie hier Spuren ausgelegt hat, die weiterverfolgt werden könnten: „Es wäre reizvoll, diese Strukturen der Ausblendung oder Marginalisierung der Vermittlungszusammenhänge und die Funktion der Leitmetaphorik im Offenbarungsdenken historisch wie systematisch noch genauer weiterzuverfolgen, insbesondere auch für die verschiedenen Zugänge zur Frage der Glaubensbegründung.“ (S. 286)

Empfohlen ist das Buch allen, die an aktuellen fundamentaltheologischen Fragestellungen interessiert sind und die Orientierung suchen angesichts fundamentalistischer oder pluralistischer Versuchungen. Hoffmanns These der „vermittelten Offenbarung“ gibt viel zu denken und weist Wege einer solchen Orientierung.

Margit Eckholt

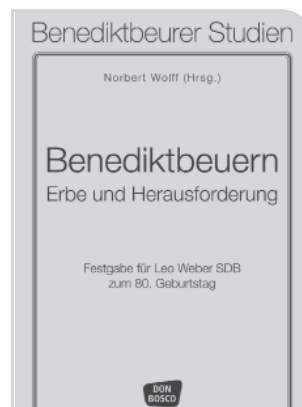
Norbert Wolff (Hrsg.)

Benediktbeuern - Erbe und Herausforderung

Festgabe für Leo Weber SDB zum 80. Geburtstag.

München: Don Bosco, 2008. - 282 S. - Benediktbeurer Studien, Bd. 12.

Es war mehr als ein officium nobile, den hier anzuzeigenden Band 12 der Benediktbeurer Studien Professor Pater Dr. Dr. Leo Weber SDB zum 80. Geburtstag zu widmen. Wie das Vorwort des Herausgebers Norbert Wolff zu Recht hervorhebt, hat der Jubilar in fast 60 Jahren sich große Verdienste für dieses Kloster erworben, wo er sich für den Erhalt der historischen Bausubstanz, für die Erschließung des künstlerischen Erbes der alten Benediktinerabtei, für Wissenschaft, Jugendarbeit und Seelsorge einsetzte. Ein vielschichtiges, abwechslungsreiches Bild rollt der Band auf: Der einleitende Aufsatz stammt vom Geehrten selbst. Leo Weber schildert ausführlich die Verhältnisse in und um Benediktbeuern und das Wirken des Joseph von Utzschneider und des Joseph von Fraunhofer im Baukomplex der durch die Säkularisation 1803



ISBN 978-3-7698-1721-8

EUR 22.50

aufgehobenen Benediktinerabtei, einer Augsburger Exklave im Diözesangebiet von München und Freising. (S. 9-52) Utzschneider, der dort ein Mustergut unter schwierigen Verhältnissen einrichten wollte, tritt im Bekanntheitsgrad hinter Fraunhofer zurück, der dort ein Optisches Institut mit Glasschmelze und -schleiferei schuf. Er war der Erfinder des wellenfreien Flintglases, wie eine Erinnerungstafel im Klostergebäude feststellt. So konnte er die optischen Instrumente wesentlich verbessern und die nach ihm benannten „Fraunhoferschen Linien im Spektrum des Sonnenlichtes“ entdecken. So bildete Benediktbeuern im frühen 19. Jahrhundert einen Meilenstein für die Optik, die Glastechnik und für die Astronomie. Der Religionspädagoge Jacques Schepens eröffnet in der Festschrift eine ganz andere Welt. Er skizziert in seinem Beitrag „Die Erziehungsspiritualität Don Boscos.“ (S. 53-70) Es liegt nahe, bei dem, was seit 1930 aus Benediktbeuern geworden ist, nach den Anfängen und Wurzelgründen salesianischer Pädagogik zu fragen. Schepens beschränkt sich dabei vor allem auf die ersten Jahrzehnte Don Boscos, auf dessen familiären Hintergrund und Entwicklungsgang „vom Priester zum Erzieher als Priester.“ Gestalten wie Philipp Neri, Vinzenz von Paul und Franz von Sales waren dem Ordensgründer dabei wichtige Wegbereiter.

Norbert Wolff zeigt dagegen einen anderen ordensgeschichtlichen Weg „von Turin nach Benediktbeuern“ (S. 71-110) und führt dabei frühere Arbeiten über die allmähliche Rezeption und die Anfänge der Salesianischen Arbeit im deutschsprachigen Raum weiter. Es war nicht leicht für eine international ausgerichtete Ordensgemeinschaft die unterschiedlichen Sprachen, Kulturen, die nationalen Eigentümlichkeiten, Rechts- und Bildungssysteme Alteuropas zu integrieren: in Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn, in Polen, in der Schweiz und in Elsaß-Lothringen, letztere Gebiete seit 1870/17 zum Deutschen Reich geschlagen, nach dem verlorenen I. Weltkrieg aber wieder Frankreich zugeteilt. Eine besondere Schwierigkeit war die fehlende Anerkennung der Studienabschlüsse, die an salesianischen Bildungseinrichtungen erworben waren, in den Heimat- und Einsatzgebieten der damals meist „spätberufenen“ Salesianer. So schildert Wolff, wie „das Projekt eines salesianischen Studienhauses für den deutschen Sprachraum“ immer mehr Anklang fand und schließlich in Benediktbeuern 1930 zum Ziel kam. Otto Wahl konnte in seinem Festschriftbeitrag „Von der theologischen Studienanstalt zur Theologischen Fakultät“ nicht nur aus alten Akten Erkenntnisse gewinnen, sondern hat einen guten Teil dieses Weges selbst miterlebt und nach seinen Möglichkeiten – ähnlich wie der geehrte Leo Weber mit anderen Confratres und Kollegen – auch mitgestaltet. (S. 111-138). Es waren mühselige und oft umständliche Wege, die zur Errichtung und Anerkennung als Theologische Fakultät führten, einschließlich der Rechte, staatlich und kirchlich anerkannte Promotions- und Habilitationsverfahren abzuschließen, längst geöffnet auch für Nichtsalesianer. Neben der Theologie ist der ordensspezifische Schwerpunkt die Pädagogik. Auch hier ist entsprechende Qualifikation und Professionalität nötig. Franz Schmid berichtet in seinem Festschriftbeitrag über „das Studium der Sozialpädagogik in Benediktbeuern“ (S. 139-161), wie es sich – nicht zuletzt aufgrund der Forderungen und Anregungen des Zweiten Vatikanischen Konzils – für die salesianische Gemeinschaft in aktueller Weise nahelegte. Der Auf- und Ausbau der Sozi-

alpädagogik war eine wichtige Entwicklungs- und Entfaltungsstufe in der gesamten Ordensstruktur. Für den deutschen Sprachraum bot sich der Standort Benediktbeuern bestens an, hier, wo bereits die philosophische und theologische Ausbildung etabliert war, auch die sozialpädagogische Qualifikation zu ermöglichen. Über „Kurse für Jugendarbeit und Jugendseelsorge“, über das „Jugendleiterseminar“ kam es seit Wintersemester 1968/69 zur „Höheren Fachschule für Sozialpädagogik“, das zur „Fachhochschule für Soziallehre“ gerierte und schließlich 1971 als eigene Abteilung Benediktbeuern der Stiftungsfachhochschule München integriert wurde. Wie das gesamte Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland und im Bundesland Bayern im ständigen Wandel begriffen ist, so ist auch der staatlich oder kirchlich veranlasste Wandel heute noch ein Continuum der Bildungseinrichtung in Benediktbeuern.

Schwester Maria Maul würdigte in ihrem Beitrag für die Weber-Festschrift den seinerzeit maßgeblichen Provinzial P. Dr. Franz Xaver Niedermayer (1882-1969), dem sie bereits ihre Doktorarbeit gewidmet hat. (S. 163-175) In diesem Zusammenhang lenkt sie das Augenmerk besonders auf Niedermayers „Bedeutung für den Erwerb des Klosters Benediktbeuern“ im Jahre 1930. Es wurde ein zentrales Studien- und Ausbildungszentrum im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus, wie Maria Maul zusammenfassend feststellte. Dem Biographischen ist auch der folgende Beitrag von Otto Wahl verpflichtet, der die Studienleiter und Rektoren der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Benediktbeuern auf S. 177-196 jeweils kurz skizziert, auch hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Werkes. Nicht so sehr der Vergangenheit als den Zukunftsperspektiven ist der anschließende Aufsatz der beiden Sozialethiker Markus Vogt und Jochen Ostheimer gewidmet, die unter dem Motto „Damit Leben gelingt“, die Nachhaltigkeit als ein zentrales Thema salesianischer Arbeit behandeln. (S. 197-227). Es geht dabei um die Verantwortung für die den Menschen anvertraute Schöpfung, also um Ökologie und ihre Vermittlung im pädagogischen Bemühen. Den Begriff der Nachhaltigkeit sehen die beiden Autoren schon keimhaft in der „Pädagogik der Vorsorge“ Don Boscos grundgelegt: Vorsorge und Förderung – rechtzeitig und methodisch eingesetzt – machen Nachsorge unnötig. Freilich ist solches verantwortungsvolles Denken und Handeln kreativ weiterzuentwickeln, wofür die weltweit aktive Jugendpastoral der Salesianer Don Boscos hervorragende Einsatzmöglichkeiten bietet.

Margit Eckholt behandelt in ihrem Aufsatz den Beitrag, den die Dogmatik für diakonisches und caritatives Wesen und Wirken der Kirche fruchtbar machen kann. (S. 229-258) Sie bemüht sich dabei, die unterschiedlichen Denkstrukturen, Sprachebenen und Handlungsweisen sozial-caritativen Einsatzes und der systematischen Theologie einander näher zu bringen. Es geht darum, die bereits weit verbreitete „Entkirchlichung“ diakonischer Arbeit und der „Entdiakonisierung“ der Kirche zu erkennen und nach den konziliaren Intentionen wieder Kirche und Caritas zusammenzubringen. Wichtig ist ihr Hinweis auf die Antrittsenzyklika von Benedikt XVI: „eine Magna Charta für eine diakonische Kirche.“ Zu den neuen Aufgaben einer dogmatischen Theologie zählt sie die erneuerte Erkenntnis der sakramentalen Grunddimension der Kirche, die sich als Weltkirche = Kirche in der Welt und Kirche für die Welt sehen muss, verbunden mit dem Bewusstsein, dass diakonisches Wirken aus der

Gnade und Barmherzigkeit Gottes herauswächst, also die Umsetzung der klassischen Gnadentheologie in aktives und verantwortetes Handeln, das sich von der Erfahrung der Liebe Gottes her speist. Die Jugendpastoral hat eine Heimstatt in Benediktbeuern gefunden und so entwickelt Martin Lechner Zukunftsperspektiven, mit der Jugend zu lernen und mit ihr Zukunft zu gestalten. (S. 259-272) Auch hier sind die übergreifenden Dimensionen sichtbar: „Weltgesellschaft – Globalisierung – Universale Solidarität“. Jugendliche Sinnsuche verlangt Antwort und Perspektiven in der Weitergabe des Glaubens durch die Kirche, fordert für sich optimale Bildungschancen als „Ressource für die Bewältigung der Zukunft“ und muss erkennen, dass zwischen den Generationen Gerechtigkeit und Solidarität zu entwickeln und zu pflegen ist. Den Abschluss des Bandes bilden eine Auswahlbibliographie von Leo Weber, ein knappes Lebensbild des Geehrten gezeichnet durch den Herausgeber Norbert Wolff und das Autorenverzeichnis. Insgesamt ein lohnendes Sammelwerk, dem Nachhaltigkeit zu wünschen ist.

Erik Soder von Guldenstube

Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt

Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt und Energie.

Hrsg. von Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND), Brot für die Welt und Evangelischer Entwicklungsdienst (EED). - Frankfurt am Main: Fischer, 2008. - 666 S.

Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um einen „Zivilisationswandel“ (602): „Es ist die Aufgabe dieser Generation, eine solar-solidarische Gesellschaft zu schaffen“ (606). Warum dem so ist, welche bereichsspezifischen Ziele zu formulieren sind, wie weit die Entwicklung in diese Richtung schon vorangeschritten ist und wo Defizite herrschen, dies entfaltet die Studie in großer Breite und Anschaulichkeit in 21 sehr verständlich geschriebenen Kapiteln. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass viele Strategien im „Kampf gegen den Klimawandel [...] unsere Probleme in die Länder des Südens verlagern“ (16). Daher ist zu untersuchen, wie sich Deutschlands Streben nach Zukunftsfähigkeit weltweit auswirkt. Teil A „Ausgangslagen“ beginnt mit der methodisch wichtigen These, dass die drei

510



ISBN 978-3-596-17892-6.
EUR 14.95

großen aktuellen Krisen, nämlich Klimawandel, die rasche Verknappung der fossilen Energieträger Erdöl und Ergas („Peak Oil“) sowie die dramatische Zunahme des Artensterbens, eng zusammenhängen und „nach einer gemeinsamen Lösung [rufen]: dem Einstieg in die Solar-Spar-Gesellschaft.“ (34) Diese These wird facettenreich und mit vielen aktuellen Daten belegt. Als hintergründiger Motor dieser krisenhaften Entwicklung wird ein falsches Verständnis von Wohlstand ausgemacht: die Gleichsetzung mit Wirtschaftswachstum (Kap. 4). Diese Fehlausrichtung habe nicht nur die Natur ausgebeutet und in erheblichem Umfang zerstört, sondern zudem auch Sozialkapital vernichtet und gerade nicht, wie immer noch versprochen werde, die allgemeine Zufriedenheit erhöht. Dies wird im Teil B „Bilanzen“ klar herausgearbeitet. Teil C präsentiert vier „Leitbilder“, die im Teil D „Kurswechsel in Deutschland und Europa“ konkretisiert werden. Die beiden Teile E und F thematisieren in ihrer notwendigen Verschränkung „Übereinkünfte global“ und „Engagement vor Ort“. Zusammengefasst laufen diese vier detailreichen Ausführungen auf folgendes Ziel gesellschaftlicher Entwicklung hinaus: ein nachhaltiger, d.h. global und intergenerationell ökologisch verträglicher und sozial gerechter, Wohlstand. Ein solcher sei nur in einer solaren Zivilisation möglich, d.h. in einer Gesellschaft, die ihren gesamten Energiebedarf mit verschiedenen Formen von Sonnenenergie decke. Diese setze sowohl einen Werte- und Lebensstilwandel als auch politische Steuerungsmaßnahmen voraus, die die „ökologische Raubökonomie“ (21) wirksam begrenzen. Zugleich müsse, da dieser Umbau soziale Verwerfungen auch in Deutschland nach sich ziehen könne, für mehr innergesellschaftliche Solidarität gesorgt werden, insbesondere durch eine gerechtere Verteilung der verschiedenen Arten von Erwerbs- und Bürgerarbeit. Herbeigeführt werden sollten die notwendigen Veränderungen primär durch vielfältiges zivilgesellschaftliches Engagement in Verbindung mit wirksamen staatlichen Maßnahmen. Dies kulminiert in den mehrfach wiederholten Forderungen, dass die Politik wieder den Primat vor der Wirtschaft bekommen und dass die gesellschaftlichen Prozesse demokratischer werden müssten. Denn nur auf diese Weise werde das Gemeinwohl als Ziel aller gesellschaftlichen Tätigkeiten garantiert und würden die dafür notwendigen Gemeingüter ausreichend vor Ausbeutung durch Partikularinteressen geschützt.

Die Studie, deren sprachliche Brillanz und deren ansprechendes und orientierendes Layout besonders hervorzuheben sind, bereitet den aktuellen Stand der Forschung mit zahlreichen Grafiken und exemplarischen „Schlaglichtern“ klar und verständlich auf. Mit Blick auf die Problemanalyse sei kritisch angemerkt, dass das Krisenpotenzial des weltweit zunehmenden Trinkwassermangels kaum angesprochen wird, was vielleicht auch den methodischen Beschränkungen der beiden genutzten Indikatoren Umweltraum und ökologischer Rucksack geschuldet ist. Auffallend ist ferner der scharfe Kontrast zwischen sehr positiven und optimistischen Bewertungen von Politik und zivilgesellschaftlichem Engagement einerseits und einer meist kritischen Sicht der Wirtschaft andererseits. Des Weiteren stellt es ein methodisches Problem dar, bei der Analyse des in Anspruch genommenen Umweltraums und bei der Skizzierung von Veränderungsmaßnahmen Deutschland als einheitlichen Akteur zu betrachten. Denn weder sind international tätige Großkonzerne einfach



Teil von Deutschland, noch vermag der Staat den Umweltverbrauch der Bürger und Unternehmen direkt zu regulieren. Die Studie arbeitet gemäß ihrer These, dass die „eigentliche Herausforderung [...] systemische Reformen“ (458) seien, die vernetzten Zusammenhänge sowohl auf der Ursachen- als auch auf der Maßnahmenebene heraus. Der Verständlichkeit halber werden diese komplexen Faktoren stets auf einige wenige und anschauliche beschränkt. Auch wenn dies wegen des Facettenreichtums der Studie im Ganzen gerade nicht als allzu grobe Vereinfachung missverstanden werden darf, bleibt dennoch der Eindruck einiger Ambivalenzen und v.a. eines utopischen Überschusses, der noch dadurch verstärkt wird, dass zwar die Ursachen von Missständen klar analysiert und dass auch sinnvolle, teilweise sehr konkrete Ziele zur Neuausrichtung der Entwicklung vorgeschlagen werden, der Weg dorthin jedoch im Vagen bleibt. Im Ganzen kann der Studie attestiert werden, dass sie die Zielsetzung der Herausgeber erfüllt. Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt ist „ein nüchternes und kritisches Buch – aber auch ein motivierendes.“ (17)

Jochen Ostheimer

ok ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des
50. Jahrgangs (2009)

Ordensleben

Adam CJ , Sabine / Harsch OSF , Birgitta / Kofler SSpS , Anna-Maria / Stader OSF , Susanna: Novizinnen begleiten	194
Bargel OSC , Bernadette / Bauer OSC , Magdalene: „Wenn jemand auf Gottes Eingebung hin zu uns kommt ...“	211
Dölken OPraem , Albert Thomas: Seelsorge im sozialen Brennpunkt	133
Engel OP , Ulrich: Religion im öffentlichen Raum	30
Fischer , Michael: Transformation des Selbstverständnisses der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz	284
Gesing SDB , Reinhard: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“	146
Hainz SJ , Michael: Feuer und frischer Windhauch	162
Hennecke , Christian: Zum ekklesiologischen Ort der Ordensgemeinschaften	5
Henseler CSsR , Rudolf: Virgines consecratae - verunglückte Ordensfrauen?	276
Der jesuitische Charakter der Jesuitenkollegien	405
Lang OSF , M. Martha: Das Noviziatsseminar in der Diözese Augsburg	207
Lau SCJ , Heinz: „Entweder Du gehst mit der Zeit oder mit der Zeit gehst Du“	174
Lemp SAC , Thomas / Widl , Maria: Vertraut mit Gott und der Welt	184
Meier , Bertram: Klostergemeinschaft – Suchgemeinschaft	423
Müller OP , Wolfgang W. : Fragend und lebend den Glauben weit machen	19
Rosanna FMA , Enrica: Die Zeit der treuen Hoffnung	261
Schalück OFM , Hermann: Von der Expansion zur Relation	33
Schalück OFM , Hermann: Interkulturalität und Ordensleben	394
Scheibel OSF , Walburga: Die Flamme ist nicht erloschen	388
Wirz OSU , Ingeborg: Ursulinische Erziehung und Bildung	415

Deutsche Ordensobernkonzferenz: Jahrestagung 2009

Bremer , Jürgen: Medienrecht in der Praxis	317
Deutschmann , Anton: Ordensleute im Fernsehen – Darstellung im fiktionalen Bereich	321
Domek OSB , Johanna / Klosterkamp OMI , Thomas: Mediennutzung durch Ordensleute – Bricht „die Welt“ ins Kloster ein?	310
Funiok SJ , Rüdiger: „Stellt euer Licht auf den Leuchter“ – Orden und Medien heute	296
Hiestand SJ , Franz-Xaver: Film-Exerzitien	333
Kronawitter , Max: Wenn das Fernsehen kommt – Tipps im Umgang mit TV-Teams	324
Lübke , Norbert: St. Bonifatius – Internet-Kirche in www.funcity.de	343
Schütz OSB , M. Magdalena: Der Klosterladen der Benediktinerinnen auf der Fraueninsel – ein Ort der Vermittlung	338
Terwitte OFMCap. , Paulus: Medienarbeit und Berufungspastoral	328
Verst , Ludger: Von der <i>Botschaft</i> zur <i>Kundschaft</i> – Das geistliche Wort in Printmedien und Hörfunk	349

Deutscher Katholischer Missionsrat: Jahrestagung 2008

Altenhofen SSpS , Miriam: Zum Selbstverständnis der Steyler Missionarinnen	62
Büchel , Helene: Interkulturalität – Kontext der Kirche	69
Bühler-Schwingel , Heike: Die Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung Internationaler Solidarität – Entwicklungen und Erfahrungen	65
Etuosoluchukwu DDL , Ezenwafor: Die Ordensgemeinschaft der Töchter der göttlichen Liebe in Deutschland	60
Kardas , Andrzej: Der Einsatz in Deutschland – ein Abenteuer	56

.....Dokumentation.....

Rössel , Werner: Priester aus dem Ausland im Einsatz in deutschen Diözesen	58
Thenammackel , Ans Maria: Ordensleute und Priester aus der Weltkirche im Einsatz in Deutschland – Notlösung oder Lernprozess?	44
Wadin SVD , Devis Don: Missionar sein – zwischen Heimat und Sehnsucht nach der Ferne; zwischen Bindung und Loslassen; zwischen Glauben und Zweifel	47
Deutscher Katholischer Missionsrat: Jahrestagung 2009	
Gemmingen SJ , Eberhard von: Auf dem Weg zur Afrika-Synode	452
Hagemann , Hildegard: Die gestärkte Zivilgesellschaft ändert das Gesicht Afrikas	462
Kößmeier , Norbert: Afrika – Der schwierige Weg in eine hoffnungsvolle Zukunft	429
Mabanza , Boniface: Migration aus und auf dem afrikanischen Kontinent	443
Schonecke WV , Wolfgang: Afrikabezogene Netzwerke und Kampagnen	449
Sonstiges	
Tagungsbericht Arbeitskreis Ordensgeschichte	101
Hippler , Michael: Zusammenarbeit mit Afrika	76
Meier OSB , Dominicus M.: Ordenseinrichtungen und ihre Eingebundenheit in das kirchliche Arbeitsrecht und Besoldungssystem	366
Meier , Uto / Sill , Bernhard: Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung - Master of ethical Management	215

.....Neue Bücher.....

Ethik	111
Kirchengeschichte	105 / 239
Pastoral	116
Theologie und Spiritualität	121 / 246 / 373 / 488
Varia und Kurzanzeigen	253 / 382 / 507

.....Nachrichten.....

Deutsche Ordens- obernkonzferenz	88 / 226 / 361 / 478
Vatikan	80 / 221 / 357 / 468
Weltkirche	83 / 223 / 359 / 472